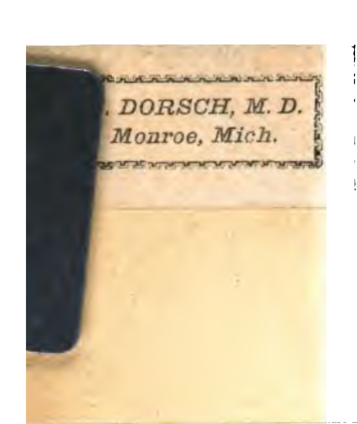


. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.



Reise

nach

Persien und dem Lande der Kurden.

Von

Moritz Wagner.

Erster Band.

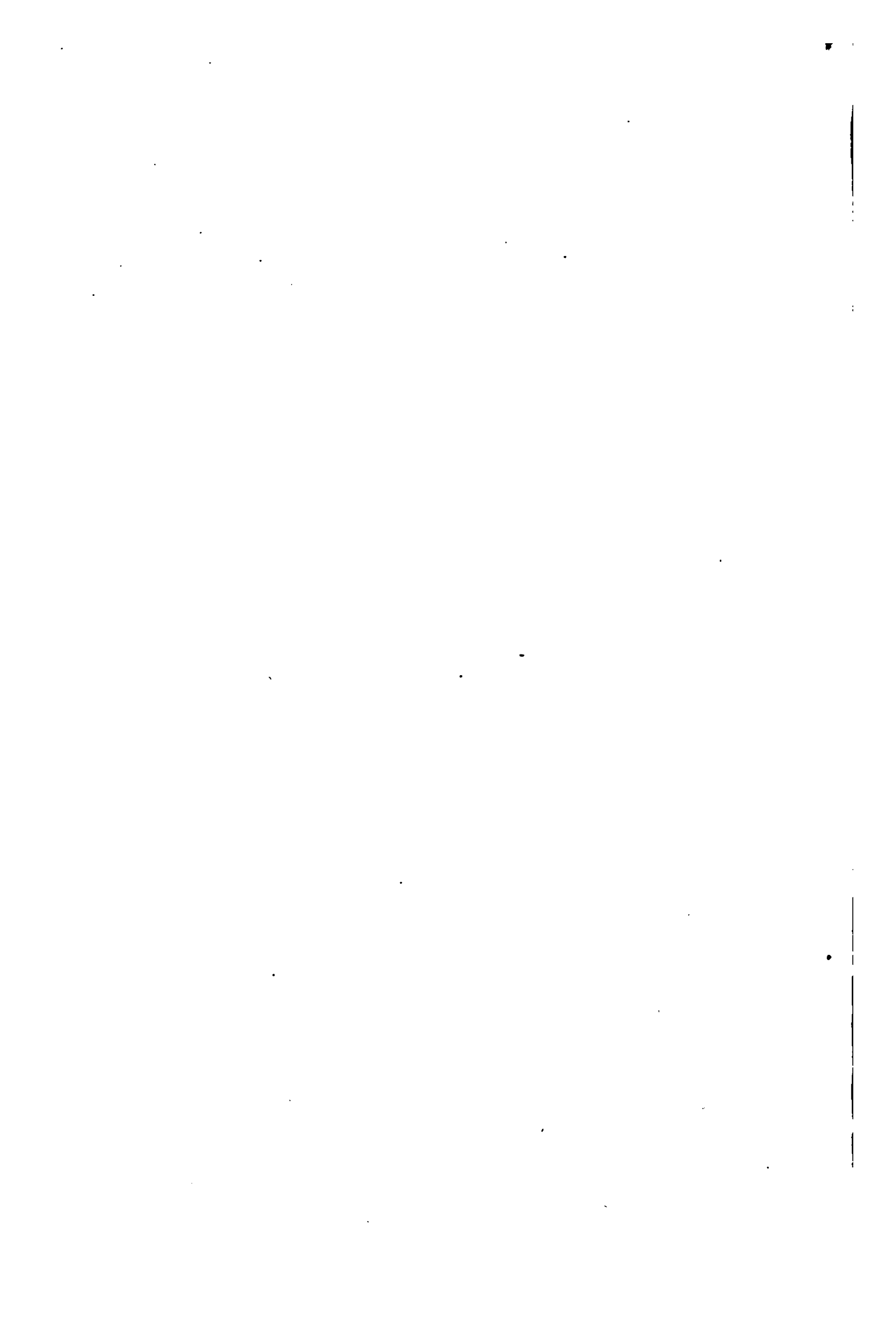
Mit einem Vorläufer:

Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus.

Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1852.



Vorwort.

Der Verfasser übergibt hiemit dem deutschen Lesepublicum den letzten und wichtigsten Theil seiner mehrjährigen Reisen und Studien im Orient. Derselbe enthält nebst einigen Denkwürdigkeiten von der Donau und vom Bosporus, den Aufenthalt im türkisch-armenischen Alpenlande, die Wanderungen in Persien und wiederholte Ausflüge zu den freien Kurdenstämmen in der Nähe jener Gebirgsgegenden, welche zu den unbekanntesten und für Naturforscher, Ethnographen und Archäologen anziehendsten, aber auch zu den gefährlichsten Gegenden Westasiens gehören, wo zwei edle Männer: der deutsche Alterthumsforscher Schulz und der Engländer Browne, Darfurs Entdecker, ihr Leben der Wissenschaft zum Opfer brachten und unter kurdischen Mörderhänden verblutend ein einsames Grab fanden.

Die politischen Wetterstürme der jüngst vergangenen Jahre hatten die Veröffentlichung dieses Buches zu einer Zeit verhindert, wo unser vaterländisches Publicum heißhungerig nach Politik fast nur Zeitungen las und die Herausgabe eines orientalischen Reisewerks für den Verfasser wie für den Verleger ein undankbares Unternehmen war.

Heute scheint unser armes Deutschland der politischen Lectüre satt und müde zu sein. Die patriotischen Wünsche, die glänzenden Hoffnungen von 1848 sind nicht in Erfüllung gegangen. Die Sünden zweier extremen Parteien, Unverstand und Treulosigkeit haben das ihrige gethan, eine unerquickliche Gegenwart herbeizuführen, welche keinen befriedigt, wenige erfreut und niemand beruhigt. Der wahre deutsche Patriot sitzt heute vor den kalten Ruinen seiner warmen Hoffnungen, trauernd wie vor der Leiche eines theuern Kindes, ohne von dem Glauben zu lassen, daß der Geist seines Lieblings still fort lebe in unsichtbaren Regionen, daß er ihn wieder schauen werde in einer schönern und geläuterten Gestalt.

Für die Länder- und Völkerkunde scheint gegenwärtig frische Empfänglichkeit zu keimen und mancher Leser folgt uns vielleicht nicht unlieb aus Europa's trüber Nebeldämmerung, von der man nicht weiß, ob sie uns die Nacht oder den Morgen bringen wird, nach den fernen Regionen Asiens, in jene so wenig bekannten Länder, wo höchst selten der Fuß eines Europäers wandelt und die noch kein deutscher Augenzeuge geschildert hat.

Aus zwei großen Ursachen muß uns der Orient immer interessant bleiben. Nicht nur leuchtete von dort der erste Frühstrahl der alten Völkercultur, sondern eine nicht ferne Zukunft bereitet dort, wenn auch die abendländische Geschichte in Thatlosigkeit, Langweile und Melancholie einen sehr langen Winterschlaf schlummern sollte, welterschütternde Ereignisse vor. Die beiden ersten Großmächte Europa's werden, durch natürliche Umstände getrieben, welche mächtiger sind als der Wille der Staatslenker, mählig aber unaufhaltsam näher gedrängt und ein staatlicher Ko-

loß, der durch die Combination des europäischen Wissens mit dem mongolischen Geiste der absolutesten Herrschergewalt und des starrsten Gehorsams eine Spannkraft im Innern und eine Schnellkraft nach Außen erlangt hat, wie sie kein Staat und kein Despot alter und neuer Zeit, kein Sesostris, kein Tamerlan und kein Napoleon besessen, wird in nicht ferner Zeit den Einen Fuß in die blühenden Ufer des Bosporus tief einstampfen müssen, um den andern Fuß, der auf dem Granitfelsen des Eismeeres ruht, bei wachsender Schwere des Körpers die rechte Balance zu halten und als scythischer Atlas auf seinen unbeweglichen Schultern nicht den Himmelsbau, aber die ungeheure Völkerlast so lange zu tragen, bis sie durch innere Verwitterung zerfällt oder durch occidentalische Orkane über den Haufen geworfen wird.

Den Leser, welcher jede politische Lectüre abgeschworen, bitte ich das erste Capitel, das eine leidenschaftslose Würdigung der östlichen Politik des Fürsten Metternich von einem wahren und warnenden Freunde Oesterreichs enthält, zu überschlagen und mit dem zweiten Capitel zu beginnen, wo ich ihm in Konstantinopel statt des viel Beschriebenen neue Gegenstände zeigen kann, welche meine Vorgänger entweder vergessen oder geflissentlich ignorirt haben.

Von dort führe ich den Leser zur eigentlichen Reise in die Länder jenseits des schwarzen Meeres und des kolchischen Prachtgebirges ein. Diejenigen geehrten Leser, welche am liebsten nur ganz Neuem, nämlich der Schilderung einer wahren terra incognita einige Aufmerksamkeit widmen, mache ich vor allem auf den Besuch der Gebirgsgegenden im Süden von Erzerum, wo die bis heute noch unbeschrie-

bene Wiege des Euphrat und die Reste einer großartigen vulcanischen Thätigkeit zu finden sind, so wie auf die Streifzüge im Osten, Süden und Westen des großen Urmiasee's, des persischen todten Meeres, aufmerksam.

Scheiterte auch meine Absicht, das geheimnißvolle Rewandoz zu betreten, in das berüchtigte Mordloch Kurdistans und in das christliche Alpenland Dschulamerk einzudringen, so gelang es mir doch, einige nicht unwichtige Notizen über den Zustand dieser fast unbekannten Gebirgsländer in deren nächster Nachbarschaft zu sammeln. Die Unterstützung einiger verehrten Freunde setzte mich auch in den Stand, einen kleinen ethnographischen und naturgeschichtlichen Anhang beizufügen, der einstweilen gleich meinen vorausgegangenen Büchern über das russische Armenien und über Kolchis als Vorläufer eines größern wissenschaftlichen Werkes dienen möge, dessen Herausgabe die ungünstigen Zeitverhältnisse mir bis jetzt nicht gestattet haben.

München, im October 1851.

Der Verfasser.

Inhalt.

I.

II.

III.

IV.

Seite

V.

VI.

VII.

VIII.

IX.

I.

Vorläufer. Denkwürdigkeiten von der Donau. Officielle Empfehlungen in freien und in absoluten Staaten. Fürst Metternich und die Schriftsteller. Gedanken eines Freundes von Oesterreich über dessen Stellung zum Orient. Eine Audienz in der Staatskanzlei. Clemens von Hügel. General von Hauer. Metternichs östliche Politik. Die Interessen Oesterreichs und Rußlands im Orient.

Herr Guizot und Lord Aberdeen hatten mich bei dem Antritt meiner orientalischen Reise mit Cirkularempfehlungsschreiben an sämmtliche französische und britische Agenten in der Levante bereitwillig ausgestattet. Die Lenker freier Staaten haben keine Scrupel, ein wissenschaftliches Reiseunternehmen, wenn auch zeitgeschichtliche und politische Studien demselben nicht fremd sind, durch officielle Documente zu unterstützen. Auch in Berlin reichte die Fürsprache eines berühmten Gelehrten hin, mich mit einer ministeriellen Recommandation an die preußische Gesandtschaft in Konstantinopel zu versehen. Mehr Schwierigkeit hatte die Sache in Rußland, wo man bereits anfing, reisende Schriftsteller, selbst wenn ihre Zwecke wesentlich nur der Bereicherung der Naturgeschichte und der Länder- und Völkerkunde galten, mit mißtrauischen Augen zu betrachten, obwohl die Reihe von

„Enthüllungen" über Rußlands innere staatliche Zustände aus englischen, französischen und deutschen Federn damals noch kaum begonnen hatte.

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg hatte Anträge zu meinen Gunsten an das dortige Ministerium der Volksaufklärung gestellt und Sr. Excellenz der russische Gesandte in Berlin Herr von Meyendorff hatte diese Anträge durch seine persönliche Empfehlung unterstützt. Es handelte sich nicht um eine materielle Begünstigung meiner Reisezwecke. Ich hatte in St. Petersburg ausdrücklich die schriftliche Erklärung niedergelegt, von der russischen Regierung und der kaiserlichen Akademie eine finanzielle Unterstützung zur Untersuchung der Länder jenseits des Kaukasus weder verlangen, noch annehmen zu wollen, im Falle solche unverlangt angeboten würde. Nur schriftliche Befehle wünschte ich an die südrussischen Civil- und Militairbehörden zum Schutz und zur Sicherheit meines Aufenthalts in jenen Provinzen, wo ich meine wissenschaftlichen Forschungen beginnen wollte.

Gerade diese Erklärung schien Mißtrauen zu erregen. Man war in St. Petersburg gewöhnt, jene russenfreundlichen Reisenden, welche über die Verhältnisse im Zarenreich nur günstige Berichte lieferten, gegen klingende Subvention nicht eben spröde zu finden. Fast zu gleicher Zeit, wo ich meine Fahrt nach dem Orient antrat begaben sich die Herren von Haxthausen und Dr. Kolenati nach St. Petersburg. Ersterer wollte staatsökonomische Notizen sammeln und die russischen Bauernverhältnisse schildern, letzterer den Kaukasus zu naturwissenschaftlichen Zwecken bereisen. Die russische Regierung bewilligte jedem dieser Herren dreitausend Silberrubel Reisegeld. Dem preußischen Baron von Haxthausen wurde überdieß auf Kosten der Regierung ein ministerieller Beamter als Begleiter und Dolmetscher

beigegeben, welcher seine Forschungen überwachen und dafür sorgen sollte, daß Herrn von Haxthausen nichts mitgetheilt werde, was der Regierung ungünstig oder mißliebig sei. Dem Dr. Kolenati aber wurde eine spätere kaiserliche Unterstützung für Herausgabe seiner Werke in Aussicht gestellt. So glaubte man der guten Gesinnung oder mindestens der Discretion dieser Herren über russische Zustände versichert zu sein und hat sich in dieser Beziehung nicht getäuscht.

An mich wurde von Seite verschiedener Akademiker und Diplomaten gleichfalls das Ansinnen gestellt, die Reise über St. Petersburg zu machen. Das sei, hieß es, der gewöhnliche Weg deutscher Forscher, welche den russischen Süden und besonders den Kaukasus bereisen wollten. Eine zuvorkommende Aufnahme von Seite der einflußreichsten russischen Staatsmänner und die besten Empfehlungen des mächtigen Polizeiministers Grafen von Benkendorf wurden mir zugesichert. Als mich all' diese schönen Versprechungen nicht zu dem großen Umweg über die Newa lockten und meine bestimmte Erklärung erfolgte, lieber auf jede russische Empfehlung und Protection im Orient verzichten als die Reise über St. Petersburg machen zu wollen, schickte mir gleichwohl der russische Unterrichtsminister Herr von Uwaroff zuletzt die gewünschten Empfehlungsbriefe. Ein officielles Cirkular von Seite des russischen Ministeriums des Innern sollte ich in Konstantinopel finden.

Nur von Seite Oesterreichs fehlte mir jede Recommandation. Bei meiner entschiedenen Vorliebe, zwar nicht für die österreichischen Regierungsgrundsätze, doch für das österreichische Volk und den Staat, welcher als erste deutsche Großmacht durch seine geographische und politische Lage berufen ist, den deutschen Namen und die deutschen Interessen im Osten zu vertreten und für deutschen Geist und deutsche Bildung an der untern Donau Propa-

ganda zu machen, waren mir Empfehlungen an die österreichischen Agenten im Orient noch wünschenswerther als an die Vertreter anderer Großstaaten, welche dort mehr Ansehen genießen und größern politischen Einfluß üben, aber dem deutschen Gemeinwesen und seinen Interessen ferne stehen. Ich beschloß daher, die Reise über Wien zu machen, in der Hoffnung durch die Fürsprache einiger dortiger Gelehrten die gewünschten officiellen Documente von Seiten der Staatskanzlei zu erlangen.

Fürst Metternich pflegte in den Tagen seiner Allmacht durchreisende Gelehrte und Schriftsteller nicht ungerne bei sich zu sehen. Er hatte gegen Männer der Feder nicht den barbarischen Groll Sr. vandalischen Majestät Genserich I. oder des Londoner Proletarierkönigs Hans Cade, welcher, nach Shakespeare, den Schreiber von Chatam blos wegen der Autorschaft seines Namenszuges hängen ließ. Auch die furchtgepaarte Antipathie gegen Literatur und Literatenthum, wie wir sie bei einem modernen Potentaten im Süden finden, welcher den Sophokles als politisch anrüchig verbietet und auf Uebersetzungen von Shakespeare und Schiller seine Sbirren und Jesuiten spüren und hetzen läßt, war dem Fürsten Metternich fremd.

Man kann auch nicht sagen, daß er gegen Bücherschreiber die souveraine Verachtung eines mächtigen Autokraten im Norden getheilt habe, welcher am heiligen Ostertage seine Gardekorporale küßt, seine Thürsteher umarmt und Baskirenhäuptlinge allergnädigst zu Kammerbällen einladet, aber seit dem Buch des Marquis Custine jeden irgend eines Autorgelüstes verdächtigen Fremden durch Cherubim in der Leibhusarenjacke von der Schwelle des Winterpalastes unerbittlich jagen läßt.

Schon weil er in der Jugend nicht mit Soldatenspiel und Pferdedressur seine besten Stunden vergeudet, vielmehr neben

seinen speciellen Liebhabereien auch manche solide Kenntnisse sich angeeignet und durch allerlei Lectüre sogar einen recht zierlichen Styl gewonnen, konnte der berühmte Staatsmann die Schriftstellerprofession, sofern sie ihm nicht allzu schroff entgegentrat, ziemlich wohl leiden. Gelehrte, Dichter, Geschichtsschreiber figurirten mit unter seinen nächsten Günstlingen und ihnen konnte er sogar leichte Anwandlungen von Liberalismus, dessen sich am wenigsten der Dichter ganz entschlagen kann, durch die Finger sehen. Hormayr, Metternichs bitterster Feind, versichert sogar, derselbe habe sich in seinen Jugendjahren mit der lüsternen Anwandlung getragen, für das Gelehrtenfach sich auszubilden, und bekanntlich ist er während seiner so langen staatsmännischen Laufbahn dem wissenschaftlichen Dilettantismus in Mußestunden nie ganz untreu geworden.

In den langen Audienzen, welche der österreichische Staatskanzler öfters deutschen wie fremdländischen Autoren gewährte, lag seinerseits wohl eben so viel Behagen als Berechnung. War er doch nicht blos gebildeter Standesherr, virtuoser Diplomat und feiner Salonmann, sondern hatte auch den schmucken Redebau in nicht gemeinem Grade in seiner Gewalt und dabei stand ihm ein unerschöpflicher Vorrath von Weisheitssätzen, eine solche Fülle von tiefklingenden Redefiguren zu Gebot, daß er selbst bei längern Unterredungen mit kenntnißreicheren und geistig überlegenen Männern nicht leicht auf den Sand gerieth, vielmehr der Biene gleich, die mit Blumenschleim die Löcher ihres Zellenbaues füttert, auch seine Wissenslücken durch zierliche Redeblümelei zu verkleben wußte. Gelahrtheit und Ideenreichthum des Besuchers haben den berühmten Staatsmann noch weniger aus der Fassung gebracht, als Napoleons grollende Löwenstimme bei der Dresdener Zusammenkunft. Er kannte ja die schüchterne Natur, das gedrückte Wesen des deutschen Doctors und Pro-

fessors, der, wenn er in seiner Studirstube über kecke weltumgestaltende Projecte brütet und seinen Gedankenflug bis zu den Wolken nimmt, doch einem großen Herrn gegenüber gar leicht das kühne Denken einbüßt, auch den stolzen Nacken zum Bücken bringt und das freie Oppositionswort in ein unterthäniges Compliment verwandelt. Fürst Metternich aber besaß alle Eigenschaften, die ihm eine Ueberlegenheit sichern mußten: eine wahrhaft imponirende Würde, Anmuth der Formen, volle Ruhe und Gemüthskühle. Und dabei hat ihn das Bewußtsein seiner staatsmännischen Macht und Standeshöhe nie verlassen, auch wenn er sich noch so huldvoll herablassend gebärdete. Füge man hinzu die ausgesuchte Courtoisie, den verbindlichen, fast schmeichelhaften Ton, den er besonders gegen Männer anzuklingen wußte, die er für sein System födern wollte, so mag man es wohl begreifen, daß es dem Fürsten Metternich gelungen, manch' schwaches Literatenherz zu erobern, welches vorher für ihn nicht sehr warm geschlagen, daß er nicht blos Deutsche und Franzosen, sondern auch polnische und magyarische Liberale in einer Audienz zu bezaubern verstand und sogar mehr als einmal einen grollenden Oppositionsmann versöhnt entließ, welcher ohne so gnädigen Empfang dem österreichischen Staatskanzler seine Politik nimmer verziehen hätte. Sogar bei Kossuth — unglaublich, aber wahr! — ist das der Fall gewesen, und ich kenne einen Wiener Hofrath, der im Besitze eines höchst kostbaren Originalbriefes des ungarischen Dictators ist, aus der Zeit, wo derselbe noch simpler Journalist, Supplicant und armer Teufel war, und in Worten des Dankes überfließt, in der begeistertsten Verehrung für den „großen Staatsmann" schwärmt, der in einer langen Unterredung sich ihm von so liebenswürdiger Seite gezeigt hatte. Fürst Metternich war Menschenkenner genug, um zu wissen, daß der Egoismus die große Triebfeder des menschlichen

Handelns und daß Eitelkeit und Eigenliebe ein Grundton der meisten Autorencharaktere ist.

Kurze Zeit vor dem Antritt meiner orientalischen Fahrten ward auch mir — ungesucht und fast unerwünscht kann ich aufrichtig und bescheiden sagen — die Auszeichnung zu Theil, zu einer Unterredung mit dem Fürsten Metternich gerufen zu werden. Ein bekannter Dichter und Vertrauter des Fürsten, welcher in der Allgemeinen Zeitung die meisten Artikel für das Metternichsche System im Sinn und Auftrag seines Meisters schrieb, hatte ihm von meinen Reisezwecken gesprochen, und erhielt den Auftrag, mich zu benachrichtigen: daß der Staatskanzler in einer besondern Audienzstunde mich empfangen wolle, mich kennen zu lernen wünsche, daß er auch bereit sei, mit Empfehlungsbriefen an den Internuntius und die Consulate Oesterreichs in der Levante mich auszustatten. Letztere Aussicht überwand bei mir gewisse Bedenklichkeiten einer fest begründeten politischen Ueberzeugung, sowie die Furcht, möglicherweise ein paar Stunden antichambriren zu müssen, was mir immer als das verhaßteste Geschäft in dieser Welt erschien. Der Zudrang zu den Vorzimmern Sr. Durchlaucht war bekanntlich so groß, daß selbst mancher wohlbetitelte und bekreuzte Herr Monate lang den täglichen Gang wiederholen und auf des Vorzimmers rothsammtnen Divans lange bange Stunden des Harrens kosten mußte, bevor sich ihm die Himmelspforte des fürstlichen Empfangszimmers aufthat. Nur ganz Auserwählten wurde das Glück zu Theil, mitten aus den Audienzharrenden Hof- und Staatsräthen, Prälaten und Bankiers ꝛc. zu allererst außer der Reihe gerufen zu werden. Als einen solchen Begünstigten könnten wir unter Andern einen französischen Romanschreiber, Monsieur Balzac, nennen.

Den Abend vor dem bezeichneten Audienztag brachte ich in

der Gesellschaft eines berühmten Gelehrten zu, der in orientalischen Dingen als Autorität gilt, früher als Beamter der Staatskanzlei mit dem Fürsten auf freundlichem Fuße stand, später sich mit ihm entzweite und pensionirt wurde. Auf mein geäußertes Bedenken, ob es mir wohl gelingen werde, den Fürsten zu einer Aeußerung seiner Ansichten über die politischen Verhältnisse des Orients zu vermögen, antwortete dieser Gelehrte: „Stellen Sie immerhin an Metternich eine bestimmte Frage. Er nimmt das nicht übel und ist bei guter Laune mittheilsamer, als er als Diplomat vielleicht sein sollte. Auch hat mit den Jahren sein Vergnügen zu schwatzen und sich schwatzen zu hören merklich zugenommen. Nur Eines vergessen Sie nicht! Fallen Sie ihm nie in die Rede, solange er im Zuge ist, sonst erinnert er sich plötzlich, daß er alt und plauderhaft geworden. Immerhin mag der Fürst wünschen, bei Ihnen als einem Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung ein paar Worte über die österreichische Politik im Orient fallen zu lassen, denn sonst hätte er Sie nicht zur Audienz gerufen."

Die österreichische Politik im Orient! Hat es seit dem Passarowitzer Frieden im Wiener Cabinet eine orientalische Politik gegeben, die ihrer Mittel, ihres klar gezeichneten Ganges und nothwendigen Zieles sich bewußt war? Wohl hatten Eugens glanzvolle Siege zu Anfang des vorigen Jahrhunderts des römisch-deutschen Reiches verjährte Schmach und der ganzen Christenheit gemeinsame Schande herrlich gerächt. Der Umschwung der Verhältnisse, der Beweis der überlegenen kriegerischen Macht Oesterreichs war unwiderleglich dargethan. Nicht nur ganz Ungarn war von den Türken gesäubert, auch ein schönes Stück Serbiens und der Wallachei mit der wichtigen Donaustadt Belgrad war von der Pforte an den „Cäsar von Wien" abgetreten. Es entstanden deutsche Ansiedlungen am serbischen Donauufer,

welche seitdem spurlos verschwunden sind.*) Der hochmüthige Türke, welcher zweimal in zwei Jahrhunderten mit seinem begeisterten Allahgeschrei Wiens Bastionen erschütterte, und erst 30 Jahre vor dem Passarowitzer Frieden seine Pferde im deutschen Donauwasser hatte saufen lassen, der brutale Eroberer von Byzanz, mit dem seines Barbarendünkels wegen diplomatisch kaum verkehrt werden konnte — wie war er plötzlich so manierlich, so asiatisch artig gegen den Nemtsche-Giaur geworden, dessen starken Arm er bei Peterwardein und Belgrad erst so empfindlich hatte fühlen lernen. Wie seltsam, fast mährchenhaft klingt die Schilderung des türkischen Reichshistoriographen von der glänzenden Aufnahme, welche der kaiserliche Friedensbotschafter Graf Wirmond in Stambul gefunden, und der detailirte Bericht über die sieben mal sieben Geschenke, welche der Großherr mit einem Gefolge von unerhörter Zahl und Pracht nach Wien gesandt! — Und das war so wenige Jahre nach der Regierung jenes Sultan Mohamed IV., des türkischen Nimrod, welcher durch seinen Kaimakan den russischen Botschafter, weil er sich nicht tief genug vor seinem Throne bücken wollte, mit Schlägen zur Thüre hinauswerfen ließ. Ja noch zwei Jahre nach dem Abschluß des für Oesterreich so ruhmvollen Passarowizer Friedens wurde dem moskowitischen Botschafter, der bei Erneurung des Friedensvertrags zwischen Rußland und der Pforte, für seinen Herrn den Selbstherrscher aller Reußen, den Kaisertitel begehrte, türkischerseits feierlich erwiedert: die hohe Pforte erkenne nur zwei Kaiser auf dieser Erde an, nemlich den Padischa von Stambul und den „Betsch-tschasari" d. h. den Cäsar von Wien.

*) S. Driesch und Ranke's Geschichte der serbischen Revolution. Eine dieser Ortschaften hieß Zweibrücken und war von Pfälzern bewohnt.

Der Nemtsche-Giaur war also der einzige unter seinen ungläubigen Gegnern, den der Osmane als seinen ebenbürtigen Rivalen in Osteuropa, als seinen verhaßten, aber mächtigen, im Waffenhandwerk wohl geübten Gegner behandelte. Immer wurde der Krummsäbel der Spahi und des Janitscharen sorglicher gewetzt, wenn es galt, den harten Damaszener an der wuchtigen Eisenschwere deutscher Ritterschwerter zu erproben, als wenn er gegen einen andern Feind aus der Scheide fuhr. Man braucht hierüber nur die türkischen Reichsgeschichtsschreiber bis zur Regierung Sultan Achmet III. nachzulesen. Die Polen, die Venetianer, die Russen, selbst Frankreich und England waren damals in den Augen der Türken neben dem deutschen Reiche nur Mächte zweiten Rangs. Selbst der „weiße Schnurrbart" *) im Norden, der Schöpfer eines kolossalen Reiches, welcher Schweden als Großmacht zertrümmerte, den Kaukasus zittern machte, Persien demüthigte und bis in die paradiesischen Gauen des Wunderlandes Masenderan den wunderbaren Ruf moskowitischer Siege trug, hatte der Pforte keine so hohe Meinung von seiner Kriegsmacht beizubringen gewußt. Ja, er verdankte es sogar türkischer Großmuth und den klingenden Diplomatenkünsten seines Kanzlers Schaffiroff, wenn in den Pruthsümpfen mit seiner Person nicht auch seine Krone stecken blieb.

Die Geschichte hat seit dem Passarowizer Frieden von den Erfolgen Oesterreichs im Orient gar wenig Rühmliches aufzuzeichnen. Kein Montecuculi, kein Eugen führte mehr die Adlerfahne und die gute deutsche Klinge gegen Halbmond und Roßschweif, die für die unglücklichen Christenvölker an der untern Donau die Symbole unerträglichen Tyrannenjoches blieben. Es

---

*) So nannten die Türken Peter den Großen.

schien mehr Schwäche und Schlaffsucht, mehr thatlose Unentschlossenheit, als falsche Großmuth oder politische Berechnung, welche das Wiener Cabinet unter der Leitung des Grafen Zinzendorf, welchen die Zeitgenossen als den besten Koch und den schlechtesten Staatsmann Europa's bezeichneten, wie unter seinen Nachfolgern bewogen, aus den Verlegenheiten der Pforte keinerlei politische Vortheile zu ziehen, den einreißenden Verfall des osmanischen Staates, die Unzufriedenheit, die Aufstände der schwer gedrückten Rajas nicht zur Gründung eines starken christlichen Donaureiches, von den Karpathen bis zu den Ufern des Pontus unter dem Heerbann Oesterreichs als Oriflamme deutscher Nation zu nützen, vielmehr es dem aufstrebenden ehrlüsternen Nachbarn im Norden ganz allein zu überlassen, mit rauher Bärentatze von dem Goldreifen des sinkenden Halbmondes ein Stück nach dem andern abzureißen.

Serbien und die Wallachei, sogar der wichtige Donauhafen Belgrad, welchen Eugens Heldendegen für Oesterreich gewonnen, gingen durch die zaghafte Schwäche des Wiener Cabinets, durch Succows Verrath, durch Wallis' diplomatische Unfähigkeit und die Feigheit eines Neipperg, der im Türkenlager mehr für sein Leben als für Oesterreichs Ehre zitterte, wieder verloren.

Gelegenheiten, diese Provinzen wieder zu erlangen, boten sich in der Folge oft — man hat sie nie benützt. Die türkische Reichsgeschichte registrirt zwei Decennien nach dem Frieden von Passarowiz die Trophäen des Sieges von Kruzka sammt den diplomatischen Errungenschaften des für Oesterreich schimpflichen Belgrader Friedens und in den Phrasenschwulst orientalischen Styles mischt der türkische Hofschreiber all' seinen ätzenden Hohn über den geschwächten und gedemüthigten „Nemtsche-Giaur" d. h. den deutschen Ungläubigen. Der ehrliche und patriotische Hammer-Purgstall aber wirft voll Verdruß seine Feder

weg und läßt seine osmanische Geschichte unvollendet, um nicht der Trompetenbläser russischer Triumphe sein zu müssen.

Seitdem vegetirt der „Betsch-tschasari“ im Andenken der Türken als eine sagenhafte Gestalt, als eine jener morschgewordenen Herrlichkeiten, welchen nach des Morgenländers fatalistischer Vorstellung der alte Fluch der Vergänglichkeit auf die Stirne gegraben ist. Joseph II. mattgeführter Feldzug hatte kein günstiges Resultat. Der moskowitische Zar nahm seitdem in der Machtvorstellung der Orientalen den Platz des römisch-deutschen Imperators ein und mit dem Padischatitel, den jenem die Pforte in Folge seiner erprobten Waffenüberlegenheit nicht länger vorenthalten konnte, trat sie ihm die schönsten Küstenländer des schwarzen Meeres ab.

Zu Baktschi-sarai, in der mährchenhaften Tartarenstadt, wiegte, nach Münnich's und Dolgorucki's Siegen die große Katharina ihren majestätischen Leib auf den wohligseidenen Divankissen desselben Chanpalastes, wo einst Maria Potozka, die unglückliche Heldin in Puschkins vielbekanntem Gedicht, unter den Dolchen eifersüchtiger Haremsfurien verblutet war. Die Tartarenmacht, die goldene Horde waren vor den moskowitischen Donnerbüchsen und den Kosakenlanzen zerstoben, gleich wie die luftigen Gebilde der Fata morgana in den Steppen vor den rauhen Nordstürmen. Im schwarzen Meer, wo man vor 80 Jahren außer einigen elenden Kosakenbooten kein russisches Schiff gesehen, dominirt heute fast ausschließlich nur die russische Kriegsflagge. Vom Dnieper bis zum Phasis, den einst die goldlüsternen griechischen Vließsucher beschifften, zieht sich heute die lange Reihe von aufblühenden Städten und Seehäfen, zum Theil von deutschen Auswanderern bevölkert, denen es dort nicht vergönnt ist, unter deutschem Schutze zu leben und zu wirken.

Aber nicht blos nach Osten streckte der nordische Briareus

seine tausend begehrlichen Finger aus. Nach allen Himmelsgegenden war sein Appetit der gleiche. Alle Provinzen und Völker, die im Bereiche seiner scharfen Krallen lagen, wurden, ungefragt ob gerne oder nicht, in des Hunderthändigen Umarmung gerissen. Finnland, Polen, die Küstenländer am Kaspischen See, Bessarabien, die Krim, das herrliche Kolchis, sie hatten der russischen Ländergier nicht genügt. Auch an der Donau herauf, wo durch historische Rolle und politische Stellung Oesterreich die erste Anwartschaft gebührte, wandelte der Koloß mit Siebenmeilenstiefeln unaufhaltsam vorwärts, die ehernen Füße in beide Ufer stampfend. Die Sulinamündungen sperrten russische Schlagbäume. Die Moldau und Wallachei bekamen russischen Schutz und russische Garnisonen, Serbien wurde Rußlands Protektorat gnädig gewährt. Selbst in Gegenden, welche weit von der russischen Grenze liegen, wie in dem Bergland Montenegro wurde das russische Schutzpanier aufgesteckt und der unbändige Stamm der Tschernogorzen bequemte sich einen Vladika zu ernennen, der seinen Jahresgehalt aus den Händen des Seckelmeisters Sr. Majestät des Kaisers aller Reußen bezieht.

So hatte sich mit schweigender Zustimmung oder mindestens bei vollkommener passiver Resignation Oesterreichs der russische Einfluß rings um die österreichischen Ostgrenzen eingenistet, wo er nicht hingehörte —, der russische Herrscherton war überall laut geworden, wo Oesterreich seiner Stellung, seinem Interesse, seiner Würde und seiner Zukunft schuldig war, diese fremde Einmischung nicht zu dulden, wo es eine selbstthätige Rolle, die ihm Natur und Nothwendigkeit als selbstständiger Großmacht auferlegten, nicht zurückweisen durfte, wollte es nicht seine Stellung im Osten an der wichtigsten und baufälligsten Seite seines großen Staatsgebäudes mit eigenen Händen untergraben und zerrütten

helfen. Wohl hat der geistreiche Fragmentist, der in unsern Tagen für seine hellen Blicke in eine trüb dämmernde Zukunft eben so wenig Glauben und Dank gefunden, als weiland die Seherin von Ilium, auf jenes unermeßliche Chaos von Kräften warnend hingedeutet, welches unter jenem Himmelsstriche Eines Willens, Eines Impulses gewärtig ist, und im weiten Halbringe sich um Europa schlingt, um den letzten Schöpfungsact im Bau der abendlichen Welt vorzubereiten und mit eiserner Runenschrift den slavogräkischen Gedanken in die Weltgeschichte einzuweben. Und ein anderer länderkundiger Beobachter, der sich in den danubisch-pontischen Gegenden viel umgesehen und uns so wahre, so lebensvolle Schilderungen als Frucht seiner dortigen Studien hinterlassen hat — wie trübe tönt mitten durch seine Bewunderung russischer Weltmacht ein ahnungsvoller patriotisch-banger Seufzer, wenn er des weiten Klanges erwähnt, den heute der Name „Russia" durch alle Steppen und Pußten an der Donau und am schwarzen Meer gefunden. So weit hinaus über die weiten Grenzen des heutigen Rußlands dringt dieser Name, der jenen Ländern bald wie eine Fanfare, bald wie eine Todtenglocke, bald wie eine Kanone tönt, und von hundert Völkern angerufen wird, die ihn verehren, und von hundert andern, die ihn fürchten.

Dergleichen Reminiscenzen aus zeitgeschichtlicher Lectüre, und als Conversationsfrüchte levantekundiger Männer summten mir durch den Kopf, als ich im Salon des berühmten Wiener Gelehrten von österreichischer Politik im Orient hörte. Ich kannte damals freilich den Orient nur aus Büchern, aus historischen Thatsachen, aus den Urtheilen und den Schilderungen einsichtsvoller Männer, welche dort gelebt. Ich hatte mich in den Donauprovinzen, in der Türkei, in den russisch-tartarischen Steppenländern noch nicht selber umgesehen. Aber wie Manches mir

dort bei später persönlicher Anschauung und nach vollbrachter dreijähriger Wanderung anders vorgekommen ist, als ich es mir vorgestellt hatte, wie seltsam oft die Verwandlung war, welche Verhältnisse und Menschen in meiner Auffassung bekamen, nachdem ich sie nicht blos gelesen und gehört, sondern vielfach befühlt und geprüft, und mit und unter ihnen gelebt hatte — Eines blieb bei mir nach wie vor dieser persönlichen Beobachtung östlicher Zustände unverrückt dasselbe: meine Ansicht von dem nothwendigen Gange der österreichischen Politik in der orientalischen Frage. Er war so bestimmt gezeichnet, lag so klar zu Tage! —

Daß der Türkenstaat seit dem Frieden von Carlowicz in Verfall und seit der gelungenen Griechenerhebung in einem Auflösungsprozesse begriffen ist, weiß heute selbst der kleinstädtische Philister, der nur sein Wochenblättchen liest. Mag man über den schnellen oder langsamen Gang der Verwesung noch so verschieden denken, das Factum steht fest: daß eine Wiederherstellung des Türkenreiches in seiner alten Macht und Größe gegenwärtig ein Ding der Unmöglichkeit ist, selbst wenn ein energischer Geist, wie Mohamed II. oder Suleiman der Große, wieder auf dem osmanischen Thron säße. Daß auch die verspäteten und ungeschickten Experimente neutürkischer Adepten dem Siechthum nicht Einhalt zu thun vermögen, es vielleicht nur beschleunigen, das haben die seitherigen Erscheinungen bewiesen. Die Hauptursache dieses Verfalles liegt keineswegs in einem Rückwärtsgehen der türkischen Cultur, sondern in ihrem Stillstehen zur Zeit, wo Europa sich nach beendigten Reformationskriegen geistig wie materiell am kräftigsten regte.

Die Reformation hatte in einem großen Theile Europa's die Freiheit des Gedankens von der erdrückenden Alp kirchlicher Bevormundung befreit. Die Zeit, wo Christoph Columbus vor

den Prälaten und theologischen Professoren zu Salamanka Rede stehen mußte, da sein geistiges Auge auf der andern Hemisphäre einen neuen Welttheil erblickte, wo der edle Galilei wie ein armer Sünder Buße that, weil er für diesen Erdball die Bewegung in Anspruch nahm, wo großen Denkern, wie dem Macchiavell und dem Keppler, Kerker und Folter drohten, wo Lactantius und Sanct Augustinus oder eine Stelle im Brief Petri an die Hebräer mehr Autorität hatten, als alle mathematischen Beweise und sonnenklaren Thatsachen, dieser tausendjährige Hemmschuh, in welchen die menschliche Denkkraft durch die Herrschaft der Kirche eingespannt worden, war gesprengt. Der dumpfe mittelalterliche Geist mit seinem Fanatismus und Aberglauben war vom Geist der Freiheit und der Toleranz, welchen die Reformation geweckt, zurückgedrängt worden. Letztere rief nun rasch jene Reihe hochwichtiger Entdeckungen und Erfindungen in allen Zweigen des Wissens hervor, welche dem zurückgehaltenen Gang der Civilisation beflügelte Eile gaben, mächtige Reformen und Veränderungen im Staatenmechanismus und Völkerleben hervorbrachten und noch zahlreichere Ideen von wünschenswerthen Verbesserungen in Umlauf setzten.

Diesem großen weltlichen Reformgedanken, welcher der kirchlichen Reformation im christlichen Europa auf dem Fuße folgte, haben die mahomedanischen Reiche zu spät Gehör gegeben und daraus keimte ihr Verderben. Ein Jahrhundert des Zurückbleibens läßt sich nicht mit Sprüngen nachholen ohne große Inconvenienzen, ohne die Maschine aus den Fugen zu treiben.

Wäre gleichzeitig mit Peter dem Großen, der wie Custine so treffend sagt, das wichtige Problem einer Combination des europäischen Wissens und Verstandes mit dem Geiste Asiens durch den kühnen Griff seiner Riesenfaust zu Stande gebracht und damit den Grundstein zu einem Weltreiche so eigenthümlicher

Art gelegt, wäre damals ein Reformator auf dem Throne Osmans gesessen, der, wenn auch nicht das Genie des großen Zaren, doch die Energie und den redlichen Willen eines Mahmud II. gehabt, so hätte sich das Türkenreich wahrscheinlich noch zur rechten Zeit erstarkt und auf Jahrhunderte hinaus seine Existenz und Macht gerettet. So aber wollte das Schicksal, daß Janitscharenaufruhr den schwachen Achmet III. damals auf den Thron erhob, den seine Soldateska zwang, in alttürkischer Weise fortzuregieren und daß unter den Nachfolgern des klugen Großwessirs Mustapha Köprili keiner war, der mit seinen Fußstapfen staatlicher Verbesserung und gerechter Behandlung der Raja trat. Rußland allein blieb im Besitze des Geheimnisses, 60 Millionen Menschen der verschiedensten Racen und Religionen mit Hülfe der administrativen Einrichtungen Europa's auf orientalische Weise zu beherrschen und zugleich dem Regierungsmechanismus eine Schnellkraft zu geben, die selbst das ungeheure Hemmniß übergroßer räumlicher Ausdehnung beinahe zu überwinden verstand.

Damals, wo der kriegerische Geist in den moslemischen Völkern Vorderasiens noch nicht gebeugt, der Glaube an ihren guten Stern durch die spätern unglücklichen Kriege noch nicht erschüttert war, damals würde das von Stambul ausgegebene Beispiel der Reform in Verwaltung und Heerwesen anregend auf den ganzen moslemischen Orient gewirkt und dem großen Völkercomplex einen neuen prometheischen Lebensfunken eingehaucht haben, ehe ihn Erstarrung und Lahmheit befallen, der türkische Padischa hätte für ganz Vorderasien die Rolle des großen Zaren spielen können. Aber die Vernichtung der Janitscharenmiliz, welche am allerwenigsten von einer Reform im Kriegswesen hören wollte, mußte dann gleichzeitig mit der Vernichtung der russischen Strelitzenmacht eintreten. Zum Unstern der Türkei kam sie und

mit ihr das Mittel der Rettung um ein volles Jahrhundert zu spät. Ein dauernder Neubau von Byzanz sollte nicht durch türkische Hände gelingen und der Fluch, den der sterbende Mameluk Kurt-bai dem Enkel Osmans, seinem Henker, zugerufen: „Auch eure Zeit wird kommen und euer Reich in Nichts zerstäuben!“ — er wird in Erfüllung gehen.

Oesterreich hatte dem verfallenden Osmanenstaat gegenüber die Wahl zweier Wege. Entweder feste Allianz mit Rußland zur schnellen oder allmähligen Vernichtung des Türkenreichs, wenn dessen Ruin als unabänderlich galt, und gleichmäßige Theilung des osmanischen Erbes, oder festes Trutz- und Schutzbündniß mit der Pforte und andern Großmächten gegen Rußland zur Erhaltung der Türkei, wenn man diese Erhaltung von höchster Nothwendigkeit im Interesse Oesterreichs und Europa's betrachtete und an deren Möglichkeit glaubte.

Jeder andere Weg konnte nur zum Nachtheil Oesterreichs ausschlagen, konnte nur zu politischen Niederlagen führen, am allermeisten das traurige System des Nichtsthuns, des passiven Zuschauens, während jeder neue Krieg im Osten das Zarenreich mit einer schönen Provinz vergrößerte und dessen militairische Macht durch stete Uebung stärkte.

Nicht Scrupel des Rechtssinnes oder der Dankbarkeit konnten das Wiener Cabinet abhalten, den Verfall des Türkenstaates zu seiner Arrondirung gegen das illyrische Dreieck hin zu nützen und sich die Donauherrschaft bis zu ihrer Mündung zu sichern. Wahrlich der Türke hatte sich gegen Oesterreich nie durch Großmuth ausgezeichnet, noch durch seinen Rechtssinn von Invasionen abhalten lassen. Er war an der Donau stets erobernd aufgetreten, solange er seine Stärke fühlte und hatte eine freundnachbarliche Miene gegen den römisch-deutschen Kaiser erst dann angenommen, als er das Sinken der Kräfte spürte.

Das vergangene Jahrhundert, wo Oesterreich diese entsagende Großmuth gegen den ungläubigen Nachbarn übte, hat überhaupt nicht glänzende Zeugnisse historischer Dankbarkeit aufzuweisen. Der Staat, welcher den Kara-Mustapha unter die Mauern von Wien geschickt, um die Kaiserstadt mit Feuer und Schwert einzunehmen, wurde in seiner spätern Schwäche geschont, während der Staat, der seinen Heldenkönig Sobieski unter die Mauern von Wien gesandt, um die Kaiserstadt von ihren barbarischen Drängern zu befreien, in seiner spätern Schwäche erobert und getheilt wurde. Doch das soll nur gesagt sein zur Wahrung des alten Satzes: daß im Wörterbuch der Politik das Wort „Dankbarkeit" noch keine Stelle gefunden, und zum Beweise, daß es ein andrer Grund gewesen sein muß, welcher Oesterreichs so uneigennützige und entsagende Politik gegenüber dem verfallenden Osmanenstaat motivirte.

Um das Räthsel der Metternichschen Politik im Osten zu lösen, ward unter den Politikern viel hin und her gesonnen und geredet. Das Treffendste hierüber hat wohl vor Jahren einmal Thiers auf der Rednerbühne der Deputirtenkammer gesagt.

Fürst Metternich empfing mich damals in derselben huldvollen Weise, womit er manches Autorenherz gewonnen. Die Kunde des Orients, sagte er, liege ihm sehr am Herzen, auch lese er in seinen Mußestunden nichts lieber, als naturwissenschaftliche Bücher. Ueber die Liebe zur Wissenschaft fielen recht schöne Worte, meinem Reiseunternehmen wurde die volle fürstliche Theilnahme zugesagt und die gewünschten Empfehlungsbriefe sollten mir eingehändigt werden. Der Fürst wollte sich meiner afrikanischen Reiseberichte noch recht genau erinnern, sagte mir hierüber viel Verbindliches, und ich mußte seine Güte um so höher anschlagen, als ich einigen Grund hatte zu glauben, daß

er diese Berichte nie gelesen, sondern nur durch den Baron Z... Vortheilhaftes davon sprechen gehört.

Sr. Durchlaucht war von demselben Günstling auch unterrichtet, daß neben der Fauna und der Geologie der orientalischen Länder möglicherweise auch deren staatliche und gesellschaftliche Zustände einen Theil meiner Studien absorbiren, und daß vielleicht einige Früchte dieses Studiums schwarz auf weiß d. h. in Beilage-Aufsätzen der Allgemeinen Zeitung sichtbar werden könnten, welche zu jener Zeit als das einzige im Kaiserstaat erlaubte große deutsche Blatt einer Bedeutung und eines Ansehens in Oesterreich genoß, wie sie heute bei dem Ueberfluß an Journalen, bei der Uebersättigung des Publicums schwerlich irgend einem Blatt mehr zu Theil wird.

Fürst Metternich, der mit mir höchst gesprächig ein Stündchen in seinem Arbeitzimmer auf und ab ging, berührte zuletzt die Politik. Als ich an ihn die Bitte stellte, mir seine Ansichten mitzutheilen, wie ein Deutscher die orientalische Frage vom deutschen Standpunkt aufzufassen habe, schwieg er einen Augenblick und über sein fein und edel geschnittenes aristokratisches Gesicht spielte ein Zug, den man fast für eine Anwandlung von Verlegenheit hätte halten können, wenn solche bei einem so redeflüssigen und wortgerüsteten Großdiplomaten überhaupt denkbar wäre. Sr. Durchlaucht geruhte mir zu sagen, daß sein Freund und Vertrauter Baron Clemens von Hügel, der seine Ansichten über die türkische Frage genau kenne, mich hierüber des Nähern und Bestimmtern belehren werde. Nach einigen indifferenten Aeußerungen kam jedoch der Fürst selbst wieder auf die große östliche Angelegenheit zu sprechen, die einzige, welche damals die europäischen Großmächte neben ihren innern Verlegenheiten sehr ernstlich beschäftigte. Ich glaube die Aeußerungen des berühmten Staatsmannes hier nicht wörtlich wiedergeben zu dürfen und

bemerke nur, daß die Hindeutung auf die Nothwendigkeit einer friedlichen und erhaltenden Politik Oesterreichs der kurze Sinn der ziemlich gedehnt und allgemein gehaltenen Bemerkungen war. Durch eine kleine Pause im ergiebigen Redefluß ließ ich mich gegen den Rath des Hofrath von *** zur interruptiven Zwischenfrage verleiten: ob die erhaltende Politik auch da an ihrem Platze sei, wo man durch die übergroße Ausdehnung des Nachbars Gefahr laufe, Licht und Luft zu verlieren, und ob die Friedensliebe so weit gehen dürfe, fremdes Protectorat in Ländern zu dulden, welche Oesterreichs Grenze berühren, bei Völkern desselben Stammes, dessen Repräsentanten auch unter österreichischem Szepter stehen?

Diese Zwischenfrage und vielleicht mehr noch der nicht ganz unterwürfige Ton, in dem sie ausgebracht worden und den man in der Staatskanzlei fast ausschließlich zu hören gewöhnt war, mißfielen sichtlich und schnitten leider die Conversation ab. Man schien sich plötzlich zu erinnern, daß Zurückhaltung zum diplomatischen Wesen gehöre, und gab mir zu verstehen, daß auch hinsichtlich dieses Punktes der genannte Baron den Auftrag erhalten werde, sich meiner Unkenntniß und Wißbegierde zu erbarmen und mich zu belehren, warum die östliche Politik so und nicht anders sein könne und dürfe. Ueberdieß bereise gegenwärtig der General von Hauer die türkischen Donauländer in einer politischen Mission, und ich könnte diesen Diplomaten, der mich bestens aufnehmen würde, in Belgrad finden. Die Audienz war zu Ende. „Wir müssen uns noch einmal sprechen,“ sagte Fürst Metternich im huldvollsten Ton und der letzte durchdringende Blick der schönen ruhigen blauen Augen schien zu fragen: ob ich wohl auch so beglückt und entzückt von so freundlicher Herablassung von dannen ziehe, wie andere Literatoren?

Auf die Unterredung mit dem Vertrauten des Staatskanzlers,

dem Baron Clemens von Hügel, war ich nun um so gespannter, weil ich aus seinem Munde endlich in die eigentliche Geheimlehre des österreichischen Resignationssystems im Osten eingeweiht zu werden und über die türkische Frage ganz neue Gesichtspunkte eröffnet zu sehen hoffte. Baron Clemens von Hügel war Staatsarchivar, figurirte neben Jarcke, Pilat und dem Schaffhauser Ex-Antistes Hurter unter den Commis der Staatskanzlei, war von jeher ein Freund des Metternichschen Hauses und vom Fürsten speciell beauftragt, ihm alle interessanten und lesenswerthen Zeitungsartikel anzustreichen. Derselbe nahm mich wie alle ihm vom Fürsten Empfohlenen mit ungemeiner Artigkeit auf und ich fand in seinem Salon Männer, welche den Orient aus eigener Anschauung kannten, z. B. den kenntnißreichen Bergrath Russegger und den berühmten indischen Reisenden Karl von Hügel. Viel ward dort über die Levante gesprochen, nur gerade das hütete man sich zu berühren, was im Munde österreichischer Politiker das Nächste und Wichtigste hätte sein sollen: die Machtverhältnisse Rußlands und Oesterreichs im Osten und den nothwendigen Gang, welchen die Wiener Politik einschlagen mußte, um den scythischen Herkules, der alle Völker, die ihm im Wege standen, in seinen Armen erstickte oder seinem Riesenleibe assimilirte, sich vom Leibe zu halten oder ihm mit ebenbürtiger Kraft entgegen zu treten, mit andern Worten: um das verlorne Gleichgewicht und den preisgegebenen Einfluß Oesterreichs an der untern Donau wiederherzustellen.

Mögen Diplomatenkünste eine gewaltsame Lösung der großen Frage auch noch lange hinausschieben, immer muß man auf den Moment gefaßt und der Krise gewachsen sein. Was wird nun Oesterreich thun, wenn das russische Protectorat der Donaufürstenthümer sich in ein bleibendes Besitzthum verwandelt, wenn zuletzt auch Byzanz und mit ihm der Brückenkopf des Pontus,

das Thor des levantinischen Handels und der östliche Schlüssel des Archipelus und Mittelmeeres in russische Hände übergehen? — Man wollte nichts von solchen Gefahren wissen, man ignorirte die Werften, die Kriegshäfen und die Flotten von Nicolajeff und von Sebastopol, diese Damoklesschwerter, die an langen Pferdehaaren gebunden über dem Scheitel Stambuls und des armen Sultans schweben. Man sprach lieber von der australischen Flora, welche in Hietzings Gewächshäusern so stattliche Vertreter hatte, von den prächtigen Papageien, die dem Baron Karl Hügel vom Ganges zur Donau gefolgt, vom Wunderland Fasoglo, wo Bergrath Russegger nach Gold gegraben, von Mehemed Ali und Rundschit-Singh, vom blauen Nil und blauem Dunst. Man machte es wie der Vogel Strauß, der da glaubt durch Begraben der Augen im dicken Federpelz dräuenden Gefahren zu entgehen und meinte vielleicht mit jenem römischen Cäsar, daß die Dinge nicht geschehen, wenn man nicht von ihnen rede, und daß in großen Uebeln Stummsein der beste Talisman sei.

Dank meiner beharrlichen Zudringlichkeit gelang es mir zuletzt dennoch, den doctrinären Baron Clemens von Hügel zu einem politischen Privatissimum über den Orient zu bewegen. Leider habe ich davon gar wenig profitirt. Herr von Hügel verstand es meisterhaft, Parade zu machen mit einem Wust gehaltloser Scheingedanken, mit Rhetorik und philosophischen Redensarten, die Leerheit seines Hirns zu verblümeln und nichtigen Worten einen Anstrich von Gedankentiefe zu geben. Auf gewisse Menschen hat er damit manchmal Eindruck gemacht, besonders in den ersten Augenblicken. Näher betrachtet erkannte der nüchterne Beobachter bald die geistige Dürre, die Armuth an gesunden Ideen. Man konnte von dem seligen Staatsarchivar, wie Shakspeare von jenem Venetianer sagen: „Seine vernünftigen

Gedanken sind zwei Weizenkörner in zwei Scheffeln Spreu versteckt; ihr sucht den ganzen Tag, bis ihr sie findet, und wenn ihr sie habt, so verlohnen sie das Suchen nicht."

Im ersten Augenblick war ich verwundert, warum gerade ihn Fürst Metternich zum Dolmetscher seiner Ansichten, zum Ausleger der östlichen Politik Oesterreichs wählen konnte. Bei längerm Nachdenken erschien mir diese Wahl ungemein klug. War doch die östliche Politik, wenn nicht der schwärzeste und anrüchigste, doch der politisch schädlichste Fleck im Metternichschen System und bedurfte allerdings des diplomatischen Mysteriums und der rhetorischen Nebelkappe mit dogmatisch-doctrinellem Aufputz, um dem nüchternen Auge zu verbergen, wie verwittert, wie faul dieser Fleck war.

Wenige Wochen nach meinem Abschied von Wien traf ich an der türkischen Donau den General von Hauer, der von einem Ausflug in Bulgarien eben im Begriffe stand, nach Belgrad zurückzukehren. Er war ein geistvoller, kenntnißreicher Mann, ausgestattet mit feinem Beobachterauge, von einnehmenden weltmännischen Manieren. Vor der Mehrzahl der Diplomaten hatte er neben seiner mittheilsamen Offenheit auch ein Herz voraus, welches nicht verschlossen war den edelsten Regungen der Humanität. Er äußerte warmes Mitgefühl mit dem schauderhaften Loos der Christen in Bulgarien und Bosnien und erzählte mir hierüber aus seinen eigenen Wahrnehmungen und Erfahrungen eine Reihe von haarsträubenden Thatsachen.

In Bosnien erschien ihm die Lage der Christen als ziemlich hoffnungslos. Die bosnischen Christen haben nicht die numerische Ueberlegenheit für sich, wie die Serben und Bulgaren. Die Dränger, die Unterdrücker sind dort weniger die alten Stocktürken, als die eingebornen Moslims, die Nachkommen jener Bosniaken, welche zur Zeit der türkischen Invasion das Kreuz

verließen, um dem stärkern Halbmond zu huldigen, und, wie alle Neubekehrten, die wüthendsten Verfolger, die brutalsten Schinder ihrer frühern Glaubensgenossen und Landsleute wurden. Dieser zahlreichen, hochfahrenden, kriegerischen Kaste gegenüber hatten die in Sclaverei verdorbenen, an Elend und Mißhandlung gewöhnten, waffenscheuen Christen keine Erlösung zu hoffen, ohne bewaffneten fremden Beistand, der ihnen zuletzt nicht von ihrem christlichen Nachbar, sondern von den Türken selber unter Anführung eines tapfern Renegaten ihres Stammes kommen sollte nach langen bangen Jahren des drückendsten Sclavenlooses.

In Bulgarien hausten damals die Arnauten, welche der von regelmäßigen Truppen entblößte Pascha wegen vermeintlicher Gefahr zu seinem Schutze herbeigerufen hatte und sie nicht mehr los werden konnte. Früher hatte sich derselbe als Festungscommandant von Belgrad beliebt gemacht und sich als ganz honetter Türke gezeigt. Seitdem schien er vollkommen eingeschüchtert durch seine wilde Soldateska und ließ deren Gelüsten freien Lauf. Da verging kein Tag, wo dem österreichischen Agenten nicht Gräuel aller Art zu Ohren kamen, wie die gedungenen Landsknechte Albaniens Knaben und Jungfrauen schändeten und die Männer an den Beinen aufhängend mit dem Kopfe über glühenden Kohlen zappeln ließen, um ihnen das Geständniß vergrabnen Silbers zu erpressen, das oft nur in der habsüchtigen arnautischen Einbildung existirte. Solchem entmenschten Wüthen gegenüber dünkte dem armen Bulgaren das harte aber reguläre Herrschen und Walten des russischen Kreishauptmanns und Steuereinnehmers, der Knute und des Pletj noch wie eine Erlösung und wie gerne wäre man in Bulgarien russisch geworden! Die nach der Wallachei ausgewanderten Bulgaren faßten den Plan, sich der Festung Braila zu bemächtigen, um mit den dort erbeu-

teten Waffen ihren unterdrückten Brüdern zu Hülfe zu kommen. Der Plan wurde entdeckt und hatte noch ärgern Druck zur Folge. Wer die Lage der Dinge in Bulgarien und die Behandlung des Volkes sah, dem mußte allerdings selbst das trübe Loos der großrussischen Muschiks noch als beneidenswerth erscheinen, und er konnte jenen bangen Klageton des slavischen Dichters richtig würdigen:

„Der ganzen Welt erscheint Aurora,
Nur am Balkan ist kein Tag.
In einem Meer von bittern Thränen
brennt die tiefe Wunde,
welche die Knechtschaft schlug."

Ehe die Bulgaren ihre Hände nach Rußland ausstreckten, hatten sie wie die Serben, wie die Bosniaken an Wien gedacht. Die Hoffnung, unter dem Schirm Oesterreichs ein milderes Loos zu finden, als unter dem rechtgläubigen Zaren, überwand ihre religiösen Bedenklichkeiten Die Bulgaren sandten geheime Bevollmächtigte an die österreichischen Consulate in Jassy, Bucharest und Galacz. Getreu ihrer Instruction erwiderten dieselben, daß von Oesterreich nichts zu erwarten sei, indem das Wiener Cabinet es nicht für angemessen halte, sich in die innern Verhältnisse der Türkei zu mischen.

Der österreichische Internuntius hatte keinen Schritt zur Befreiung Bulgariens von den Arnauten gethan. Erst als Herr von Titoff für die gequälten Rajas das Wort nahm, kam die Abhülfe schnell und der an Mannszucht gewöhnte Nizam ersetzte Albaniens scheußliche Soldateska. Den Donauchristen aber sollte damit recht anschaulich gemacht werden, von wo allein Linderung ihres Looses zu hoffen sei.

Dennoch hatten auswanderungslustige Bulgaren, über 400 Familien, sich nicht an den russischen Generalconsul Daschkoff, sondern an den General von Hauer mit dem Bittgesuche gewendet,

daß seine Regierung ihnen gestatten möge, auf österreichischem Gebiet ein Asyl gegen die Quälereien der türkisch-albanesischen Wütheriche zu finden. Sie flehten nur um einen Fleck Erde, auf dem sie ihr Haupt ruhig niederlegen und für ihr Brod arbeiten konnten, ohne mißhandelt zu werden, ohne täglich für Hab' und Leben zittern zu müssen. General Hauer unterstützte das Gesuch dieser Christen auf das wärmste. Aber das Wiener Cabinet weigerte sich beharrlich darauf einzugehen, solange die Bulgaren sich nicht in aller Form aus dem türkischen Unterthanenverbande losgelöst und von der Pforte den gültigen Ferman zur Auswanderung erhalten haben würden. Natürlich wagten die Unglücklichen nicht, der Pforte oder dem Pascha ein solches Gesuch vorzulegen. Das bloße Project einer Auswanderung hätte, wäre es zur Kenntniß der türkischen Beamten gekommen, nur vermehrten Druck, nur ärgere Mißhandlung zur Folge gehabt.

Aber nicht nur die um Schutz und Hülfe flehenden Hände jener geduldigen, unkriegerischen Gräko-Slaven an der untern Donau und am schwarzen Meer, deren Wohnsitze die österreichische Grenze nicht berühren, wurden von der Wiener Staatskanzlei zurückgestoßen. Auch die näher wohnenden reinen Slaven im Türkengebiete, die Tschernogonzen, ein kraftvolles, kampfmuthiges Geschlecht, welches getreu dem Mahnspruch Byrons an geknechtete Völker nur durch die eignen Waffen Befreiung gehofft und errungen, nun aber zur Wahrung ihrer Quasi-Unabhängigkeit das Protectorat ihres Gebirgslandes gerne in die Hände eines christlichen Monarchen gelegt hätte, wandten sich im Laufe ihres langen Befreiungskampfes mehr als einmal bittend nach Wien. Man lese, was darüber der kenntnißreiche Cyprian Robert in seiner geschichtlichen Darstellung von Montenegro sagt. Es bedurfte einer ziemlich langen Zeit, einer öfters

wiederholten kalten und verächtlichen Zurückweisung von Seite Oesterreichs, bis die Tschernogonzen enttäuscht und entmuthigt sich entschlossen, den Schutz des Zaren statt des Cäsars von Wien anzurufen. Kaiser Alexander nahm die Botschaft freundlich auf und versicherte das tapfere Völkchen seiner Theilnahme, die nicht blos in Worten bestand.

Später versuchte der Vladika Peter II., obwohl in Rußland erzogen, noch einmal mit dem Wiener Cabinet in freundlichen Verkehr zu treten, es für die Idee eines austro-slavischen Donaureiches unter der Oberherrlichkeit des österreichischen Kaisers zu gewinnen. Nach der Ansicht gründlicher Kenner hing es selbst damals noch von Oesterreich ab, durch den leisesten Wink eine Erhebung sämmtlicher christlicher Völker an beiden Stromufern hervorzurufen und seine Herrschaft bis zum schwarzen Meer als der natürlichen und nothwendigen Grenze eines austro-slavischen Reiches auszudehnen. Der Vladika reiste persönlich nach Wien, um die Anerkennung als Vasall Oesterreichs zu erlangen. Als man ihn dort nicht officiell empfangen wollte und mit Geringschätzung behandelte, reiste er nach St. Petersburg, fand dort die ehrenvollste Aufnahme, die bestimmte Zusicherung des russischen Protectorats, die Ernennung als Mitglied der Synode und einen Jahresgehalt von 80,000 Rubeln, den ihm der russische Consul von Ragusa regelmäßig ausbezahlt.

Wenn nach solchen Vorgängen, nach so geflissentlicher Selbstübertölpelung das Ansehen Oesterreichs in den türkisch-slavischen Grenzlanden immer tiefer sank, der Einfluß Rußlands immer höher stieg und der Glaube immer fester wurzelte, daß Befreiung aus dem Türkenjoch und Herstellung eines christlich-danubisch-pontischen Reiches nicht von der deutschen Donau, sondern einzig nur von der Newa zu erwarten sei, so war das die ganz na-

türliche Folge eines mit aller Starrheit und traurigen Consequenz festgehaltenen unseligen Systems.

Mochte man das räthselhafte Benehmen des Wiener Cabinets, welches mit unbegreiflicher Uneigennützigkeit Alles that, um die Sache seines Rivalen und Concurrenten im Osten zu fördern, ihm selbst die Wege zeigte, wo es seine Vorposten bis dicht an die Fersen Oesterreichs vorschieben konnte, mochte man diese Politik deuten wie man wollte, immer konnte man noch zu ihrer Entschuldigung sagen, daß Montenegro nur ein Ländchen von 120,000 Seelen sei, zu unbedeutend, als daß man sich um das dortige Protectorat und die Vasallenschaft des Vladika kümmere. Zwar hat schon seit Tschernoi-Iwo's Zeiten das kleine Volk seine große Tüchtigkeit im Kriegshandwerk bewährt, hat auch einmal in einer gewaltigen Schlacht die vereinte Türkenmacht aufs Haupt geschlagen, und seine Unabhängigkeit war seitdem von der Pforte durch Verzichtleistung des Haratsch stillschweigend anerkannt. Aber immer konnte man nicht bestreiten, daß die Tschernogonzen höchstens 20,000 Bewaffnete stellen können und sich ungerne außerhalb ihrer Berge schlagen, demnach als Bundesgenossen im Osten nicht von höchster Wichtigkeit sind.

Aber warum die Wiederholung derselben Politik gegen Serbien, das auch vor der Thüre Oesterreichs gelegen, ein schönes fruchtbares, von einem tüchtigen streitbaren Volk bewohntes Land, in welchem für eine Million deutscher Ansiedler noch recht wohl Raum wäre? Als nächste Nachbarn Oesterreichs, welche, obwohl die meisten Bekenner der griechischen Kirche, doch mehr als einmal ihre besondere Hinneigung zu Oesterreich an Tag gelegt wie noch die letzten Kriegsjahre gezeigt haben, als Genossen eines Stammes, dem ein sehr großer und streitbarer Theil von den Völkerschaften des Kaiserstaates, vor allem seine treuen

Grenzwächter angehören, als Bewohner eines der schönsten Uferstriche des großen Stromes, der die Lebenspulsader Oesterreichs ist, durften die Serben, welche 80,000 Bewaffnete stellen können und in verschiedenen Zeiten die ganze Türkenmacht im Schach hielten, nicht mit derselben politischen Gleichgültigkeit behandelt werden, wie das arme und kleine Felsland Montenegro. Am allerwenigsten durfte man den nordischen Koloß dort im Süden an der offnen Thüre Oesterreichs festen Fuß fassen und unter dem Namen des Protectorats Ansprüche auf den künftigen Besitz eines Landes aufkeimen lassen, welches, wenn einmal das Erlöschen der flackernden Türkenlampe zur festen Thatsache geworden, Oesterreich als natürliches Erbe angewiesen ist.

Werfen wir einen Blick auf die neueste Geschichte Serbiens und seine heroischen Befreiungskämpfe aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts, wie sie uns Slade, Walsh, Ranke, Cyprian Robert übereinstimmend schildern, so erregt die Wiener Politik gegen das tapfere Volk, das nach Zerbrechung seiner Ketten sich Oesterreich in die Arme werfen, das neben der Woiwodina, die größtentheils durch serbische Auswanderer bevölkert ist, als ein Glied seiner Völkerfamilie eingereiht zu werden begehrte und als die streitbare Avantgarde des Kaiserstaates im Osten sich voranstellen wollte, das äußerste Befremden. Rußland hatte seit langer Zeit seine Partei in Serbien, besonders unter dem Adel, aber die eigentliche patriotische Partei, an deren Spitze Tscherni-Georg stand, ließ sich nicht von Rußland gewinnen. Dieser edelste Held der serbischen Revolution, dessen Sohnes Haupt heute der serbische Fürstenhut bedeckt, arbeitete aus allen Kräften der russischen Partei entgegen, wollte nichts von einer Unterwerfung unter den Zaren hören und schickte, nachdem er die Türken siegreich aus dem Lande geschlagen, seinen Freund Jugowitsch nach Wien, um bestimmte

Unterwerfungsvorschläge zu machen und dem Kaiser von Oesterreich das Patronat Serbiens anzubieten.

Das Wiener Cabinet, die Serben wie später die Griechen als Rebellen betrachtend wies dem Abgesandten verächtlich die Thüre, während das Petersburger Cabinet, das sonst in conservativer und legitimer Gesinnung wahrlich nicht hinter Oesterreich zurücksteht, seine Auffassung von Völkerbewegungen nicht in so beschränkt doctrinärer Form faßte, um die durch den barbarischen Türkendruck, durch das Gebot der Nothwehr zur Vertheidigung des Heiligsten hervorgerufenen serbischen Freiheitskämpfe mit anderwärtigen Insurrectionen auf gleiche Linie zu stellen. Es war nicht so täppisch uneigennützig, um das Schutzgesuch und die Annäherung eines so tapfern Volkes zurückzuweisen, machte sich vielmehr die bornirte Ansicht, die man in Wien von Momken und Haiduken hatte, zu Nutzen und erfaßte mit einem glücklichen Griff, was Oesterreich nicht aufheben wollte, obwohl es damals nur die Mühe des Bückens bedurfte, um zum Besitz einer schönen Grenzprovinz zu gelangen, Rußland unterstützte im Jahr 1809 den serbischen Aufstand mit einem Hülfsheer. Die Bewegung verbreitete sich nach Bosnien, selbst die stammverwandten Tschernogonzen stiegen von ihren Felsen und kamen dem Tscherni-Georg jubelnd entgegen. Es hatte einen Augenblick den Anschein, als werde das ganze Volk serbischen Stammes, zusammen über 4 Millionen Seelen stark, sich zu einem Staat unter russischem Schutz vereinigen.

Als aber Rußland 1812 durch Napoleons furchtbare Uebermacht bedroht einen für den damaligen Moment höchst vortheilhaften Frieden schloß und von der Pforte sogar die schöne Provinz Bessarabien abgetreten erhielt, ließ es dafür als Zeichen seiner Erkenntlichkeit gegen den gefälligen Großherrn die Serben im Stiche und der russische Consul Nedoba that Alles, um de-

ren Widerstand gegen die vorrückenden Heere der Türken zu lähmen. Das wiedereroberte Serbien wurde drei Jahre lang mit Gräueln heimgesucht, die an die Blüthezeit alttürkischen Wüthens unter Selim II. und Murad IV. erinnern. Milosch, der alte Schweinehirte und neubestallte Ober-Knäs, half als Adoptivsohn des grausamen Soliman Pascha von Belgrad eine Zeit lang eifrig mit, den unzufriedenen Woiwoden die Köpfe abzuschlagen, die unruhigen Momken lebendig zu schinden, die angesehensten Knäse wie wilde Thiere in ihren Zufluchtsstätten zu verfolgen, um sie der türkischen Justiz in die Hände zu liefern. Erst als Milosch merkte, daß es ihm trotz seines Bluteifers nicht gelungen, den türkischen Argwohn zu beschwichtigen, als er für seine eigene Haut fürchtete, trat er an die Spitze eines neuen Aufstandes, der einen glücklichern Erfolg hatte, als der frühere.

Zwei Jahre zuvor war der serbische Priester Nenadowitsch als Abgesandter vieler serbischer Edeln, die zu den Haiduken in die Wälder geflohen, nach Wien gegangen, um die Theilnahme des Kaisers Franz an dem Schicksale seines unglücklichen Vaterlandes anzuflehen und wiederholt um den Schutz und Beistand Oesterreichs zu betteln. Er hatte auch eine Audienz bei Metternich und erhielt höflich kühle Worte mit der Versicherung, daß Oesterreich nichts, gar nichts für Serbien thun werde. Derselbe Priester wiederholte sein Gesuch und seine Versuche 1815 zur Zeit des Wiener Congresses, klopfte vergeblich an allen Thüren*) und brachte seinen Landsleuten in die Berge die trostlose Bot-

*) „Il alla d'un souverain à l'autre les conjurant les larmes aux yeux d'avoir pitié d'un million d'hommes. Les jeunes monarques, les elegants diplomates riant de la naiveté de ce barbare se le renvoyaient les uns aux autres. Les plus serieux lui demandaient avec etonnement qu'est ce donc que la Serbie?"
(Cyprien Robert „Les slaves de la Turquie.")

schaft, daß nichts, gar nichts zu hoffen sei von den Großmächten der Christenheit, keine Waffenhülfe, nicht einmal ein Fürsprecherwort gegen das unerträgliche Paschajoch und daß die einzige Rettung Serbiens in dem Muth seiner eigenen Söhne liege.

„Erbliche Sclaven, wisset ihr es nicht,
Wer frei sein will, muß führen selbst den Schlag."

Das große Wort des britischen Dichters spukte damals als Geist in den Versen der wandernden Haidukensänger und erzeugte jene Thaten, deren Einzelnheiten wir nicht zu erzählen brauchen. Wer kennt nicht Serbiens glorreichen Befreiungskapmf und seine Folgen!

Wenn Rußland in seinem Feldzuge von 1829 den Beistand des Fürsten Milosch gegen die Türken verschmähte, die Erhebung der Donauvölker nicht begünstigte und mit dem Protectorat der Donaufürstenthümer und Serbiens sich begnügte, so geschah dies nicht blos im Bewußtsein seiner Uebermacht gegen den schwachen Sultan, die solcher Hülfe nicht bedurfte, sondern auch um die politische Wichtigkeit, die staatliche Selbstständigkeit und die militairische Stärke Serbiens nicht zu vermehren. Rußland hat in der orientalischen Frage ein sehr bestimmtes System, das es bis jetzt mit ebenso rühmlicher Consequenz, als wunderbarem Erfolge geführt hat. Die christlichen Donauprovinzen der Pforte sollen sich weder unter das Schutzpanner Oesterreichs stellen, noch darf in ihnen ein staatlicher Embryo zum kräftigen Leben erwachen, welcher den Kern einer südslavischen Völkerunion bilden und zu einem nationalen Gemeinwesen den Grund legen könnte, das dem künftigen Herrscher Rußlands in diesen Gegenden im Weg stünde. Auch gut türkisch sollen die Völker nicht gesinnt sein, zur Verjüngung und Erstarkung des gebrechlichen Osmanenstaates mittelst christlicher Elemente nicht mitwirken, keinem osmanischen Neubau durch

Versöhnung und Gleichberechtigung der Christen und Moslims soliden Kitt zuführen. Rußland nimmt an der türkischen Donau ausschließlich für sich die ganze Zukunft in Anspruch, will allein Erbe des Sultans werden ohne Theilnehmer, ohne Concurrenten. Auf diese Bedingung hin will es freilich gemäßigt sein, will seine Eroberungen und Erfolge nicht übereilen, sondern seine Parteigänger und die Thorheiten seiner Rivalen und Gegner für sich arbeiten lassen, bis die gereifte Frucht ihm von selber in den Schoos fällt. Oesterreich aber soll seiner östlichen Aufgabe entsagen, soll vergessen, daß es einst an der türkischen Donau die erste Rolle gespielt, daß es Belgrad und die Wallachei besessen. Es soll sich in Entsagung üben und Geduld lernen, bis der russische Doppeladler in eigener Person geflogen kommt, um auf derselben Belgrader Citadelle, wo im vergangenen Jahrhundert Eugens Heldenarm die Farben Austria's pflanzte, seinen Horst zu bauen und dem Adler am andern Ufer gegenüber triumphirend seine kräftigeren Klauen zu zeigen, die so viel geschickter im Greifen sind.

Das Metternichsche System sowohl in der östlichen Politik, als überhaupt, wurde von seinen staatsmännischen Gegnern weniger seines Inhalts, als seiner Inhaltlosigkeit wegen verurtheilt. Schärfer und richtiger als Herr Thiers in jener berühmten parlamentarischen Rede vom 22. Januar 1846 über die orientalische Frage hat die Feder eines geistvollen norddeutschen Diplomaten dieses System in seiner dürftigen Blöße gezeigt. Wie hoch auch die Verehrer und Anhänger des Fürsten Metternich dessen politische Weisheit erhoben, immer schien sich doch deren Geheimlehre auf die Formel zu reduciren: Oesterreich kann für organische Staatenentwickelung, für verfassungsmäßige Völkerfreiheit nichts thun, ohne aus den Fugen zu gehen, also soll in der ganzen übrigen Welt auch nichts gethan werden.

Oesterreich kann die Autorität über seine Völker nicht als organische, staatsbildende, sondern nur als simple Autorität, als mehr oder weniger aufgelegte Gewalt erhalten, also muß sie auch in der übrigen Welt nur in diesem Sinne gefaßt, nur in diesem Sinne erhalten werden. „Jede alte Autorität als solche, selbst den Halbmond wider das Kreuz müssen wir schützen, damit keine neue sich bilde, deren Consequenzen uns sprengen würden.“

Andere blinde Anhänger des Metternichschen Systems, von denen Viele schon aus sybaritischer Genußsucht, wie Friedrich Genz, oder in Ermanglung jeglichen Verständnisses des gebieterischen Ernstes der Zeit, sowie jeglicher Sehergabe in die bewegte Zukunft dem bequemen Stabilitätsprincip huldigten, glaubten in dessen Politik nach Osten, wie nach Westen die feinsten Fäden, die tiefsten Motive zu erkennen, haben aber nie vermocht, uns von der profunden Weisheit des Systems eine bestimmte, genügende Erklärung zu geben. Die, welche in der seltsamen Zurückhaltung und Sprödigkeit des Wiener Cabinets im Osten das Resultat einer tiefen staatsmännischen Combination zu erkennen vermeinten, ignoriren wohl, welchen Antheil die Grillen und die Schwäche des Alters, der Hang nach Ruhe, die Befriedigung mit den halbvermoderten diplomatischen Lorbeeren von 1815 und besonders die Furcht vor der französischen Demokratie an diesem System der Unthätigkeit, des Geschehenlassens hatten. Wenige dachten an das treffende Wort eines erhabenen Denkers, daß je gemeiner und je alltäglicher die Gründe sind, die wir im Allgemeinen den wichtigsten Handlungen der Staatsmänner unterlegen, desto näher wir der Wahrheit sind, desto seltener wir uns täuschen.

Solange die östliche Gefahr noch ferne stand, solange das gewaltige Uebergewicht Rußlands wieder sichtbar war und Oester-

reich bei dieser Politik des uneigennützigen Entsagens doch einer scheinbar soliden und dauerhaften Ruhe genoß, mochte es erklärbar sein, daß Viele wirklich in tiefer Ueberzeugung die seltsame Ansicht theilten, Oesterreich bei seiner künstlichen Zusammensetzung könne nichts als den trägen Schwerpunkt Europa's bilden und müsse sich der activen Politik nach Außen möglichst entschlagen. Aber dieses System politischer Dürre und Leere hatte weder nach Außen, noch im Innern die segensreichen Erfolge, an welche nur jene eine Zeit lang glaubten, die gegen die alte Warnung den Tag vor dem Abend zu loben pflegen. Sie hat nicht die Ausdehnung Rußlands nach einer Seite hin gehemmt, wo Oesterreichs nächste materielle Interessen, sein mercantilischer Verkehr, die Ausfuhr seiner Industrie wesentlich gefährdet wurden; sie hat weder die russische Besetzung der Donaumündungen, noch die ausschließliche Beherrschung des schwarzen Meeres durch Rußland, noch dessen überwiegenden Einfluß in Serbien, noch das fortschreitende Siechthum der Türkei zu hindern vermocht. Im Innern aber hat diese faule Ruhe weit traurigere Früchte getragen.

Indem man versäumte, den Völkern nach Außen hin einen thätigen Impuls zu geben, der Colonisation, dem Handel und blühenden Verkehr jene großartige Fernsicht durch die Thore der Levante zu zeigen, indem man jene Sehnsucht der Völker nach Ruhm und Thaten, welche mit den siegreichen Befreiungskriegen von 1813 und 1814 so mächtig erregt worden, nicht nach einer Seite hin lenkte, wo sie die wichtigsten Interessen Oesterreichs schirmen und verfechten und seine militairische Kraft in steter Uebung und Frische erhalten konnten, indem man den traurigen Versuch vorzog, jene edlen Gefühle wieder in Schlaf zu lullen, und eine zahlreiche Polizei statt eines starken siegreichen Heeres zum Schirmvogt der staatlichen Sicherheit zu bestellen, da keim-

ten die innern Gefahren und es entstanden jene unheilvollen einseitigen Nationalitätsbestrebungen mit ihren Trennungs- und Selbstständigkeitsgelüsten, welche tief im Mark des österreichischen Staatsbaues wühlten. Da man im Innern keine öffentliche Besprechung der Verhältnisse zuließ, keine politische Opposition duldete, so bildete sich die nationale Opposition aus, welche in einem gemischten Staate die gefährlichste ist. Man scheute sich nach Außen hin mit einem System der Kraft und der That aufzutreten, man wollte im Osten nicht Mitbewerber um die Prämie herrenlos gewordener Länder sein, nicht die Phantasie der Völker dort beschäftigen und durch die Idee von Ruhm, Macht und Größe die Gemüther gewinnen. Jenes glühende Element, das in Tagen der Verlegenheit so sehr genützt hatte, sollte erstickt werden, als man seiner nicht mehr bedurfte, aber es glimmte doch in der Stille fort und nahm nur eine fatalere Richtung. Das mit Unrecht als glücklich gepriesene Stillleben der österreichischen Regierungsperiode, welche den Befreiungskriegen folgte, hat jene bösen Dünste erzeugt, die später als Sturmwolken der Revolution über unsern Köpfen brausten, und die alte Lehre bestätigt, daß apathische Ruhe in den öffentlichen Zuständen dem Staate nimmer zum Segen gereicht, vielmehr unsichtbar den Kern desselben hohl frißt, bis das heimlich gezeugte Unheil in allgemein offenem Verderben ausbricht. Wo Staatsmänner in hartnäckiger Verblendung den zeitgemäßen Reformen im Innern wie der nothwendigen Kraftentwickelung nach Außen Raum zu geben versäumen, da werden die Nachfolger stets genöthigt sein, in Sprüngen das nachzuholen, was früher durch ein mäßiges Vorwärtsschreiten mit so viel weniger Anstrengung zu erreichen war.

Salust sagt irgendwo: daß Staaten und Regierungen sich nur durch dieselben Mittel erhalten können, durch die sie entstanden sind, und die Wahrheit dieses Ausspruchs haben die

Staatengeschichten der späteren Jahrhunderte nicht verneint. Der östliche Ländercomplex Oesterreichs bildete sich und erstarkte durch die politische Nothwendigkeit, einem übermüthigen und eroberungssüchtigen Nachbarn eine starke kriegerische Fronte zuzukehren. Alle Racen, alle Völker schaarten sich daher unter das Panier des deutschen Kaisers zur Abwehr der gemeinschaftlichen Gefahr. Aber auch nach der Demüthigung des Halbmondes bedurfte Oesterreich gleich wie Rußland einer energischen Leitung seiner Angelegenheiten im Osten, um die rohen Kräfte seiner Völker zu beschäftigen, sie in Disciplin und Einigkeit zu erhalten. Jene trübsten Blätter der Geschichte Oesterreichs von 1848 und 1849, wo seine Völker an der Theiß und an der Donau sich gegenseitig würgten, würden nicht als finstere Gespenster in Gegenwart und Zukunft schauen, hätte man das ritterliche Blut der Magyaren und den Streitmuth der Südslaven wie vormals in Thätigkeit erhalten, bei den oft wiederholten östlichen Krisen sie berufen, die Macht und die Interessen des Kaiserstaates dort wie früher zu verfechten. Die Ungarn waren ein ziemlich treues Volk, solange in den Türkenkriegen und anderwärts ihrem feurigen Thatendrang Raum gegönnt war, frühere partielle Aufstände des Adels hatten beim Volke geringen Anklang. Die dreiunddreißigjährige träge Ruhe, die absolute Unthätigkeit im Osten brachten die Ideen und umstürzenden Tendenzen des Westens in diese Provinzen, erzeugten die Unabhängigkeitsgelüste, das Völkergezänke, den Sprachenstreit und die Eifersucht der Nationalitäten, aus welcher Drachensaat die Furien des Bürgerkrieges hervorgingen.

Die Russen rühmen sich bekanntlich ihrer historischen Bestimmung: „qu'ils sont chargés de traduire la civilisation européenne aux Asiatiques.“ Oesterreich aber hat so gut wie Rußland nach zwei entgegengesetzten Himmelsstrichen eine solche doppelte Aufgabe zu erfüllen. Gegen den Westen ist

seine Stellung naturgemäß conservativer und abwehrender Art. Es widersteht jenen westlichen Doctrinen, die wenigstens nicht in ganzer Ausdehnung für Völker passen, welche auf der Scala der Cultur noch eine ziemlich tiefe Stelle einnehmen. Aber Oesterreich mußte dem Westen die Fortschritte der Wissenschaft, die Erfindungen der Technik, die organisirende Kraft, das Genie der Civilisation entlehnen. Noch mehr als seine geographische Lage beruft Oesterreich seine deutsche Bildung und Tüchtigkeit zur Rolle des Völkerführers an der östlichen Donau. Im Westen dem conservativen System huldigend ist seine Aufgabe nach dem Orient entschieden eine progressive. Dort soll es Propaganda machen für abendländische Cultur und Gesittung. Nur wenn es letztere Aufgabe zugleich erfüllt, genügt Oesterreich seiner historischen Mission und überzeugt die Welt von der Nothwendigkeit der Existenz und Macht eines aus so verschiedenen Nationalitäten gemischten Staates. Zugleich würde Oesterreich in der unentnervten Kraft, in der Disciplin und dem streitbaren Sinn seiner östlichen Völkerstämme die Mittel der Verjüngung und des Widerstandes gegen westliche Stürme finden, gleich jenem Riesen Antäus, welcher durch Berührung der Muttererde unversiegbare Stärke schöpfte.

Ein Verkennen dieser Doppelaufgabe Oesterreichs aber wird sich immer durch Verbreitung innerer Fäulniß rächen. Nicht ungestraft entzieht man sich einer Mission, welche Natur und Bedürfniß auferlegen. Eine tiefe Wahrheit enthält die Behauptung jenes scharfsinnigen Geschichtsforschers, daß es eine innere Nothwendigkeit, ein unwiderstehliches Gesetz sei, welche den civilisirteren Menschen aus seinem väterlichen Boden in die minder cultivirten Länder hinaustreibt, um sie bald erobernd und verheerend, bald belehrend und bildend zu zwingen, an seinen Vorzügen Theil zu nehmen. Denn die Gesittung sei ihrer Natur nach

erobernd, sie vernichte, was ihr entgegenstrebt und könne nicht eher zur Ruhe gelangen, als bis alle mit ihr im Gegensatz stehenden Elemente auf dem Erdboden verschlungen sind.

In der klaren Erkenntniß, in der beharrlichen Durchführung dieser zweifachen Bestimmung besteht das Geheimniß der Stärke wie des Einflusses, welchen Rußland gleichmäßig nach Europa, wie nach Asien hin behauptet. Rußland hat unter seinem Scepter noch weit mehr verschiedenartige Völker zusammenzuhalten, welche zum größern Theil mit innerstem Widerwillen dem Commandoruf von der Newa gehorchen. Diese innern Verlegenheiten haben das Petersburger Cabinet nie abgehalten, nach Außen hin stark und unternehmend zu sein. Trotz seiner Polen, trotz seiner Kleinrussen, Finnen, Tartaren und Kaukasier hat es jede Gelegenheit benützt, Einfluß und Territorium nach Süden und Osten hin zu erweitern. Selbst jenes Uebel, welches Kaiser Nicolaus als das größte „fléau de la Russie“ bezeichnete: die übergroße räumliche Ausdehnung bei verhältnißmäßig dünner Bevölkerung hat Rußland nicht gehindert, rastlos vorwärts zu schreiten und die Völker des Orients zu zwingen, sich unter seiner Macht zu beugen und an seinen Culturzuständen Theil zu nehmen. Weit entfernt durch diese Völkermehrung an innerer Kraft zu verlieren hat es vielmehr stets neue Elemente innerer und äußerer Stärke aus ihnen zu wecken gewußt.

Rußland hat einen großen Theil des asiatischen Handels an sich gerissen, seine Industrie nährt und erhält sich durch die Ausfuhr nach den neuerworbenen Provinzen, die trockenen Steppenländer im Süden wurden angebaut und bevölkert, seitdem ihnen Rußland durch Besitznahme der Nordufer des schwarzen Meeres die Mittel zu einer großartigen Exportation gegeben. Im Pontus entstanden seine Flotten, in den Flächen der Ukraine, am Don und Kuban seine Militaircolonien, seine Reiterheere, de-

ren unerschöpfliche Masse und kriegerischer Charakter Rußlands militairische Macht verdoppelten und ihm 1812 die Kraft gaben, die Invasion von ganz Europa siegreich zurückzuschlagen. Indem es die Völkerschaften Kleinrußlands militairisch organisirte, in oft wiederholten Kämpfen gegen Türken, Perser, Tartaren und Kaukasusvölker ihren Muth, ihre Disciplin und Ausdauer stählte, wurde Rußland die erste Militairmacht der Welt. Ohne diesen Ländererwerb und die oft wiederholten östlichen Waffengänge wäre es der russischen Regierung nimmer gelungen, jene turbulenten Steppenländer, die für Rußland früher eine Quelle der Schwäche und Verlegenheit waren, an Ordnung, Arbeit und Disciplin zu gewöhnen, welche jedem Anfang von Cultur, allen besseren und freieren Zuständen vorausgehen müssen.

Im Abendlande hat man sich oft verwundert, wenn man gelesen, daß die nomadisirenden Stämme der Nogaier, daß die Kalmükenhorden durch einen Ukas gezwungen wurden still zu stehen, sich Dörfer und fixe Wohnsitze zu bauen, daß der vagabundirende Zigeuner aus seiner Höhle gejagt und gezwungen wurde, seinen Bart zu scheeren, am Pfluge zu gehen oder die Matrosenjacke zu tragen, daß der Jude sich ukasmäßig kleiden mußte, wie andere Leute, daß der krimsche Tartar durch russische Kartoffelinspectoren zum Kartoffelbau gezwungen wurde u. s. w. Das Mittel war ein widerwärtiges, gewaltsames, aber bei dem Charakter und dem Culturzustand jener Völker schnell wirksam, wie der Erfolg lehrte. Denn die Nogaier wurden aus wilden Roßdieben friedliche Bauern, der Zigeuner ward menschenähnlicher, der Jude kleidete sich wie andere honette Leute, dem Tartaren schmeckten am Ende die Kartoffeln.

Wie wenig beneidenswerth auch das Schicksal der Völker ist, die unter russischem Scepter leben, wie strenge wir das russische Verfahren in Polen und in den Ostseeprovinzen verdammen:

fassen wir den russischen Staat in seiner ganzen Erscheinung und besonders in der großartigen Vollführung seiner östlichen Mission auf, so mildern wir doch einigermaßen unser Verdammungsurtheil gegen so vieles Häßliche in den innern russischen Zuständen. Fühlt die heutige Generation im Orient auch mehr den Druck als den Segen dieser russischen Zwangscultur, die folgenden Geschlechter werden immerhin auch deren Wohlthaten genießen. Das eben unterscheidet den russischen Despotismus im Orient von dem Nachbardespotismus der Paschas und Sardaren, daß er eben so sehr die Kunst des Schaffens, als des Zerstörens versteht, daß er doch mehr aufbaut als zertrümmert. Ein vergleichender Blick auf den heutigen Zustand der Länder am Pontus und Caspiasee, in deren Besitz sich Rußland und die Moslemischen Nachbarstaaten theilen, reicht hin, diese Wahrheit anschaulich zu machen.

Der russische Halbring an diesen Binnenmeeren ist von Natur der minder begünstigte. Der Großherr besitzt am kolchischen Küstensaum, der Schah in Gilan und Masenderan Provinzen von paradiesischer Fruchtbarkeit. Aber Städte und Dörfer fallen in Ruinen, die Bevölkerung schwindet und verarmt. Eine gewisse Irregularität in dem türkischen und persischen Despotismus vermehrt dessen Druck, verdoppelt seinen Fluch. Rußland hat in seinen großentheils sterilen pontischen und caspischen Küstengegenden Städte, Häfen, Landstraßen gebaut, und wie sehr auch die Ukase als starre Formeln russischer Willkür mit dem lästigen Gefolge ihrer quälenden Formalitäten und im Geleite von unglaublicher Beamtencorruption einem noch kräftigern Aufblühen dieser Gegenden, wie sie im Genusse gesetzlicher Freiheit kommen müßte, im Wege stehen, so ist es nichts destoweniger Thatsache, daß alljährlich die Bevölkerung der neuen südrussischen Städte und deren Wohlstand zunimmt, daß unaufhörlich neue

Ortschaften, neue Ansiedlungen in früher unbewohnten Steppenwildnissen entstehen, daß die Bodencultur und mit ihr Handel und Industrie in stetem Fortschreiten begriffen ist und daß die Regierung dabei immer noch hinreichende Summen erübrigt, um Festungen, Docks und Kriegshäfen zu bauen und von der Sulinamündung bis zu den Eisgipfeln Armeniens, vom finnischen Meerbusen bis zum sandigen Strande von Baku, wo die dem Erdboden entströmenden ewigen Gasflammen heute als die Wachtfeuer der russischen Avantgarde leuchten, ihre Heere und Flotten schlagfertig zu halten.

Wer durch die Ereignisse der letzten Jahre nicht überzeugt worden, daß eine starke, ruhmgekrönte Führung der auswärtigen Angelegenheiten weit eher geeignet sei, innere Schwierigkeiten auszugleichen, als eine Politik der Schwäche und des faulen Friedens, für den hat die Geschichte aufgehört eine Leuchte zu sein. Rußland hat trotz seinem Vorwärtsschreiten im Orient, trotz seinen Triumphen über Schah und Sultan, trotz der scharfen Bewachung Polens und des Kaukasus eine Armee von 190,000 Mann, zum großen Theil aus Kriegern seiner eroberten Steppenländer bestehend, dem benachbarten Kaiserstaat, den ein dreiunddreißigjähriger Friede mehr erschlaffte als erstarkte, zur Bekämpfung seiner insurgirten Völker zu Hülfe senden können. Eben weil Rußland jene dreiunddreißig Jahre auf andere Weise genützt, nicht in fauler Ruhe sich einwiegte, nicht so blöde uneigennützig war, um das Patronat herrenlos gewordener Länder, die Oesterreich früher selbst besessen, zurückzustoßen, eben deshalb konnte Rußland den Triumph erleben, daß ein russischer Feldherr von einem österreichischen Kronland sprechend zu einem russischen Kaiser sagen konnte: „Ungarn liegt zu den Füßen Eurer kaiserlichen Majestät!“

II.

Denkwürdigkeiten vom Bosporus. Konstantinopel. Der Kef. Pera. Sultan Abdul-Meschid. Die Ulema. Der Großfürst Konstantin. Die Derwische von einer neuen Seite. Die Kleiderreform und ihre Bedeutung. Türkische Frauen. Die Sultanin Walide. Charakterzüge des Sultans. Geschichtliche Rückblicke. Die praktischen Resultate der Reform. Türkische Große. Riza und Reschid Pascha. Omer Pascha. Die Stellung der europäischen Diplomaten von einst und jetzt. Sir Stratford Canning und Graf v. Stürmer.

„Drei verhängnißvolle Städte gibt es auf der Erde, drei Weltringe, an die sich die Schicksalsfäden des menschlichen Geschlechts hängen: Jerusalem, Rom und Konstantinopolis; das eine die Wiege, das andere der Satz, das dritte der Gegensatz des universellen weltbeseligenden Christenthums. Solange unser Geschlecht die Erde bewohnt, wird es unauflösbar dem magischen Schimmer der drei ewigen Städte unterthan bleiben. Wer in Konstantinopel mit Kraft regiert, dem wird die Welt gehorchen. Hier ist die hohe Schule aller Schlechtigkeit, aber auch der Schwerpunkt aller Politik. Die Loose für Europa's Zukunft werden zu Konstantinopel geschrieben!"

Als ein geistreicher Kenner des alten und modernen Byzanz diese Bedeutung von Konstantinopolis in fast prophetischer Weise hervorhob, hatte man in Europa noch Lust und Weile,

sich mit orientalischen Dingen zu befassen. Das türkische Reich und die Krise, in welches sein bevorstehender Fall alle Großmächte stürzen könnte, waren stereotype Leitartikel der politischen Zeitungen. Vom Bosporus her glaubte man sie langsamen, aber unaufhaltbaren Trittes kommen zu sehen jene Weltkatastrophe, welche nach dreißig Friedensjahren Europa's Völker wieder auf gemeinsame Tummelplätze der Schlachten führen sollte.

Im germanischen Mittelpunkt Europa's sah das staatliche Hauswesen damals so festgebaut, so wohl geordnet, so ruhelullend aus, daß man überall nur Speculanten à la hausse fand und jene Hellseher, die unter der starren Kruste die unterirdischglühenden Kräfte erkannten und nahe Eruptionen weissagten, als Träumer, als Pessimisten verlachte. Selbst jene politischen Sturmvögel und irrenden Lanzknechte aller Revolutionen, die Emigranten Polens hatten sich an den Gedanken gewöhnt, daß vom Occident her kein ihre Pläne und Absichten förderndes Ereigniß so bald zu erwarten sei. „Westliche Erschütterungen, sagt ein der polnischen Sache besonders ergebener Schriftsteller, welche die Polen in den Stand setzen werden, das Verlorne nachzuholen, werden nicht mehr kommen. Aber Polen wartet auf große östliche Ereignisse.“

Während es in Frankreich unter dem Bürgerkönig Ludwig Philipp, dem Viele erst seit seinem Falle Gerechtigkeit widerfahren lassen, liberal, aber für lärmende Freiheitsmänner zu regelmäßig-constitutionell und für Franzosen zu politisch-hausbacken, zu langweilig herging, herrschte in Oesterreich ein politischer Schlaf, der nur betäubte, nicht stärkte noch erfrischte. In Preußen aber war nicht einmal jene erste liberale Abschlagszahlung von 1847 für die Schulden des Thrones von 1813 und 1814 gemacht, welche später die Gläubiger d. h. die Nation so wenig befriedigte. England im Genusse eines auf historischem Boden

entstandenen, durch Brauch und Erfahrung geregelten parlamentarischen Lebens weckte eine Reihe solider Reformen, um welche das glückliche Insellaud, das den vollen Sonnenschein der Freiheit ohne Stürme und Gewitter hat, von den Völkern des europäischen Festlandes mit Grund beneidet wird.

Damals also herrschte in Europa ein lebhaftes Interesse für das Morgenland, und die Schaaren der Touristen, des häuslichen Stilllebens überdrüssig, steuerten nach den Donaumündungen oder Dardanellen. Die meisten hatten wohl keinen andern Zweck ihres bosporischen Pilgerganges, als die Befriedigung ihrer Schaulust, den Wunsch eigenäugig jene höchsten malerischen Reize zu bewundern, welche die Hand Gottes und des Menschen auf eine einzige glückliche Stelle, den Berührungspunkt zweier Meere und zweier Welttheile freigebiger ausgestreut hat, als auf irgend einem andern Fleck der bekannten Oberfläche unseres Planeten. Vom europäischen Galatathurm, vom asiatischen Bulgurlu, von den Platanen- und Cypressenhügeln Ejubs herab weideten schaulustige Touristen die entzückten Augen an den ewigen Herrlichkeiten von Europa's und Asia's Grenzgestaden.

Andere Wallfahrer, in denen der Natur- und Landschaftssinn minder ausgeprägt war, beschauten sich mit mehr Vorliebe und Neugierde den byzantinischen Wunderbau der Aja Sophia so prächtig selbst in ihrer türkischen Verstümmelung, die Goldmosaik der kühnen Kuppelwölbung, die Säulen von Porphyr und Granit, die einst die schönsten Denkmale der Hellenen zierten. Manche westliche Touristen zog noch mehr das Studium des morgenländischen Volkslebens an, und der Bazar, der Sclavinnenmarkt, die alten Theriakbuden an der Solimanieh, der Beiramzug und die Derwischtänze wurden von ihnen eifriger heimgesucht, als die Wunder der Natur und Kunst. Manche auch

haben in den Holzpalästen von Pera und Bujukdereh ausschließlich diplomatische Wissenschaft und hohe Politik studirt.

Schwerlich kann man von irgend einem orientalischen Reisecandidaten sagen, daß ihm seine Specialität gefehlt habe, nicht einmal von jenen, welche übersättigt von abendländischer Langweile auf einmal die morgenländische kosten und statt daheim in schlechter Oper oder blasirtem Salon zu gähnen, auf türkisch-byzantinische Manier unter dem Platanenschatten der sieben Hügel Scherbet schlürfend oder aromatische Tschibukwolken blasend, den Genuß des Kef kennen lernen wollten.

Der Kef ist das träumerische Nichtsthun des Orientalen, das etwas ganz anderes ist, als eine deutsche Langweile beim Verdauungsgähnen und weit genußreicher selbst als das berühmte dolce far niente des Italieners. Zum Vollgenuß dieses süßen Nichtsthuns hat Italien wohl die verklärte Himmelsbläue und ihren wohligen Hauch, nicht aber das zauberische Bild und das rauschende Leben eines Chrysokeras von Byzanz. Wo fände man aber auch anderswo diese türkischen Platanenkaffeehäuschen, die vielen Mokkaschlürfer und Nargilehdampfer, die, ohne sich den Kopf mit deutscher Philosophie oder occidentalischer Literatur zu zerbrechen, ohne irgend einen bestimmten Gedanken so sorglos und selig herabträumen auf jenes Wunderbild zu ihren Füßen, das dem „Beinbrecher" Osman, dem Ahnherr Abdul-Meschids, am Vorabend seiner Hochzeit mit der schönen Schaichtochter als unvergleichliches Glanzbild im Schlafe vorschwebte, lange bevor es seine Nachkommen sahen und beherrschten!

Man versichert, daß in mancher ehrbaren und arbeitsamen Philisterstadt Deutschlands das complete Nichtsthun die ärgste aller ersinnlichen Qualen wäre. In Rom oder Florenz schlendert sich's schon angenehmer In Napoli könnte man den schweigenden Camaldolenser oder den auf dem Bauche ruhenden Lazarone

um den Genuß poetischer Ruhe beneiden. Aber das eigentliche Mysterium des Kefgenusses wird erst in der konstantinischen Kaiserstadt offenbar, bei deren Anblick Prokesch den römischen Imperatoren die Uebersiedlung nach dem Orient verzieh, obwohl sie damit den Grund zum Verderben eines so ruhmvollen Weltreiches gelegt. „Sieh Napoli und stirb!“ heißt der bekannte italienische Lobspruch. „Sieh Stambul und du sollst nimmer des Augenzaubers los werden!“ hat ein moderner Byzantiner als Gegenspruch gesagt.

Erschrecke nicht geehrter Leser und befürchte von mir keine neue umgearbeitete Auflage all' der gedruckten Beschreibungen Konstantinopels, die wir aus männlichen wie weiblichen Federn von den Tagen der Lady Montague bis auf Frau Ida Pfeiffer die Weitgereiste und Frau Ida Hahn-Hahn die Frommgewordene in freigebigster Fülle empfingen. All' jene Merkwürdigkeiten und Accidentien der Siebenhügelstadt, z. B. der Leanderthurm, welchem die Ignoranz eines Reisenden zu diesem falschen Namen verholfen, die zaubrischen Prinzeninseln, die Cypressenfriedhöfe, wo die Todten ruhen und die Liebenden klagen, sogar die Taubenmoschee und Scutari's brüllende Derwische lassen wir mit all' den vielgeschilderten Curiositäten möglichst in Ruhe, obwohl ein scharfes Auge, ein fraglustiger Mund und ein feiner Pinsel, wie wir solche bei dem Bremer Kohl vereinigt finden, den vielbeschriebenen Gegenständen wohl noch manche neue Seite abzugewinnen wüßten.

Auch von Stambuls Antiquitäten und alten Geschichten will ich schweigen und es Andern überlassen, von den wunderschönen Säulen des Dianatempels zu Ephesus, von den Porphyrsäulen des Baalbeker Sonnentempels, welche Aurelianus geraubt, überhaupt von der Steinpracht, die von den schönsten Monumenten der Griechen nach Konstantinopel zum Schmuck der Sofienkirche

wanderte, einen neuen descriptiven Versuch zu wagen oder nochmals von den vier und zwanzig Belagerungen und sechs Erstürmungen zu erzählen, welche diese Stadt des Unglücks und der Herrlichkeit von den Tagen des Alcibiades bis auf Mohamed II. auszuhalten hatte. Wie grausig hier die Türken und ihr blutlechzender Padischa gehaust, weiß selbst im ignoranten Pera wohl jeder Schulknabe auswendig. Fast noch populärer ist die Kunde von den Lateinergräueln unter Balduin und Dandolo. Von den frommen christlichen Kreuzfahrern, welche die edelsten Kunstdenkmale der Griechen mit roher Wuth zerschlugen, vor deren Vandalenfaust selbst das Wunder der erzbildenden Kunst, jene Helena mit den fliegenden Haaren und den lächelnden Lippen „deren Gestalt Liebe athmete und einflößte" keine Schonung fand, von jenen begeisterten occidentalisch-christlichen Rittern, welche ihre orientalisch-christlichen Mitbrüder von Byzanz mit allen erdenklichen Gräueln von Mord und Zerstörung beglückten, hätte selbst der wilde Seldschuken-Häuptling Mohamed noch Lectionen nehmen können im Vandalismus, in entmenschter Barbarei.

Bei einem flüchtigen Blick auf die trümmerhaften Mauerzinnen von Konstantinopolis mit ihren eingemauerten Säulenknäufen und Altären, die, wie H a m m e r sagt, „unwiderstehliches Zeugniß ablegen vom Alter des Baues, wie von der Barbarei der Erbauer," schleichen solche Reminiscenzen fast wider Willen des Schreibers in die Feder. Doch verscheuchen wir die vergangenen Zeiten mit ihren mehr elegischen, als frohen Erinnerungen. Wenden wir uns zur Gegenwart und zu ihren milderen Erscheinungen, von den rauhen lateinischen Rittern und vom wilden Sultan Mohamed zu Pera's glatten Diplomaten und zum sanften Abdul-Meschid, von denen Interessanteres zu berichten ist, als von Theriakbuden und Derwischen. Zwar

von Pera weiß Jedermann, daß es eine der lebenvollsten Vorstädte Konstantinopels ist, eigentlich mit Galata eine große Stadt für sich bildend, gleichsam das christliche Konstantinopel dem mahomedanischen gegenüber. Das letztere ist das große winkelige, engstraßige, labyrinthartig gebaute eigentlich türkische Stambul und von Pera, Galata und dem Fanar völlig getrennt durch den berühmten Hafen Chrysokeras oder das goldene Horn — von den Alten so genannt wegen seines Reichthums an Schiffen. Wie ein majestätischer Strom zieht sich derselbe mitten durch das herrliche Konstantinopel, die Wasserscheide zwischen Franken und Türken bildend, empfängt an der einen Seite den Zufluß der „süßen Wasser" und mündet an der entgegengesetzten Seite breit und stattlich in den Bosporus. Galata und Pera halten sich für so besondere Städte, daß man dort seinen Bekannten sagt, man gehe nach Konstantinopel, wenn man das goldene Horn durchschifft, um dem Bazar oder dem Hippodrom einen Besuch zu machen.

Pera mit seinen Buden, Garküchen, Kirchen, Kaffeehäusern und Gesandtschaftshotels krönt die Höhe eines der sieben Hügel des Chrysokeras und zieht sich von da amphitheatralisch an dem steilen Abhang hinab, dessen tiefern Theil die Vorstadt Galata mit ihrer fast ausschließlich mercantilischen und industriellen Bevölkerung einnimmt. Daß Pera aus leichten zierlich gebauten Holzhäusern besteht, unter welchen nur hie und da inselartig einige Steingebäude auftreten, daß diese Vorstadt alle fünfzehn bis zwanzig Jahre einmal von einem großen Brande niedergemäht wird, um alsbald phönixartig, aber eben so brennbar-hölzern wieder zu erstehen, weiß jeder Leser. Ebenso darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß mitten unter den geräuschvollen Quartieren der Lebenden die stillen Wohnsitze der Todten ohne Ringmauerhülle eingestreut liegen, schöne liebliche Friedhöfe voll

immergrüner trauernder Cypressen und seltsamer Steinfiguren. So werden die Peroten inmitten der Augenwonne, die sie auf ihrer Terrassenhöhe genießen, auch an das Ende aller irdischen Herrlichkeit erinnert. Die unheimliche Gegenwart so vieler Gräber inmitten des bosporischen Paradieses hat besonders französischen Reisebeschreibern Stoff gegeben, ihre Federn in erhabener Rhetorik zu üben.

Daß Pera außer seinen Hauptstraßen, die es seiner größten Länge nach durchschneiden, fast nur winkelige, düstere Gäßchen hat, welche nebst einer genügenden Masse von Schutt, Koth und Aesern auch eine Unmasse von schakalartigen halbwilden Hunden beherbergt, deren bissiger Zahn bei Tage die Waden der Vorübergehenden bedroht, während bei Nacht freche Ratten aus allen Löchern kriechend sich ein Stelldichein auf offener Gasse geben und dem heimgehenden Laternenträger über die Füße laufen, daß Pera außerdem die Residenz der geschicktesten Barbiere, der drehenden Derwische und der gewiegtesten Diplomaten ist, welch' letztere im politischen Barbieren und Drehen hier die wahren Lehrbuden bewohnen — dergleichen perotische Zustände müssen wir gleichfalls den meisten Lesern als bekannt voraussetzen und verweisen in Betreff der Einzelnheiten auf deutsche, englische und französische Reisebeschreibungen. Mit Uebergehung petrographischer und zoologischer Curiositäten beginnen wir sogleich mit der Anthropologie der türkisch-byzantinischen Kaiserstadt.

Gleich am ersten Tage meines Aufenthalts in Konstantinopel hatte ich das Glück, Sr. Hoheit dem Sultan zu begegnen, so wie ich am ersten Tage meines Besuches in Rom in gleicher Weise vom Zufall begünstigt Seine Heiligkeit den Papst gesehen. Es war ein Freitag, wo der Großherr seine Andacht in einer der Hauptmoscheen Stambuls zu verrichten pflegt. Als ich mit dem griechischen Fremdenführer über den At-meidan spazirte, bemerk-

ten wir zahlreich harrende Volksgruppen in den Höfen und vor den Pforten der großen Achmet-Moschee. Türkische Weiber in weißer Kopfhülle, Mousselinehosen und gelben Pantoffeln, die auf den Treppenstufen oder an der Hofmauer kauerten, waren darunter in beträchtlicher Mehrzahl. Schaulust und Neugierde sind auch in der Türkei vorherrschender beim schönen Geschlecht, als bei dem starken. Auch sind sie mächtiger als das Gebot weiblicher Zurückgezogenheit und als die männliche Eifersucht, denen sie gleichsam zum Trotze Befriedigung suchen.

Im Moscheenhofe erblickten wir über zwanzig Pferde, worunter ein schlanker, prachtvoll gezäumter arabischer Silberschimmel von ebenso anmuthiger Haltung als mildem Temperament, denn er stand sehr geduldig unter der Hand des schwarzen Jokey, ohne zu schnauben oder zu bäumen. Dieses zierlich sanfte Thier war eines von den Lieblingsrossen Abdul-Meschids. Als die Moscheenthüre sich endlich öffnete, wurde das Roß dicht an die unterste Stufe geführt. Ein schlanker türkischer Herr erschien unter der Pfortenwölbung und schritt in steifer Haltung etwas unsichern Trittes die Stufen hinab, wo ihm schwarze Sclaven in die Steigbügel und auf den Sattel halfen und der wohldressirte arabische Schimmel den schweigenden Herrscher durch die schweigenden Volksgruppen trug. Ehrfurchtsvoll wichen diese zurück, neigten das Haupt und legten die Hand auf die linke Brust.

Abdul-Meschid war damals zwanzig Jahre alt, sah aber bereits wie ein gereifter Dreißiger aus. Um die mandelförmig geschnittenen Augen, deren mildschöner Ausdruck von Manchen gerühmt worden ist, welche damals aber mehr trübe und hohl als sanft leuchtend aus den dunkelbläulichen Rändern blickten wie Nebelsterne aus einem höhenrauchigen Horizont, lagerten sich bereits einige Falten, ebenso um den Mundwinkel. Die

Wangen waren eingefallen, die Haut hing schlotterig vom ovalen Gesicht, das keineswegs stramm und gespannt war, wie es Fallmerayer später beschreibt. Der geistreiche Fragmentist mag mir verzeihen — seine Schilderung von der Gestalt und Physiognomie des jungen Sultans scheint mir etwas unter dem Nimbus seiner Serailaudienz, unter der beglückenden Wirkung geschrieben, welche der stumme aber gnädige Blick des audienzgebenden Türkenherrschers auf den vorgestellten deutschen Professor übte, dessen Brust später der Nischan d. h. türkische wohl verdiente Verdienstorden zieren sollte.

Vielleicht hat auch später mit der gebesserten Gesundheit die Gestalt des Sultans sich verschönert oder der Gesichtsschnitt sich so veredelt, wie ihn uns der geniale Fragmentist beschreibt. Möglich daß Dr. Spitzers Stahlpillen und Abmahnung von der allzueifrigen Haremsfrequenz im Bunde mit des Serailkochs Krafthühnerbrühen und Burgunderbädern dieses physische Wunder bewirkt, die gesunkene Nervenkraft wieder belebt, die Muskelfaser neugestärkt und Seiner Hoheit schlotterige Gesichtshaut so ausgespannt hat, wie sie der deutsche Gelehrte in der erwähnten Audienz mit selbsteigenen Augen gesehen. Hat doch Abdul-Meschid noch die schöne Jugend für sich, wo sich die Natur ja gerne bequemt, die arme Kunst der Aerzte zu unterstützen!

Damals aber sah der junge Sultan wie ein leibhaftiger Candidat des Hospitales, fast mitleiderregend aus und glich der Schilderung, welche uns der deutsche Bildhauer Streichenberg von ihm machte. Derselbe hat aber Sr. Hoheit jedenfalls näher und genauer betrachtet, als der Fragmentist, denn er war ja berufen, das Bildniß des Padischa in Elfenbein zu schnitzen. Herr Streichenberg war als Künstler nicht eben erbaut von dem magern Körper und der schlappen Gesichtshaut eines noch so jungen Fürsten. Er mußte, um nicht Mißfallen bei dem er-

habenen Besteller zu ernten, es jenem deutschen Sculptor gleichthun, welcher von seinem königlichen Mäcen beauftragt, dessen Hand und Bein für eine berühmte Tänzerin zu modelliren, sich statt der magern Realität die schwellende Idealität vom Bildner des Apoll von Belvedere als Muster entlehnte und dafür gebührendes Lob und Lohn empfing. Dem Bildhauer Streichenberg kam der großherrliche Körper ganz so wie mir vor, nemlich dürre, schläff, engbrüstig und verwelkt. Noch zwei Jahre später, als ich den Sultan in der feierlichen Procession des Kurban-Beiram wieder erblickte, äußerte ein neben mir stehender Renegat: „Wenn ich der Sultan wäre und so wie er aussähe, ich würde mich nie öffentlich sehen lassen!“

Trotz seiner angenommenen steifen Haltung hatte Abdul-Meschid etwas vorzeitig Greisenhaftes; sein Gang war schwankend, sein Blick stier und gläsern. Er trug den gewöhnlichen blauen Schnürrock der Reform nach polnischem Schnitt, lange und enge rothe Unterhosen wie ein französischer Offizier und nach der in Stambul damals herrschenden Mode einen sehr hohen rothen Fäß auf dem Kopf, dessen voller blauseidener Busch nach allen Seiten regelmäßig herabfiel, der aber des diamantnen Schlosses und des Reiherbusches entbehrte, die der Großherr bei Feierlichkeiten zu tragen pflegt. Nur der Nischan blitzte unter dem Halse. Den arabischen Silberschimmel dirigirte er mit Leichtigkeit, wie es bei einem so vollständig dressirten und sanften Thiere auch ein schwacher Knabe könnte. Sein Auge blickte in gerader Linie starr über die beturbanten Köpfe oder weißen Hüllen der Volksgruppen hinweg, deren männlicher Theil die Hand aufs Herz legend sich ehrfurchtsvoll beugte, aber keinen Jubelschrei laut werden ließ, welcher in der Türkei ebenso wenig Brauch und Sitte ist, als der kaiserliche Gegengruß. Selbst das gnädige Lächeln, das heute abendländischen Herrschern bei öffent-

lichen Erscheinungen so geläufig ist, hat die ottomanische Hofetiquette noch nicht angenommen.

Der türkische Padischa ist noch heute unbeschränkter Autokrat in seinem Lande, sein Wille ist Gesetz, über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen hat er volle Gewalt. Nur die Serailetiquette ist noch mächtiger als der Sultan und selbst der kräftige Mahmud II., dessen Faust die Janitscharen niederschmetterte und den alttürkischen Fanatismus brach, hat an den Fesseln der Etiquette nicht ernstlich zu rütteln gewagt, höchstens nur den einen oder andern Ring dünner gefeilt.

Dicht hinter dem Großherrn ritt der Kißlar-Aga, der schwarze Eunuchengeneral, in der Stufenreihe osmanischen Hofranges stets der Nächste nach dem Padischa. Dieser hohe Hofbeamte war ein fetter Sudanneger, der sich in seiner Würde mit all' dem Aufgebot seiner schwarzen Gravität breit und wichtig machte. Dunkelfarbig wie er war der Gaul, auf dem er ritt. Dem Kißlar-Aga folgte ein bildschöner junger Türke, dessen dichter, rabenschwarzer Bart zu dem sehr weißen Teint contrastirte. Sein Gesichtsschnitt war orientalisch edel, das schöne Auge hatte einen sinnenden, fast träumerischen Ausdruck, der freilich etwas affectirt schien. Neben der trüben Gestalt des früh gealterten Sultans, neben der Affenfratze des Oberhaupts der Verschnittenen nahm sich die Figur dieses jungen Türken besonders vortheilhaft aus. Kein Wunder, wenn sie neben solcher Männerumgebung auch Sultaninnen wohl gefiel. Es war Riza Pascha, der damals allmächtige Serailgünstling, der Favorit der Walide oder Sultanmutter, einer in ihren vorgerückten dreißiger Jahren noch schönen und genußsüchtigen Cirkassierin.

Dieser schwarzbärtige Türke mit den feinen Zügen, dessen persönliche Bekanntschaft ich drei Jahre später auf eine ganz eigenthümliche Weise machte, dirigirte ganz allein die hohe

Politik im osmanischen Reich und der alte lahme Großvezir Rauf Pascha war eine Marionette, die nach dem Takte tanzte, den Riza anschlug. Dem Riza Pascha, der damals noch kein eigentlicher Großwürdeträger, sondern nur einfacher Serailintendant war, in dieser Eigenschaft aber den Vortheil hatte, im großherrlichen Palast zu wohnen und den Zugang zu den Ohren Seiner Hoheit immer zur Verfügung zu haben, folgte der weiße und schwarze Hoflakaientroß im einfachen Costüme der Reform, aber alle auf reichgeschirrten Pferden ächt morgenländischen Geblütes aus dem großherrlichen Marstall. Sie ritten über den At-meidan dicht am Obelisken des Theodosius vorüber, einem der wenigen Alterthümer, welche heute noch den durch die Türken verkleinerten und verunstalteten byzantinischen Hippodrom zieren. Dort stand eine Gruppe von Engländern unter Anführung ihres griechischen Cicerone den ägyptischen Granit betastend und an der beschädigten Inschrift buchstabirend, welche besagt, daß Theodosius die durch Erdbeben umgestürzte Säule wieder aufgerichtet habe.

Ich weiß nicht, ob Abdul-Meschid Geschichte kennt und von der Wanderung dieses Obelisken von Aegypten nach Athen, von Athen nach Byzanz und von dessen Inschrift jemals Notiz genommen. Letztere erzählt ohne orientalischen Lobesschwulst von einem seiner Vorfahren auf dem byzantinischen Thron ganz einfach den von sich selbst rühmenden Act, daß er einem gefallenen Denkmale wieder glücklich auf die Füße und zu erhabener Stellung verholfen. Sicher schien, daß die Wiederaufrichtung der gestürzten Monumente von Byzanz nicht zu den drückenden Herrschersorgen und Gedanken gehörte, mit welchen der junge Haremskaiser sich damals abgequält und den Kopf zerbrochen. Auch weilte sein starres Auge mit keinem Blick auf der alten Säule. Nicht einmal die englische Touristengruppe in ihrem

seltsamen Reiseaufzuge mit weiten Sackpaletots und weißen Hütenvon unmeßbarer Ränderbreite vermochte die Aufmerksamkeit Seiner ottomanischen Hoheit auch nur eines flüchtigen Moments zu fixiren, obwohl sämmtliche englische Lorgnetten und Operngucker herausfordernd genug auf das Sultanantlitz gerichtet waren. Bei Audienzen wird es bekanntlich schon als eine unnennbare Gunst und Gnade gerühmt, wenn der Sultan den Vorgestellten auch nur eines stummen Blickes würdigt. Heute war Seine Hoheit nicht in dieser gnädigen Laune oder vielleicht verbietet ihm auch die Hofetiquette, außerhalb seines Audienzsaales einem sterblichen oder unsterblichen Gegenstande — (und wär's auch ein ägyptischer Obelisk oder ein Engländer im Reiseaufzuge) frei und offen wie andere ehrliche Leute ins Gesicht zu sehen. Genug, der junge Sultan behielt seinen fixen Blick, so starr vor sich hingewendet, als schaue er wie ein magnetisirter Hellseher ins Geisterreich. Immer gleichmäßig bedächtigen Schrittes ritt er nach dem Chrysokeras hinab, wo ihn eine der großen Barken des Serails erwartete, um ihn nach seinem Sommerpalast am Bosporus zu tragen.

Unter seinem Gefolge waren einige bevorzugte Schwarze, welche auf dem altberühmten byzantinischen Rennplatze der Grünen und der Blauen der Versuchung nicht widerstehen konnten, mit ihren Pferden die Fantasia zu machen d. h. sie bäumen, schäumen, schnauben zu lassen und dabei ihre Bändigerkunst und Sattelfestigkeit zu zeigen. Das aber brachte den großherrlichen Vorreiter nicht aus seiner erhabenen Ruhe heraus. Die Seraileunuchen dürfen sich schon hie und da mehr Freiheit herausnehmen, als ein Anderer. Das Volk widmet ihrer öffentlichen Erscheinung, selbst wenn sie einzeln durch die Straßen reiten, immer noch mehr Respect, als einem Ferik-Pascha mit sämmtlichem Dienertroß.

Als der Großherr mit seinem Haremsoberstwachtmeister und Reitergefolge längst aus den Augen verschwunden, zog durch das Hofthor der Achmet-Moschee eine andere berittene Gruppe, die noch ungleich populärer erschien, als Abdul-Meschid und sein Kißlar-Aga. Es waren Ulemas, Doctoren des alten Glaubens, im alttürkischen Kleiderschnitt mit wulstigen Turbans schon äußerlich den starren Gegensatz zwischen der alten und neuen Zeit zur Schau tragend.

In ihrer Mitte ritt ein silberbärtiger, wohlgenährter Greis mit hellen, heiteren Augen und gutmüthig schmunzelnden Lippen. Es war der Mufti oder Scheich-el-Islam, das Haupt der Ulemas und der gesammten Priesterschaft, dessen Fetwa in der osmanischen Geschichte eine so gewaltige Rolle spielt.

Vor diesem silberbärtigen Hohenpriester und den langbärtigen Ulemas beugte sich das Volk noch tiefer, drückte die Hand noch fester aufs Herz, als vor dem dünnbärtigen Sultan und vor dem bartlosen Kißlar-Aga. Der Mufti und seine Collegen schauten aber auch nicht starr vor sich hinaus in leere Regionen, sondern blickten den Menschen, den Gliedern ihrer Gemeinde, freundlich und vertraulich ins Gesicht. Ueberdieß warf der Mufti von Zeit zu Zeit kleine Münzen unter das Volk aus, was natürlich seine Popularität nur stärken konnte. Es drängte sich aber auch Alles herbei aus der Nachbarschaft des At-meidan, was irgend Turbane und weite Hosen trug und Paras liebte, um diesen Vertretern der guten alten Zeit, die man mit Recht oder Unrecht für stille Anhänger des Janitscharenthums und für Gegner Reschid Pascha's hält, sammt ihren fliegenden Münzen die gebührende Ehre zu bezeugen. Jede Spur von neutürkischer Reform war verschwunden in diesem Haufen, kein Fäß, kein Schnürrock und keine langen engen Hosen mehr sichtbar außer den meinigen. Damit stand ich Ungläubiger als

der einzige Repräsentant der neuen Zeit und der Reform inmitten dieses altgläubigen Haufens. Anwandlungen des alten Fanatismus waren auch wieder bemerkbar, Haß und Groll funkelnde Augen richteten sich auf den Giaur mit dem Hute und hie und da wurden ein paar Schimpfworte hörbar. Dabei hatte es aber auch sein Bewenden. Der Fanatismus ist heute wenigstens zahmer geworden und grollt lieber wie der Uhu in scheuer Zurückgezogenheit. Vor einigen Jahrzehnten hätte man sich nicht einzeln mit dem Hute unter das Portal der Achmet-Moschee wagen dürfen, ohne Mißhandlungen zu befürchten.

Der Mufti und die Ulemas schlugen eine dem Gefolge des Padischa entgegengesetzte Richtung ein und ritten über den Atmeidan zufällig nach derselben Himmelsgegend, wo Mekka liegt, gefolgt von der Masse und ihren Segenswünschen. Das alte Stocktürkenthum, der Janitscharengeist, der Reformhaß, als dessen incarnirte Vertreter die Ulemas gelten, hat in Stambul noch heute weit mehr stille Anhänger, als man in den Gesandtschaftshotels von Pera und im Occident glaubt oder zugeben will.

Meinem ersten Frühlingsaufenthalt in Konstantinopel folgte zwei Jahre später ein Sommer- und Winterbesuch, bevor ich die Reise nach Persien und dem Kurdenlande antrat. Oft hatte ich da Gelegenheit den Sultan in der Nähe zu betrachten, wenn er öffentlich erschien. Einmal sah ich ihn sogar durch die Hauptgasse Pera's reiten, wo das geschäftige oder spazirende fränkische Publicum sich beeilte, vor Sr. Hoheit ehrerbietig und barhaupt Spaliere aus dem Stegreif zu bilden. Auch Sr. Excellenz der k. k. Internuntius, Hr. von Stürmer, der neucreirte Graf, befand sich hier zufällig unter den Gassenwandlern und machte vor Sr. Hoheit eine überaus tiefe Reverenz ebenfalls aus dem Stegreif. Wenn Sr. Excellenz vielleicht

glaubte, als Repräsentant einer europäischen Großmacht besser wegzukommen als einer der gewöhnlichen Budenhalter, Kaffeesieder oder Barbiere Pera's, die den Sultan auf seiner Passage grüßten, so hat sich Sr. Excellenz empfindlich getäuscht. Denn der Sultan pflegt in rigoroser Befolgung der alten Etiquette keine Ausnahme zu machen und selbst eines europäischen Großmachtgesandten edel gebogene Nase, wenn sie sich noch so tief zur Erde senkt, wird so wenig als der nakte Fuß des zerlumpten Hamal oder Lastträgers eines kaiserlichen Gegengrußes, ja nicht einmal eines herablassenden Blickes gewürdigt. Hat man doch erst seit wenigen Jahren dem alten demüthigenden Brauche entsagt, daß der dem Sultan vorgestellte europäische Gesandte von zwei Kämmerlingen an den Armen so lange festgehalten wurde, als die Audienz dauerte. Hohl und stier wie auf dem At-meidan schaute des Großherrn trüber Blick auch in der Perotengasse über die entblösten fränkischen Köpfe hinweg.

Auch auf dem Wasser hatte ich ein paar Mal das Glück, Sr. Hoheit dem Türkenherrscher zu begegnen. Einmal im großen Ruderkaik vom alten Serail zum neuen gondelnd. Ein andermal auf dem wunderschönen Promenadeschiffchen, das ihm Mehemed Ali von Aegypten als Präsent geschickt, durch das goldene Horn und den Bosporus auf- und abdampfend. Letzteres Fahrzeug mit Gold, Schnitzwerk, Purpursammt und Scharlachseide reichlich decorirt, erinnerte mich an den in gleicher bunter Herrlichkeit strahlenden venezianischen Bucintoro, von welchem Goethe mit einem Worte sagt, daß es eine „Prachtgaleere" sei. Konnte es mit diesem auch als Kunstwerk nicht den Vergleich aushalten, so hatte es dafür den Vortheil, vom Dampfe beflügelt zu sein, dessen Schweißtropfen und Maschinenseufzer nicht das menschliche Gefühl empören wie das Schwitzen und das

wirkliche Seufzen jener kettenrasselnden Galeerensclaven der alten Republik Venedig.

Abdul-Meschid bedient sich übrigens äußerst selten dieses zierlichen Promenadedampfschiffchens. Man sagt aus Sparsamkeit der theuern englischen Kohlen wegen. Das schmucke Schiffchen soll gegenwärtig ganz ungenützt im Chrysokeras verfaulen.

Einen Ausdruck des Entzückens oder mindestens der Befriedigung über die malerischen Wunder des Bosporus konnte ich auf dem jungen Sultangesicht nicht wahrnehmen, als das Prachtschiff mit ihm über den blauen, beweglichen Krystallgürtel hinglitt, der hier Asia und Europa in so reizender Form umwindet. Mir hatte es immer geschienen, daß wenn schon der Tourist, der pinselnde Landschäftler, der moderirteste Liebhaber von lebendig großartigem Bilderschmuck, wenn er nicht ein Herz von Stein oder Leder hat, den pitoresken Reizen des Bosporus den Tribut seines freudigen Staunens nicht vorenthalten kann, so müsse den einzigen Mann, dem es gegönnt ist, mit den Augen des Beherrschers auf diese reizenden Weltufer zu blicken, ein ganz anderes Maß von Hochgefühl und Wonnegenuß beseelen. Wie viel prächtiger vielleicht wäre der Monolog des Schillerschen Fiesko über befriedigte Herrscherlust ausgefallen, hätten der Dichter und sein Held den Morgenstrahl über das so viel herrlichere Byzanz schimmern gesehen, statt über das marmorne Genua. Aber fehlte vielleicht dem gebornen Herrscher, dem Erbbesitzer der Reiz der Neuheit, das Vergnügen der Errungenschaft, und muß man nothwendig Eroberer oder Usurpator sein, um hier den rechten Vollgenuß des Herrschergefühles zu empfinden? Vielleicht hat die beständige Wiederholung des schmeichlerischen Wiegenliedes, welches der Eunuchen aufgeworfene Pavianlippen wie der frische Rosenmund der Odalisken dem türkischen Kronprinzen schon in den Windeln vor-

singen: daß hier seinen Wünschen und Gelüsten keine Grenze gezogen sei, daß hier kein Gesetz Geltung habe als sein Wille und seine Laune, eine mehr erschlaffende als reizende Wirkung gehabt und das Vermögen der Freude an dem Besitze verkümmert?

Gegen die frühe Blasirtheit eines byzantinischen Throninhabers wüßten wir freilich ein gutes Heilmittel. Man gestatte neben den Eunuchen und Haremsnymphen auch redlichen Traumdeutern und vorwärtsblickenden Hellsehern den Zutritt zu den Serailgemächern und lasse sie dem glückverwöhnten Herrscher laut verkünden, was sie errathen und erschauen. Auch Historien lese man dem Sultan, besonders die Geschichte vom Kalifengeschlechte und wiederhole ihm, so oft er schlafen geht, die Weissagung Kurt-bais des Mameluken, deren buchstäbliche Erfüllung unaufhaltsam näher rückt. Noch hat kein Seher den Muth gefaßt dem Großherrn zu sagen: wenn die Hedschira um ein neues Säculum reicher geworden, dann wird dein Reiherbusch die stolzen Federn tief gesenkt haben. Bleich und fahl wird der Halbmond und mit ihm Osmans Hausgestirn geworden sein, um nimmer wieder zu glänzen und von deinem mejestätischen Geschlecht, das die Geschichte zweier Welttheile mit seinem Kriegsruhm füllte, wird in Europa nichts übrig sein, als das bischen Staub unter den vergoldeten Lappen der Sultanmoschee. Wenn solche Verkündigung aus Abdul-Meschid auch keinen großen Peter machen und das Unabwendbare nicht abwenden würde, so wäre es doch vielleicht ein probates Mittel gegen Ueberdruß und Schlaffheit.

Als ein paar Jahre später ein anderer Sprößling von einem ebenso erlauchten Geschlecht durch den Bosporus schiffte, da hat der Anblick dieser Weltufer mit ihren Palästen, Thürmen und Tempelkuppeln eine ganz verschiedene Wirkung hervorgebracht.

Seine kaiserliche Hoheit der jugendliche Großfürst Konstantin besuchte die Stadt, die seinen Namen trägt. Die Rajas steckten die Köpfe zusammen und die russischen Agenten in Konstantinopel waren nie geschäftiger und selbst die kleinen Türken wußten auswendig, daß nicht nur der Gründer von Konstantinopolis, sondern auch der letzte unglückliche Kaiser, der hier rühmlicher als sein Volk gefallen, den gleichen Namen geführt, wie dieser russische Kaisersohn, der so voll Jugendkraft und Hoffnung herabsah auf dieses Land der Herrlichkeit. „Ha, welch' ein Bild!" rief er voll Ueberraschung, als er auf der luftigen Galerie des Galatathurmes von zahlreichem Gefolge umgeben hinblickte über die Riesenstadt, über die Meere und die Welttheile, deren Schläfe sie wie die Goldreife eines Diadems umwindet. „Aber wie schade, daß der Halbmond dieses Bild verunstaltet," bemerkte deutlich vernehmbar einer der griechischen Peroten, die dem Prinzen als Führer folgten. — „Wie schön müßte sich das Doppelkreuz ausnehmen auf der Kuppel der Aja Sofia!" — „Und wie majestätisch der Doppeladler dort an der Serailspitze!" flüsterten andere Stimmen aus dem Gefolge gleichfalls hörbar genug, um zu dem großfürstlichen Ohre zu gelangen.

Konstantin hat darauf nichts erwiedert und überhaupt keine öffentliche Aeußerung gethan, die ihn compromittiren konnte. Aber auf der Thurmhöhe ist er lange stehen geblieben und hat über die Brüstung lange hinausgeschaut nicht mit dem trüben Blick der Uebersättigung, sondern mit den leuchtenden Augen des Verlangens. Und als die Sonne unterging hinter dem Marmorameere und auf die Spiegelfenster des Sultanschlosses ihren letzten Feuerkuß drückte, da schwebte, wie man erzählt, ein eigenthümlicher Ausdruck über dem edlen Gesichte des Kaisersohnes Konstantin, dem die Konstantinopolis, die

Kaiserstadt, damals eben auch einmal „zu den Füßen lag.“ Und er hat das zaubervolle Bild tief eingesenkt in seine heiße Brust, und er wird des glühenden Eindrucks nimmer loswerden.

Auch bei den tanzenden Derwischen bin ich dem jungen Großherrn mehr als einmal begegnet. Er suchte sie und ihren wunderlichen Gottesdienst lieber heim, als den der heulenden Derwische von Scutari, bei welchen er meines Wissens nur ein einziges Mal im Laufe seiner Regierung gewesen ist. Das grauenhafte Bild dieser türkischen Mönchsandacht paßt nicht für seine schwachen Nerven. Auch verließ Abdul-Meschid den Heulergottesdienst noch ehe derselbe den Höhepunkt andächtiger Verzückungen erreicht hatte, noch ehe den taumelnden Mönchen Blut und Schaum aus dem Munde flossen wie tollen Hunden. Das gebräuchliche Sultangeschenk, sagte man mir, sei auch nicht im Verhältniß zu der fürchterlichen Anstrengung der Derwische von Scutari gewesen, die ihrem Gott und ihrem Padischa zu Ehren ein Brüllconcert zum Besten gaben, das alle Bärenkehlen Siriens und Andalusiens gesammte Bullochsenlungen beschämte. Besser zufrieden mit der kaiserlichen Munificenz waren die Derwischdreher, die mit ihren sanften Flageolettönen und zierlichem Walzen Abdul-Meschids zartem Geschmack schon viel besser behagen. Die Dreher-Derwische sind überhaupt die Aristokraten unter den türkischen Mönchen, wohnen und kleiden sich reinlicher und besser, als ihre Collegen, die Heuler-Derwische, und sind besonders bei den höhern und reichern Ständen Konstantinopels beliebt, während der türkische Plebs die Heuler mehr bewundert und sie für inspirirter, für heiliger hält.

Eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte des Orients ist, wie trotz des ausdrücklichen Koranverbots die geistlichen Orden bei allen islamitischen Völkern sich eingeschlichen und alle Zeitstürme überdauernd in der Gunst des Volks und

der Großen sich erhalten haben. „Es ist kein Mönchthum im Islam," sagt Mohamed. Aber schon 30 Jahre nach dem Tode des Propheten gab es Mönche in Arabien. Die Neigung des Arabers zu einem einsamen und beschaulichen Leben gewann das Uebergewicht über das Wort des Propheten, und eine andere Stelle des Korans: „Die Armuth ist mein Ruhm" mußte zum Deckmantel des Mönchthums dienen. Seitdem haben sich in Arabien, Persien und der Türkei die Orden der Fakirn (Armen) und der Derwische (Thürschwellen) so sehr vermehrt.

Die Derwische Konstantinopels sind kluge Leute. Sie wissen der Zeit Rechnung zu tragen und halten es mit verschiedenen Parteien, haben ihre Freunde unter den Alttürken, wie unter den Reformern, und theilen in diesem Punkte das Schicksal der römischen Kapuziner, die auch zur Zeit, wo die Mazzini und Sterbini in Rom statt des Papstes das Regiment führten, nicht nur vom Volke geduldet, sondern sogar populär waren. Wie man im Ruinenhofe des römischen Coliseums Freitags Kapuzinaden zu Gunsten der italienischen Revolution hörte, so hat man in Stambul auch Derwische gesehen, welche das Volk zum Kampfe gegen die Janitscharen für Mahmud II. aufwiegelten, als dieser am kritischsten Tage seiner Regierung die Fahne des Propheten öffentlich aufsteckte und durch schlechtgeschulte Nizam-Rekruten und bewaffnete Volkshaufen jene übermüthige Miliz zu Paaren trieb und niederkartätschte. Die türkischen Derwischnasen haben etwas von Talleyrands scharfem politischen Geruche und wittern den Ausgang jeder Katastrophe, indem sie sich zu rechter Zeit dem Sieger anschmiegen. In frühern Jahren, als die Janitscharenmacht auf ihrer höchsten Höhe stand, hatten sich die Derwische auch oft bei deren gelungenen Revolten gegen die Sultane betheiligt.

Es ist nicht unmöglich, daß zur freundlichen Vorliebe Mahmuds und Abdul-Meschids für die Derwische von Pera auch die

Politik das ihrige beigetragen. Beide hohe Herrscher dachten vielleicht, diese Mönche mit den gewandten Beinen und den schwindelfreien Köpfen würden sich leicht in die neue Bewegung hineindrehen und den neuen Tact zu den neuen Tänzen lernen. Seit der Janitscharenvernichtung ist auch ihre Tanzmusik sanfter und lieblicher geworden, und Abdul-Meschid findet ein besonderes musikalisches Wohlbehagen an dem Tönen der Derwischpfeifen. Wenn damit dem artistischen Geschmack Sr. Hoheit eben kein glänzendes Zeugniß ausgestellt ist, so beweist es doch seine Vorliebe für sanfte Melodien.

Der berühmte Pianist Leopold von Meyer hat sich auch einmal auf besondere Recommandation des Internuntius vor Sr. Hoheit producirt. Abdul-Meschid hörte den deutschen Virtuosen geduldig drei Stücke spielen, kehrte ihm sodann stumm majestätisch den Rücken und schickte ihm durch seinen Kämmerling eine kostbare Diamantendose. Doch soll er bald darauf zum Dragoman einer hohen Gesandtschaft geäußert haben: er könne nicht begreifen, daß man in Europa von diesem Künstler und seiner Kunst so viel Aufhebens mache. Seine Spieldosen und Spieluhren und sogar die Derwischpfeife gefielen ihm weit besser. Der Sultan besitzt von Lachauxdefonds' musikalischen Maschinen eine reiche Collection und hört sie so gerne, daß er gewöhnlich ein halb Dutzend zugleich und durcheinander spielen läßt, z. B. den Druidenmarsch der Norma mit dem Brautjungfernchor des Freischützen, die Tugendtemplerarien aus der Zauberflöte und die Räuberromanze aus dem Fradiavolo.

Ich war anfangs ungläubig, als man mir diesen bezeichnenden Zug hinsichtlich der eigenthümlichen Richtung des Kunstsinns und des gewiß seltsam organisirten Trommelfells Sr. Hoheit Ohren erzählte. Aber die Sache verhält sich wirklich so, wie mir der wohl unterrichtete Page, der mich im verlassenen

Sommerserail von Kadi-Köi herumführte, erzählte und auch zu gleicher Zeit die Spielwerke aller im Prachtsaal anwesenden Uhren und Dosen musiciren ließ. Auch den Divan zeigte er mir, welchen der Großherr gewöhnlich einnimmt, wenn er den musicirenden Automaten zu lauschen pflegt.

Diesem Divan gegenüber standen kostbare Porzellanvasen mit den Bildnisse J. kais. Majestäten des Zaren und der Zarin aller Reußen. Kaiser Nicolaus hatte sie dem Sultan geschenkt. Selbst auf dem Porzellan nimmt sich die kraftvolle Riesengestalt und das martialische Gesicht des Kaisers sehr gut aus. Der Vasenmaler hat dem Zar eine Haltung und Miene gegeben, als commandire er eben seine Grenadiere. Als Contrast stellte ich mir diesem Bilde gegenüber den türkischen Großherrn in seiner schmalen, schmächtigen Gestalt auf dem behaglichen Sammtdivan vor, den harmlosen Herrscher, der lieber im Harem ruht, als auf dem Marsfeld galoppirt, und lieber der Spieluhren und Derwischpfeifen sanfte Weisen, als Kürasse klirren und Zwölfpfünder donnern hört.

In der großen Procession des Kerban-Beiram sieht man den Sultan mit all' dem äußeren Pomp eines asiatisch-europäischen Herrschers öffentlich erscheinen. Das orientalisch-occidentalische Zwitterwesen, welches seit der Reform der osmanische Hof und Staat angenommen, ist mir bei diesem berühmten Islamfeste am meisten aufgefallen. Der Sultan, der Großvezir, die Muschirs, die Feriks und die einfachen Paschas, die Divanmitglieder, alle hohen und niedern Beamten vom Civil und Militair, welche in unabsehbarer Reihe über den At-meidan ritten, trugen die europäische Kleiderform, nemlich boutonnirte Uniformröcke mit Epauletten, goldgestickten Krägen und Aufschlägen, den Rangnischan und den Verdienstnischan mehr oder minder mit Brillanten besäet am Halse oder auf der Brust, den

Säbel am gestickten Gürtelband und lange, occidentalisch enge Hosen. Nur der Kopf mit dem Barte und dem rothen Fäß ohne schattenwerfenden Lederschild war ganz morgenländisch.

Da oben am rasirten Kopfe endigte die großherrliche Kühnheit in der Kleiderreform. Eine Bedeckung der Stirne mit einem Rande durfte damals wohl der energischste Sultan nicht wagen. Denn sie gilt als das äußere Zeichen des Giaurthums und ein Türke, der mit einem Hut oder Stirnschirm in Konstantinopel über die Straße ginge, würde vom türkischen Pöbel als Abtrünniger, als Apostat noch heute gesteinigt. Daß der gläubige Moslem beim Gebet mit seiner Stirne den Boden berühre, ist bei allen Islamsecten strengste Kirchenvorschrift, und das Tragen des Lederschildes am Kopfe würde nach Türkenmeinung der Verhöhnung eines religiösen Gesetzes gleich kommen.

Ein kühner Europäer im Dienst der Pforte hat dem Sultan Mahmud gerathen, er solle sich auch über dieses Vorurtheil des dummen Volks wegsetzen und den Nizamsoldaten Lederschilde an den Fäß nähen lassen, den sie dann beim Gebet umdrehen und so dem Ceremoniell nachkommen könnten. Aber Mahmud, obwohl ein passionirter Neuerer, erschrak über diesen Vorschlag, dessen Ausführung zu einer Zeit, wo der alttürkische Fanatismus noch wenig gebändigt war und da und dort in hellen Flammen emporschlug, ihm leicht hätte den Thron kosten können.

Die Aenderung des Kleiderschnitts nach abendländischer Mode hatte ihre größte Bedeutung dadurch, daß sie zum ersten Mal ein altes tiefwurzelndes ebenso religiöses als nationales Vorurtheil gewaltig erschütterte. Die geistige Kluft zwischen dem mahomedanisch-stationären Orient und dem christlich-progressiven Occident hatte in der Verschiedenheit der Tracht den sichtbaren Ausdruck gefunden. Der Türke haßte den Franken

nicht der engen Hosen wegen, aber er haßte die Hosen der fränkischen Beine wegen, die darin steckten. Als er nun den Sultan und seine großen und kleinen Beamten selber den engen Rock und die engen Beinkleider der Franken tragen sah, mußte er diese respectiren. Das Symbol des Frankenhasses war damit zerstört. Die Europäer, welche es mit dem Sultan hielten und in seinem Dienst standen, bequemten sich gerne zu einer Concession in Betreff des Kopfputzes und trugen den unpraktischen Fäß nach türkischer Manier ohne Schutz gegen die brennende Sonne.

Mit dieser Kleiderreform war in Stambul die Brücke zur Annäherung zwischen Orient und Occident geschlagen. Alle späteren Aenderungen, alle Umänderungen im Militair- und Staatswesen folgten dann zum Erstaunen leicht. Der Anblick ihres Padischa in christlich-abendländischen Hosen war wohl das größte Aergerniß, das tiefste Bekümmerniß, das man dem rechtgläubigen Alttürken anthun konnte. Von den späteren Neuerungen, obwohl sie viel wesentlicher in das alte Staatsunwesen eingriffen, hat die fanatische Masse doch keine mehr gewurmt und gekränkt. Der Stocktürke gewöhnte sich daran, daß man ihm seine Söhne wegnahm und unter den Nizam und in die engen Frankenkleider steckte, sie exercirte und disciplinirte und daß man statt der bisher geltenden orientalischen Prügelweise die occidentalische Prügelmanier einführte. Er gewöhnte sich daran, daß der Großherr mancherlei europäische Kurzweil im Serail trieb, die italienische Oper von Pera besuchte, die Gesundheitspflege seines geheiligten Leibes einem Giaurdoctor anvertraute und ungläubige Franken selbst zur Paschawürde erhob. Er gewöhnte sich daran, daß man den Pagen des Serails und der Jugend der höhern Stände französisch lehrte und sie in die Hauptstädte der Ungläubigen schickte, um dort deren Geist und Wissen ein-

zusaugen. Er gewöhnte sich daran, daß der Giaur-Freund Reschid zur höchsten Reichswürde emporstieg, daß man die Rajas menschlicher als bisher behandelte und sie den moslemischen Unterthanen der hohen Pforte beinahe gleichstellte, daß man auch den Hattischerif von Gülhaneh und das Tanzimat als weitumfassende, wenn auch bis zur Stunde noch Papier gebliebene Verbesserungen proclamirte.

All' diesen Neuerungen aber mußte der kühne und wahrhaft todesmuthige Entschluß Sultan Mahmuds, Kaftan und weite Hosen gegen den engen Rock und die schmalen Beinkleider Europa's zu vertauschen, zuvor Bahn brechen. An den Bart hat sich der Sultan-Reformator nicht gewagt, wie der große Peter, der seinen reformirten Russen auch die Bocksbärte stutzte. Mahmuds Rathgeber und reformfreundliche Günstlinge erinnerten sich vielleicht jener Episode der Osmanengeschichte, wo der Bartverlust eines einzigen rechtgläubigen Moslem, des alten Turkomanen Suklumkodscha, einen der furchtbarsten reicherschütternden Aufstände hervorrief, welcher den großen Eroberer Selim auf seinem Throne zittern machte.

Die neue Kleiderordnung, welche in der Hauptstadt des Orients das Signal zu einer Umgestaltung der alttürkischen Institutionen, der Sitten und theilweise selbst des Volkscharakters gegeben, hat den ästhetischen Geschmack nicht befriedigt. Gerade bei der festlichen Beiram-Procession wird es recht augenfällig, was der Orient an buntem Zauber für uns verloren hat, seitdem unser unschönes Costüme dort Eingang gefunden.

Diese fettwanstigen und krummbeinigen Paschas, wie karikirt, wie unvortheilhaft sehen sie aus in ihren boutonnirten Uniformen! Früher, wo das weite, faltige Gewand mißgestaltete Körperformen verhüllen half, hielt man die Türken für schöne Leute. Jetzt gehört in Konstantinopel ein schöner Mann im Re-

formrock zu den Ausnahmen. Die städtischen Türken sind selten schlank und fein gebaut und der hohe muskulöse Wuchs, welchen man unter Arabern, Persern und tirolischen Zillerthalern so häufig sieht, fehlt in der Türkei beinahe gänzlich. Ebenso erinnert unter den osmanischen Städtern gar nichts an die herrlichen Rittergestalten Tscherkessiens, obwohl von weiblicher Seite soviel tscherkessisches Blut in den Adern der vornehmen Türken rollt. Die ruhende Lebensweise, die Haremserziehung des Knaben bis zur Zeit seiner Mannbarkeit, das frühe Tschibukdampfen und Kaffeschlürfen und die üppigen Geschlechtstrieblaster haben das ihrige gethan, die ursprünglich schöne und kraftvolle osmanische Race merklich zu entarten.

Man kann sich jetzt keinen schneidendern Contrast denken, als jene edlen Herosgestalten im westlichen Kaukasus mit ihren schlanken Leibern, ihren muskelstraffen Gliedern, ihrem leichten schwebenden Gang, ihrer stolzen Haltung und ihrem feurigen, durchbohrenden Blick, aus welchem kühnes Bewußtsein ihrer Manneskraft und kriegerischer Geist blitzt, und diese meist kurzen, untersetzten, sehr oft fettleibigen und schwammigen Stambultürken der reicheren Stände mit ihren zuweilen schönen, noch öfter schlaffen Gesichtern, Schmerbäuchen und kurzen Scheerbeinen, mit ihrer phlegmatischen Haltung und träumerischen Miene — wie sie so seelenruhig und denkfaul in der Bazarbude oder vor dem Kaffehause oder daheim auf dem Divan kauern, Tschibukwolken blasend und den Kef genießend, während der Tscherkesse sein Streitroß tummelt oder wie eine Gemse über seine Felsen klettert und so in steter Uebung die unverdorbene Kraft und Schönheit seiner Race bewahrt.

Unter den vornehmeren Türken des Beiramzuges waren Riza Pascha, Mehemed-Ali Pascha von Tophana, der Schwager des Sultans, und der alte Kapudan, Tahir Pascha die ein-

zigen schönen Männer. Unter den übrigen Großwürdenträgern waren viele wahrhafte Karikaturen, unter deren Fettwanstlast die schlanken Pferde keuchten. Der alte Großvezir Rauf Pascha war ein hinfälliger Greis, welcher Mühe hatte sich im Sattel zu halten. Selbst unter den vielen Soldaten und Offizieren bemerkte man selten eine ebenmäßig geformte, noch seltener eine athletische Gestalt, und nicht Ein Mann war unter den Tausenden wahrnehmbar, welcher an die kolossale Figur des Kaisers Nicolaus oder eines Potsdamer Grenadiers aus der Zeit König Friedrich Wilhelm I. erinnerte. Am übelsten sah der Sultan selbst aus. In seinem engen Rock unter der Last der Epauletten, des Reiherbusches, seiner Goldschnüre und Diamanten saß er etwas vorwärts gebückt auf seinem prachtvoll geschirrten Schimmel. Die gewaltigen Federbüsche seiner Leibgarde zu beiden Seiten verdeckten fast die schmächtige Gestalt. Hinter ihm ritt wie gewöhnlich der dicke Kißlar-Aga im Vollgefühle seiner schwarzen Großwürde und dann kam schwarz und weiß das übrige Hofgefolge.

Ueber den At-meidan zu beiden Seiten des Zuges aber wogte ein ungeheurer Menschenschwarm und hier war der Orient wieder vorherrschend mit seinen bunten Farben, seinen bauschigen Turbans, seinen flatternden Gewändern, ganz so malerisch und mährchenhaft, wie ihn sich die deutsche Jugend träumt! Alles Gepränge und Festgewand — vom Padischa bis zum Hamal, der heute einmal keine Lasten trägt und vom feinsten türkischen Knaster dampft. Gar sauber und hübsch sehen die türkischen Knaben aus, buntfarbig angezogen, hübsche rosige Gesichter und gar nette Kerlchen darunter. Hunderte und hunderte von prächtigen vergoldeten Gitterwagen, ebenso unbequem für die Fahrenden als augenschmeichelnd für die Zuschauer, tragen halb verhüllte Frauen, deren schwarze Augen frei und schaulustig zwi-

schen der weißen Mousselinehülle stehen und in das Gewühle hineinlugen. Der Haus- und Eheherr trippelt manchmal zu Fuße hinter dem Frauenwagen her, bewacht seine Weibsleute mit den Augen und sieht recht komisch aus.

Auf das weibliche Costüme hat sich die türkische Kleiderreform leider nicht erstreckt. Höchstens mag in den letzten Jahrzehnten der untere Theil der weißen Gesichtshülle um einige Linien tiefer als früher unter das feine Näschen gerückt sein. Von den Frauengesichtern in Konstantinopel ist gleichwohl soviel offen, daß man mit einiger Einbildungskraft von dem Enthüllten auf das Verhüllte schließen und der scharf sehende Kenner ziemlich genau errathen kann, ob das Gesicht hübsch ist oder nicht. Dagegen fehlt dem Urtheil über die plastische Schönheit der Gestalt jeder Anhaltspunkt, da unter dem unausstehlich weiten Mantel die Körpercontouren dem Auge gänzlich entrückt sind.

Ein Amerikaner hat einmal gesagt, daß man den Bildungszustand eines Volkes am besten an der Art erkenne, wie es seine Frauen behandle. Je mehr Achtung, Vertrauen und Freiheit die Frauen in einem Lande genießen, desto höher müsse auch die Stufe sein, die dasselbe in der Culturscala unserer Erdenländer einnehme. Wenn diese Behauptung richtig ist — und bis zu einem gewissen Grade ist sie's sicher —, so hat sich die wahre Civilisation des Türkenvolks trotz aller Reformexperimente und Nachäffereien europäischer Moden in der That wenig gehoben. Das Loos der türkischen Frauen hat sich im Laufe der drei letzten Jahrzehnte nicht geändert. Heute wie früher heirathet das Mädchen ohne freie Wahl, in der Regel ohne ihren Gatten vor dem Hochzeittage gesprochen oder auch nur einmal gesehen zu haben. Der Mann heirathet aus Sparsamkeit in der Regel nur Eine Frau, weil er nach morgenländischer Sitte für sie zahlen muß,

statt von ihr Mitgift zu erhalten. Mehr als neunzehn Zwanzigtheile der männlichen türkischen Bevölkerung macht aus Mittellosigkeit vom Recht der Polygamie keinen Gebrauch und in Konstantinopel ist sogar die schändliche halbmörderische Sitte des Kinderabtreibens stark in Blüthe. Dagegen heirathet aber auch fast jeder Türke, und selbst der Aermste setzt seinen letzten Sparpfennig daran, eine Frau zu bekommen. Kein Gesetz und keine Verordnung erschwert oder verkümmert dieses natürlichste Recht des Menschen; keine Obrigkeit und kein Stadtmagistrat stellt selbst an den zerlumptesten Taglöhner oder Bettler, wenn er auf Freiers Füßen geht, das unsinnige Verlangen seine Subsistenzmittel aufzuweisen oder selbst nur die Frage, ob er auch im Stand sein werde, seine Frau und künftigen Kinder zu ernähren.

In der Regel wird in den türkischen Frauengemächern nicht viel gearbeitet und ich zweifle, ob die fleißigste Türkin in Stambul in diesem Punkte mit einer Nürnberger oder Bremer Bürgerfrau, wenn letztere auch nur mit mäßigster Emsigkeit ihrem Hauswesen vorsteht, den Vergleich aushielte. Sticken und Weben sind in der Regel die einzigen Haremsarbeiten und nächst der sinnlichen Liebe sind der Tanz, der Putz und das Baden die Hauptvergnügungen der orientalischen Frauen, welche bei methodischer Verkümmerung jeder Pflege des Verstandes und Gemüthes nicht viel anders aufwachsen als die Hausthiere. Kein Weib lernt lesen oder schreiben, oder erhält irgend eine geistige Bildung. Nicht einmal die Religion wird ihnen gelehrt, nicht einmal das Gebet ist ihnen gegönnt.

So sind die Orientalinnen bei aller körperlichen Schönheit für Männer, denen dieses „starre Bild" nicht genügt und die vor Allem beim Weibe Gemüth und Anmuth suchen, ziemlich reizlos. Natürliche Fähigkeiten fehlen den Frauen des Morgen-

landes nicht. Dafür bürgt ja noch immer der Glanz der Augen, der feurige Blick. Welch' einen andern Zauber aber würde dieser Blick üben, wenn etwas Geist und Liebreiz aus ihm spräche, nicht blos die brennende Sinnlichkeit.

Im Abendlande haben wohl Wenige einen Begriff bis zu welchem Grade geistiger Erniedrigung und Stupidität selbst Gottes schönste Geschöpfe herabsinken können, wenn zur gänzlichen Vernachlässigung der intellectuellen Bildung noch die Verkümmerung der persönlichen Freiheit durch viele Generationen hindurch dazu kommt. Ich habe im Orient nicht nur christliche Orientalinnen, vornehmlich Georgierinnen, Griechinnen, Armenierinnen, sondern auch türkische und tartarische Frauen nicht selten in der Nähe beobachtet. In den größern Städten Anatoliens werden jetzt bei abnehmendem Fanatismus und zunehmender Entsittlichung und Armuth junge Türkinnen häufig in die Consulathäuser gelockt. Es sind hübsche Statuen, in deren Zügen nicht einmal jener Aphroditeausdruck wohnt, dessen holden Reiz der griechische Meisel doch selbst dem todten Marmor einzuhauchen wußte. Selbst jene Europäer, welche in ihrer anatolischen Einsamkeit nicht eben sehr wählerisch sind, gestanden mir, daß sie der schönsten eingebornen Frauen bald überdrüssig geworden. Ein französischer Consul, welcher noch heute im Innern Kleinasiens wohnt und ein großer Verehrer des schönen Geschlechts ist, versicherte mich, daß er die häßlichste seiner Landsmänninnen, sofern sie nur Bildung und Grazie hätte, den blendendsten Schönheiten des Morgenlandes vorziehen würde. Er, der fast jeden Abend eine hübsche junge Türkin oder Armenierin in seinen Armen hielt, klagte mir in ganz wehmüthigem Tone seine Sehnsucht nach gebildetem weiblichem Umgang.

Aehnliche Bemerkungen hörte ich später in Persien aus dem

Munde fast sämmtlicher Europäer, welche dort mit Nestorianerinnen temporäre Ehen geschlossen. Einer meiner deutschen Freunde, welcher mit mir in Pera weilte, kam eines Tages in Feuer und Flammen nach Hause, als er eine bildschöne sechszehnjährige Armenierin mit zart rosigem Teint und den prächtigsten Augen im Kreise ihrer Familie gesehen. Er wollte sie besitzen, sie heirathen, nach Deutschland sie heimführen. Aber die öde Leere im Kopfe dieses reizenden Bildes erkältete seine Leidenschaft ebenso schnell wieder, als sie der erste Anblick entzündet hatte, und er gab die Bekanntschaft bald wieder auf, als er merkte, daß das schöne Geschöpf für ein zartsinniges Gespräch gar nicht empfänglich war, daß er nichts mit ihr reden konnte, als über die beschränkten Gegenstände im engen häuslichen Kreise. In allen Punkten wäre der mahomedanische Orient noch eher zur Annahme europäischer Reformen und Sitten zu gewinnen, als hinsichtlich der Befreiung des Weibes. Wenn heute ein türkischer Gesetzgelehrter offen für das Christenthum in die Schranken treten und den Satz, daß dem Propheten Jesus vor dem Propheten Mahomed, dem Evangelium vor dem Koran der Vorzug gebühre mit mehr Glück und Erfolg predigen würde, als jener türkische Ulema Kabis, welchen deshalb vor drei Jahrhunderten des Mufti Fetwa zum Tode verdammte, wenn selbst alle christlichen Glaubensdogmen von den Mahomedanern adoptirt würden: das Schicksal des Weibes würde doch schwerlich ein anderes werden. „Man kann uns besiegen, uns knechten, uns in Stücke reißen; aber das Weib geben wir nicht frei“ äußerte einmal ein kolchischer Türke zu einem gelehrten deutschen Reisenden. Das Schicksal der Christinnen in Anatolien und Persien ist von dem ihrer moslemischen Schwestern wenig verschieden, oft noch kläglicher.

Seltsam aber ist es, daß nicht nur jene Türken, welche das

gebildete Europa in seinen Hauptstädten gesehen, sondern auch ein guter Theil jener höheren türkischen Stände, welche das Leben und die Sitten der Franken nur aus den Salons und Bällen der Gesandtschaften und Consulate kennen gelernt, der Anmuth und Lieblichkeit europäischer Damen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und den Reiz, welchen Geist, Bildung, Grazie, Heiterkeit, gewandte Haltung, geschmackvolle Toilette oder selbst ein leichter Anflug von Coquetterie hübschen Frauen verleihen, wohl zu würdigen wissen.

„Ach wenn wir Frauen hätten wie ihr! dann wären wir ganz zufrieden und es gäbe keine unnatürlichen Laster unter uns. Aber die unsrigen sind so gar entsetzlich dumm!" So klagte mir einmal der junge Hekhim Mehemed Effendi, ein gebildeter Türke, welcher in der medicinischen Schule von Galata Serai zum Doctor promovirt war. „Und warum erzieht ihr eure Frauen nicht besser? Warum vergönnt ihr ihnen nicht ein bischen Freiheit und Bildung?" entgegneten wir dem türkischen Doctor. „O dann würden unsre Weiber ganz schlecht, leichtfertig und untreu werden, die vertragen die Freiheit nicht wie die eurigen. Türkinnen sind von anderm Stoff und Blut." Aehnliche Antwort erhielten wir in der Regel auch von andern Türken. Egoismus, Eifersucht und Mißtrauen, diese Grundelemente des orientalischen Charakters haben dem schwächern Geschlechte seine natürlichen Rechte geraubt, seine geistige Pflege verkümmert. Noch heute sind diese Grundlaster der Türken und der andern asiatischen Völker so starr, so unvertilgbar als sie je gewesen. Und so dürfte wohl die Frauenemancipation die letzte von den Reformen sein, welche von Europa den Weg nach dem Morgenlande findet.

Jene freilich, welche den Fortschritt der Gesittung als unaufhaltsam betrachten, sind der Ansicht, der Türke werde sich auch hierin endlich zu Concessionen verstehen, werde dem

Lichte westlicher Aufklärung und Humanisirung auch den Harem nicht ganz und für immer verschließen können, sowenig als der alternde Faust der grauen Schwester Sorge das Schlüsselloch verstopfen konnte. Ist es doch ein gutes Zeichen, daß jenes arme geistig verkümmerte Geschlecht die Männer nicht blos um ihre Freiheit, sondern manchmal auch wohl um ihre bessere Erziehung, um ihr Wissen beneidet. Wahrhaft rührend klangen die Ausrufe der Chanfrauen in Kurdistan, als sie Frau Eichele, die gefangene deutsche Bäuerin von Katharinenfeld schreiben sahen: „O wie bist du so gelehrt! Wie bist du glücklich, daß du lesen und deine Gedanken niederschreiben kannst." Wer Zutritt in die Harems hätte, würde aus dem Munde dieser unterdrückten Geschöpfe, die trotz ihrer geistigen Verkümmerung und Verstümmelung nicht ohne eine ferne Ahndung von dem Genusse geistiger Beschäftigung sind, ähnliche Seufzer wohl öfters zu hören bekommen.

In Konstantinopel gibt es eine Frau, welche jetzt schon ungenirter und freier lebt, als je eine ihrer Vorgängerinnen. Es ist die Sultanin Walide, eine Cirkassierin von lebhaftem Blut, welche noch in den raschen Jahren war, als Sultan Mahmuds Tod sie zur Wittwe machte. Abdul-Meschid ist ein guter Sohn, liebt seine Mutter innig, duldet daher auch ihren Einfluß in die Regierungsgeschäfte und sieht ihrem Hang zum Vergnügen, zu häufigen Ausflügen und zu den verdächtig oft wiederholten Besuchen in Riza Pascha's Harem nach. Damit war wirklich eine kleine Neuerung in die kaiserlichen Serailgewohnheiten gebracht und es fehlte nicht an Leuten, welche auf diesen Umstand kühne Conjecturen bauten und Haremsreform und Frauenemancipation im Orient in naher Zukunft weissagten.

Die Einmischung in die Politik ist freilich eine sehr alte Haremsgewohnheit und Suleimans Roxelane, Murads

Nur Banu (Lichtfrau) und die Walide Kösem (Mondgestalt), die Mutter der Sultane Murad und Ibrahim, haben mit ihren schönen Fingern ungleich öfter in die Staatszügel gegriffen als die Mutter Abdul-Meschids. Dagegen berichtet keine Quelle osmanischer Geschichte, daß eine Sultanin so oft und lustig nach den süßen Wassern gondelte, so ungenirt über Berg und Thal ritt oder im vergoldeten Prachtwagen kutschte, so häufig fremde Harems besuchte und in Liebeshändel sich einließ. Die berühmte Kösem hat unter vier Sultanen vom Serail aus das Reich regiert, war aber dem Eunuchenaufstande, der seltsamsten aller Rebellionen, welche die türkische Geschichte kennt, zum Opfer gefallen. Eine solche Katastrophe wäre unter Abdul-Meschid unmöglich. Auch würde jetzt der allmächtige Einfluß eines Eunuchenoberhaupts, wie des Kißlar-Aga Suleiman oder Beschir, welcher zur Zeit Mahmuds I. zwölf Großvezire nach einander ernannte und wieder absetzte und dem die fremden Gesandten demüthig den Hof machen mußten, um etwas bei der Pforte durchzusetzen, nicht mehr lange geduldet werden. Und während noch vor einem halben Jahrhundert das blose Gerücht eines Liebesverhältnisses mit einer Sultanin den Tod des Günstlings auch bei vollkommener Unschuld unfehlbar nach sich gezogen hätte, wurde dießmal der Verdächtige zum Palastintendant ernannt, sogar zur Seraskierwürde erhoben und behielt auch nach seiner ersten Ungnade seine Reichthümer und sogar seinen politischen Einfluß bei. So verändert haben sich Zeiten und Gewohnheiten auch bei den Türken!

Abdul-Meschid ist nicht nur von sanfter und harmloser Gemüthsart, sondern sogar ein freundlicherer und gutmüthigerer Herr als die meisten christlichen Dynasten des Occidents. Auch von seinem Leibarzt dem Wiener Doctor Spitzer, welcher eine besondere Anhänglichkeit für den Sultan hat, der sich ihm frei-

lich auch immer als ein gütiger Gebieter, als ein freigebiger Gönner zeigte, ihm Haus und Hof, Pferde und Nischandiamanten und fette Renten schenkte, wurde mir die Gutmüthigkeit als ein Grundzug seines Naturells geschildert. Dasselbe sagten mir die deutschen Serailgartendirectoren von Kadi-Köi, welche öfters mit dem Großherrn besonders wegen Verschönerungsprojecten persönlich verkehrten. Aehnliches sagen alle Europäer, Türken und Rajas, welche der Auszeichnung genossen, vom Padischa empfangen zu werden, eine Gnade, die jetzt auch öfter zugetheilt wird als in früherer Zeit. Immer hat der Sultan die Vorgestellten wenigstens mit den Augen gütig empfangen und sich bei den Audienzen so freundlich und leutselig benommen, als es ihm die alten Fesseln der Serailetiquette gestatteten. Geniale Züge wußte man nie von Abdul-Meschid zu erzählen, aber der wohlwollenden sehr viele. Er ist nicht eben prachtliebend und verschwenderisch, gilt in den Augen vieler Türken sogar für sparsam. Doch hat er oft und gerne geschenkt, besonders Dosen und Nischandiamanten. Weder die Europäer, welche der Pforte Dienste geleistet, noch die türkischen Beamten, am allerwenigsten seine Günstlinge und Lieblinge und die von der Sultanin Walide Empfohlenen hätten Grund, über Knauserei zu klagen, obwohl von einzelnen unersättlich geldgierigen Menschen solche Klagen wohl mitunter laut geworden. Weit mehr noch als Jochmus Pascha, gewesener Türkengeneral und seliger deutscher Reichsminister, oder der Leibarzt Dr. Spitzer, dessen kräftige Stahlpillen den schlaffen Sultanmuskeln neue Spannkraft gaben, könnte Abdul-Meschids feister Hofnarr die Generosität seines Herrn rühmen. Diesen Spaßmacher pflegt der Sultan bei Anwandlungen muthwilligen Frohsinns in eines der Brunnenbehälter des Serails zu werfen und sich an dem Geplätscher des dicken Gesellen zu ergötzen, der es seiner fetten

Constitution verdankt, daß er nicht schon zehnmal ersoffen ist. Der harmlose Sultan lacht dann recht herzlich, wenn ihm ein so geistreicher Spaß einmal besonders gut gelingt. Dem Narren wird das kalte Bad gewöhnlich mit ein paar hundert Beuteln versüßt und für diese Summe läßt sich der Kerl wohl noch oft und gerne ins Wasser werfen.

Für die Europäer und die Künste ihrer Civilisation hat Abdul-Meschid mäßige Vorliebe, keine eigentliche Passion, keinen Enthusiasmus, aber auch keine alttürkische Abneigung. Er steht den Reformern immerhin näher als den Stocktürken, schwankt aber doch manchmal, möchte es mit beiden Parteien nicht verderben. Vielleicht ist das in seiner und seines Reiches Lage das Klügste, das Vernünftigste, das Ersprießlichste, was er thun kann. Weder durch die alttürkische Energie eines Bajasid Wetterstrahl, noch durch den Reformeifer eines Mustapha Köprili wäre jetzt noch die Zukunft des osmanischen Staates zu retten. Eher würde jedes Extrem in irgend einer Richtung die Katastrophe seines Untergangs beschleunigen. Allah hat es am Ende mit seinen Türken wohlgemeint, daß er ihnen auf den osmanischen Thron zu guterletzt noch einen so milden und wohlgesinnten Padischa bescheerte, der ein löbliches Bestreben hat, seine Unterthanen gerecht regiert und glücklich zu sehen, wenn auch die zu diesem Zweck befohlenen Maßregeln gar manchmal das Gegentheil bewirkten.

Ein Charakter wie der Abdul-Meschids auf dem Throne ist in der osmanischen Geschichte eine völlig neue Erscheinung. Die Türken haben Herrscher von den verschiedenartigsten Anlagen und Leidenschaften gehabt: Helden im Felde wie Suleiman, Helden in üppiger Liebe wie Sultan Ibrahim, Helden im Hasenjagen wie Mohamed IV. Aber unter all' den hohen, knorrigen und krüppelhaften Aesten und Zweigen, welche der

stolze Stammbaum Osmans trieb, erblickt man keinen, der nur harmlosen und freundlichen Schatten warf, wie der gegenwärtige. Ein solcher Charakter war nicht möglich in jenen rohen, blutschwangern Jahrhunderten, wo man in der Türkei die kleinen Leute pfählte und die großen erdrosselte, während man im gemüthlichen Deutschland folterte und Hexen verbrannte, in der freien Schweiz Menschen wegen Bibellesens oder ähnlicher Vergehen lebendig bratete oder in eisernen Kesseln sott, und wo selbst die geistreichsten Könige Frankreichs eine Lust fanden, für störrische und verdächtige Subjecte unter ihren getreuen Unterthanen die raffinirtesten Martern zu ersinnen. Die rauhe Atmosphäre jenes derben Zeitalters ließ keinen milden Organismus gedeihen, am allerwenigsten auf der Höhe des Thrones. Blutdurst und Grausamkeit waren im Orient wie in Europa lange herrschende Epidemien. Und bevor die Buchdruckerkunst ihre Wunder übte, den Geist erhellte, die Bildung verbreitete und die Charaktere zähmte, zuletzt auch eine neue Weltmacht, die öffentliche Meinung erzeugte, war der gute Herrscher auf dem Thron, wie Kaiser Alexander von Rußlands Dynasten sagte, nur ein „heureux hazard."

Die ersten Spuren einer gewissen Scheu vor dem mißbilligenden Urtheil Europa's zeigten sich bei der Pforte erst gegen die Mitte des vergangenen Jahrhunderts unter der Regierung Mahmuds I., wo zugleich der rebellische Uebermuth der Miliz den höchsten Grad von Frechheit erreicht hatte, und der gemeine Janitschar Patrona Chalil mehr Einfluß auf die Leitung der Staatsgeschäfte besaß, als der Sultan und der Großvezir. Dem Verlangen der Rebellen, daß man die unter Achmet III. an den Ufern der süßen Wasser angelegten Lusthäuser verbrenne, wurde die kaiserliche Antwort ertheilt: „zum Verbrennen gebe ich meine Erlaubniß nicht. Was würden die Höfe und Völker der Chri-

stenheit von uns denken? Ich erlaube nur, daß man sie abbreche.“ Der Geschichtsschreiber des Osmanenstaates legt mit Recht hohe Bedeutung auf diese ersten Symptome der Scheu vor der öffentlichen Meinung gebildeterer Völker. Die Einführung einer ersten Druckerei in Konstantinopel durch den ungarischen Renegaten Ibrahim war diesem bedeutungsvollen Zeichen fast unmittelbar vorhergegangen.

Einem unheilbar zerrütteten Staatswesen konnte der Einfluß Europa's und seiner Reformideen nicht wieder auf gesunde Beine verhelfen. Auch der klügste politische Heilkünstler, selbst wenn Reiherbusch und Diadem das Gewicht seines Doctorhuts vermehrt hätten, konnte nicht wieder gut machen was an einem kranken Organismus anderthalb Jahrhunderte gesündigt und versäumt hatten. Die Geschichte selber rief jenen stümperhaften Experimentatoren, welche mittelst der Moden und Künste Europa's dem alt und krüppelhaft gewordenen Türkenstaat die frühere Kraft und Größe wieder einzuimpfen hofften, ihr verhängnißvolles „Zu spät!“ zu. Aber Einen unendlichen Gewinn haben dennoch im Türkenlande die Größten wie die Kleinsten aus der Einführung der Reform gezogen. Sitten und Charaktere sind milder geworden, die tyrannischen Gelüste der Herrschenden, wenn auch einzelne häßliche Züge z. B. die Judenverfolgung in Damaskus, die Arnautengräuel in Bulgarien und die Folterlust des Abdullah Pascha von Trapezunt bis in die neueste Zeit hereinspuken, sind doch nicht der Schatten dessen mehr, was sie noch zu Anfang unsers Jahrhunderts waren.

Es wird eine ziemliche Zeit währen, bis die Bestimmungen des Hattischeriffs von Gülhaneh und des Tanzimats für die Unterthanen der Pforte sich so wohlthätig, für die Finanzen und Hülfsquellen des Reichs sich so heilbringend erweisen werden, als es in der Absicht des menschenfreundlichen Großherrn und des

6 *

reformeifrigen Vezirs Reschid Pascha lag. Der bis in den Grund verdorbene Charakter der höhern türkischen Stände, aus welchen in der Regel die Beamten hervorgehen, die tiefe und allgemeine Corruption dieser Beamtenwelt selber erschwert in unglaublichem Grade die Ausführung auch der dringendsten und wohlgemeintesten Reformen. Aber das Princip der Gerechtigkeit und Billigkeit in der Verwaltung und Justizpflege, wie in der Steuererhebung für alle Unterthanen ohne Unterschied des Glaubens durch jene Documente von der Höhe des Thrones herab feierlich anerkannt und verkündigt war immerhin ein großer Act, an welchen sich in Betracht der Stellung der Pforte zu Asien und der Wirkung ihres Beispiels selbst auf die fernsten Länder islamitischen Glaubens vielleicht eine weltgeschichtliche Bedeutung knüpft. Der Einfluß dieser vom Türkenherrscher proclamirten humanen Reformideen muß sich früher oder später selbst auf Rußland erstrecken, in dessen asiatischen Provinzen die Beamten nicht besser hausen als Paschas und Sardaren. Wenn es des Schicksals Wille ist, daß ein russischer Kaiser dereinst einen Doppelthron in Byzanz errichtet, kann er den unterworfenen Völkern am Ende nicht weniger bieten als Abdul-Meschid. Oder er müßte ganz und gar über das Urtheil der Geschichte sich hinwegsetzen, deren Schreiber mit brandmarkenden Zügen auf ihre Tafel das Factum zeichnen würde: „daß ein türkischer Padischa humanere Absichten mit seinen Völkern und eine mildere Hand für seine Unterthanen gehabt, als der christliche Selbstherrscher aller Reußen."

Wenn die gegenwärtige Generation in der Türkei von den guten Regierungsgrundsätzen, welche der islamitische Türkenherrscher zur Beschämung von mehr als Einem reformfeindlichen Dynasten der Christenheit laut im Angesicht der Welt adoptirte, auch nur geringe Milderung ihres Looses spüren sollte, für die

Zukunft wird der ausgestreute Same nicht verloren sein. Noch steckt freilich zu viel dumpfer Fanatismus in der Masse der mahomedanischen Bevölkerung, noch sind die Rajas zu unglücklich, um des Sultans weise, edle Absichten zu würdigen; aber eine aufgeklärtere und dankbarere Generation wird dereinst vielleicht das Andenken eines Herrschers segnen, der noch immer Macht genug hatte, sehr viel Böses zu thun und doch nur Gutes that. Hätte ihm die Natur nur die Hälfte der Dosis von Energie verliehen, als er redlichen Willen besitzt, hätte er nur halb so viele Stunden den ernsten Staatsgeschäften geopfert, als er in Liebeleien vergeudet, hätte er nicht in früher Jugend schon im Prinzenkerker des Serails des „Geistes beste Hälfte" verpraßt, Abdul-Meschid würde vielleicht nicht nur ein gutes Andenken, sondern einen großen Reformatornamen in der Geschichte des Orients hinterlassen.

Durch Einführung der europäischen Reformen hat freilich auch der Sultan persönlichen Gewinn gezogen, der um so günstiger ins Gewicht fällt, als ihm derselbe in der Gegenwart zu Gute kommt, nicht erst auf künftigen Genuß zu vertrösten braucht. Der Sultan hat mit der Reform, mit der militairischen und administrativen Ordnung und Disciplin seine persönliche Sicherheit gewonnen, seinen Thron gegen innere Stürme gefestigt. Wer die osmanische Geschichte gelesen, wird die Herrscher inmitten der Fülle von Glanz und Genuß nicht sonderlich beneidet haben. Der Mann, der über Leben und Eigenthum von Millionen verfügte, mußte unaufhörlich für das seinige zittern. Mitten in der üppigen Pracht seines Seraillebens, in den Umarmungen seiner Odalisken sah er wie jener Dionysosgünstling am dünnen Roßhaar die scharfe Schwertesspitze über seinem Haupte schweben.

„Der Aufruhr," sagt Hammer-Purgstall, „war lange eine

stehende Regierungsform im osmanischen Reiche.“ Durch Janitscharenmeuterei und Sultanmord war der türkische Despotismus trotz der scheinbaren Unbegrenztheit des Willens und der Launen des Herrschenden dennoch beschränkt. Sultan Ibrahim, der ausschweifendste aller türkischen Herrscher, konnte eine Zeitlang dem tollsten Tyrannenhumor fröhnen, konnte alle Kaufläden seiner Hauptstadt plündern, um seinen Palast mit ihren Schätzen zu bereichern, konnte dem Verbote des Korans zum Trotz acht Weiber heirathen, konnte Possenreißer und Schalksnarren zu den höchsten Reichsämtern erheben, einen Zigeuner zum Janitscharen-Aga, einen Taschenspieler zum Kapudan-Pascha ernennen, konnte Zobel- und Ambrasteuern ausschreiben und sein Volk auf eine selbst in der Türkei unerhörte Weise brandschatzen, Niemand mahnte den Herrscher, mit den Ausgeburten seiner Tollheit sich zu mäßigen, alles schwieg und gehorchte. Aber hinter dem Vorhang der Bühne grollte die Meuterei und lauerte die unheimliche Gestalt Kara-Ali's des Sultanhenkers. Was nützte da dem Zobel und Ambra liebenden Wüstling das genossene Uebermaß von Macht und Pracht, als er im stinkenden Ausgusse des Serails schmachtend einem elenden Tode durch Henkershand entgegen zitterte!

Die Sultane haben, seitdem Europa die neue Kriegskunst erfunden und besser disciplinirte Heere als die Türken geschaffen, auf den Genuß des Kriegsruhmes und der Machtvergrößerung, auf das Vergnügen, Giaurländer zu verwüsten und Giaurvölker zu knechten, verzichten müssen. Wenn jetzt einem neuen Padischa bei seiner Thronbesteigung der Säbel umgürtet wird, umgaukeln ihn nicht mehr die alten Welteroberungsträume, und Abdul-Meschids Vater war der letzte Sultan, der zum Janitscharen-Aga das bedeutungsvolle Wort sagte: „Wir sehen uns wie-

der beim rothen Apfel!“ *) Dagegen genießt er jetzt ruhigen Schlaf. Kein Heuwagen sperrt ihm den Weg, keine verschmähte Reisschüssel preßt ihm den Angstschweiß aus der Stirne und jagt ihm das Blut aus den Lippen. **) Längst schon ist die militairische Subordination durch Strenge befestigt, und die Casernenzucht hält alle meuterischen Gelüste nieder, die alten Stocktürken, die Janitscharenfreunde, mögen sich heute noch oft im stillen Grimm die Nägel kauen, aber sie kennen ihre Ohnmacht den geordneten Reihen des Nizam gegenüber.

Der Sultan kann heute auch ohne Gefahr menschlich sein und selbst Großmuth üben, solange die Disciplin seines Heeres nicht wankt. Seit der Vernichtung der Janitscharen hat die Humanität von Oben herab im türkischen Orient bedeutende Fortschritte gemacht. Todesurtheile sind jetzt selten, die Prügelstrafe wird lange nicht so häufig angewendet als in Rußland und Polen. Der türkische Herrscher braucht auch nicht mehr nach seiner Thronbesteigung den Henker seiner Blutsverwandten, seiner Brüder zu machen. Mehr noch als die Rohheit des Zeitalters und der Besitz schrankenloser Macht machten Argwohn und Furcht vor Aufruhr und Verschwörung die frühern türkischen Herrscher zu Ungeheuern. Das Staatsgesetz Mohameds II., welches dem Pa-

*) Wenn ein neuer Sultan am Tage der feierlichen Säbelumgürtung an den Casernen der Janitscharen vorüber ritt, nahm er aus den Händen des Janitscharen-Obersten eine Schale Scherbet an, die er mit Dukaten gefüllt zurückstellte und dann die Worte hinzusetzte: „Wir sehen uns wieder beim rothen Apfel,“ so nennen die Türken die Stadt Rom.

**) Der Ruf: „ein Heuwagen sperrt den Weg!“ war das gewöhnliche Signal der Janitscharen-Aufstände. Eben so drohend war das Zeichen, wenn bei der Soldaustheilung die übliche Reisschüssel von den Janitscharen unberührt blieb.

dischа den Brudermord nicht nur erlaubt, sondern zur Pflicht macht, wird wohl nicht mehr zur Anwendung kommen. Dieses schauderhafte Mordgesetz hatten Mufti und Ulemas durch ihren beistimmenden Ausspruch sanctionirt, auf eine Stelle des Korans sich stützend: „Unruhe ist verderblicher als Todtschlag," welche im weitesten Sinne zur Sicherung der Ruhe ausgelegt allerdings jeden Mord heiligt. Es brandmarkt dieses Gesetz, wie der alte Hammer kräftig sagt, mit blutigen Zügen das vom Eroberer gegebene osmanische Staatsrecht und ausschließlich das osmanische zur ausschließlichen Schande vor allen Barbaren.

Der römische Geschichtsschreiber Justinus bemerkt, daß es in Persien gleichsam zur Verherrlichung des Thrones gehöre, wenn Vater- oder Brudermörder denselben besteigen. Aber von einem Gesetz, welches den Brudermord als rechtmäßig zur Sicherung des Thrones erklärt, wußte selbst der Codex des persischen Despotismus nichts und dasselbe war dem osmanischen Staat allein vorbehalten.

„Die meisten Gesetzgelehrten haben es für erlaubt erklärt, daß, wer immer von meinen erlauchten Kindern und Enkeln zur Herrschaft gelangt, seine Brüder hinrichten lasse, zur Sicherung der Ruhe des Staates; sie sollen darnach handeln." Osman, der Gründer des Reiches, hatte mit Durchpfeilung seines Oheims das erste Beispiel des Verwandtenmords, Bajasid der Wetterstrahl durch die Hinrichtung seines Bruders beim Regierungsantritt das erste Beispiel des Brudermords gegeben. In seine Fußstapfen war sein Urenkel Mohamed II. getreten; aber er wollte den Brudermord nicht nur ausüben, sondern auch als rechtmäßig stempeln, und sein Beispiel sollte nach obigem Ausspruch als Gesetz gelten. Auch der große Suleiman ließ seine beiden hoffnungsvollen Söhne Mustapha und Bajasid sammt ihren fünf

kleinen Kindern in einer Anwandlung von argwöhnischer Laune erwürgen.

Abdul-Meschid verdankt es der Reform, welche sowohl dem Throne Sicherheit gewährte, als auch ihren mildernden Einfluß auf Charaktere und Sitten behauptete, daß er von der Versuchung, in den blutigen Fußstapfen seiner Ahnen zu wandeln, frei geblieben ist. Jenes brudermörderische Staatsgesetz, welches auch vor der Reform nicht immer in praktischer Uebung war, ist heute als gänzlich beseitigt zu betrachten. Der Bruder des Sultans, ein schöner junger Prinz, der klüger und kräftiger, aber nicht so harmlos gutmüthig aussieht wie Abdul-Meschid und das Ebenbild seines Vaters Mahmud sein soll, darf jede Woche ein paarmal frische Luft schöpfen und in einem Ruderkaik durch den Bosporus fahren. Er genießt mehr Freiheit als irgend ein kaiserlicher Prinz seit der Regierung Mohameds III. genossen. Von der Zeit des letzt genannten Sultans datirt sich der strenge Brauch, nach welchem alle kaiserlichen Prinzen, selbst der Thronfolger im Serail eingesperrt wurden und dasselbe nie verlassen durften. Mohamed III. war der letzte der osmanischen Kronprinzen, welche als Statthalter von der Hauptstadt entfernt der Thronbesteigung harrten. Alle folgenden Sultane sind aus dem Dunkel des Kronprinzenkerkers, welcher der „Käfig" heißt, unmittelbar an das volle Licht des Thrones getreten, ohne früher in der Provinz freie Luft geathmet und als Statthalter das Regieren versucht zu haben. Gründliche Forscher und Kenner des Orients schreiben auch diesem Umstand theilweise das Sinken des osmanischen Staats zu.

Der moralische Fortschritt in Bezug auf die kaiserlichen Familienbande ist freilich kein vollkommener. Ein innig brüderliches Verhältniß zwischen dem Großherrn und seinem Bruder existirt nicht. Letzterer wird beaufsichtigt, darf mit keinem Pascha

verkehren, überhaupt weder Besuche machen noch annehmen. An ein cordiales Familienverhältniß, wie es bei europäischen Höfen zuweilen stattfindet, ist in Stambul vorläufig gar nicht zu denken. Von der altosmanischen Brudermordpolitik bis zur Bruderliebe im christlichen Sinn wäre der Sprung auch gar zu wunderbar. Immerhin aber verdient es als eine der Segnungen der Reform hervorgehoben zu werden, daß der Sultan bei seiner Thronbesteigung sich nicht mehr das Kainszeichen an die Stirne malt und daß die unglücklichen Sultanbrüder nicht mehr bei jedem Rasseln der Thüre ihres Käfigs an die finstere Erscheinung Kara-Ali's zu denken brauchen.

Wie die Sultane, die osmanischen Prinzen und der große plebejische Haufe im Türkenstaate durch den Nizam Dschedid d. h. die neue Ordnung eine Besserung ihres Looses gewonnen, so auch der türkische Große. Eine eigentliche Aristokratie nach dem Musterbilde Europa's oder Persiens hat im Osmanenstaate nie existirt, die Großwürdenträger gingen nach der Laune des Sultans oder des in seinem Namen herrschenden mächtigsten Staatsmannes (welcher nicht immer der Großvezir war) aus den Serailpagen, den Janitscharen, den Renegaten und dem gemeinen Haufen hervor. Allmählig hat zwar der Brauch zugenommen, daß man die Söhne der Paschas und anderer Beamten bei Aemtervergebung mehr berücksichtigte; aber eine erbliche, mit Rechten und Privilegien ausgestattete Aristokratie wie im monarchischen Europa oder eine Oligarchie wie in den Republiken Italiens und der Eidgenossenschaft hat der Osmanenstaat nie gekannt. Die Gnade des Herrschers allein erhob den Unterthan und warf ihn wieder in den Staub. Nur der Brauch, hohe Beamte mitunter aus der allerniedersten Volkshefe zu nehmen, ist allmählig abgekommen. Einzelne Familien z. B. die Köprili haben eine Reihe von berühmten Paschas und Großvezires geliefert.

Die türkischen Großen haben ihrerseits erst mit der Reform die Sicherheit ihrer persönlichen Existenz gewonnen. Keine Meuterrotte wagt mehr ihre Köpfe zu begehren und die großherrliche Despotenlaune hat, wie gesagt, die Zeit gemildert. Die wilde Brutalität der Abkömmlinge Osmans hatte bereits seit dem Carlowitzer Frieden, der ersten großen Demüthigung des Halbmonds, beträchtlich abgenommen und keine kolossalen Schreckensgestalten wie Mahomed II., wie Selim I., wie Murad IV., große Eroberer und noch größere Scheusale verherrlichten und schändeten mehr den türkischen Thron. Doch dauerten die Hinrichtungen abgesetzter Großwürdenträger noch lange fort und die Vermögensconfiscationen reichen bis zum Regierungsantritt Abdul-Meschids. Unter all' den wunderlichen Eindrücken, welche der Leser der osmanischen Geschichte empfängt, ist vielleicht keiner so wunderlich als der Umstand, daß es so viele ehrlüsterne Thoren in einem Staate gab, wo der Ehrlust in der Regel ein so böses Ende bevorstand. Das diamantne Halsband, an welchem der amtliche Siegelring der Großvezire befestigt war, konnte als warnendes Symbol der seidenen Schnur gelten, welche dem abgenommenen Siegelring so häufig folgte. Was nützte „Freundschaft, Liebe, Gunst der Herrscher, welche so schnell kam und schwand wie ein Sonnenblick am Decemberhimmel?" Der große Suleiman hatte den berühmten Renegaten Ibrahim, den Eroberer von Tabris und Bagdad, lange wie seinen liebsten Freund behandelt, hatte ihm gegenüber die strenge Etiquette ganz abgeworfen, sogar das Schlafzimmer mit ihm getheilt, ihn mit Ehren und Schätzen überhäuft. Und am Ende reichte der wüste Traum einer einzigen Nacht bei dem argwöhnischen Sultan hin, den Freund und Günstling erwürgen zu lassen!

Heute erdulden gefallene Großvezire und abgesetzte Paschas nur gelinden Hausarrest in der Hauptstadt oder anständige Ver-

bannung nach einer fernen Provinz, wo sie ohne strenge Beaufsichtigung ziemlich ungenirt leben können. Der Hausarrest ist mehr angerathen als erzwungen. Der ernannte Nachfolger fürchtet gewöhnlich die Intriguen des abgesetzten Vorgängers und läßt ihn warnend mahnen, sich für einige Zeit der Politik und der Umtriebe zu entschlagen. Der Paschatitel und das Vermögen bleibt jetzt fast immer dem in Ungnade Gefallenen. Man begnügt sich bei jenen, deren Raub und Reichthum notorisch sind, sie um Bezahlung einer gewissen Abschlagssumme höflich zu mahnen, welche aber natürlich nicht in den Säckel des Staats, sondern in die Taschen der neuen Machthaber, der Hofleute und einflußreichen Divanmitglieder fließt.

Riza Pascha, welcher in den ersten Jahren der Herrschaft Abdul-Meschids als dessen Spielkamerad aus frühester Knabenzeit der allmächtige Mann im Staate war und dessen Politik fast ausschließlich leitete, hatte sich durch Bestechungsgelder ein ungeheures Vermögen erpreßt, das ihm fast ungeschmälert gelassen wurde. Seine Nachfolger waren um so geneigter, den gefallenen Günstling zu schonen, als sie wohl vermutheten, daß es seiner Ränkekunst und dem Einflusse der Walide gelingen werde, ihn früher oder später wieder auf den Sessel der Gewalt zu heben. Ist doch der junge Großherr gutmüthig und versöhnlich und zeichnet sich auch hierin rühmlich vor seinen Vorgängern aus, welche den unheimlichen Wahlspruch Murads IV. „die Rache altert nicht, wenn sie auch ergraut" mehr oder minder adoptirt hatten. Höchst selten kam in früherer Zeit ein gefallener Günstling zum zweiten Mal zu Würden und Ehren. Riza's Einfluß ist jetzt wieder merklich gestiegen und dem reformeifrigen Reschid Pascha ist er der gefährlichste Rival. Der wahre Grund seines ersten Sturzes, welcher so plötzlich erfolgte, daß die Spürnasen in den perotischen Gesandtschaftshotels darüber höchst verblüfft

waren, ist nie genau bekannt geworden. Was man darüber in den Zeitungen gelesen, sind vage Vermuthungen perotischer Plauderer und Neuigkeitsjäger, aber ohne einen Schatten von Zuverlässigkeit. Es hält überhaupt noch heute ungemein schwer, über das, was sich innerhalb des Serails begibt, etwas Sicheres zu erfahren. Dieses Serail mit seinen vielen Gebäuden, Menschen, Intriguen und Lastern inmitten der türkischen Hauptstadt bildet für sich eine kleine abgeschlossene Welt, durch deren chinesische Mauer man nicht schauen kann und aus deren mysteriösen Räumen mehr unverständliches Lispeln als vernehmbarer Laut hervordringt. Selbst den Gesandtschaften gelingt es nicht immer, Genaues zu erfahren, obwohl jede derselben ihre Kundschafter besoldet. Am besten unterrichtet sind in der Regel die Russen, weil sie zu diesem Zwecke mehr Geld spenden als die andern und in Konstantinopel ein zahlreicheres Corps von Spionen und Agenten unterhalten, als alle übrigen Gesandtschaften zusammengenommen. Das Geld aber besitzt im Orient allein die Zaubergewalt, Geheimnisse zu enthüllen. Man hat mehr als Einen politischen Grund angeführt, um die plötzliche Ungnade jenes mächtigen Günstlings, welcher so lange fast ausschließlich den Ohren seines Gebieters souffliren durfte, zu erklären. Das Wahrscheinlichste ist, daß Riza einfach nur das Opfer einer kleinen Haremsintrigue war. Im Harem aber machten sich neben dem Einflusse der Walide allmählig noch andere Einflüsse geltend. Die schwarzen Eunuchen dienen für Geld noch gerne als Vermittler des Verkehrs zwischen türkischen Parteihäuptern und dem Frauenhause des Serails. Ueber das Verhältniß Riza Pascha's zur Sultanin Walide ist man nie gehörig aufgeklärt worden. Man wußte nur, daß letztere dem ehemaligen Lieblingspagen Sultan Mahmuds eine Zeitlang hold war und seine politische Macht unterstützte. Sie besuchte auch, wie gesagt, die Frauen

Riza Pascha's öfter als andere Paschafrauen. Dadurch scheint das Gerücht eines intimen Verhältnisses entstanden zu sein, welches bei den häuslichen Einrichtungen Stambuls ziemlich unbeweisbar bleibt.

Als der Vertreter einer Art von Mittelpartei zwischen den Alttürken und den entschiedenen Reformern hatte Riza Pascha's politische Stellung eine hohe Bedeutung. Klugheit und Ränkesucht sind die vorherrschendsten Züge seines Charakters. Stolz und ehrsüchtig weiß er sich gleichwohl nach den Umständen zu mäßigen. Er begnügte sich mit dem factischen Besitze der Gewalt und deren pecuniären Vortheilen, die äußere Ehre aber überließ er dem alten Großvezir Rauf Pascha, welcher neben ihm eine vollkommene Null war. Einer der Dragomane der österreichischen Internuntiatur erzählte mir, daß, als es sich einmal handelte, für einen österreichischen Künstler die Erlaubniß zu einer öffentlichen Vorstellung zu erhalten, der alte Großvezir sich nicht getraute, einen so geringfügigen Act seiner administrativen Gewalt ohne Riza's Beistimmung zu üben und den Dragoman ersuchte, zuvor noch die Genehmigung des letztern einzuholen. Riza wußte in jenem schwachköpfigen und gutmüthigen Greise den rechten Strohmann zu wählen, um seine Herrschsucht zu befriedigen, ohne zu viel Neid zu erregen, ohne zu großes Aufsehen zu machen. Gegen eine wirkliche Erhebung des jungen Riza auf den Großvezirposten hätten sich damals die Graubärte im Divan doch etwas gesträubt und alle verdeckten Batterien ihrer Machinationen und Ränke spielen lassen, in welchen die höhere Classe in der Türkei wohl von keinem Volke der Welt übertroffen wird.

Riza Pascha hat gegen die Europäer eine tiefe persönliche Antipathie, die er den Umständen nach zu verbergen sucht, da er wohl einsieht, daß seine Macht nicht hinreichen würde, den europäischen Einfluß ganz vom Hofe zu verdrängen. Die Stellung

der Gesandtschaften, der hofmeisternde Ton, welchen die Großmächte zuweilen gegen die Pforte anstimmen, wurmt ihn und verletzt seinen Hochmuth. Er hat alle jungen Türken, welche in den europäischen Hauptstädten erzogen und gebildet worden, von höhern Aemtern und jeglichem Einfluß auf den Großherrn fern zu halten gewußt. Groll, Neid und Eifersucht gegen seinen Rivalen Reschid, das Haupt der Reformpartei, leitete die Grundsätze seiner Politik und motivirte die meisten Maßregeln seiner Verwaltung. Er hat übrigens zu klaren Verstand, um nicht einzusehen, daß es mit dem alten Stocktürkenthum für immer vorbei ist, daß der Geist und die Energie der frühern osmanischen Zeit, auch wenn sie in der Nation wieder geweckt werden könnten, doch nicht mehr die alten Wunder gegenüber der Disciplin und der gesteigerten Kriegsmacht Europa's zu üben vermöchten und daß die gegenwärtigen Machthaber, er selbst mit inbegriffen, von einem wiederauflodernden Feuer des Volksfanatismus wahrscheinlich zuerst gefressen würden. Seine Partei ist ziemlich negativ und farblos und saugt ihre Lebenskraft einzig nur aus dem gegenseitigen Hasse und Mißtrauen zwischen den Alttürken und den Reformern. In neuester Zeit hat er sich den letztern mehr genähert, weil er wohl eingesehen, daß die Alttürken ihre Partie für immer verloren haben.

Reschid Pascha der Reformer ist ein soviel besprochener öffentlicher Charakter, daß wir ihn dem Leser wohl nicht zu zeichnen brauchen. Ueber den politischen und moralischen Werth dieses Staatsmannes lauten die Urtheile verschieden und seine Bewunderer haben ihn eben so übertrieben hochgestellt, als ihn die Gegner unverdienterweise in den Koth gezerrt. Reschid ist für die Türken der Dolmetscher europäischer Bildung, der Vertreter der Zeit, der Mann der Nothwendigkeit unter den herrschenden Verhältnissen. Er ist weder ein Riesengeist wie der

große Peter, der das Genie, den Muth und die Macht hatte, seinem widerstrebenden Volke den Fortschritt aufzuzwingen, noch ein hochherziger und edelsinniger Schwärmer wie Joseph II., dessen Kraft und Talent nicht im Verhältniß stand zu seinem edlen Wollen. Man hat den türkischen Staatsmann falsch beurtheilt, wenn man ihn blos als einen von französischer Modesucht berückten Experimentenmacher und Charlatan schilderte und seine guten Seiten nicht gelten lassen wollte. Wäre er gar nichts als ein eitler Projectmacher, er würde sich nicht so lange in der Macht behauptet haben, würde nicht bei jeder neuen politischen Combination immer wieder auf die Schaubühne treten, nachdem seine politischen und persönlichen Gegner im Besitze der Gewalt noch schneller ihre Hülfsmittel erschöpft und noch kläglicher Fiasco gemacht hatten. Reschid Pascha ist kein Reformator aus Enthusiasmus, aus Humanitätsschwärmerei oder aus Eitelkeit. Er geht diesen Weg aus kluger Ueberzeugung, weil er einsieht, daß ein morsches Schiff immer noch besser sich erhält, wenn es mit dem Strome schwimmt als wenn es im Kampfe gegen die reißenden Fluthen nur seinen Leck vergrößert. Wer einmal die Lage der Türkei dem übermächtigen nordischen Nachbarn und dem gebildeten Europa gegenüber klar ins Auge gefaßt und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß eine Rückkehr zum alten System ein Ding der reinen Unmöglichkeit ist, daß jeder derartige Versuch den Schiffbruch unaufhaltsam herbeiführen müßte, der wird schwerlich andere Mittel zur Rettung oder auch nur zur momentanen Erhaltung des Reiches vorzuschlagen haben. Der entschiedene Rückschritt ist im osmanischen Staate nicht möglich, weil ihn die Zeit und die Verhältnisse nicht dulden würden, und ein kräftiger, gesunder Fortschritt ist eben so unerreichbar, weil das ganze Räderwerk des Staatsmechanismus zu rostig, zu abgenützt, zu wurmstichig ist. So bleibt nichts übrig,

als ein mäßig progressiver Gang, ein Laviren mit dem lecken Fahrzeug, welches ein Segeln mit vollem Luftzuge nur in den Grund bohren würde. Diese Aufgabe hat Reschid mit mehr Klugheit und Geschick zu lösen unternommen, als irgend einer seiner Collegen. Ein glänzender Erfolg hat seine Reformversuche nicht gekrönt; aber ein solches Resultat wäre unter den obwaltenden Verhältnissen nicht denkbar, selbst wenn ein begabterer Minister die Zügel leitete und ein mit mehr Geist und Willenskraft ausgestatteter Padischa als der gegenwärtige auf dem Throne säße. Wer immer auch in Zukunft berufen sein mag, die Politik des osmanischen Staates zu leiten, der wird von Versuchen und Experimenten anderer Art durch die Macht der Nothwendigkeit selber immer wieder auf die Bahn zurückgedrängt werden, welche Natur und Lage der Dinge diesem Staate für die Gegenwart angewiesen. In der türkischen Geschichte wird der Name Reschid nicht neben den der großen Staatsmänner früherer Zeiten, neben einem Mehemed Sokolli oder Achmed Köprili, glänzen; aber wir zweifeln, ob letztere unter den veränderten Zeitverhältnissen glücklichere Geschäfte gemacht hätten, als er. Es gibt Lagen und Zustände, die aller Weisheit, aller Erfindungskraft spotten, so wie das größte menschliche Genie seine Ohnmacht fühlt im Streite gegen übergewaltige Naturkräfte. Ein Suleiman auf dem Throne und ein Köprili auf dem Großvezirstuhl würden heute so wenig als der harmlose Abdul-Meschid und der modernisirte Reschid die Zukunft des türkischen Staates retten können, ohne wie diese für die Gegenwart eine wohlthuende Erscheinung zu sein, ohne das Andenken menschenfreundlicher Absicht der Nachwelt zu hinterlassen.

Zwischen den Staatsmännern Reschid und Riza stand damals Rifaat Pascha, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, als versöhnender Vermittler. Er war ein cordialer, ge-

müthlicher Türke, und seiner angenehmen Formen wegen besonders bei der europäischen Diplomatie beliebt, welche ihn auf alle mögliche Weise zu stützen suchte. Ich sah diesen Staatsmann öfters in den diplomatischen Salons von Pera, wo er unter allen höhern türkischen Beamten der willkommenste Gast war und den behaglichsten Eindruck machte. Seine Bonhomie lag freilich mehr in seinem äußern Wesen. Das was man Gemüthlichkeit im deutschen Sinne nennt, ist bei türkischen Großen nicht zu finden. Wer Rifaat Pascha aus längerm Verkehr kannte, gewann ihn lieb als einen jovialen, verträglichen Mann von gleichmäßiger Stimmung, entdeckte aber auch eine nicht geringe Gabe von diplomatischer Pfiffigkeit und Verstellungskunst, ohne welche sich kein Türke lange auf dem Posten eines Reis-Effendi behaupten würde. Rifaat Pascha gehört zu jenen geschmeidigen Staatsmännern, deren sich selbst Großvezire von verschiedenen politischen Richtungen gerne bedienen und die jedem Hof gut dienen, solange er mächtig und glücklich ist.

Eine der merkwürdigsten Gestalten der neuesten türkischen Geschichte ist Omer Pascha, der Renegat. Ich war diesem Manne von einem preußischen Offizier, welcher früher im türkischen Heer gedient und nach der Schlacht bei Nisib seinen Abschied genommen hatte, empfohlen und fand eine sehr cordiale Aufnahme. Omer Pascha war eben von seinem siegreichen Feldzuge gegen die aufrührerischen Albanesen zurückgekehrt und spazirte mit Oberst von Gutschkowski, meinem verehrten Freunde, plaudernd auf dem Verdeck eines Dampfers, als ich ihn zum erstenmale sah. Er steckte den Empfehlungsbrief ungelesen zu sich, schüttelte mir die Hand und lud mich in sein Hauptquartier nach Albanien ein, wohin er in den nächsten Tagen zurückzukehren gedachte. Eine hohe, breitschulterige, athletische Gestalt strotzend von Gesundheit und Sehnenkraft, ein sehr martialisches Gesicht, aus

welchem Energie und fester Charakter, aber auch ein gewisser Zug von Gemüthlichkeit spricht, ein ruhiges Selbstbewußtsein seiner Tüchtigkeit, eben so fern von hochmüthiger Arroganz wie von Schüchternheit, diese Züge seines äußern Wesens und Benehmens sind ihm als sehr empfehlenswerthe Qualitäten neben andern bedeutenden Eigenschaften des Charakters und Geistes bei den Türken gut zu statten gekommen. Seine Manieren haben etwas Feines und Angenehmes, seine Conversation ist behaglich und das Ohr jedes Anwesenden hängt an seinem Munde, wenn er kriegerische Begebenheiten und Züge aus seinem thatenreichen Leben erzählt. In seiner Erscheinung liegt ein Anstrich von Biederkeit und soldatischem Freimuth, doch nicht ohne eine gute Dosis orientalischer oder slavischer Feinheit und Schlauheit. Solche Eigenschaften neben großer militairischer Tüchtigkeit bedurfte er aber auch, um als Renegat in der modernen Türkei sein Glück zu machen. Für jeden Andern wären die Wege zu Glanz und Würde viel zu schlüpferig oder zu holperig gewesen und würden schwerlich zum wünschenswerthen Ziele des Ehrgeizes geführt haben ohne Straucheln oder Beinbruch. Auch die Geschichte mußte das ihrige dazutragen, denn ohne die Zerwürfnisse im Türkenstaate, ohne die ärgsten Verlegenheiten der Pforte würde man zu den Diensten eines tapfern, mit Feldherrntalent begabten Renegaten schwerlich die Zuflucht genommen haben. Wie im letzten Jahrhundert würde man das Obercommando der Heere und die Leitung der Feldzüge lieber einem bequemen, impotenten, kriegsunkundigen Großvezir überlassen haben, der mit seinem Harem ins Feld geritten wäre und Ulemas und Derwische in seinen Kriegsrath gezogen hätte.

Zur Zeit, wo die türkische Geschichte noch von Waffenruhm und Siegen strahlte, ward es den Renegaten nicht schwer, sich unter Türken zu fördern. Die alten Sultane sahen nicht auf

Nationalität und Herkunft ihrer Diener. Sie wählten dieselben aus den verschiedensten Ländern, die sie erobernd durchzogen hatten, wie aus den verschiedensten Schichten ihrer Unterthanen. Gezwungene und freiwillige Renegaten bildeten in früheren Jahrhunderten die wahre Stütze der osmanischen Macht. Christenkinder, welche man mit Gewalt ihren Eltern entriß, sie zum Dienste des Serails oder Heeres erzog und durch sie die gelichteten Reihen der Janitscharen und Sipahis ersetzte, halfen mit ihrem Blute zum festen Kitt des türkischen Staatsgebäudes, zur Zerstörung ihrer Heimathländer mächtig mit. Die Aufhebung des tyrannischen Brauches, Christenkinder gewaltsam für den Kriegsdienst auszuheben und zur Annahme des Islam zu zwingen, scheint erst gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts erfolgt zu sein. Ranke in seinen trefflichen historischen Fragmenten bezeichnet das Aufgeben dieses Brauches als das größte Glück, welches den Griechen und Serben begegnen konnte, die nie an Selbstständigkeit hätten denken, nie einen Aufstand in der Hoffnung des Erfolges hätten wagen können, wenn man fortgefahren, ihre beste Jugend zur Sclaverei abzuführen und zum Waffendienste gegen ihre Eltern und Brüder zu erziehen. Erst nachdem die Sultane dieses eben so nützliche als schändliche Mittel aufgegeben, erschien in den Gebirgen Griechenlands der erste Klephte, den die Lieder feiern, Christos Millionis.

Auch die meisten Großvezire und Großwürdenträger des osmanischen Reiches zur glänzendsten Epoche seiner Geschichte unter Soliman und Selim waren Renegaten, z. B. Ibrahim, Ali, Rustem, Mehemed Sokolli, Barbarossa das „große Raubthier der Meere" u. s. w. Nicht durch turkomanische Rohheit und Unausschließlichkeit, bemerkt der Geschichtsschreiber des osmanischen Reichs, sondern durch griechische und slavische Feinheit und List, durch albanische und dalmatische Unerschrockenheit und Treulosig-

keit, durch bosnische und kroatische Standhaftigkeit und Hartnäckigkeit, durch all' diesen Renegaten gemeinsame Tapferkeit und Gewissenlosigkeit, durch die Talente und Herrschergaben von Eingebornen der eroberten Länder ist das türkische Reich als Koloß aufgestiegen, der den Nacken der Völker niedertrat, welche durch Renegaten und Sclavensinn ihre eigenen Eingeweide zerfleischten.

Als die osmanische Macht zu sinken und der Einfluß des Harems, der Pagen und Eunuchen auf die verweichlichten Sultane zu steigen begann, wurde auch der Brauch, die obersten Stellen mit talentvollen Fremden und religiösen Ueberläufern zu besetzen immer seltener. Die Serailcamarilla fand es ihrem persönlichen Vortheil angemessener in die hohen Stellen ihre Creaturen einzuschieben. Man macht in der Geschichte des Türkenstaates eine ähnliche Bemerkung wie in der Geschichte fast aller Monarchien und Republiken Europa's. Solange die Staaten jung, aufblühend, kräftig sind, ist dem Talent, auch wenn es in niedrigster Sphäre geboren, der Zutritt zu den Aemtern und Würden nicht verschlossen. Später, wenn die Staaten altern, regen sich immer mehr die ausschließenden Tendenzen des Patriciats oder derer, welche im Genusse der Macht sind. Den Capacitäten der untern Schichten der Gesellschaft und besonders den Fremden wird es dann weit schwerer gemacht emporzukommen. In der Geschichte der kleinsten Cantonsrepubliken der helvetischen Eidgenossenschaft findet man in dieser Beziehung die gleiche Erscheinung, wie im Türkenreiche und in den mächtigsten monarchischen Staaten Europa's. In den letzten zwei Jahrhunderten der türkischen Geschichte sehen wir nur selten einen Renegaten zur Paschawürde gelangen und bis auf die neueste Zeit, wo der tapfere Kroat Omer im Moment großer Noth als eine historische

Figur auftauchte, hatte keiner mehr einen berühmten Namen hinterlassen.

Auch Omer Pascha hatte Anfangs einen sehr schweren Stand. Es fehlten ihm nicht die Neider, die Stellenjäger, die Intriguanten, die sich redlich Mühe gaben, ihm mitten in seiner politischen Carriere ein Bein zu unterstellen, seine Dienste zu verkleinern, ihn zu verläumden und zu verderben. Mehr noch als seine Leistungen im Felde bewundern wir seine schlaue Klugheit, seinen Tact, seine Geduld und Ausdauer diesem Kreuzfeuer von Cabalen gegenüber. Kein Mittel ward verschmäht, kein Versuch gescheut, den Emporkömmling beim Großherrn anzuschwärzen. Als Omer Pascha bereits gegen Drusen, Maroniten, Albanesen und Kurden der Pforte die wesentlichsten Dienste geleistet und sein Kriegstalent erprobt hatte, ließ man ihn noch immer auf einer ziemlich tiefen Stufe der höhern osmanischen Rangclasse stehen. Er war noch einfacher Pascha nach drei siegreich beendigten Feldzügen zur Zeit, wo der einfältige junge Mehemed Ali, Pascha von Tophana, der schönste und dümmste Mann von Konstantinopel, der kein anderes Verdienst um den Staat hatte, als daß er eine Unmasse des feinsten Knasters consumirte, einige zwanzig Tassen Mocca täglich schlürfte, sehr lange schlief und eine Schwester des Sultans heirathete, bereits die Ferikwürde mit dem entsprechenden Demantnischan erhalten hatte. Zum Glück arbeiteten die politischen Ereignisse mächtig für den lange verkannten und schlecht belohnten Renegaten Omer. Als die Stürme der letzten Revolutionsjahre hereinbrachen, die Bewegung sich der türkischen Grenze näherte und sogar Theile des türkischen Reichs berührte, da fand man eben wieder keinen passendern Kriegsmann, dem man das Commando eines schlagfertigen Heeres anvertrauen konnte, als den tapfern Kroaten, um die Russen und die eigenen Völker zu überwachen. Omer löste

auch hier seine Aufgabe mit dem gewöhnlichen Tact, mit derselben Klugheit, die ihm nicht weniger als sein militairisches Talent in den glücklich beendigten Feldzügen zu statten gekommen ist. Die Fürstenthümer wurden nach hergestellter Ruhe von den Truppen des Suzerains und des Protectors geräumt, ohne daß es zu einer Collision gekommen wäre. Der jüngste bosnische Aufstand erforderte mehr noch als die Empörungen in Albanien und Kurdistan einen Mann, welcher mit Kriegskenntniß, Energie und Festigkeit auch politische Klugheit und diplomatische Gewandtheit paarte. Noch ist die Geschichte der jüngsten bosnischen Ereignisse zu wenig aufgeklärt und der Erfolg nicht hinreichend gesichert, um über die dortigen Leistungen Omers ein Wort zu sprechen.

Das Glück, das Verdienst und die Beharrlichkeit dieses merkwürdigen Renegaten haben zuletzt alle Cabalen seiner Gegner zu Schanden gemacht. Omer wurde zur hohen Würde eines Muschirs erhoben und führt in Bosnien den Seriaskiertitel. Reschid Pascha durfte sich seinerseits Glück wünschen, daß ihm ein so kluger Kopf und eine so kräftige Faust bei Ueberwindung der innern Schwierigkeiten des Staats zu Gebote stand. Die Fähigkeiten dieser beiden Männer ergänzen sich gegenseitig, Beide bilden die mächtigsten Hebel und Träger des Reformgedankens. Was uns persönlich bei Omer Pascha so überaus wohl gefiel, war die schlichte Einfachheit seines Auftretens. Er verschmäht den lächerlichen Prunk und Pomp, mit welchem die Paschas von ächttürkischem Blute sich so gern umgeben. In Konstantinopel sah ich ihn gewöhnlich nur von einem einzigen Diener begleitet im einfachsten Anzuge ohne Brillant-Nischan durch die Straße wandeln, oder in einem gewöhnlichen Kaik durch das goldene Horn fahren. Niemand hätte ihn als einen Großwürdeträger erkannt. Andere Paschas sah ich nie öffentlich erscheinen ohne

einen langen Schweif von Dienern, Pfeifenträgern und Kawassen. In seinen mündlichen Schilderungen des albanesischen Feldzuges gestand uns Omer Pascha aufrichtig alle Gebrechen und Fehler ein, an welchen das neue türkische Heerwesen litt. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir Omer Pascha neben Reschid als das stärkste Werkzeug der Reformpartei und als die wichtigste Erscheinung der osmanischen Zeitgeschichte bezeichnen und ihm eine noch wichtigere künftige Rolle weissagen als die vergangene.

Großwürdenträger von alttürkischem Gepräge trifft man gegenwärtig weder in der Hauptstadt noch in den Provinzen mehr. Diese Menschensorte ist ausgestorben, wie in Deutschland das Geschlecht der Ritter. Im türkischen Beamten-, wie im Militairstande ist jetzt Alles verändert und, wenn nicht immer reformirt, doch modernisirt. Charaktere wie Djezzar Pascha von Acre oder der alte Reschid, welcher Griechenland verwüstete und, wie sein Arzt erzählt, nie Appetit zum Essen spürte, wenn er nicht Menschenblut vergießen sah, kommen nicht mehr vor. Selbst Mehemed Ali von Aegypten und der alte Chosrew waren nicht vollkommene Typen der altosmanischen Pascharace, sondern schon etwas vom modernen Türkenthum angesteckt. Zur Zeit meines Aufenthalts in Konstantinopel existirte noch der letzte Pascha-Moikan der alten Zeit, ein ächter Seldschuke in Blut und Seele, der an grimmiger Energie, an Fanatismus und Frankenhaß dem berühmten Würger-Pascha von Syrien nicht nachstand, obwohl er scheinbar gezähmt war und die engen Hosen der Reformer trug. Es war Tahir Pascha, der alte Wütherich von den griechischen Inseln grausigen Andenkens. Herr von Titoff, ein genauer Kenner aller interessanten Persönlichkeiten im Türkenstaate, machte mich auf den merkwürdigen Mann als den letzten Repräsentanten der alten Pascharace besonders aufmerksam, und Graf von

Stürmer bewilligte gütigst meine Bitte, mich demselben durch einen Dragoman der k. k. Internuntiatur vorstellen zu lassen.

Tahir bekleidete damals wieder die Würde eines Kapudan-Pascha. Er war mehr als einmal schon im Besitze dieser hohen Stelle gewesen und vielleicht der einzige von den verschiedenen Inhabern derselben, welcher durch nautische Bildung und Kenntnisse diesem Amte gewachsen war. Er hatte bekanntlich die türkische Flotte schon in der großen Seeschlacht von Navarin commandirt. Den Europäern war er nie gewogen. Aber von jenem Tage an, wo durch den combinirten Angriff der drei ersten Seemächte der Welt seine schöne Flotte zerstört wurde, soll sein Haß unauslöschlich geworden sein. Ich fand einen Mann von etwa siebenzig Jahren mit völlig weißem Bart und Schnurrbart, aber noch sehr rüstigem Aussehen. Unter allen osmanischen Großen, die ich gesehen, hatte er allein eine bedeutende Physiognomie. Das Profil war scharf zugeschnitten, eine edle Stirne, eine Adlernase, die überaus scharf blickenden Augen von dichten Brauen umschattet waren leicht geröthet. In seinem durchdringenden Falkenblick sprach sich sein Charakter aus; Strenge und Energie wohnten als der hervorstechendste Ausdruck in seinen Zügen. Im Gespräche wußte er sich zu beherrschen und zeigte die Würde und imponirende Ruhe eines orientalischen Häuptlings. Seine wie der Aasgeier kreischende Stimme suchte er zu dämpfen und es gelang ihm sogar ein paarmal im Gespräche mit uns ganz behaglich zu lachen. Man hätte dann beinahe vergessen können, daß man einem alten nur halb gebändigten Tiger gegenübersaß. Aber wenn er im Gespräche auch in fast gemüthlichem Tone wie ein Kater zu schnurren wußte, der harte, grimmige Blick seines buschigen Augenpaares verrieth das Raubthier, dessen leutseliges Wesen nur Larve war. Er sprach das Italienische ziemlich correct und fertig. Während der Conversation richtete er den Blick sel-

ten auf den Gast, sondern betrachtete meist die hölzerne Löwenfigur, die ihm gegenüber auf dem Divan lag.

Wir sprachen zuerst von dem Marschall Marmont, der in seinem Buche mit besonderm Lob der Thätigkeit dieses türkischen Admirals gedachte. Derselbe Dragoman der Internuntiatur, der mich ihm vorstellte, hatte auch den französischen Marschall bei ihm eingeführt. Die Erwähnung des Lobes im Buche Marmonts schien zu gefallen. Der dort angeführten Bemerkung, daß unter den Matrosen, die so flink am Takelwerk des türkischen Linienschiffes emporstiegen und mit so exemplarischer Genauigkeit manövrirten, keiner sei, der nicht nach des Admirals Versicherung ein paar hundert Stockstreiche erhalten habe, wollte sich Tahir Pascha nicht mehr erinnern. Indessen war der äußerste Grad von scheuer Furcht, mit welchem sich ihm selbst die höheren türkischen Marineoffiziere in unserer Gegenwart näherten, immerhin auffallend genug. Sogar der Kapudan-Beg, Obercommandant des Admiralschiffes Mahmudieh, der mich einst am Borde so freundlich und heiter empfangen, hatte hier eine düstere, gedrückte Miene, als er seinem Vorgesetzten gegenüberstand. Es schien ihm gar nicht wohl zu Muth und unsern Gruß wagte er in Gegenwart des graubärtigen Meisters kaum zu erwiedern.

Wir plauderten unter Anderm auch von Algerien. Herr von Raab erzählte dem Tahir Pascha, daß ich dieses Land einige Jahre bereist und den Feldzug der Franzosen nach Konstantine begleitet hätte. Tahir fragte mich, ob ich den Abdel Kader gesehen, und schien sich für diesen Beduinenhäuptling als tapfern Verfechter des Islamismus in Afrika ziemlich lebhaft zu interessiren. Freilich fiel es ihm als Türken etwas schwer, die Größe und den Kriegsruhm eines Häuptlings der Araber anzuerkennen, die nach osmanischen Begriffen so tief unter der Türken-

race stehen. Ein türkischer Dey als Herrscher Algeriens wäre ihm immer noch lieber als der gefeierte Emir der Beduinen gewesen, und besondern Nachdruck legte er auf die Bemerkung, daß einst 18,000 Türken hinreichend gewesen, ein Land und Volk in stummer Unterwürfigkeit zu halten, gegen welches das mächtige Frankreich eine Armee von fast 100,000 Mann ins Feld führte und seine Hülfsquellen in einem endlosen Kriege ohne Erfolg vergeudete. Freilich, meinte er, sei das zu einer Zeit gewesen, wo die Türken auch anderwärts noch große Proben ihrer kriegerischen Kraft gegeben und die Mittel, die man dort angewendet, seien alttürkische gewesen, durch welche man immer zum Zwecke gekommen. Das Aufgeben der alten Methode, die Völker in Ruhe und Gehorsam zu erhalten, habe dem osmanischen Staate wenig Segen gebracht. Es zuckte bei diesen Worten ein seltsamer Ausdruck in seinem blutrünstigen Auge und um seine strengen Lippen spielte ein fast höhnischer Zug.

Ob der alte Tahir wirklich von der festen Ueberzeugung durchdrungen war, daß man dem Staat wieder auf den alten Höhepunkt des Ansehens und der Macht verhelfen könne, wenn man in den Fußstapfen der alten Sultane wandelnd jeden Schrei der Unzufriedenheit mißhandelter Völker in Blutströmen ersäufen und im Heer das alte System der Hinrichtungen und des Terrorismus an die Stelle der neuen Ordnung und Mannszucht setzen würde, könnten wir nicht mit Sicherheit bejahen. Er hat auf den peloponnesischen Inseln zur Zeit des Befreiungskrieges und später noch in Candia die alte Methode versucht und damit eben nicht glänzende Resultate erreicht. Auch in Bosnien, wo er im verflossenen Jahr als Statthalter starb, hatte er noch öfters seine blutdürstigen Anwandlungen, wenn sich das arme Volk nur muckste. Doch hat er dort noch weniger ausgerichtet und den eigentlichen Widerstand gegen seine Autorität nicht bei den geknech-

teten Rajas, sondern bei den Häuptlingen moslemischen Glaubens und bosnischen Blutes gefunden, deren starren Unabhängigkeitssinn er nicht brechen konnte. Der alte Tiger war überhaupt schon etwas morsch geworden, seine Tatzen waren steif, seine Zähne stumpf. Er gab in Serajewo knurrend den Geist auf, ärgerlich, daß es mit der alten Praktik eben nicht mehr wie vormals gehen wollte. So sehr er übrigens die moralische Einwirkung der Reformideen Europa's auf die türkischen Verhältnisse und auf den Volkscharakter haßte, so gerne anerkannte er die Ueberlegenheit der Europäer in technischen Dingen und ließ sich darin gerne belehren. Den Engländer Walker Pascha, welcher die türkische Marine instruirte, konnte er persönlich nicht ausstehen, aber er zollte seinen Verdiensten als tüchtiger Seemann Anerkennung. Jeder Vorschlag technischer Verbesserung im Arsenal war ihm willkommen. Als ich Tahir Pascha später wieder einmal besuchte, bat er mich, ihm die Anwendung des Löthrohrs zu zeigen. Wir machten den Versuch bei einem eisenhaltigen Mineral aus Aidin. Neugierig brachte er seine Adlernase der Löthrohrmündung möglichst nahe, um nicht nur das glühende Metall zu sehen, sondern auch den Knoblauchgeruch des Arseniks zu riechen. Sein Gefolge und seine Untergebenen mögen seinen Haß gegen den mildernden Einfluß der Reform wider die alte barbarische Willkür und Härte schwerlich getheilt haben. Sie waren gewiß froh, daß durch die veränderten Zeitumstände dem Tiger ein Maulkorb angelegt war, daß er im engen Schnürrock der Reform sich doch minder willkürlich bewegen konnte als früher im pelzverbrämten Paschakaftan, daß jetzt nicht jedes Runzeln seiner Stirne den Untergebenen Marter oder Tod verkündigte. Die subordinirten Beamten im Osmanenstaate haben so gut wie die höchsten volle Ursache, den Werth der praktischen Einführung des Nisami-Dschedid d. i. der neuen

Ordnung in ihrem persönlichen Interesse nicht gering anzuschlagen.

Es gibt außer dem Sultan, den Großen und dem Volk noch eine Kategorie von Leuten am goldenen Horn, welche gerechte Ursache hätte, die praktische Wirkung der Reform, nemlich die allseitige Charaktermilderung zu segnen. Wir meinen die europäische Diplomatie von Pera, ihren Anhang und ihre Schützlinge. Die Herren Diplomaten sind heute nicht mehr Schimpf und Mißhandlungen ausgesetzt wie vormals, sie brauchen nicht mehr von der Hand höfischer Sclaven sich den Nacken beugen zu lassen, wenn sie im Audienzsaal vor seiner osmanischen Hoheit erscheinen. Sie haben nicht mehr die rohen Insulten des türkischen Pöbels, die Mißhandlungen frecher Janitscharenrotten zu fürchten. Sogar am Beiramfeste können heute die feinen Herren vom diplomatischen Corps mit hübschen modisch gekleideten Damen am Arme über den Hippodrom spaziren, um die große Sultanprocession anzuschauen, ohne mehr jenes wuthschnaubende Geschrei eines fanatischen Pöbels zu hören, welches noch Herr von Prokesch in seinen orientalischen Denkwürdigkeiten so erbaulich schildert. Die Begleitung eines einzigen Kawassen ist heute selbst bei diesem Feste, wo der türkische Fanatismus sich sonst am wildesten zu gebährden pflegte, hinreichend, den Europäer vor jeder Beleidigung zu schützen. Man sieht jetzt sogar schaulustige Türken höflich Platz machen, wenn so ein Giaurdiplomat mit seinem türkischen Geleitsmann durch das Gedränge schreitet.

Welche Demüthigungen mußten früher die Abgesandten der ersten Großmächte sich gefallen lassen! Wie schimpflich behandelte man die heute so respectirten und gefürchteten Herren in den Holzpalästen von Pera und Bujukdereh noch unter Sultan Mohamed IV., dessen Regierung bis nahe an den Beginn des

18. Jahrhunderts reicht! Zu welch' seltsamen Betrachtungen wird man gestimmt, wenn man in den Schilderungen des osmanischen Reichshistoriographen und in den Gesandtschaftsberichten die Einzelnheiten über Empfang und Behandlung der hohen Diplomatie Europa's von Seite des Sultans und der türkischen Großwürdenträger liest!

Frankreich, das mächtige, glorreiche Frankreich, der Pforte ältester und bewährtester Verbündeter in Europa, mußte es unter seinem Ludwig XIV., den die Franzosen mit Vorliebe den Großen nennen, geschehen lassen, daß sein Botschafter Monsieur la Haye vom Großvezir Mohamed Köprili mit dem Sessel geprügelt, später von dessen Sohn Achmet ein Jude gescholten und, als der Botschafter zum Degen greifen wollte, von einem Tschausch beohrfeigt wurde. Der Imperator des römisch-deutschen Reiches mußte es geschehen lassen, daß der Dragoman der kaiserlichen Botschaft unter demselben Mohamed IV. zu verschiedenen Malen auf die Erde niedergelegt und durchgebläut ward. Die polnische Republik zur Zeit ihrer größten Macht unter Sobieski, dem Befreier Wiens, mußte den Schimpf hinnehmen, daß man seinen Gesandten, weil er seinen Nacken vor dem Sultan nicht tief genug beugen wollte, beinahe todt schlug. Und der Botschafter Sr. Majestät des Zars aller Reußen mußte sich vom Kaimakan ein Schwein schelten lassen, als er für seinen Herrn die Anerkennung des Kaisertitels begehrte. Fast mährchenhaft kommt uns bei einem vergleichenden Blick auf die Gegenwart die detaillirte Schilderung der Audienz vor, welche dem russischen Botschafter am 25. Januar 1668 von Mohamed IV. allerhuldvollst gewährt wurde. Als der Botschafter sich vor dem Padischa nicht tief genug beugen wollte und dem ceremoniellgemäßen barbarischen Drucke der Hände der einführenden Kämmerer auf den Hintertheil des Kopfes unbeugsamen Nacken entge-

genstemmte, rissen sie ihn zu Boden, worüber sich sein Dolmetsch so entsetzte, daß er kein Wort vorzubringen im Stande war. Der Sultan befahl dem Kaimakan, den Botschafter hinauszuprügeln. Der Kaimakan schlug auf den Botschafter, Secretair und Dolmetsch mit eigner Hand zu und warf sie hinaus.

Erst nachdem Eugens Heldenarm die Türken in blutigen Schlachten geklopft hatte, wurden diese gegen die europäischen Diplomaten ein wenig manierlicher. Der Carlowitzer Friede war die erste tiefe Demüthigung der Pforte. Die Gesandten der europäischen Coalition, welche die Ratification der Friedensverträge nach Konstantinopel brachten, wurden im Vergleich mit frühern Zeiten beinahe gut empfangen. Dem kaiserlichen Botschafter Grafen von Oettingen wurden vor den Gesandten Rußlands, Polens, Venedigs sogar besondere Auszeichnungen zu Theil, indem von seinem Gefolge eine dreimal größere Zahl als von den andern zur Audienz gelassen wurde und beim üblichen Gastmal im Serail dem Grafen von Oettingen allein eine auserlesene Schüssel mit gesottenen Fischen servirt wurde.

Aber nur England allein kann sich unter den Großmächten rühmen, daß es nie eine schimpfliche Beleidigung seines Gesandten von Seite der Pforte ruhig hingenommen hat, selbst zu einer Zeit, wo Britannien noch keineswegs den Dreizackscepter über alle Meere schwang. Als nach der Thronbesteigung Mohameds IV., welcher als siebenjähriges Kind auf den Herrschersitz gelangte, in jener Epoche der äußersten Confusion im Türkenreich, wo es außer den gewöhnlichen Janitscharen- und Sipahisaufständen auch Pagen- und Eunuchenrevolutionen und sogar eine große Kaufmannsrebellion im Bazar gab, der englische Gesandte von dem damals allmächtigen Mufti aufgefordert ward, den englischen Consul in Smyrna abzusetzen, weigerte sich derselbe entschieden und blieb unerschüttert, als ihn der Mufti

bedrohte und in einen Stall einsperren ließ. Bald ward der Gesandte befreit und der Mufti zu Englands Genugthuung abgesetzt, denn die Pforte scheute schon damals den Krieg mit diesem Inselstaate. Der officielle osmanische Reichshistoriograph schrieb damals halb bewundernd halb ärgerlich folgende Worte nieder: „Diesen verfluchten englischen Botschaftern fehlt es nicht an großem Gehirne, und so wie die Engländer in ihrem Handel und Wandel auf ihrer Zusage bestehen, und von ihrem Worte, wenn auch dadurch der Kopf fiele, nicht abgehen, so ist auch ungeschliffene Rauheit das Erfoderniß ihrer Natur.“

Während die geschmeidigen Gesandten von andern höflichen Großmächten in Stambul beohrfeigt und durchgebläut wurden und nichts erreichen konnten, sind die Engländer mit ihrer Grobheit gewöhnlich gut gefahren und haben ihre Zwecke bei den Türken durchgesetzt ohne Ohrfeigen einzustecken. Bis auf die neueste Zeit haben wir gesehen, wie rasch man sich dort bequemte der britischen Energie Concessionen zu machen. Wir erinnern hier nur an die tragi-komische Geschichte des Engländers Churchill, eines einfachen Kaufmanns und Zeitungscorrespondenten und an die glänzende Satisfaction, welche Lord Ponsonby damals foderte und durchsetzte. Bei ganz ähnlichen Vorfällen, welche Schützlinge der österreichischen Internuntiatur und der preußischen Gesandtschaft betrafen, wurde jede Satisfaction verweigert und der reclamirende Gesandte noch obendrein ausgelacht. Statt langer Redensarten und diplomatischer Winkelzüge hat der englische Botschafter gleich mit Dreideckern und schwimmenden Donnermaschinen gedroht und der Sultan und die Großen erinnerten sich dann troß der steinernen Vorwerke der Dardanellen, daß ihre hölzerne Hauptstadt und Paläste nicht bombenfest seien und beeilten sich zu unterzeichnen, was Altenglands grobe Boxerdiplomatie begehrte.

In den heutigen Verhältnissen der russischen Diplomatie zur Pforte hat man gleichfalls Anlaß über den Contrast der Zeiten nachzudenken, wenn man oben erwähnte Episode aus der Regierung Mohameds IV. mit dem süßen Redeblumenduft, mit der äußersten orientalischen Courtoisie vergleicht, welche gegenwärtig dem russischen Botschafter bei der Audienz und dem Gastmahl im Serail oder bei einem Feste im russischen Botschaftshotel von Seite der hohen Pfortebeamten zu Theil wird. Hinter ihren Schmeicheleien und Artigkeiten birgt sich natürlich das tiefste Mißtrauen. Denn kein Türke ist so vernagelt, um nicht einzusehen, daß der Moskof der natürliche und gefährlichste Feind des osmanischen Staates ist, auf dessen schöne Erbschaft er unablässig lauert. Um so mehr Ursache hat man freilich die Leistungen der diplomatischen Kunst auf beiden Seiten zu bewundern, welche nach Talleyrands Wort sich der menschlichen Sprache so trefflich zu bedienen weiß, ihre Gedanken zu verbergen. Jede Audienz des Herrn von Titoff beim Sultan oder Großvezir ist für den Lehrling in der Diplomatie und Verstellungskunst, dem man vergönnt im Gefolge seines Meisters dabei zu erscheinen, mindestens eben so instructiv, wie für den weisheitsdurstigen Studenten Mephistophs Vorlesung im Faustschen Doctormantel. Das ist gegenseitig ein süßes Freundschafteln, ein brüderliches Herzensbündeln, das bis zu Thränen rühren könnte. Mit allem Aufwand orientalischer Phraseologie werden dem russischen Botschafter von Rifaat, Riza, Ali oder Reschid Pascha die feinsten Complimente gemacht wegen der edelmüthigen und aufrichtigen Freundschaftsgesinnungen seines erhabenen Gebieters, der es mit der Erhaltung, Macht und Wohlfahrt des osmanischen Reiches so gut, so redlich, so ungemein uneigennützig meine. Dafür werden ihm aber auch die Wünsche für die Erhaltung der Größe, der Macht und des

Ruhmes im Zarenreiche nicht minder aufrichtig erwiedert. Von der Rauhheit, womit der berühmte Großvezir Mohamed Köprili, von der Kälte und dem ächttürkischen Sarkasmus, womit sein Sohn Achmet die Repräsentanten der europäischen Großmächte abzufertigen pflegte, ist in diesen modernen türkischen Großwürdenträgern jede Spur verschwunden. Sie sind so liebenswürdig, so aalglatt, so salonfähig wie irgend ein europäischer Diplomat der Talleyrandschen Schule. Ja in der Intriguen- und Verstellungskunst sind sie ganz unübertroffen. Jeder Morgenländer bringt eine gewisse Anlage schon mit sich auf die Welt und wenn der kleine Orientale in der Wiege wie ein Brüllaffe schreit oder stumm wie ein Hecht ist, so darf man bei ihm schon diplomatische Gründe voraussetzen.

Aber auch die russischen Diplomaten sind große Virtuosen in ihrer Kunst und wenn sie von den Orientalen durch einen gewissen angebornen Tact übertroffen werden, so übertreffen sie dieselben ihrerseits an Thätigkeit. Was die unerschöpfliche Erfindungsgabe in Ränken und Cabalen betrifft, so würde es schwer sein zu entscheiden, ob der Orientale oder der Slave hiefür mehr Anlage, mehr natürlichen Instinct besitzt. Daß das Petersburger Cabinet in der Wahl seiner Agenten gewöhnlich eine sehr glückliche Hand hat, wird ihm in der Levante von Freund und Feind zugestanden. Bei Audienzen und Conferenzen der russischen Diplomaten in Stambul zeigen auch sie, daß ihre Vorrathskammer von Verbindlichkeitsfloskeln und Höflichkeitsphrasen reich bestellt ist und dem Sultan und dem Minister wird des Zaren warme Freundschaft, seine uninteressirten großartigen Tendenzen und seine redliche Theilnahme an Freud und Leid der Pforte, welcher Rußland der zuverlässigste, treueste und wohlmeinendste Nachbar und Freund sei, in den gewandtesten Redensarten betheuert. Und das Alles geschieht beiderseits ohne

zu lachen und mit einer Miene als ob man an die Aufrichtigkeit und Geradheit der gegenseitigen Versicherungen felsenfest glaube! Nur das feinste Beobachterauge vermöchte hinter dem blauen Schnürrock des cordial schmunzelnden Rifaat oder Ali den Fuchsschwanz und unter dem goldgestickten Frack und hinter den eingezogenen Süßigkeit athmenden Lippen des russischen Diplomaten den rauhen Pelz und das Gebiß des Wolfes zu erkennen.

Der russische Gesandte bewohnt auf der Terrasse des Hügels von Pera, an dem schönsten Punkte des kolossalen Amphitheaters einen Palast, der an Pracht und Größe unter allen Gesandtschaftshotels der Welt seines gleichen sucht. Derselbe sieht einer Citadelle ähnlicher als einem Botschafterpalast, ist aus den solidesten Steinen, die mit großen Kosten zu Schiffe aus dem Archipel herbeigeführt worden, vollkommen feuerfest gebaut und manche glauben, daß er auch bombenfest sei und bei kräftiger Vertheidigung wenigstens jedem Anlaufe des türkischen Pöbels Trotz bieten könne. Sollte je der türkische Fanatismus zu guterletzt vor seinem Untergang noch einmal in heller Flamme aufflackern vor dem völligen Erlöschen und die fränkische Bevölkerung von Pera und Galata mit einer sicilischen Vesper bedrohen, die ihr öfters schon geweissagt worden, so würde der neue russische Botschafterpalast das Centrum eines Widerstandes bieten, den man bis zum Einlaufen der russischen Flotte im Bosporus vielleicht mit Erfolg führen könnte. Feuerwaffen wären in den Häusern und Buden von Pera in genügender Zahl vorhanden und wenn der vorherrschend mercantilische Charakter dieser fränkischen Bevölkerung auch wenig entschlossene Energie besitzt, die Verzweiflung würde sie doch wohl zur kräftigen Vertheidigung anspornen. Denn wehe den Franken der Siebenhügelstadt, wenn im nächsten Russenkriege vor dem Schluß der Katastrophe die Reformpartei unterliegen und der blut-

schnaubende Grimm der alten Fanatiker und Janitscharenfreunde noch einmal die Oberhand für kurze Zeit gewinnen sollte und die Franken dann wehrlos der Wuth erhitzter Pöbelrotten preisgegeben wären! Schon jetzt wenn eine Feuersbrunst das fränkische Quartier verheert, flüchtet Alles mit seiner kostbarsten Habe nach der russischen Kanzlei und dem Botschafterhause, die beiden einzigen erprobten feuerfesten Gebäude Pera's, an welchen sich selbst die Wuth jenes fürchterlichen Flammenmeeres vom October 1844, dessen unglaublich rasche Verheerungen wir von der Höhe der perotischen Friedhöfe herab betrachteten, gebrochen hat.

So friedlich, so regelmäßig und bürgerlich geschäftig es auch heute in Pera hergeht, so legt sich doch kein Haus- oder Ladenbesitzer vollkommen sorglos zu Bett. Wer einmal das furchtbare Schauspiel eines Brandes im hölzernen Konstantinopel erlebt hat, der verliert weder die Erinnerung der gesehenen Zerstörung, noch die Furcht ihres Wiederkommens. Die Brände sind in der Regel angelegt aus politischem Haß oder aus Privatgroll, und entstehen fast immer bei Nacht, was ihre Schauer und Gefahren nicht wenig vermehrt. Neben dieser Feuerangst, die besonders die Begüterten drückt, hat noch mancher von den alten Bewohnern, die sich der Janitscharenzeiten und besonders der Gräuelscenen nach dem Aufstande Morea's noch lebhaft erinnern, Stunden böser Ahndung, türkische Bartholomäusnachtträume, die mehr als Einem reichen Wucherer von Galata und Pera den Genuß vergällen, wenn er am Abend müde von Zählen der türkischen Beschliks, die ihm sein Geschäft eingebracht, das Haupt zum Schlafe senkt und dann wie graue Nebel die Sorgen und Ahndungen künftiger Dinge über sein Haupt hinschweben.

Die Jugend freilich und die spätern Ankömmlinge, die erst

nach der Einführung der neuen Ordnung und Sicherheit in den fränkischen Stadtquartiren sich niedergelassen, theilen wenigstens nicht in Bezug auf letztern Punkt die Besorgnisse der Grauköpfe, gehen munter ihren Geschäften und Zerstreuungen nach und denken, wenn sie in der Nachtstunde von der Oper oder von den Kaffehäusern des kleinen Campo mit ihren Papierlaternen nach Hause schleichen, mehr an die wirklichen Aeser und Ratten, über die man dort in der nächtlichen Gegenwart stolpert, als an den möglichen Blut- und Modergeruch einer Katastrophe, deren Kommen sich chronologisch nicht bestimmen läßt. Am wenigsten geben sich die Herren Diplomaten die Miene, als ob sie der Verwirklichung von Schreckensgerüchten, die wie dunkle Sagen durch die niedern Volksschichten Stambuls schleichen, irgend Glauben schenkten. In den Winterabenden wird in den Stein- und Holzpalästen von Pera Conversation nach dem Salonmuster europäischer Residenzstädte gepflogen, auch bei größern Soiréen ziemlich munter getanzt und mit mäßiger Fröhlichkeit poculirt. Man sieht hier die Elite der Gesellschaft von Pera und die ausgezeichneten Fremden, welche vor 1848 mit Empfehlungsbriefen an die Gesandtschaften versehen in großer Zahl nach Konstantinopel reisten. Ich habe in den verschiedenen Gesandtschaftshäusern manchen großen und kleinen Soiréen und Festen beigewohnt, wo die jungen Attachés der österreichischen Internuntiatur durch eine in diplomatischen Salons sonst nicht häufige Gemüthlichkeit, die Franzosen durch elegante Formen und Geschwätzigkeit, die Russen durch ihren Tact, die Engländer durch steife Trockenheit, aber auch durch mehr Geist als andere sich charakterisirten. Unter den Türken, die übrigens nur bei großen Bällen und Festessen in den Gesandtschaftshotels erscheinen, konnte man auf den ersten Blick jene, welche sich in den europäischen Residenzstädten aufgehalten

und an die dortigen Umgangsformen sich gewöhnt hatten, von jenen unterscheiden, welche den Orient nie verlassen und das ernste gravitätische Wesen auch im Reformrock nicht abgelegt haben. Der russische Botschafter Herr von Titoff gab damals, wo der Bau der großartigen Botschaftscitadelle zwar beendigt, die Pariser Meubels aber noch nicht eingetroffen waren, nur kleine Soiréen, die aber die Dame des Hauses, eine anmuthreiche Polin, besonders anziehend zu machen wußte. Herr von Titoff schien keine besondere Eile zu haben, sein hölzernes Häuschen mit dem kolossalen Steinpalast zu vertauschen. Letzterer blieb ziemlich lange unbewohnt, wurde aber öfters als Gegenstand der Neugierde von Einheimischen und Fremden besucht und beschaut. Auch die türkischen Großen besuchten zu verschiedenen Malen den Bau und schienen still verwundert über die großartige Festung, welche der Moskof-Zar unter dem Namen eines Botschafterpalastes auf dem Perahügel mit ungeheuren Kosten aufführen ließ. Die Russenfreunde unter den Griechen und Armeniern äußerten ziemlich laut, daß dieß das künftige Wohnhaus des russischen Generalstatthalters von Byzanz sein werde.

Im gleichen Fall wie der russische Botschafter befand sich auch der französische. Der neue Palast, der lange nicht so großartig aber weit schöner und geschmackvoller gebaut ist als der russische, war noch unvollendet und Herr von Bourqueney gab wegen beschränkten Locals nur kleine Gesellschaften. Der politische Einfluß dieses Diplomaten war nicht im Verhältniß zur Macht des Staates, den er vertrat. Herr von Bourqueney verdankte seinen Posten weniger seinem diplomatischen Talent und seinen Verdiensten, als dem rein persönlichen Wohlwollen und der Protection des Herrn Guizot, dessen Gesandtschaftssecretair Herr von Bourqueney in London war. Auch der preußische Gesandte Herr von Lecoq machte eine unbedeutende Figur. Er galt für

einen guten wohlwollenden Mann von gesundem Hausverstande, der aber für einen Diplomaten zu wenig Gewandtheit der Formen besaß und auch in seiner äußern Erscheinung nichts weniger als für sich einnahm oder imponirte. Von dem Eindruck der äußern Erscheinung des Diplomaten hängt aber im Orient wie anderwärts gar häufig der Erfolg seiner diplomatischen Mission ab. In geselliger Beziehung spielte der österreichische Internuntius Graf von Stürmer, dessen Haus der Vereinigungspunkt aller fremden und einheimischen Notabilitäten war, die erste Rolle. Wäre sein diplomatisches Verdienst eben so groß wie sein geselliges gewesen, wir würden nur Preiswürdiges von ihm erwähnen können. Ein stationärer Gast im österreichischen Internuntiaturhotel war der bekannte Hamburger, General Jochmus, ein vom Lächeln der Fortuna seltsam bestrahlter Glücksritter, damals Ferik-Pascha in türkischen Diensten, später Reichsminister unter der kurzen Herrlichkeit des deutschen Reichsverwesers, ein liebenswürdiger Gesellschafter von eben so schöner Gestalt, als einnehmenden Manieren, in den meisten Gesandtschaftspalästen sehr gerne gesehen, als Schachspieler fast noch bedeutender denn als Militair.*)

Der hervorragendste Mann durch politischen Einfluß wie durch Geist, Charakter, Energie und Edelsinn in der perotischen Diplomatenwelt war und ist bis heute der Engländer Stratford Canning. Die Natur hat diesen Mann auch äußerlich vor türkischen und fränkischen Collegen günstig ausgestattet. Eine sehr

*) General Jochmus hat bekanntlich die türkische Armee in Syrien commandirt zur Zeit, wo Ibrahim Pascha mit seinen Aegyptiern sich anschickte, den Rückzug durch die Wüste anzutreten. Als Jochmus in Damaskus einzog, wo das Schachspiel seit langer Zeit in Ehren steht, forderte er die besten Schachspieler zu einem Wettkampfe auf und blieb Sieger.

edle Gestalt mit jener angeborenen, ruhig-würdevollen Majestät wie sie Britannia's Adel charakterisirt, ohne einen Zug von Affectation oder Comödiantenwesen — eine gedankenreiche Stirne, deren Falten genugsam verrathen, was dieser Kopf im Leben schon gearbeitet und gesonnen hat, ein herrliches tief blaues Augenpaar, dessen bedeutender Blick eine Fülle von großen Charakterzügen zu offenbaren scheint und beweisen will, daß mit hohen staatsmännischen Gaben ein edles, warmes, theilnahmvolles Gemüth sich wohl einigen lasse.

Durch das Schreiben eines berühmten deutschen Gelehrten, welcher neben seinem bedeutenden Wissen und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit besonders durch seinen Eifer für die griechische Sache sich seit langer Zeit hervorgethan, wurde ich bei Stratford Canning eingeführt und fand eine angenehme, fast herzliche Aufnahme. Als derselbe hörte, daß ich gesonnen sei, eine Reise nach dem Kaukasus zu unternehmen, lud er mit mir noch an demselben Abend Herrn Longworth, den Gefährten Bells während dessen abenteuerreichen Aufenthaltes im Tscherkessenlande zur Tafel und verhalf mir zu einer eben so nützlichen als belehrenden Bekanntschaft. Nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus wünschte der englische Botschafter eine ausführliche Schilderung der dortigen Zustände und äußerte ohne Scheu seine warme Sympathie für die Sache der tapfern Kaukasier, welche die Politik des englischen Cabinets nicht thätig unterstützen zu dürfen glaubte, deren heroischen Widerstand gegen die kolossale Uebermacht Rußlands aber jeder Engländer, gleichviel ob Hochtory, Whig oder Radicaler mit Theilnahme betrachtete und mit seinen wärmsten Wünschen begleitete. Als ich im dritten Jahr meiner orientalischen Fahrten mich zur Reise nach Kurdistan bereitete, wo ich das geheimnißvolle Bergland Dschulamerk, die Alpenrepublik der christlichen Nestorianer, welche kurz zuvor der

mörderische Stahl Beder-Chans mit allen Gräueln heimgesucht hatte, zu bereisen beabsichtigte, sprach Herr Canning mit tiefem Mitgefühl von dem traurigen Schicksal dieses interessanten Christenvolks, welches seine kraftvolle Fürsprache bei der Pforte vielleicht vom Untergang gerettet hat. Die letzte Unterredung, die ich mit diesem edelherzigen Staatsmann hatte, betraf Griechenland und der Brite sprach seine Liebe für die griechische Sache und seine Freude an der jüngsten Revolution, welche die Vertreibung der Baiern zu Folge hatte, mit so viel Energie und Feuer aus, wie ich in ähnlicher offener Weise noch keinen Diplomatenmund reden gehört.

Nicht die politische Laufbahn Stratford Cannings zu schildern ist unsere Absicht. Sie gehört der Zeitgeschichte an und jeder Kenner der orientalischen Verhältnisse wird die Kraft und Standhaftigkeit zu würdigen wissen, welche dieser Staatsmann bei den wichtigsten Lebensfragen des türkischen Reiches entfaltet hat. Nur einige Züge seiner Persönlichkeit, welche in seltsamem Contrast zu dem Charakter seiner europäischen und orientalischen Collegen steht, wollen wir hier berühren.

Kein Metier ist in der Regel geeigneter, ein von Natur warmes Herz zu erkälten und edle Gefühle zu ersticken, als das Metier des Diplomaten, welcher jede Regung von Philanthropie zu unterdrücken sich gewöhnt und die Lüge und Intrigue als gewöhnliche Mittel zur Förderung seiner Zwecke gebraucht. Wenn ein Diplomat trotzdem offenherzig, edelsinnig, human bleibt und warmes Mitgefühl für den Unterdrückten und Mißhandelten, Haß gegen den Dränger, tiefen Widerwillen gegen alles Schlechte und Gemeine bewahrt, so gehört dazu gewiß ein hoher Adel des Herzens, ein außerordentlicher Mensch. Daß ein solcher sich auf einem Gesandtschaftsposten nicht nur lange behaupten, sondern den Winkelzügen und Geheimkünsten seiner Collegen gegen-

über sogar diplomatische Triumphe erringen kann, ist freilich nur dem Vertreter eines großen und freien Staates wie England gegönnt. Wenn einmal alle Großstaaten Europa's das Glück haben werden, einen gleichen Grad von Freiheit wie England nicht nur zu besitzen, sondern auch zu verdienen, dann wird ehrenhafte Offenheit und Redlichkeit bei den hohen Diplomaten zweifelsohne eben so bräuchlich werden, als gegenwärtig Verstellung, Gemüthskälte und Intrigue in der Regel als empfehlenswerthe Beigaben eines Diplomatencharakters gelten. Allerdings sind nicht alle Repräsentanten Englands im Ausland vom Schlage Cannings. Es gibt diplomatische Stellungen, in welchen ein so offener und energischer Charakter gegenüber der Zurückhaltung und Geschmeidigkeit politischer Rivalen schlechte Geschäfte machen und das Interesse Englands vielleicht nur gefährden würde. Ueberhaupt dürfte der Zeiger der Zeit und der Geschichte noch manche Decennien zu laufen haben, bis eine ehrliche Politik in der Welt nach allen Seiten hin möglich und nothwendig werden wird.

Sir Stratford Canning ist als Philanthrop und ehrlicher Mann wirklich eine seltene Erscheinung im alten Byzanz, wo seit so vielen Jahrhunderten Tyrannei und Sclavensinn, Corruption und Lüge ihren Sitz aufgeschlagen. Die modernen Byzantiner haben für diesen Staatsmann theils Haß, theils Bewunderung, ohne ihn zu verstehen. Großherziger Sinn und edle Regung des Gemüths sind dem byzantinischen Charakter so fern, so gänzlich fremd, der Egoismus ist hier ein so überwiegendes Grundelement, daß man mit Recht die schöne Ausnahme eines menschenfreundlichen Charakters besonders unter den modernen byzantinischen Großen zu den außerordentlichsten Raritäten zählt. Nichts destoweniger klopft der Unterdrückte, der Verfolgte, der Unglückliche, besonders wenn er Raja ist, ge-

wöhnlich zuerst an der Pforte des britischen Botschafterhauses, von wo ihm oft Trost, Fürsprache und Hülfe wird, auch wenn kein politisches Interesse im Spiele ist und kein einflußreicher Protector ihn empfiehlt. Manch schöne Züge erfuhren wir in Pera. „Aber was mag doch dem englischen Botschafter daran gelegen sein, daß man diesen Raja so behandelt hat" hörte man oft türkische Serail-Schreiber und Paschas verwundert fragen, wenn wieder einmal der englische Dragoman zum Großwezir, zu Riza oder Rifaat Pascha kam, um für diesen oder jenen armen Teufel im Namen seines Gebieters Recht zu begehren. Das ist ein alter Grundsatz im Orient, daß sich niemand um das Wohl oder Weh seines Nächsten bekümmert. „Was scheert Dich der Tod dieses Fellah? War er vielleicht dein Vetter?" fragten die Ulema von Cairo verwundert den Sultan Bonaparte, als dieser den Mörder eines Bauern bestraft wissen wollte.

Man frage Männer, welche lange Jahre im Orient gelebt, viel mit Türken und christlichen Byzantinern verkehrt haben, Männer wie den viel beschäftigten Wiener Dr. Spitzer, des Sultans Leibarzt oder den Bergrath Pauliny oder den preußischen Oberst von Kutschkowski, was sie vom Charakter der höhern Stände im Byzantinischen und besonders von den türkischen Großen in Stambul halten? O das ist wieder einmal ein recht trostloses Nachtstück der göttlichen Schöpfung und man könnte mit Hamlet verwundert fragen: wozu eigentlich solche Gesellen zwischen dem Himmel und der Erde herumkriechen? In welchem Pfuhl von Entartung, raffinirter Schlechtigkeit und bodenloser Verworfenheit watet der Erzähler, indem er uns all' seine Beobachtungen und Erfahrungen vom Charakter der Stambul-Türken mittheilt. Von Uneigennützigkeit, Patriotismus, loyalem Sinn, Freundschaft, Redlichkeit, treuer Hingebung und all' jenen Tugenden, welche im Abendlande zwar auch nicht so ge-

mein wie Brombeeren sind, aber doch von Einzelnen praktisch geübt werden, ist im Orient kaum die leiseste Spur zu finden, wenigstens sicherlich nicht unter den höheren Ständen. Dagegen wuchern hier überall Selbstsucht und Heuchelei, Neid und Cabale, Corruption und Niederträchtigkeit; ein Schauerbild fast ohne Einen versöhnenden Zug!

Da ist nun freilich ein europäischer Diplomat, der noch Wärme des Gefühls besitzt, das Schlechte haßt und in seiner hohen Stellung gerne dem Niedrigsten ein freundlicher Beschützer ist, eine ganz abnorme Erscheinung. Als solche wird er selbst von seinen fränkischen Collegen betrachtet, denn auch in seiner amtlichen Thätigkeit zeigt Herr Canning dieselbe ehrliche Geradheit, die gleiche mannhafte Offenheit verbunden mit jener Energie, die man oft als Trotz und Eigensinn ausgelegt hat. Daß der Wahlspruch des seligen Talleyrand wie des noch nicht selig gewordenen Herrn von Titoff: Der Mensch und der Diplomat habe die Zunge zur Verhüllung seiner Gedanken bekommen, am Ende doch Ausnahmen zuläßt, beweist Herr Canning, welcher in großen Fragen mit seiner Offenheit mehr durchgesetzt hat als all' seine Collegen mit ihrer Zweideutigkeit und ihrem geheimnißvollen Wesen. Den Divan-Großen ist er lästig und unangenehm; sie können ihn nicht ausstehen, haben aber doch vor ihm einen unaussprechlichen Respect und laufen doch zu ihm, sich Raths zu erholen, wenn zufällig eine unangenehme russische Note eintrifft oder die russische Flotte von Sebastopol eine zu lange Uebungsfahrt nach Süden vornimmt. Auch seinen fränkischen Collegen ist er lästig, auch sie hassen den stolzen Briten, und sein offenes ehrliches Auge. Welch' eine miserable, geknickte, schimmlige Figur machte doch allzeit Herr von — r neben ihm mit dem gezwungenen süßsauren Lächeln, wobei er sich immer ein wenig in die Lippen biß, vielleicht weil er sich nicht getraute,

in Gegenwart des Briten seine stumpfen Zähne zu zeigen oder sich nicht merken lassen wollte, wie oft sie ihm klapperten. Unvergeßlich wird allen fränkischen und türkischen Diplomaten und Politikern jenes Gastmahl sein, wo Herr Canning mit der Würde eines britischen Parlamentsredners den Trinkspruch auf Erhaltung des türkischen Reiches und auf den jungen Sultan ausbrachte. Mehr noch als die schönen Worte imponirten Haltung und Ton der Stimme. Von den großen blauen Augen flammten Blitze wie aus den ehernen Mündungen eines Admiralschiffes, wenn es salutirt und der Ton glich dem höflichen aber warnenden Donner, der noch keine Projectile schleudert, aber deren genug in petto hat. Die anwesenden Herren Russen machten kühle Miene zur fatalen Situation und leckten verlegen den Schaum von den Champagnergläsern mitanstoßend: auf die ewige Dauer des osmanischen Reiches!

Der Nestor der fränkischen Diplomatie in Pera war Graf von Stürmer, welcher vor nicht langer Zeit den Internuntiaturposten geräumt hat, der bis zur Stunde noch unbesetzt ist. Die Urtheile über die diplomatischen Fähigkeiten und Leistungen dieses Staatsmannes waren unter den Kennern der Verhältnisse in Stambul ziemlich übereinstimmend. Mehr Verschiedenheit der Ansichten herrschte über seinen persönlichen Werth und Charakter. Unserer Gewohnheit und unsern Grundsätzen getreu, stets die lichten Seiten eines öffentlichen Charakters vor dessen Schatten und Falten hervorzuheben, wollen wir nächst der bereits mit gebührendem Lobe anerkannten Hospitalität besonders seines feinen und leutseligen Wesens, so wie seiner Gefälligkeit gegen empfohlene Fremde rühmend erwähnen.

Ein Empfehlungsschreiben des Fürsten Metternich that freilich bei dem Herrn Grafen nicht immer die gehoffte Wirkung. Denn da die Zahl der Reisenden von Rang, Titel und Geburt,

denen es nicht schwer fiel durch ihre Gesandtschaften eine Recommandation der Staatskanzlei für die Internuntiatur zu erlangen, im Orient immer größer wurde, so hatten diese Empfehlungsschreiben in den Augen des Herrn von Stürmer, wie er sich selbst einmal ausdrückte, nur die Bedeutung von „Papierfetzen“ und wollten nur so viel sagen als „verschaffen Sie dem Herrn N. N. einen Ferman für die Aja Sophia und laden Sie ihn einmal zu Tische ein.“

Den Höhegrad liebenswürdigen Benehmens, dessen man im Internuntiaturhotel fähig war, lernte nur der Grafen- und Fürstenstand oder ein höchst Betitelter, am allermeisten aber ein berühmter Autorname kennen, wie der des geistvollen Fragmentisten oder der Frau Gräfin Ida Hahn-Hahn. Herablassend gnädig aber war man gegen alle, auch gegen den recommandirten deutschen Gelehrten und Plebejer. Doch wurde irgend eine schriftliche Empfehlung als unerläßlich betrachtet. Ohne dieselbe war der deutsche Reisende wirklich in Gefahr als Vagabund betrachtet, des Internuntiaturschutzes, welcher zwanzig Piaster kostet, für unwürdig erklärt und der preußischen Kanzlei als Schützling überantwortet zu werden. Ob die Ansichten einiger Herren bei der preußischen Gesandtschaft fest begründet waren, wissen wir nicht. Genug, in der preußischen Kanzlei herrschte die fixe Idee: die österreichische Internuntiatur beeile sich, alle Deutschen aus den Zollvereinsstaaten unter ihren Schutz zu nehmen, sobald die Reisenden vornehme oder mindestens reiche Herren seien. Dagegen sei allen Individuen und Pechvögeln, die in Schicksalsnöthen möglicherweise eine reelle Unterstützung von Seite der Gesandtschaft in Anspruch nehmen könnten, die österreichische Kanzleithüre fest verschlossen.

Die Natur hat Herrn von Stürmer weder so freigebig wie

den doppelt geadelten Stratford Canning, noch so boshaft stiefmütterlich wie Sr. Excellenz den **schen Gesandten ausgestattet. Eine trockene hagere Gestalt, welche allerdings dem Bildner des Apolls oder Dionysos als Modell nicht gepaßt hätte, die eher der Schauspieldirector Master Crummles für die Hungerleiderrollen auf seinem Theater gern engagirt haben möchte. Die Formen übrigens hofmännisch geschmeidig, eben so geschickt die Nase sehr hoch zu tragen, als sie nach Umständen zu senken und den Nacken zu krümmen. Der Kopf mit schwarzen, stark grau untermischten Haaren spärlich bedeckt, das Gesicht nicht eben genial, doch nicht ohne geistreichen Ausdruck, ein gewisser düsterer Zug oder verdrossene Essigmiene vorherrschend, die aber durch Uebung eben so leicht und schnell durch ein verbindliches und wohlwollendes Honiglächeln, oder durch eine dienstbeflissene Kammerherrnmiene verdrängt werden konnte. Sonderliche Achtung und Zuneigung hat Herr von Stürmer auch bei den Türken nie genossen. In diplomatischen Geschäften aber hatten sie lieber mit ihm als mit Herrn Canning zu thun wegen der Geschmeidigkeit seines Wesens und vielleicht auch in Folge einer gewissen geistigen Wahlverwandtschaft. Herr von Stürmer war überhaupt seinem Charakter nach mehr Orientale als Europäer. In Pera geboren, der Sohn eines perotischen Diplomaten war ihm das perotische Blut und der perotische Sinn als Kind schon mit der Luft zugekommen. Von Pera jedoch könnte ein strenger aber nicht ungerechter Beurtheiler dasselbe sagen, was Herr Kohl dem Kenner eines andern pontischen Ortes in den Mund legt: „Die ganze Stadt ist von einem Ende zum andern aus Lug und Trug zusammengesetzt. Kein Stein ist hier ehrlich auf den andern zu liegen gekommen und wenn der liebe Gott einmal über sie Gericht halten will, so darf nicht mehr davon übrig bleiben als von Sodom und Gomorrha.“ Es gibt

keinen aufrichtigen Kenner des Orients, welcher über den falschen, selbstsüchtigen, intriguanten Charakter dieser modernen Byzantiner nicht längst sein Urtheil gesprochen hätte. Für die Gesandtschaften der beiden deutschen Großmächte ist es vom größten Uebel, daß zu den wichtigen Dragomanstellen vorzugsweise Peroten verwendet werden. Von nationalem Sinn, von patriotischer Hingebung, von Ehr- und Pflichtgefühl ist in diesen Menschen keine Spur zu finden. Schamlos kriechend vor den Hohen und Mächtigen sind sie gegen die plebejischen Schützlinge der Gesandtschaften voll frechen Uebermuths und ihre Dienste in der Regel den Meistbietenden feil. Wir wären im Stande zum Belege dieser Anklagen eine Reihe von Thatsachen mitzutheilen und berufen uns auf die übereinstimmende Ansicht aller, welche perotische Personalverhältnisse kennen und den Muth haben, die Wahrheit zu sagen.

Herr von Stürmer wurde zum Chef der Internuntiatur zweifelsohne aus dem Grunde ernannt, weil man in der Wiener Staatskanzlei glaubte, ein geborner Perote, genauer Kenner aller byzantinischen Winkelzüge und Molchkanäle, werde dort mehr ausrichten und durchsetzen als ein anderer Diplomat, der sich sein Meisterdiplom in den politischen Werkstätten des Occidents geholt. Daher berief die Wiener Staatskanzlei den Herrn von Stürmer, welcher verschiedene Missionen selbst bis jenseits des Oceans begleitet und Napoleon in seinem Exil hatte mit bewachen helfen, wieder nach dem Bosporus, wo in einem Labyrinthe politischer Zustände ein staatskluger Theseus mit einem verlässigen Leitfaden wohl an seinem Platze gewesen wäre, um den rechten Ausweg zu finden und dem in der Nähe lauernden Minotaurusrachen die Beute zu entreißen. Herr von Stürmer hat aber dieser Aufgabe nicht genügt. Er hat seinem greisen Meister in der Staatskunst nicht den rechten Weg gezeigt, ist

vielmehr selber immer tiefer und täppischer in die orientalischen Wirrgänge hineingerathen zum schadenfrohen Hohngelächter der slavischen Minotaurusgesellen, welche den Wegweiser mit süßem Vogelleim bestrichen, an dem der arme Diplomat mit seinen Federn hängen blieb wie ein verlorner Spatz. Weder in den großen politischen Fragen, noch in den kleinsten Differenzen mit den türkischen Behörden war Herrn von Stürmer ein diplomatischer Triumph gegönnt. Dagegen hat er das seine redlich beigetragen, um den Namen des Nemtsche-Giaur bei den Türken lächerlich und verächtlich zu machen und es wird eines tüchtigen Nachfolgers, eines Staatsmannes von Kopf und Herz bedürfen, um durch ehrenhaften Ruf und eben so feste als kluge politische Haltung im Interesse Oesterreichs wieder gut zu machen, was Herr von Stürmer dagegen sündigte.

Gleich mein erster Besuch im Internuntiaturgebäude begann mit einem recht trüben, niederschlagenden Eindruck. Ich traf den zweiten Dragoman Herrn Ritter von Raab im Gespräch mit einem österreichischen Schiffseigenthümer, der bei ihm einigen Trost für getäuschte Hoffnungen holen wollte. Das Schiff, die ganze Habe dieses Mannes, war wenige Jahre vor der französischen Expedition gegen Algier von einem Barbaresken-Corsaren weggenommen worden. Es bestehen bestimmte Verträge zwischen Oesterreich und der Pforte, daß letztere als Souverain der Barbaresken-Staaten für jeden gegen die österreichische Schifffahrt verübten Raub eines Corsaren von Tunis, Tripolis oder Algier verantwortlich sei und Schadenersatz leiste. Die Foderung war bereits wiederholt durch viele Jahre hindurch nutzlos betrieben worden, bis der unglückliche Schiffseigenthümer durch andere Unfälle gänzlich zu Grunde gerichtet sich entschloß, selbst über Wien nach Konstantinopel zu reisen. Er hatte erzherzogliche und staatskanzleiliche Empfehlungsbriefe an Herrn von Stürmer über-

bracht. Da die Rechtmäßigkeit der Foderung auf Staatsverträge begründet, von der türkischen Regierung nicht geläugnet werden konnte, so hoffte der österreichische Kaufmann dießmal um so sicherer zur Befriedigung seiner Ansprüche zu kommen, als Oesterreich kurz zuvor in der syrisch-ägyptischen Streitfrage durch thätige Mitwirkung seiner Flotte bei der Eroberung von Saida und St. Jean d'Acre der Pforte so große und uneigennützige Freundschaftsdienste geleistet hatte. Von englischer und französischer Seite waren ähnliche Reclamationen an die Pforte öfters gestellt und diese Foderungen von Kaufleuten und Schiffseigenthümern auch in der Regel tractatmäßig befriedigt worden. Nur die österreichischen Unterthanen hatten große Mühe zu ihren Geldern zu kommen aus dem einfachen Grunde, weil der österreichische Internuntius nie wagte, ein kräftiges Wort für ihre Sache zu reden oder der Pforte im Falle der Nichterfüllung ihrer Verbindlichkeiten mit Zwangsmaßregeln zu drohen. Man hatte sich in Stambul ohnehin gewöhnt, den alten Gegner Oesterreich, den früher so gefürchteten Rivalen an der Donau, als so unkriegerisch und kraftlos, so politisch matt und morsch zu betrachten, daß man von dieser Seite her keinenfalls energische Maßregeln fürchtete.

Herr von Stürmer hatte die Papiere des Triestiner Schiffseigenthümers geprüft und zu seinem stillen Verdruße alles in Ordnung gefunden. Gegen die Rechtsgültigkeit der Ansprüche ließ sich nichts sagen. Dennoch bedeutete der Internuntius dem Mann: es sei jetzt nicht der rechte Zeitpunkt, an die geldverlegene Regierung Sr. Hoheit des Sultans eine Foderung zu stellen. „Aber mein Gott, wann soll einmal dieser rechte Zeitpunkt kommen!" jammerte der ruinirte Mann — „seit fünfzehn Jahren betreibe ich meine Foderung. Englische, französische und russische Kaufleute sind für ihre oft minder begründeten An-

sprüche auf Verwendung ihrer Gesandtschaften zu ihrem Gelde gekommen und ich habe für die meinigen noch keinen Para erhalten!" Aus dem Manne sprach der Ton der Verzweiflung; Herr von Stürmer zuckte kühl die Achseln und kam immer wieder auf seine naive Erklärung zurück: daß für derlei Reclamationen noch immer der rechte Moment nicht gekommen. Der österreichische Schiffseigenthümer verließ Konstantinopel, ohne auch nur für seine Reisespesen eine Entschädigung erhalten zu haben. Nie werde ich den Fluch vergessen, den dieser unglückliche Familienvater beim Scheiden von Pera aussprach.

Wie ich aus dem Munde verschiedener Attachés der österreichischen Internuntiatur und Zöglingen der orientalischen Akademie, trefflicher junger Männer, eben so hervorragend durch geistige Bildung als durch Patriotismus, denen das diplomatische Handwerk auch das Herz noch nicht erkaltet hatte, später erfuhr, waren ähnliche wohlbegründete Reclamationen österreichischer Kaufleute öfters schon vorgekommen, aber in der Regel wegen allzu lauer Betreibung von Seite des Chefs der Internuntiatur unbefriedigt geblieben.

Herr von Stürmer hatte freilich keine Ursache, persönlich mit der Pforte unzufrieden zu sein und den Sultan des Mangels an dankbarer Erkenntlichkeit für die im syrisch-ägyptischen Streite geleistete Hülfe anzuklagen. Nach glücklicher Vertreibung Ibrahim Pascha's aus Syrien befahl Sr. Hoheit der Sultan den Botschaftern Englands und Oesterreichs ein sehr reiches Diamantengeschenk einzuhändigen. Da Lord Ponsonby die Annahme eines solchen Geschenks mit seiner Würde unvereinbar hielt, so beschloß man im Serail für den praktischen Beweis der Erkenntlichkeit eine zartere Form zu wählen und ließ einen sehr kostbaren Brillantschmuck für die Damen der beiden Botschafter von dem kaiserlichen Hofjuwelier fertigen. Unter dieser Form hatte der

britische Stolz nichts mehr gegen die Annahme des Demantgeschenkes einzuwenden. Lady Ponsonby empfing den bestimmten Schmuck, welchen Lady Canning sich wahrscheinlich eben so wie ihr Gemahl verbeten haben würde. Herr von Stürmer hätte dagegen für seine Gemahlin das baare Geld den Diamanten vorgezogen, besonders da er wußte, daß die Hofjuweliere bei solchen Gelegenheiten einen starken Profit nehmen. Er ließ daher, gleich nachdem er Kenntniß von der huldvollen Absicht Sr. Hoheit erhalten, durch einen seiner Dragomane im Serail sagen: seine Frau Gemahlin sei nicht putzsüchtig und ziehe den Baarwerth des bestimmten Schmucks den gefaßten Diamanten vor. Im Serail wunderte man sich über den unzarten Wink, glaubte aber doch den Wünschen Sr. Excellenz des k. k. österreichischen Internuntius entsprechen zu müssen und die schöne Baarsumme von einer halben Million Piastern wanderte pünktlich und vollzählig in die Gewölbe des Internuntiaturhotels. Wenn Herr von Stürmer sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Sache werde in Pera unbekannt bleiben, so hat er sich empfindlich getäuscht und die Spurweite perotischer Nasen nicht gehörig berechnet. Es gibt in der Welt kein ärgeres Klatschnest als die Frankenstadt am goldenen Horn. Ueberdieß hatte Herr von Stürmer dort viele Feinde, die gern alles Nachtheilige weiter plauderten und keinen einzigen Freund, der sich Mühe gegeben hätte, es zu vertuschen. Selbst die Attachés in der Internuntiatur hatten für ihren Meister nur den amtlich gefoderten Respect, sonst aber keine freiwillige Pietät. Die garstige Geheimgeschichte von der Baarzahlung des kaiserlichen Schatzmeisters statt des Diamantdiadems, welches das ehrwürdige Haupt der Frau Gräfin von Stürmer zu schmücken bestimmt war, machte wie ein Lauffeuer die Runde durch alle gesellschaftlichen Kreise von Pera und Galata und bildete das gewöhnliche Tagesgespräch. Als Herr von

Stürmer davon Wind bekam, beschloß er durch einen genialen Streich die perotischen Spürnasen auf eine falsche Fährte zu locken und die boshaften Glossenmacher in den übrigen Gesandtschaftspalästen zu beschämen.

Von den besten Juwelieren des Bazars wurde der schönste Brillantschmuck für den österreichischen Internuntius zur Ansicht bestellt unter dem Vorwande, daß man Muster davon brauche für Bestellungen aus Wien. Natürlich beeilten sich die türkischen Juweliere dem Wunsche Sr. Excellenz zu willfahren und schickten ihre besten Muster in der Hoffnung reicher Bestellungen. Die meisten Attachés der fremden Gesandtschaften wurden bald darauf im Palast der Internuntiatur zu einem Gastmahl geladen. Als das Dessert servirt war, kam Herr von Stürmer auf den Sultan und seine galante Freigebigkeit für Damen zu sprechen und ersuchte die Gräfin, den anwesenden Herren den schönen Schmuck zu zeigen, welchen sie von Sr. Hoheit erhalten habe. Groß war die Bewunderung der prächtigen demantstrahlenden Schmucksachen und noch größer die Verwunderung über die irrigen Gerüchte, welche man hinsichtlich der Metamorphose des Schmuckes in Ducaten verbreitet hatte. Die Herren glaubten der Quelle, von der ihnen die Notiz zugekommen, so sicher zu sein und Herr von Stürmer weidete sich an ihrer Beschämung! So diplomatisch fein aber das Kunststück war — in politischen Fragen hatte sich der Botschafter nie so erfindungsreich gezeigt — die Sache wurde dennoch entdeckt. Den Spürnasen perotischer Spione bleibt auch das Feinste nicht verborgen. Den Bazarjuwelieren wurde der Schmuck wieder zurückgegeben und man denke sich das Zischeln und das boshafte Halloh in sämmtlichen Salons, Kaffehäusern und Barbierstuben von Pera und Galata, als auch dieser Schluß der Geschichte an den Tag kam.

Daß die großherrliche Freigebigkeit und die gefällige Bereit-

Pforte der verletzten Ehre und der beschimpften Flagge Austria's gewähre.

In feierlicher Procession verfügte sich Sr. Excellenz der Internuntius mit seinen Secretairen, Dragomanen, Attachés und Kawassen nach dem großen Hofe der Artilleriecaserne von Tophana, gefolgt von einem Schweife österreichischer Schützlinge, die heute einmal ganz stolz waren ob der Genugthuung, die nach so vielen Demüthigungen endlich einmal der verletzten österreichischen Nationalehre zu Theil werden sollte. Als aber der Internuntius in Tophana ankam, fand er zu seinem Verdrusse von der türkischen Behörde, die ihn dort empfangen sollte, keine Spur. Man ließ ihn lange warten; Verdruß und Beschämung war in allen Gesichtern zu lesen. Nicht einmal die gewöhnlichen Pfeifen und der Kaffe, die unerläßlichen Höflichkeitsbezeugungen im Orient, wurden dem uniformirten Repräsentanten der deutschen Großmacht gebracht. Endlich erschien Mehemed Ali, Pascha von Tophana in Begleitung einiger Diener in möglichst schlechter Kleidung und mürrischen Angesichts. Als Herr von Stürmer ihn mit einem Vorwurf begrüßte, daß er ihm nicht einmal den Tschibuk und Kaffe geschickt, entschuldigte sich der Pascha, daß er hier nicht zu Hause sei, bemerkte aber höhnisch, er wolle dem Botschafter das Verlangte aus der nächsten Kaffekneipe holen lassen, was auch geschah.

Zugleich erklärte aber der Pascha, daß auf dem hohen Maste von Tophana die österreichische Nationalflagge nicht aufgezogen werden könne, weil hier nur die türkische Staatsflagge wehen dürfe. So blieb also nur noch die Kanonensalve zur Begrüßung übrig. Zum allgemeinen Erstaunen aber blieben die türkischen Batterien stumm als die Oesterreicher selber ihre beschimpfte Flagge auf demselben Schiffe, wo jener ärgerliche Vorfall stattgefunden, aufzogen. Nur die Kanonen des österreichischen Sta-

tionsschiffes salutirten. Ein türkischer Effendi aus dem Serail war einige Minuten zuvor zu Sr. Excellenz dem Internuntius gekommen und hatte ihn im Namen Sr. Hoheit des Sultans ersucht, auf der Forderung der Ehrensalve türkischer Batterien nicht zu bestehen, „weil dies bei der türkischen Bevölkerung böses Blut machen könne.“

Somit war von der verlangten und versprochenen Genugthuung gar nichts übrig geblieben. Die Oesterreicher und die Deutschen aus andern Staaten, welche den Internuntius nach Tophana begleitet hatten in der Hoffnung ihr so oft gedrücktes Nationalgefühl wieder etwas erheben zu können, zogen unter dem Hohnlächeln der Türken vom Platze. Herr von Stürmer, in der Erinnerung der persönlichen Verbindlichkeit, die er dem Sultan schuldig war, erklärte sich für vollkommen befriedigt und zog sich nach einer tiefen Reverenz vor Mehemed Ali Pascha, der ihn noch eines gnädig schmunzelnden Blickes würdigte, zurück.

Der Unmuth unter den Oesterreichern über die Unverschämtheit, womit die Türken die gerechte Foderung einer öffentlichen Satisfaction für Austria's beleidigte Flagge zurückgewiesen und über die höhnische Weise, mit welcher sie den Vertreter Oesterreichs abgefertigt hatten, war allgemein und theilte sich selbst den jüngeren Mitgliedern der Internuntiatur mit. Herr von Kudriafski, der damalige Commandant des österreichischen Stationsschiffs und nachherige Admiral, soll nach jener Scene voll Entrüstung seinen Degen auf das Straßenpflaster geworfen haben mit der lauten Erklärung: er schäme sich heute österreichische Uniform zu tragen.

Ich könnte noch manche Beiträge zur Geschichte der deutschen Diplomatie in Pera und besonders zur Charakteristik der bei der Diplomatie verwendeten Peroten liefern — ich könnte die Schicksale des Dr. Wiedemann, des Hauptmanns Delorn, des Berg-

manns Friedrich u. s. w. erzählen und die dunkeln Canäle aufdecken, in welchen gewisse Kanzleibeamte deutscher Großmächte ihre trüben Molchkünste üben. Der Stoff ist jedoch gar zu reichhaltig und ich würde, wollte ich ihn ausbeuten, den eigentlichen Zweck dieses Buches: den Leser in die wenig bekannten fernen Gegenden des Orients jenseits des schwarzen Meeres einzuführen, ganz aus den Augen verlieren.

Nur die Liebe zur Wahrheit und freimüthigen Offenheit konnte mich bewegen, einige Schäden und Gebrechen bei der diplomatischen Vertretung einer deutschen Großmacht im Orient rücksichtslos aufzudecken, wobei ich übrigens den günstigeren Charakterseiten des österreichischen Ex-Internuntius gerne Gerechtigkeit widerfahren ließ. Ich habe gegen ihn keinen persönlichen Groll, Graf Stürmer war gegen Schriftsteller in der Regel artig, verbindlich und gefällig, nicht weil er sie liebte, sondern weil er aus begreiflichen Gründen die Oeffentlichkeit fürchtete. Unser berühmter Fragmentist fand bei ihm eine glänzende Aufnahme als er Konstantinopel zum zweitenmal besuchte. Dem gegenwärtigen Buche hat Herr von Stürmer selbst ein so schmeichelhaftes Prognostikon gestellt, indem er nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus in meiner Gegenwart zum russischen Gesandten, Herrn von Titoff äußerte: „nous devons attendre de la plume de Monsieur W— un ouvrage plein d'interêt et de verité.“ Wenigstens in Bezug auf letztern Punkt, die Wahrheit, habe ich mein Möglichstes gethan, das günstige Urtheil zu verdienen, welches Herr Graf von Stürmer zum voraus zu fällen so huldvoll war. Zum Beweise meiner bescheidenen Dankbarkeit widme ich dem verdienten Staatsmann diese „Denkwürdigkeiten vom Bosporus.“

III.

Dampfschifffahrt nach Trapezunt. Die Vertheidigung des Bosporus. Die Differenzen der Schifffahrtsgesellschaften in der Levante. Herr v. Gherst. Kolchische Küstenlandschaften. Der kaukasische Sclavinnenhandel. Ankunft in Trapezunt. Abdullah Pascha.

Im dritten Jahr meiner orientalischen Fahrten brachte ich bei einem wiederholten Aufenthalt in Konstantinopel manche Tage und Stunden in Gesellschaft von kenntnißreichen Militairs zu und habe ihre Ansichten und Urtheile über die gegenwärtige Kriegsmacht der Türkei, über deren Widerstandskraft gegen Rußland, über die politische Zukunft des Orients theils in meinem Tagebuch aufgezeichnet, theils meinem Gedächtniß eingeprägt. Unter diesen Militairs befanden sich Männer, welche sehr verschiedene Nationalitäten repräsentirten. Ich nenne unter Andern nur den berühmten Renegaten Omer Pascha, den Hamburger Jochmus, den preußischen Obersten von Kutschkowski, welcher die türkische Artillerie organisirte, den Admiral Walker, welchen gleichfalls die Paschawürde zierte, den Cavallerieobersten Kalosch aus Turin, welcher unter dem Namen Rustan Bey als Exerciermeister der türkischen Cavallerie fungirte u. s. w. Von den preußischen Artillerieinstructoren waren besonders die Herren Krach und Wiesenthal, den später ein Blitzstrahl tödtete, sehr thätig und tüchtig. Minder Geltung

und Anerkennung konnte ein von der preußischen Regierung nach Stambul geschickter Geniecapitain von polnischer Abkunft finden. Um bei den Türken in der rechten Sphäre eines thätigen und gedeihlichen Wirkens zu segeln, bedarf es auch eines geschmeidigen Charakters und der feinen Manieren des Weltmanns. Oft entscheidet bei einem mächtigen Pascha der erste Eindruck, welcher dem Fremden Titel, Ansehen, Einfluß und lucratives Amt oder Zurücksetzung und Vernachlässigung bringt.

Merkwürdig war die Verschiedenheit der Urtheile dieser militairischen Autoritäten über den Werth der Reformen und die gegenwärtigen Hülfsquellen der Türkei, sowie über die Mittel, einem morschen Staat wieder zur Kraft und Lebensdauer zu helfen. Nicht einmal über die Chancen einer russischen Landung am Bosporus waren die Meinungen dieser Herren einig, ja sie standen mitunter im schroffsten Widerspruch. Nach der Behauptung eines preußischen Offiziers, mit dem ich dieses Capitel öfters behandelt, ist eine russische Einfahrt und die Landung eines Kriegsheers am Bosporus unausführbar. Selbst in dem gegenwärtigen arg vernachlässigten Zustande der türkischen Befestigungen sei es, meinte er, eine leichte Sache, die annähernden Kriegsschiffe von den Ufern entfernt zu halten oder sie, wenn ein russischer Admiral zu einem tollkühnen Streiche sich entschließen sollte, mittelst glühender Kugeln in Brand zu schießen und durch Bombenkanonen à la Paixhans in den Grund zu bohren. Das Urtheil dieses Offiziers verwunderte mich um so mehr, als ich die bosporischen Forts und ihren jämmerlichen Zustand kurz zuvor beschaut, auch außerhalb der pontischen Einfahrt dieser Meerenge Ausflüge gemacht und mehr als eine Stelle in unbedeutender Entfernung von der Mündung des Bosporus gesehen, wo bei fast gänzlicher Ermangelung von Fortificationen eine Landung ausführbar schien.

Ganz anders wie der erwähnte preußische Genieoffizier urtheilte ein hoher Stabsoffizier der Artillerie, der einer Seeexpedition der Russen, welchen in der Richtung von Sebastopol nach dem Bosporus die Winde während der größern Hälfte des Jahres und die Strömungen beständig günstig sind, besonders in Betracht des elenden Zustandes der türkischen Forts und Redouten mit aller Bestimmtheit sichern Erfolg verhieß. Eine Flotte kann bei mäßigem Nordostwind an der pontischen Mündung des Bosporus noch eher eintreffen, als die Pforte Nachricht von deren Auslaufen erhält. Dritthalb Tage reichen dazu vollkommen hin, und wenn auch die Türken sich schnell aus ihrem Schlaf aufraffen und die bosporischen Schlösser in guten Vertheidigungszustand setzen würden, so könnten sich die Russen am europäischen wie asiatischen Ufer des schwarzen Meeres immer noch einen beliebigen Punkt in nicht bedeutender Entfernung von der Meerenge wählen, welcher sie in zwei, höchstens drei Tagmärschen bis unter die Mauern von Stambul führen würde. Für Heerstraßen und eine Landvertheidigung, meinte jener Artillerieoffizier, sei auf dieser Seite gar nicht gesorgt.

Als ich an einem schönen Frühlingsmorgen auf dem der österreichischen Donaudampfschifffahrtsgesellschaft zugehörigen Dampfer Stambul, welcher zwischen Trapezunt und Konstantinopel regelmäßige Fahrten machte, durch den Bosporus hinaus in das schwarze Meer fuhr, kamen mir die Gespräche mit jenen Militairs wieder in lebhafte Erinnerung. Das Meer war ruhig und, wenn auch nicht von der Glätte eines schweizerischen Alpensee's an stillen Sommertagen, doch so angenehm zu befahren, daß ich zum erstenmal auf dem sturmvollen Pontos axeinos ohne Seekrankheit durchkam. Bei kühler durchsichtiger Atmosphäre steuerte der Dampfer in solcher Nähe vor der Küste vorüber, daß man nicht nur die Contouren der Berge und Hügel deutlich zeich-

nen, sondern auch alle plastischen Einzelheiten der Küstenumsäumung mit ziemlicher Genauigkeit übersehen konnte. Eine kleine Strecke östlich von der Einfahrt des Bosporus besteht die pontische Küste aus einer Hügelkette, die mit Gras- und Buschwerk schön bewachsen ist; ihre Richtung streicht mit der Küste parallel. Ein Theil dieses niedern Höhenzuges steigt ziemlich schroff aus dem Meere und besteht dann bis zur halben Höhe meist aus nacktem Felsgestein mit sparsamer Vegetation, die erst weiter nach oben hin dichter, grüner, üppiger wird. An vielen Punkten ist aber diese Hügelkette durch schmale Sandflächen vom Meere getrennt. Kleine Buchten münden sich an mehrern Stellen in das Land ein, welche zwar nicht großen Kriegsschiffen, doch wahrscheinlich den kleinern Briggs und Goeletten, deren die russische Flotte eine ziemlich bedeutende Zahl besitzt, jedenfalls den flachen Booten leicht zugänglich wären. Ein Offizier unseres Dampfschiffes, der von der Structur dieses Küstenstriches und von der topographischen Beschaffenheit der weiteren Umgebungen Konstantinopels sehr genaue Kenntniß zu haben schien, versicherte, daß selbst Kriegsschiffe sich hier überall der Küste bis auf eine Viertelstunde nähern können, ohne Gefahr des Strandens.

Diese pontische Hügelkette der asiatischen Küste erschien mir nach dem Augenmaß zu urtheilen nicht höher als der kleine Hügel Bulgurlu bei Scutari und der sogenannte Riesenberg gegenüber von Bujukdereh. Ihre Gipfel von höchstens 600 Fuß Meereshöhe sind ziemlich gradlinig, fast wie die Jailakette der Krim. Die türkischen Forts und Küstenbatterien sind hier selbst in solcher Nähe von Scutari wenig zahlreich, stehen weit auseinander und sind zum Theil so ungeschickt placirt, daß sie von den in das Meer vorspringenden Klippen nach einer Seite vollkommen maskirt werden. Feindliche Boote und Schaluppen könnten hier mit Leichtigkeit landen, und die ausgeschifften Truppen

würden unter den Felswänden selbst eine Schutzmauer gegen die türkischen Kugeln finden. Bei zunehmender Entfernung werden die leeren Intervalle zwischen diesen schlechten Fortificationen immer größer, die zugänglichen Uferpunkte werden zahlreicher und bei einer Distance von anderthalb Tagmärschen hört jede Art von Schutz und Befestigung auf.

Der Stambul, ein Dampfschiff von 120 Pferdekraft, fuhr damals alle zehn Tage einmal den anatolischen Küsten entlang, landete aber nur regelmäßig in Samsun und ausnahmsweise in Sinope mit Vermeidung aller übrigen kleinern Küstenpunkte zwischen Konstantinopel und Trapezunt, deren oft sehr reizende Lage manchen vorüberfahrenden Freund malerischer Gegenden zu einem Besuche locken würde. Mit dem österreichischen Dampfschiff wechselten damals zwei türkische Dampfer, welche gleichfalls alle zehn Tage an der asiatischen Küste ab und zu fuhren. Früher war diese Linie eine der lucrativsten, bevor die Concurrenz mit der türkisch-armenischen Gesellschaft, die durch die Pforte eben so sehr begünstigt und bevorzugt, als die österreichische Gesellschaft beeinträchtigt wurde, den Fahrtengewinn dergestalt schmälerte, daß bei einer äußersten Reduction der Fahrpreise beide Compagnien ihrem Ruin entgegengingen. Später kam eine Verständigung zwischen den beiden concurrirenden Gesellschaften zu Stande. Man hatte in der Hoffnung, den Concurrenten todt d. h. insolvent zu machen, die Sache bereits so weit getrieben, daß man die Verdeckspassagiere gratis aufnahm, ja sogar ihnen eine unentgeltliche Tabakration verabreichte. Die Folge davon war freilich ein ungeheurer Zudrang von armen, zerlumpten Passagieren der Küstenorte und des Innern, welche von dieser so billigen Gelegenheit profitiren wollten, um sich die Herrlichkeiten Stambuls und das Antlitz ihres Padischa gratis zu beschauen und dabei auf fremde Unkosten ihre thönernen

Tschibuks zu stopfen. Auch die Pilgrimzahl zur Mekkafahrt war ungeheuer gewachsen. An den Küsten Bithyniens und Paphlagoniens kam der fromme Eifer, vor dem schwarzen Stein der heiligen Kaaba zu beten. in viele hundert gläubige Gemüther hineingefahren, die früher nichts von diesem Pilgerdrang wußten, solange auf den Dampfern die theure Passagiertaxe erhoben wurde. Obwohl die österreichische Donauschifffahrts-Gesellschaft besser fundirt war als die türkisch-armenische, hätte letztere doch bei einer fortdauernden Concurrenz mit den bisherigen Mitteln den Sieg davon tragen können. Denn unter ihren Actionairen befanden sich nicht nur die reichsten armenischen Capitalisten von Galata und Pera, sondern auch einflußreiche Mitglieder des Divans, sogar mächtige Paschas, welche über das Ohr und die Gunst des Großherrn verfügten. Jene Armenier waren schlau genug, bei ihrem Unternehmen den Privatvortheil türkischer Großwürdenträger zu betheiligen, weil sie wußten, daß ihnen alsdann von dorther in gewissen Nöthen und Verlegenheiten immer Protection und Hülfe kommen würde.

So kam es auch wirklich und die pfiffigen Armenier lieferten gar bald den Beweis, wie richtig sie speculirt hatten. Weder sie noch die Pascha-Actionaire hatten Muth, Lust und Energie genug, den Gegner auf dem Wege der gewöhnlichen Concurrenz durch Fortsetzung der Geldopfer und Gratisfahrten aus dem Felde zu schlagen. Sie hielten es für bequemer und sicherer, die türkisch-administrative Willkür zu diesem Zweck anzurufen. Den Unterthanen der hohen Pforte wurde verboten, auf den österreichischen Schiffen Passage zu nehmen. Herr von Gherſi, der außer dem russischen Consulat in Trapezunt auch das österreichische versah, nahm sich der Sache mit wenig Eifer an. Er hatte als russischer Consul auf diesem wichtigen Posten bedeutendes Ansehen, Einfluß und hohen Gehalt. Die österreichischen Consu-

latbeamten in der Levante waren damals wenig geachtet, hatten geringen Einfluß und waren meist schlecht bezahlt. Daran war ebensosehr die Vorstellung der Schwäche, die man in der Levante von dem durch einen so unwürdigen Repräsentanten wie Graf Stürmer vertretenen österreichischen Kaiserstaat hatte, als die Persönlichkeit dieser Beamten schuld, die man meist unter eingebornen Levantinern wählte. Seitdem der Handelsminister Herr von Bruck so kraftvoll reformatorisch in allen Zweigen seines Departements eingegriffen, hat sich dieser Mißstand gebessert, die Consulate Oesterreichs im Orient sind zum Theil von schlechten Subjecten gereinigt worden. Wenigstens hat man nicht mehr von so scandalösen Geschichten vernommen, wie z. B. von dem österreichischen Generalconsulat in Smyrna, dessen Vorstand sich zur Zeit meines Aufenthalts erschoß, um einer schimpflichen Verurtheilung zu entgehen.

Herr von Gherſi, welchem zum Theil aus diesen Gründen die Nebenfunction als österreichischer Viceconsul eine Last war, hatte schon öfters den dringenden Wunsch wiederholt, desselben entledigt zu werden. Der Wunsch blieb lange unberücksichtigt, entweder aus Gründen der Sparsamkeit oder weil man durch Herrn von Gherſi's Ansehen als russischer Repräsentant auch eine solide Vertretung der österreichischen Interessen hoffte. In diesem Punkte täuschte man sich sehr. Herr von Gherſi war nicht nur der mächtigste Consul, sondern auch der reichste Kaufmann von Trapezunt und er zog aus dem türkisch-persischen Speditionshandel sehr beträchtlichen Gewinn. Es mußte ihm in dieser Eigenschaft viel daran liegen, mit der türkischen Regierung und der Localbehörde, welche die Macht hatte, sein Geschäft zu erleichtern oder durch Formularitätenzwang und Chikanen zu belästigen, auf gutem Fuß zu stehen. Was konnte ihm neben seinem so ge-

wichtigen Privatinteresse an der Blüthe oder der Beeinträchtigung der Dampfschifffahrt Oesterreichs gelegen sein!

Als Abdullah Pascha seine Kawassen an Bord der österreichischen Dampfer schickte und die Raja, welche dort Passage genommen, mit Stockstreichen vom Bord hinwegtreiben ließ, da begnügte sich Herr von Gherst mit einer schwachen Protestation. Abdullah Pascha, der wohl wußte, wie wenig Ernst es dem mächtigen Consul war, wenn dessen Reclamationen nur österreichische, nicht russische Interessen betrafen, kümmerte sich gar nicht um diese Protestation, sondern zwang Moslims wie Raja nach wie vor, auf den Schiffen der türkisch-armenischen Gesellschaft zu fahren, die nun ihren Tarif nach Willkür regelte und sich durch erhöhte Preise für den erlittenen Verlust schadlos zu halten suchte.

In Konstantinopel waren die Reclamationen der österreichischen Internuntiatur eben so wirkungslos. Wie Abdullah Pascha in Trapezunt, so war auch Riza Pascha in Konstantinopel, der damals allmächtige Günstling des Serails, als Actionair für die Sache der Gegner gewonnen worden. Volle sechs Monate lang wanderte über diese so einfache Streitfrage, wo das Recht so nackt und klar wie die Sonne auf Seite Oesterreichs stand, geschriebenes Papier zwischen Konstantinopel, Wien und Trapezunt rastlos ab und zu. Die Reclamationen, die actenmäßigen Berichte über all' die Unbilden, welche die österreichische Gesellschaft und ihre Anhänger erleiden mußten, stiegen nahebei zur Klafterhöhe empor und füllten die diplomatischen Schreibstuben, die Archive — und die armenischen Capitalisten und die reichen Paschas lachten sich dabei ins Fäustchen und machten mit ihren steigenden Actien und fetten Dividenden ausgezeichneten Gewinn, während die österreichischen Dampfer leer fuhren. Probweise kamen auch ein paar englische Dampfer gefahren, wohl

nur um zu sehen, ob man ihnen eben so wie den Oesterreichern mitzuspielen wage. Aber vor Albions geschwungenem Dreizack zeigte der Halbmond ganz andern Respect, als vor des Nemtsche-Giaurs flügellahmem Adler, dessen Schnabel und Klauen nach des Türken Meinung seit dem Passarowizer Frieden völlig stumpf geworden. Die Engländer nahmen einheimische Passagiere auf und Niemand wagte sie zu hindern.

Die türkischen Beamten zeigten gegen die Reclamationen der österreichischen Agenten eine so offene Verachtung, daß sogar die Kawassen der Internuntiatur, als man sie nach dem goldenen Horn hinabsandte, um durch ihr Zeugniß den Bericht der österreichischen Dampfschifffahrtsagenten über den Hergang der Sache bei jedesmaliger Abfahrt eines Dampfschiffes zu bestätigen, von den Kawassen des Pascha's von Tophana Mehemed Ali mit Faustpüffen davon gejagt wurden. In Trapezunt benahm sich der Wütherich Abdullah noch weit brutaler und Niemand wagte mehr seinem Verbot zu trotzen. Die österreichische Langmuth aber blieb bei all' diesen Vorgängen unerschöpflich. Man fand zuletzt kein anderes Mittel, sich Recht zu verschaffen, als wie gewöhnlich die stille Vermittlung des russischen Gesandten anzurufen. Als Herr von Titoff seinen Dragoman nach dem Divan schickte, leuchtete den dicken Schädeln der ottomannischen Großwürdenträger die Billigkeit der österreichischen Reclamationen plötzlich ein. Man bot die Hand zur Verständigung. Die beiden Compagnien kamen dahin überein, daß sie mit ihren Fahrten wechselten und gleichen Tarif feststellten.

Die Zahl der Verdeckpassagiere betrug dießmal kaum 300. Türken, Armenier, Griechen waren unter der buntscheckigen Masse am zahlreichsten vertreten, sonst befanden sich unter unsern Reisegefährten auch einige Perser, Tartaren und vier Tscherkessen. Der erste und zweite Platz war sehr dürftig besetzt.

Europäer reisen nicht häufig in diesen pontischen Gegenden. Die Touristen schwenken gewöhnlich wieder westlich, wenn sie an den malerischen Wundern der Siebenhügelstadt des Orients sich satt gesehen. In der ersten Kajüte befand sich ein junger Engländer, Master Roß, der aus Malta gebürtig an das englische Consulat in Mossul attachirt war und eben im Begriffe stand über Samsun und Tokat nach seinem Bestimmungsort abzugehen. Er hatte dieselbe Reise schon einmal gemacht und klagte über mesopotamische Unsicherheit, Hitze und Langeweile. Botta's großartige antiquarische Entdeckungen hatten inzwischen in das monotone Leben der Europäer in Mossul doch einigen Reiz gebracht, und Engländer und Franzosen wetteiferten heute, um auf Ninive's fabelhafter Ruinenstätte nach babylonischen Antiquitäten zu graben und zu scharren.

Bei einer frühern Fahrt, die ich nach meiner Rückkehr aus dem Kaukasus von Trebisond nach Stambul machte, war die Zahl der Passagiere viel bedeutender und betrug nahe an 1000, welche zusammengedrängt wie Häringe das Verdeck füllten. Es befanden sich darunter etwa 30 verhüllte Sclavinnen aus Kolchis und Tscherkessien, welche ein türkischer Menschenhändler auf den Markt nach Stambul führte. Das verruchte Metier stand diesem Menschen auf die Stirne geschrieben. Ich habe im Orient häßlichere Menschen, aber selten ein so confiscirtes, widerlich gemeines Gesicht gesehen. Der Charakter jenes gemüthlichen Sclavenhändlers, welchen Eugen Sue in seinem Atar-Gull portraitirt, war in dieser Physiognomie nicht ausgeprägt. Der Mann war mehr mager als feist und trug einen mit Pelzwerk reich verbrämten Kaftan vom feinsten Stoffe. Scham oder Bewußtsein der Niederträchtigkeit seines Handwerks zeigte weder sein Gesicht, das nur den Zug der Habgier trug, noch seine hochmüthige Haltung, die ihm das Bewußtsein seines Reich-

thums gab. Seine Sclavinen behandelte er natürlich ganz als Waare, zeigte aber für die schönern, fetten, mithin werthvollern eine gewisse Rücksicht, indem er sie in bessere Stoffe kleidete und ihnen ausgesuchte Kost, sogar Kaffe zukommen ließ. Er schätzte den Werth der schönsten auf 25 bis 30,000 türkische Piaster, natürlich je nach dem Rang und Reichthum des Käufers. Kleinere, magere Mädchen zwischen 12 und 16 Jahren schätzte er auf 2 bis 3000 Piaster. Letztere stammten meist aus den tscherkessischen Bergen und waren Töchter von armen Pschilt oder Leibeigenen, die entweder der Vater aus Noth und Hunger, oder der Work (Edelmann) aus Gewinnsucht an den türkischen Händler verkauft hatte. Die schönern Mädchen von hohem Wuchs und rundern Formen kamen aus Gurien und Adschara.

Der Capitain des Dampfers Stambul war geborner Dalmatiner von italienischer Abkunft. Er sprach das Türkische mit Leichtigkeit. Derselbe erzählte mir, daß trotz der strengen Küstenblokade Tscherkessiens, trotz der sorgfältigen Bewachung durch Kosakenboote, welche zwischen den verschiedenen russischen Kreposten am kaukasischen Gestade ab und zufahren, um die am Ufer versteckten kleinen Sclavenschiffe zu erspähen, trotz der Wachsamkeit der russischen Agenten an der türkisch-kolchischen Küste der Menschenhandel zwischen den Kaukasusländern und der Türkei seinen ungeschwächten Fortgang habe und daß die Hemmnisse bisher kein anderes Resultat gehabt, als die Waare zu vertheuern und die Gewinnsucht der Händler und Verkäufer zu steigern. Die Sclavenschiffe benutzen die Winterszeit, wo das russische Blokadegeschwader der Stürme wegen sich nach Sebastopol zurückzieht. Auch die Kosakenboote wagen sich dann seltener in die Fluthen des türkischen Pontus, der seit der Zeit, wo die griechische Argo durch diese Gegenden steuerte, um das

goldene Bließ zu suchen, so manches Fahrzeug verschlungen, so manches Menschenleben gefressen hat. Nur die Gewinnsucht trotzt selbst dem pontischen Winterschrecken, die Sclavenschiffe fahren zu jeder Jahreszeit und bei jeder Witterung, am allerhäufigsten aber in jenen Monaten, wo die Wuth der Orkane auch die leichten russischen Kreuzer und selbst die Dampfschiffe verscheucht. Ein günstiger Südwest treibt sie in anderthalb Tagen nach der kaukasischen Küste und von dort bringt einer der im Winter so häufig wehenden Nordostwinde sie in einer einzigen Nacht außer den Bereich der russischen Kreuzer. Die Höhe der See, die historisch berühmte Wildheit des „ungastlichen Meeres" hindert ihre Habsucht nicht, ihr und so viele andere Menschenleben der Großmuth der Wellen und Stürme zu vertrauen. Je ungestümer die Fluth braust, um so sicherer sind sie vor russischer Verfolgung und Gefangenschaft. Die armen Mädchen, welche von Eltern, Geschwistern und der Heimat für immer scheiden, müssen oft bei ihrem ersten Ausflug in die Welt alle Todesschrecken kosten sammt dem fatalen Gefühle der Häringe in der Tonne, denn oft wird ein halb Hundert Sclavinen auf ein winziges Schiffchen gepackt. Die Sclavenschiffe werden gewöhnlich von den kühnsten Seeleuten der kolchischen Küste befehligt und bei deren genauer Kenntniß der Winde, der Strömungen und der Uferklippen kommen Unglücksfälle weit seltner vor, als man unter solchen Umständen denken sollte. Manchmal freilich nimmt der greise Meergott die ganze schöne Ladung in seinen kalten, feuchten Schoos. Fallen die Schiffe einem russischen Kreuzer in die Hände, was sehr selten der Fall ist, so wandert die Equipage nach Sibirien oder auf die Galeere von Sebastopol, die Mädchen aber werden an Linienkosaken oder eheluſtige russische Soldaten zwangsweise verheirathet und müssen ihr Leben in einer Stanitze am Kuban vertrauern, dem

Ehegemahl das Feld pflügen und schwarzes Kommisbrod essen, statt in dem geträumten Serail eines mächtigen Pascha die Haremskönigin zu spielen, den Duft der Rosenessenz und des Scherbets zu schlürfen und in Putz, Tanz und Liebe oder in wohligem Nichtsthun ein nach ihren Begriffen seliges Dasein zu feiern. Eben so reizend wie unter den Bergvölkern schon den Kindern Stambuls glänzendes Haremleben geschildert wird, eben so düster und schrecklich wird ihnen das Loos unter den Russen gemalt. Und so kam es denn, daß einmal ein furchtbares Trauerspiel auf diesem Meere sich begab. Ein leckes Sclavenschiff, wie unser Capitain erzählte, wurde vom russischen Dampfer eingeholt, welcher von Kertsch nach Redut-Kaleh fuhr. In Verzweiflung warfen sich die meisten Mädchen in die Fluthen, andere durchstießen sich mit scharfen Messern die heroisch jungfräuliche Brust und der blutige Stahl machte die Runde von einer sterbenden Hand zur andern, der Tod schien diesen Tscherkessinen minder furchtbar, als das Ehejoch im Kosakenstübchen. Nur der türkische Sclavenhändler folgte nicht ihrem Beispiel und zog die Gefangenschaft und die Zwangsreise nach Sibirien so heroischem Sterben vor.

Der paphlagonische Küstenstrich ist höher und gebirgiger als der bithynische in der Nähe des thracischen Bosporus. Obwohl der Dampfer in größerer Entfernung vom Strande fuhr, konnte man doch deutlich zwei mit der Küste parallel streichende Ketten erkennen, von welchen die südliche die höhere ist. Die Gipfel sind hier selbstständiger, zackiger, malerischer, als an den bithynischen Uferhügeln. Der höchste dieser Berge ist auf der Karte als Monte sacro bezeichnet; die Türken nennen ihn Gelembe-Burunnu. Derselbe erhebt sich unweit des Vorgebirges Lepte im Westen von Sinope. Nach der Erzählung der Türken soll der Gipfel dieses Berges vor etwa 20 Jahren in

Folge eines Erdstoßes eingestürzt sein. Seine frühere Form, sagen sie, habe sich ganz verändert und der Berg sei so viel niedriger geworden, daß die Schiffer, welche jetzt auf dem schwarzen Meer in gleicher Entfernung von der Küste Asiens und der Krim segeln, die beiden höchsten Uferpunkte nicht mehr zugleich erblicken, während man früher den Berg Paphlagoniens und den zeltförmigen Gipfel von Tauriens Tschadir-Dagh zugleich sehen konnte. Diese Erzählung klingt freilich etwas fabelhaft. Der hohe Gipfel dieses Berges schien mir unversehrt jene langgestreckte Conusform zu haben, welche vielen Trachytporphyrbergen eigen ist. Auch ist der ganze Berg von so bedeutender Breite, daß ein Felssturz schwerlich eine beträchtliche Erniedrigung des Gipfels und eine Veränderung der Form hätte bewirken können. Auffallend ist der überaus starke Einfall des Berges gegen Osten, wo er einer gewaltigen Burgruine ähnelnd über die sich anschließenden weit niedrigeren Berge emporragt. Dagegen stehen die sich anreihenden Berge im Westen dem Gelembe-Burunnu an Höhe wenig nach. Zur Hälfte niedriger als diese südliche Gebirgskette ist die nördliche, welche mit der Meeresküste parallel läuft und mit Waldungen, Buschwerk und niedriger Vegetation ziemlich bewachsen ist. Selbst die höchsten Gipfel waren bereits frei von Schnee, der nur noch in einzelnen Schründen, Schluchten und Spalten aufgespeichert lag. Ein langer Streifen der Stratus-Wolke lagerte unbeweglich um die halbe Höhe der Berge, während alle Gipfel wolkenfrei in die dunkle Bläue strebten. Nach dem Augenmaß zu urtheilen ist dieses Küstengebirge namhaft höher, als der Kamm des gegenüberstehenden taurischen Jailagebirges an der Südküste der Krim. Auch sind die Bergformen hier schöner, pitoresker, die Haiden reicher an Wäldern und Wiesen. Feldbau zwischen den Baumgruppen und dem Weideland war an vielen Stellen zu sehen.

Am Morgen des dritten Tages unserer Seereise waren Meer und Ufer mit dichtem Nebel bedeckt, so daß man sich in bedeutender Entfernung von der Küste halten mußte. In den Monaten April und Mai sollen diese dichten Morgennebel in den südpontischen Gegenden etwas Gewöhnliches sein. Zwischen Sinope und Samsun verdrängt das süße Wasser des Kisil-Irmak, der in dieser Jahreszeit ein bedeutender Fluß ist, das Salzwasser bis auf eine halbe Meile von der Mündung und gibt dem Meer eine schmutziggelbe Färbung. In der Nähe der Mündung dieses Flusses, der im Sommer unbedeutend sein soll, ist die Küste sehr niedrig, morastig und ungesund, mit Waldung und dichtem Buschwerk bedeckt. Die Gebirgskette entfernt sich hier einige Meilen vom Ufer, zeigt aber schöne hohe Gipfelformen. An diesem Tage kamen öfters Vögel auf unser Schiff geflogen. Schwalben, Turteltauben, Grasmücken, Strandläufer und Pelikane strichen bald einzeln bald gesellig vorüber; man wußte nicht, ob sie auf ihrem Wanderzuge begriffen waren oder blos schwärmten. Zwei Delphine, kleiner und schöner als die Delphine des Bosporus, welche man dort und im Mamorameer so zahlreich auf und unter tauchen sieht, mit schwarzem Rücken und gelbem Bauche, folgten dem Dampfer lange unermüdlich nach und gaben uns merkwürdige Proben ihrer Schwimmkunst.

Gegen Mittag ankerte der Dampfer im Hafen von Samsun und setzte hier Passagiere und Waaren aus. Die Stadt liegt im Mittelgrunde einer nach Osten und Nordosten offenen Bucht und ist hinter sehr soliden Festungsmauern versteckt, deren Erbauung die türkische Sage den Genuesern zuschreibt. Die Rhede ist schlecht und gefährlich; größere Schiffe ankern in bedeutender Entfernung von der Stadt. Im Hafen lagen acht Kauffahrer von mittlerm Tonnengehalt. Die türkische Bevölkerung von Samsun soll noch eine der fanatischsten Anatoliens

sein. Raja dürfen nicht in der Stadt wohnen, bevölkern aber die meisten Ortschaften der Umgegend, die auf den Halden malerisch gruppirt stehen und von Wiesen, Obstgärten und Olivenpflanzungen umgeben sind. Das größte dieser Dörfer heißt Jeni-Köi, liegt oberhalb Samsun und ist ausschließlich von Griechen bewohnt. Unter den übrigen Rajadörfern zählt man eben so viel armenische als griechische. Außer Obst und Oliven wird in der Landschaft von Samsun auch viel Mais, Tabak, Hirse und Reis gewonnen. Jagd und Fischerei bieten reichlichen Ertrag. Der morastige Buschwald ist von zahllosen Fasanen, Schnepfen und Begasinen bevölkert, welche um Spottpreise zu kaufen sind. Mein ungrischer Reisegefährte im Kaukasus, Stephan Nogell, verweilte hier einige Wochen und machte eine ergiebige entomologische Ausbeute, worunter mehrere ganz neue Arten von Laufkäfern. Der große Carabus Bonplandii, der schönste aller anatolischen Käferarten, kommt bei Samsun ziemlich häufig unter Steinen vor.

Die Städtchen Unieh, Kerasunt und Tereboli am pontischen Strande sind reizend gelegen. Von hier an wird die Berglandschaft immer lieblicher, prächtiger und die weltberühmte Schönheit der kolchischen Natur beginnt unter den mannigfaltigsten Formen. Am Cap Hieron-Oros, sechs Stunden westlich von Trapezunt, fuhren wir in solcher Nähe der Küste, daß der Blick alle Herrlichkeiten der Gegend genießen konnte und wir bedauerten fast das emsige Wühlen der Schaufelräder unseres Stambul, der unserer Augenlust nur so flüchtigen Genuß gönnte und an den reizendsten Punkten, wo man so gerne festgebannt geblieben wäre, um das Gemälde möglichst lange zu betrachten, mit erbarmungsloser Eile vorüberdampfte. Die üppig grünen Berge steigen hier in sanft gerundeten Kuppen aus dem Meer. Vom Gipfel bis zum Fuß, den der Schaum der

pontischen Brandung bespritzt, sind diese Berge mit fruchtbarer Dammerde bedeckt und mit einem reichen lebendigen Vegetationskleide, welches Grün in allen Nüancen zeigt, geschmückt. Unter den Bäumen, die in zierlichen Gruppen beisammenstehen, mehr Haine als Wälder, welche von Wiesen, Gärten und Maisfeldern durchbrochen sind, sieht man eben so viele Arten ohne Laubfall, als solche, die in Herbste ihre Blätter verlieren. Olivenbäume, Eichen, Bux, Kastanien schienen vorherrschend, Büsche und Bergkräuter, Strauchblüthen und Wiesenblumen kleideten mit ihrer bunten Pracht die Ränder dieser Haine aus. Nur an sehr wenigen Stellen trat nacktes Gestein zu Tage, den steinernen Kern dieses prächtigen Gebirges zeigend, dessen verwitterte Oberfläche einer solchen Vegetationsfülle das Dasein gab. Viele Querthäler und Schluchten spalten dieses kolchische Gebirge in den verschiedensten Richtungen und öffnen eine reizende Fernsicht in das pflanzenschimmernde Innere. Aus allen Klüften, Thälern, Schlünden lachte überall der gleiche Frühlingsglanz hervor. Alles was man zum Lobe der kolchischen Naturpracht geschrieben gibt doch nur ein schwaches Bild von der Wirklichkeit. Und die Türken besitzen nicht einmal den schönsten Theil jenes classischen Landes, wo mit vollem Recht in alter Zeit der Cultus jener Tagesgöttin blühte, deren Licht und Wärme solchen Pflanzensegen hervorgerufen. Gurien und Mingrelien sind noch paradiesischer als die Landschaft von Trabisan, und die Phasisufer lassen die saftiggrünen Thäler des Jeschil Irmak und des Tschorokh an Schönheit noch weit hinter sich.

Wir landeten in Trapezunt noch vor Mittag. Dieser historisch berühmte Ort, der lange der Sitz eines selbstständigen Kaisers gewesen, hat in neuester Zeit mehr als einen gründlichen Beschreiber gefunden. Fallmerayers glanzvolle Schil-

derungen hatten so großen und verdienten Beifall, daß ich nicht wage nach ihm zu schildern und ich glaube daher dem Wunsche des Lesers zu entsprechen, wenn ich ihn mit einer detaillirten Beschreibung der malerischen Herrlichkeiten der Stadt und des Zaubers jenes „immergrünen Buschwaldes“ von Kolchis verschone.

Ein Empfehlungsbrief, den ich von Sir Stratford Canning an den englischen Viceconsul Stevens hatte, verschaffte mir die artigste Aufnahme und ein bequemes Unterkommen im Hause eines griechischen Kaufmanns, der ein Schützling des englischen Consulates war. Herr Stevens ist ein gebildeter, freundlicher junger Mann, der früher an das Consulat in Erzerum attachirt bereits eine ziemlich praktische Kenntniß des Orients gewonnen hatte. Er gab mir genaue Auskunft über Aus- und Einfuhr des Paschaliks von Trapezunt und dessen statistische Verhältnisse. Sein College, der Viceconsul von Batum, war damals bei ihm auf Besuch und seine ethnographischen Schilderungen aus Lasistan erregten unser lebhaftes Interesse. Auch der Kaukasus, seine ritterlichen Völker und der hartnäckige Krieg der Tscherkessen und Tschetschenzen gegen die kolossale Russenmacht mußten in diesen Abendgesprächen viel herhalten. In Trapezunt interessirt man sich überhaupt auf das lebhafteste für die Verhältnisse des Kaukasus und die Vorgänge in den russischen Grenzländern. Diese Stadt ist eigentlich das Stelldichein aller Tscherkessen und Abchasen, welche zu politischen Zwecken die Verbindung mit der Türkei unterhalten, aller türkischen Sclavenhändler, die von dort her den Haremsbedarf der reichen Türken beziehen, aller europäischen Abenteurer, welche, nachdem sie in Cairo und Konstantinopel als militairische Schulmeister schlechte Geschäfte gemacht, ihr Glück bei den Tscherkessen versuchen wollen, aller Flüchtlinge aus Rußland und Ausreißer aus dem russischen Heer. Trapezunt ist gewissermaßen die einzige Stadt außerhalb

dem russischen Gebiete, wo es möglich ist über die militairischen Ereignisse im Kaukasus Nachrichten einzuziehen. Alle fremden Consuln legen sich auch hier hauptsächlich auf das Kundschaftermetier für ihre Regierungen, besonders der englische. Bekanntlich hat England kein Consulat in den Kaukasusländern, nicht einmal in Tiflis, wo die russische Regierung sich die Anwesenheit eines britischen Repräsentanten ausdrücklich verbeten hat. Seit dem Besuch des Herrn Urquhart an der tscherkessischen Küste, seit der Beschlagnahme des Schiffes Vixen, seit dem abenteuerlichen Aufenthalt der Herren Bell, Longworth und Keith unter den Tscherkessen hatte sich das Mißtrauen der russischen Regierung gegen alle reisenden Engländer in diesen Gegenden verdoppelt. In Trapezunt verkehrten fast alle kaukasischen Emissäre mit dem britischen Viceconsul. Unter den Bergbewohnern wie auch unter den Türken galt England gewissermaßen als die Schutzmacht aller Opposition gegen Rußland. Alle den Russen feindlichen Elemente wollten sich unter die englische Fahne reihen. Von Frankreich als rivalisirender Macht war selten, von Oesterreich nie die Rede. Der französische Viceconsul Herr von Clairembault hat jedoch bei mehr als einer Gelegenheit seinen menschenfreundlichen Sinn bewährt, wenn es galt, polnische Deserteure der russischen Armee heimlich nach Konstantinopel zu schaffen. So groß auch die Schwierigkeit für russische Ausreißer ist, durch die Gebirge Lasistans oder Armeniens bis zu irgend einem türkischen Hafen des schwarzen Meeres zu kommen, so wiederholen sich doch solche Fälle mehr als einmal im Jahr, und während unseres Aufenthalts in Erzerum haben wir selbst einem unglücklichen Polen, der nur nothdürftig das Türkische sprach, unter Mitwirkung des französischen Consuls Goep und des Herrn von Clairembault zur weitern Reise nach Konstantinopel verholfen, wo sich eine kleine Colonie von solchen polnischen Flüchtlingen aus dem Kau-

kasus bildete, die dort mit Unterstützung des Grafen Zamoyski und des Fürsten Czartoryski ihren Lebensunterhalt fand.

Unter den europäischen Consuln spielte damals der Genueser Herr von Ghersi, der, wie bereits erwähnt, dem russischen Consulat vorstand, die Hauptrolle. Ein feiner, liebenswürdiger Mann wußte er besonders durch seine Freigebigkeit sein Ansehen bei den Türken zu unterstützen und ihre Achtung zu gewinnen. Er machte beim Pascha keinen Besuch, der ihm weniger als 1000 Piaster kostete. Alle Kawassen, alle Schreiber, alle Thürsteher erwarteten vom Repräsentanten des mächtigen Padischa der Moskof ihr Bakschisch nicht anders als in klingenden Goldfischen, und Herr von Ghersi that sein Möglichstes ihre lüsternen Wünsche zu befriedigen. Bei den Orientalen aber ist Freigebigkeit die populärste aller menschlichen Tugenden, und die ungemeine Generosität des Moskof-Consuls erstickte manche üble Nachrede. Man entschuldigte sogar seine feurige Passion für das schöne orientalische Geschlecht, und wenn er irgend einen Wunsch zu erreichen, irgend ein Begehren durchzusetzen hatte, so arbeitete in der Regel der ganze Troß, welcher den Pascha umlagerte, nach Herrn von Ghersi's Sinn und Willen. Selbst Abdullah Pascha, der grausame, schwarzgallige Tyrann, der das arme Volk unbestraft schinden und quälen durfte, weil er an Riza Pascha einen mächtigen Protector im Divan hatte, bequemte sich gegen Herrn von Ghersi zur kriechenden Demuth, wohl wissend, daß dieser Mann der einzige war, der ihn bei einer amtlichen Collision stürzen konnte.

Abdullah Pascha war der letzte Dere-Bey oder Thalfürst aus Lasistan, welcher die Würde eines Pascha's von Trapezunt bekleidete, die durch Gebrauch in seiner Familie erblich geworden war. Die Pforte hat es in ihrem Interesse gehalten, in den östlichen Paschaliks lasische Thalfürsten und kurdische Beys als

Statthalter an die Spitze ihrer Grenzprovinzen zu stellen und die Würde gewöhnlich auf ihre Brüder oder Söhne vererben zu lassen, indem sie richtig voraussetzte, die streitbaren und wenig unterwürfigen Stämme der Bergvölker von Lasistan und Kurdistan, über welche sie geringe Macht hatte, würden sich leichter unter die Autorität eines eingebornen Häuptlings fügen, der dann im Namen des Sultans Steuern und Recruten eintreiben und für Ordnung und Sicherheit im Lande so viel wie möglich sorgen konnte. In den entferntern Grenzprovinzen stehen noch heute größtentheils einheimische Häuptlinge als türkische Statthalter der Provinzverwaltung vor, z. B. in Batum, Kars, Bajasid, Wan, Musch u. s. w. In Trapezunt aber glaubte die Pforte nach Abdullahs Entsetzung wieder einmal den Versuch mit einem ächten Türken wagen zu dürfen. Der Nachfolger dieses letzten Dere-Bey's war Halil Pascha, der Schwager des Sultans.

Die Verwaltung Abdullah Pascha's bildet in der neuesten osmanischen Geschichte eine seltsame Episode und liefert ein merkwürdiges Zeugniß für die Ansicht derer, welche glauben, daß trotz der mehr versuchten und befohlenen, als durchgeführten Reformen, trotz der Humanitätsbestrebungen, trotz des Hatti-Scheriffs von Gülhaneh, welchen Ignoranten oder träumerische Abendländer bereits für den Anfang eines osmanischen Constitutionalismus hielten, in der Türkei noch recht gräßliche Dinge, noch die abscheulichsten Mißbräuche der Gewalt möglich sind, die an einen Murad IV., den türkischen Nero, erinnern.

Abdullah war ein kranker Mensch, durch frühe und übermäßige Excesse herabgekommen. Er sah mit seinem schlaffen, gelben Gesicht, seinen herabhängenden Augenlidern recht widerlich aus, und wenn ihn sein Siechthum, sein Verdauungsleiden ärgerte, da mußte er wüthen und Andere leiden sehen, um seine Galle zu

beschäftigen. Auf dem Throne Osmans wäre er zweifelsohne ein würdiger Nachfolger jenes Sultans Ibrahim gewesen, der so erfinderisch in Lüsten wie in Gräueln war und häßlicher endete, als irgend ein anderer türkischer Herrscher. Zum Glück liegt Trapezunt zu nahe bei Konstantinopel, um sich der heilsamen Controle der Consulate und Gesandtschaften Europa's so leicht entziehen zu können. Wie vieles Gräßliche auch auf Abdullahs Befehle geschah, so wagte er doch nicht immer seiner Galle freien Lauf zu lassen. Jedesmal nach vollbrachten Unthaten, welche selbst in einem türkischen Paschalik reden und murren machten und in den Consulatsrapporten figurirten, wanderten aus Abdullahs Schatzkammer in der Regel einige hundert Beutel mit dem Dampfer nach dem goldenen Horn, um im Diwan übler Nachrede vorzubeugen und den Fürsprechereifer Riza Pascha's und seiner Creaturen zu beleben. Ich führe unter den vielen schauderhaften Beispielen, die mir aus bester Quelle mitgetheilt worden, nur Eines an zum Belege, wie weit es noch vor wenigen Jahren unter dem milden Scepter Abdul-Meschids und unter einem mäßig reformfreundlichen Ministerium ein türkischer Satrap in solcher Nähe der Hauptstadt treiben durfte, ohne zur Verantwortung gezogen zu werden und ohne die Geduld und Langmuth des Volks zu erschöpfen.

Einige Türken und Raja, welche mit einer Karawane von Erzerum nach Trapezunt gingen, wurden eines Mordes verdächtig eingezogen. Der Ermordete war ein levantinischer Handelsmann, welcher unter russischem Schutze lebte; directe Beweise der That lagen nicht vor. Man hatte aber unter dem Gepäcke der Verhafteten einige Habseligkeiten gefunden, von denen man glaubte, daß sie Eigenthum des Ermordeten gewesen. Die Angeklagten betheuerten, diese Gegenstände in Erzerum auf dem Bazar von einem hausirenden Juden gekauft zu haben, eine

Angabe, die eben nichts Unwahrscheinliches hatte. Abdullah Pascha ergriff die willkommene Gelegenheit, sowohl seinen Eifer für einen Schützling Rußlands und des Herrn von Gherſi zu zeigen, als seine teuflische Grausamkeit zu befriedigen. Er ordnete selbst in allen Details die Martern an, mittelst denen von den Gefangenen Geständnisse erpreßt werden sollten. Den Christen wurden eiserne Reife um die geschornen Köpfe gelegt und enge zusammengepreßt. Als auf diese erste Folter noch kein Geständniß erfolgte, ließ er die eisernen Reife im Feuer glühen. Andern wurde ein glühender Eisendraht durch die empfindlichsten Körpertheile gebohrt. Schon in der ersten Nacht starb einer der Raja in Folge dieser Tortur. Herr Stevens berichtete diese Gräuelgeschichte an Sir Stratford Canning, der als Mann von Herz und Gemüth einen Dragoman der Gesandtschaft zum alten Großwezir und zu Riza Pascha schickte, um sie von dem Hergang der Sache zu unterrichten, obwohl er eigentlich als fremder Diplomat keinen amtlichen Anlaß hatte, sich in diese Sache zu mischen. Die beiden Paschas erwiederten übereinstimmend: die hohe Pforte werde über diese Geschichte nähere Erkundigung einholen. Ihren Collegen Abdullah Pascha könne wohl sein warmer und löblicher Eifer, um die Mörder des Schützlings einer europäischen Großmacht der verdienten Strafe zu überliefern, allzuweit geführt haben. In Trapezunt verlautete aber gar nichts darüber, daß Abdullah zur Rechenschaft gezogen worden sei. Wenige Wochen später wollte er einen Griechen, der nicht einmal Unterthan der Pforte, sondern ein Bürger des Königreichs Griechenland war, in einer seiner gewöhnlichen Anwandlungen von schwarzgallichter Laune todtprügeln lassen, und nur die edelmüthige und energische Intervention des Viceconsuls Stevens, der dem Verfolgten in seinem Hause ein Asyl gab und der Wuth des Pascha's trotzte, konnte den Unglücklichen retten. Als eine

sehr merkwürdige Thatsache führen wir bei dieser Gelegenheit an, daß der russische Consul Herr von Gherst, dessen Liebenswürdigkeit und Hospitalität alle europäischen Reisenden und am meisten der geistreiche Fragmentist nach Verdienst gerühmt haben, in jener fürchterlichen Torturgeschichte keinen Schritt gethan hat, um den Scheußlichkeiten Abdullahs Einhalt zu thun. Als man zuerst seine Verwendung für jenen Unterthan des Königs von Griechenland anrief, da erwiederte der liebenswürdige Herr mit kühler Entschuldigung: die Sache gehe ihn, da er nur russischer, nicht griechischer Consul sei, durchaus nichts an. Wenn aber irgend etwas vorfiel was den persischen Speditionshandel beeinträchtigte, wenn durch die Nachlässigkeit eines Kariwan-baschi oder durch kurdische und lasische Dieberei ein paar Waarenpäcke verloren gingen und dadurch möglicherweise die Provisionsgebühren des reichsten Spediteurs von Trapezunt geschmälert werden konnten, da hat es der Consul und Kaufmann Herr von Gherst nie an dringender Mahnung und eifriger Vorstellung im Trebisonder Paschahause fehlen lassen.

IV.

Reise von Trapezunt nach Gumysch-haneh. Naturcharakter. Reichthum der Mineralquellen. Kolchische Gebirgslandschaften. Gefährliche Passagen. Das kluge Pferd. Vergleich der kolchischen Landschaften mit dem Kaukasus und der Schweiz. Geologische Beobachtungen. Gumysch-haneh. Die Geschichte eines polnischen Flüchtlings aus dem Kaukasus.

Der englische Consul Stevens in Trapezunt gab mir als guter Kenner des Landes den Rath, die Reise bis Erzerum mit türkischen Postpferden, von dort weiter mit einer Handelskarawane zu machen. Demzufolge verließ ich am 26. Mai Nachmittags Trapezunt in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines türkischen Führers. Ich hatte drei Reitpferde und zwei Packpferde von der Post gemiethet, welche von Station zu Station durch frische Thiere ersetzt wurden. Der türkische Postillon wechselte mit den Pferden und ich bekam auf dem Wege nach Baiburt bald einen ächten Osmanli mit der gewöhnlichen Grandezza, der Trägheit und dem ehrlichen Sinn (bekannte türkische Raceneigenschaften, die sich freilich immer mehr verlieren, je weiter man nach dem Osten vordringt), bald einen halb wilden Lasen, bald einen verschmitzten Armenier als Pferdeführer und Wegweiser.

Im Süden dicht hinter der Stadt Trapezunt steigt die Landstraße zu steiler Höhe auf. Nach einem halbstündigen Ritt ließ ich die Pferde ausschnaufen. Wir standen auf dem sanften Grasrücken eines Berges, der uns einen letzten prächtigen Blick auf die kolchische Küste gewährte. Bergeinschnitte, Halden, Thäler und Terrassen glänzten im reichen kolchischen Frühlingsschmucke. Azalea pontica und Rhododendron ponticum, die herrlichsten Zierpflanzen der kolchischen Küstenflora erhoben sich zu beiden Seiten des Reitpfades mit prächtigen Stengeln und Vollblüthen über die niederste Vegetation in ungeheuren Massen. Die Meereshöhe dieser Stelle zeigte nach der Barometermessung 1170 P. Fuß. In Gesellschaft eines rothen Geranium waren jene schönen kolchischen Florakinder mehr auf den trockenen Abhängen, als auf den flachen und feuchten Stellen der Terrassen oder in den kleinen muldenförmigen Thälern gruppirt, welche vielmehr von Wiesenkräutern und niederen Blumen bedeckt waren, unter denen die gelben Tinten der Ranunkeln vorherrschten. Die orangegelben Blumen der Azalea bemerkt man in dieser Jahreszeit auf den Abdachungen des kolchischen Küstengebirges häufiger, als die großen lilafarbigen Blüthensträuche des pontischen Rhododendron, welches in die einfarbige grüne oder gelbe Vegetationsdecke einzelne rothbläuliche Kränze von überaus schönen und zierlichen Guirlanden webt.

Haschiolan heißt das erste Flüßchen, welches sich im Süden von Trapezunt dicht an der Karawanenstraße tosend durch das enge Bergthal drängt. Dann folgt der Tschebislik, im Frühjahr ein stattlicher, sehr reißender mit schmutzigem Schneewasser gefüllter Bergfluß, dessen Bett wir lange aufwärts folgten. Ueberall schöne bunte, saftstrotzende niedere Vegetation, doch kein Hochwald! Die Berge, deren aufgeschlossene Profile ich vom Meeresufer an zu beiden Seiten des Reitweges beobachten konnte, be-

stehen aus Porphyr, welcher thonigen Schiefer emporgehoben hat und in dessen unterste Schichten eingedrungen ist. Er hat ihn an vielen Stellen petrographisch umgewandelt. Die dünnen Schieferschichten, welche mit dem Porphyr in nächster Berührung stehen, enthalten in ihrer thonigen Masse die Feldspath-Krystalloide des Porphyrs, deren Form sich vielfach veränderte. In keinem Gebirge Europa's habe ich je so viele Reibungsconglomerate und so deutliche Einwirkungen des jüngern massigen Gesteins auf das ältere Geschichtete beobachtet, wie hier, selbst nicht in den Taurusgegenden des südlichen Kleinasien, wo solche Erscheinungen nichts Ungewöhnliches sind.

Auffallend groß ist die Zahl der Mineralquellen auf den Gebirgswegen zwischen Trebisond und Erzerum. In diesem Artikel ist das kolchisch-armenische Gebirge wahrscheinlich reicher als irgend ein Gebirge Europa's. Ganz Tirol hat nicht so viele mineralische Wässer aufzuweisen als man hier innerhalb eines Raumes von höchstens zehn geographischen Meilen findet. Alle Mineralquellen, welche ich bis zum Rande des armenischen Hochlandes beobachtete, waren kalte Quellen. Erst im eigentlichen Hochlande, wo statt der im Norden vorherrschenden plutonischen und neptunischen Bildungen unzweifelhafte Spuren von ächten Feuerbergen: alte Krater, Aschenkegel, Lavaströme und Schlackengesteine zum Vorschein kommen, erscheinen viele Thermalquellen. Dasselbe beobachtete ich später auf den hohen Alpenplateaus im westlichen Persien, an den Ufern des Urmia-See's und im Sahantgebirge, wo die Zahl der heißen Quellen größer ist, als auf der Hochebene von Erzerum.

Bei dem Dorf Matschka in unbedeutender Entfernung südlich von Trapezunt sprudelt eine Mineralquelle aus dem Porphyr, welche auf diesem krystallinischen Gestein einen ausgedehnten Tuffkalkbau aufgeführt hat und Pflanzenreste von Arten,

die man noch lebend in der Gegend sieht, einschließt. Eine Stunde weiter beim Dorf Hapsiköi sprudelt eine andere Quelle dicht am Wege. Sie enthält viel kohlensauren Kalk und etwas Eisen. Ihr kalkiger Niederschlag hat eine gelbrothe Farbe von Eisenoxyd. Ein türkischer Dorfbewohner sagte mir, daß noch vor wenigen Jahren die Quelle nicht dicht am Wege, sondern mehrere Schritte seitwärts aus einer kleinen Erhöhung geflossen sei. Ich besichtigte die Stelle und fand einen Tuffhügel aus dem Niederschlag des Wassers gebildet. Die Quelle hatte hier offenbar durch ihren eigenen Bau den ältern Canal verstopft in ziemlich ähnlicher Weise, wie die berühmten „verfluchten Quellen" bei Medschez-Ammar im Atlasgebirge. Sie brach aber an einer entfernten Stelle hervor, wo sie in den von dem Frühjahrsregen erweichten Boden weniger Widerstand fand, und baute hier an einem neuen konischen Hügel aus ihrem Kalkniederschlag. Nach einer Reihe von Jahren wird sie sich den Ausweg auch hier selbst verstopfen und abermals zur Wanderung gezwungen sein. Die wunderlichen bizarr gestalteten Quellbildungen des Atlas fand ich im kolchisch-armenischen Gebirge, wenngleich in veränderten, durch die Terrainverhältnisse bedingten Formen wieder.

Ich übernachtete in einem Dorfe, dessen Namen ich vergessen. Das Wetter war ziemlich freundlich. Erst gegen Abend stellte sich Regen ein, und ich kroch in die elende Stube eines Chans, in welcher außer mir noch einige Türken und Armenier, welche mit einer Karawane von Erzerum gekommen waren, übernachteten. Als ich am andern Morgen mein Gepäck aufladen ließ, war mein Regenschirm gestohlen. Ich hatte einen vielleicht nicht unbegründeten Verdacht auf einen türkischen Karawanschik, obwohl derselbe seine Unschuld bei seinem Barte und seinem Propheten betheuerte. Ich bemerke übrigens, daß es im Laufe meines langen Aufenthalts im Orient das erstemal gewesen, wo

ich mich in einem türkischen Hause wegen eines Diebstahls zu beklagen hatte. Der Fall hat sich später unter Kurden und Persern oft, aber niemals in einem türkischen Nachtlager wiederholt.

Mit Tagesanbruch zogen wir mit frischen Pferden weiter. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir den obersten Graht der ersten Bergkette. Die Laub- und Nadelwälder, welche den Gebirgsrücken ziemlich reichlich bedecken, verschwanden unterhalb der Kammhöhe. Nahe der obersten Waldgrenze sind die dunklen Tannenbäume mit langen Flechten bedeckt. Dieses kryptogamische Kleid kommt mir in jenen kalten Regionen vor wie ein Winterpelz der Bäume, welcher sie an den empfindlichsten Theilen gegen die Einwirkungen der rauhen Temperatur schützen soll, gleich wie Winterhaare die animalischen Körper. Dieselbe mattgrüne Flechtenumhüllung und die dunklen Tannennadeln habe ich auch in den höchsten Alpthälern Europa's z. B. im Oberengadin und im Ursern-Thal des St. Gotthard wahrgenommen. Die Höhe, wo die Wälder endigten, nannte mein türkischer Führer Sehana. Eine auffallende Erscheinung ist, daß noch etwa 1000 Fuß über der Waldgrenze und selbst noch oberhalb der sub-alpinen Region vereinzelte Nadelholzbäume von geradem und stolzem Wuchs über zwanzig Fuß hoch vorkommen. Aechte Alpenpflanzen wachsen bereits an diesen Stellen. In den tirolischen und helvetischen Alpen beobachtet man zuweilen wohl Aehnliches. Doch sah ich dort nie diese vereinzelten Baumvorposten so hoch über der Grenze der Waldregion. Sehana hat große Aehnlichkeit mit der Landschaft bei Dilischan im russischen Armenien, da wo am Ausgang dieses Engpasses der Weg nach den vulcanischen Bergen des Goktschei-See's emporsteigt. Aber die Bergformen sind hier schöner und kühner, als am Alpenrande des russischen Armenien. Quellen und Bergströme sind reichlicher, die Wassermusik lärmender, lustiger, melodischer. Kaskaden häufig, wiewohl nicht

von besonderer Schönheit und mit den Wasserfällen im Haslithal des berner Oberlandes oder im Bregellthal der bündener Alpen nicht zu vergleichen.

Kiostera-su hieß der tosende Gebirgsbach, welcher sich durch den Engpaß von Sehana in wildem Toben hinabstürzt. Wir überschritten an diesem Tage drei solid gebaute Brücken, jede von einem einzigen hohen Bogen getragen. Von grünen Bergabhängen, welche durch die aufsprießende alpine Blumenwelt an so manchen Stellen bereits recht bunt und glänzend geputzt waren, hatten wir schöne Fernblicke auf die verschiedenen Hochthäler, Plateaus und Terrassen der höhern Bergregionen und in die prächtigen Waldschluchten der Tiefe.

Wir begegneten öfters kleinen Karawanen mit Pferden und Maulthieren, welche von Tauris nach Trapezunt zurückkehrten. Die meisten Lastthiere waren leicht, viele gar nicht beladen. Die Importation europäischer Waaren nach Persien ist weit ergiebiger und einträglicher, als die Rückfracht. Die meisten Karawanen waren armenische, und die stärksten hatten nicht über hundert Pferde Auf meine Frage: wie sie in dieser wilden Gebirgsgegend mit kostbaren Waaren in so geringer Zahl zu reisen wagten, ward erwiedert: daß zwischen Trebisond und Erzerum an keine Gefahr zu denken sei. Die Türken und Armenier dieser Gegend seien ruhige Leute und die Lasen nur in ihrem eigenen Lande zu fürchten. Kurdische Räuber treffe man erst jenseits der Hochebene von Erzerum. Nur auf dem Wege zwischen Hassan-Kaleh und der persischen Grenze seien kurdische Raubanfälle öfters vorgekommen. Deshalb sammelten sich stets die kleinen Karawanen in Erzerum, von wo sie dann in größerer Zahl, gewöhnlich 300 bis 400 Pferde stark, unter dem Geleite eines türkischen Kawassen, die Reise nach Tauris fortsetzten. Seitdem die Paschas strengere Polizei übten, seien auch dort größere

Raubanfälle sehr selten geworden, und man habe mehr die Diebstähle einzelner kurdischer Nachtschleicher, als die Angriffe von Horden zu fürchten.

Das Wetter war ungünstig, Regen fiel mit geringer Unterbrechung in Strömen. Der Boden war durchweicht, der schmale Bergpfad schlüpferig und gefährlich. Ich habe in den Alpen Europa's nie so schwierige Stellen passirt, nicht auf der Meyenwand in Wallis, nicht einmal auf der Scaletta in den bündner Alpen, Wege, welche doch ziemlich schwindelfreie Bergsteiger erfordern. Gleichwohl pflegen orientalische Reisende selbst an den gefahrdrohendsten Stellen, wo der kaum zwei Fuß breite Reitweg über einen bald glatten, bald scharfkantigen Felsboden führt und bald links bald rechts schwindelerregende Abgründe gähnen, den Sattel nicht zu verlassen. Sie vertrauen auf die soliden Beine, wie auf die Erfahrung und Klugheit ihrer Pferde. In der That sollen Unfälle nicht so häufig vorkommen, als man nach der Unzahl gefährlicher Stellen auf diesen Karawanenwegen schließen sollte. Die schlimmste Jahreszeit ist die der Schneeschmelze in den Monaten April und Mai. Ich selbst machte an diesem und den folgenden Tagen Erfahrungen, welche mit den beruhigenden Versicherungen meines phlegmatischen Türken nicht eben zusammenstimmten. Unterhalb Sehana sah ich ein Maulthier sammt Tragsattel mit schrecklichem Gepolter den Abhang herunterstürzen. Das arme Thier kam mit dem Schrecken und einigen kleinen Contusionen davon. Bedenklicher war die Lage eines türkischen Beamten, der sich in diesen Tagen mit seinem kleinen Reisegefolge uns angeschlossen hatte. Sein Pferd glitt auf einem durch den Regen noch schlüpfriger gemachten nackten Felsen aus, stürzte und blieb auf dem Fleck liegen. Der Türke gerieth mit halbem Leibe unter sein Pferd, die andere Hälfte schwebte über einem Abgrund, der dicht am Rande des Weges

in fürchterlicher Tiefe gähnte. Ich hatte dieselbe gefährliche Stelle eine Minute zuvor passirt, hörte den Sturz und sah den Türken dicht unter mir in dieser schauerlichen Lage. Das Pferd lag mit dem Sattel nach dem Abgrund gekehrt, und ich konnte nicht anders glauben, als daß es beim ersten Versuch des Aufstehens sich und seinen Reiter in die Tiefe stürzen würde. Doch der gute Instinct des Thieres rettete es und seinen Reiter. Schnaubend mit offenen Nüstern und klaffenden Ohren schaute das kluge Roß in den Abgrund, ohne die geringste Bewegung zu machen. Der Türke blieb eben so regungslos, er sah die Gefahr und getraute sich nicht einmal zu rufen, aus Furcht sein Pferd zu schrecken. Man durfte sich ihm nur mit äußerster Vorsicht nähern. Während der Pole und ich schnell abstiegen und von oben uns näherten, hatten die Gefährten des Türken von unten bereits die Zügel und die Rockschöße des Reiters erfaßt und Beide noch glücklich auf ihre sechs Beine gebracht.

Im Dorf Sehana wurde das zweite Nachtlager genommen. Vom Regen bis auf die Haut durchnäßt war ich ziemlich übler Laune. In dem türkischen Kaffehäuschen, wo ich Quartier fand, brannte zum Trost ein lustiges Feuer für erwartete Gäste. Man räumte mir das beste Plätzchen ein, trocknete meine Kleider und servirte sogleich ein Täßchen frischen Kaffe's, der hier so gut schmeckte wie in den besten Kaffeschenken von Stambul und Smyrna. Der regte die freundlichen Lebensgeister wieder an, und da zugleich der Regen aufhörte und ein paar halbfreundliche Sonnenblicke durch lichte Wolkenrisse fielen, so machte der üble Humor gar schnell einer ganz behaglichen Stimmung Platz. Dazu sang und orgelte der Bergstrom neben dem Dorfe halb lustig halb schwermüthig, aber melodisch zwischen Felszacken und gefallenen Steinklumpen, daß man ihm gerne zuhörte. Auf einem Felsblock außerhalb des Dorfes sitzend schrieb ich Bemer-

kungen in mein Tagebuch, welches mit einer Betrachtung über den wunderlichen Humorwechsel auf orientalischen Reisen beginnt, wo selbst ein sehr reiselustiger und geduldserprobter Europäer in Erinnerung des heimatlichen Comforts kleinen Anwandlungen von Mißmuth nicht selten unterworfen, aber bei wiederkehrendem Sonnenschein eben so schnell wieder munter und guter Dinge wird.

Von Trapezunt bis Sehana ist die Gebirgslandschaft eine der herrlichsten, welche ich je gesehen. Nicht so grandios wie der äußere Anblick der silberleuchtenden Gipfel des Kaukasus von der Terekſteppe gesehen, nicht so wildromantisch, nicht so reich an bizarren Felsbildungen, an glänzenden Firnen und Gletschern, noch an prächtigen Wasserfällen mit ewigen Schaumraketen, wie einige Querthäler der schweizerischen und savoyschen Alpen, doch fast noch malerischer, lieblicher und anmuthiger in den Einzelheiten. Unter den Schweizerlandschaften würde ich nur der Nordseite des Vierwaldstätter-See's, dem Bödeli bei Interlaken und der Landschaft von Sils im Oberengadin bei einem Vergleiche mit dem Naturcharakter dieses türkisch-kolchischen Küstengebirges unbedingt den Vorzug geben. Man wandert vom Küstenstrand bis hieher fast unausgesetzt durch Querthäler, welche sich bald verengen, bald erweitern. Wälder, Baumgruppen, ein prachtvoller alpiner Blumenteppich oberhalb der Baumregion, einzelne Häuschen und Alphütten, die nur selten in größeren Gruppen beisammenstehen und Dörfchen bilden, decoriren zu beiden Seiten die grünen und im Frühling farbenreichen Berghalden. Der Tschebislik, welcher diese Querthäler durchströmt, ist in dieser Jahreszeit ein breiter und sehr reißender Strom, welcher in vielen Kaskaden wildschäumend herabstürzt.

Die vorherrschende Formation, deren Profile an manchen Stellen deutlich aufgeschlossen sind, ist ein Porphyr, welcher in

Ansehen und Farbe ungemein wechselt, bald ein ächter Trachyt-porphyr mit glasigen Feldspathkrystallen von lichter Färbung ist, bald durch Zutritt von Augit in Melaphyr übergehend. Auf den Kammhöhen tritt eigentlicher Trachyt von bald weißgrauer, bald bläulichgrauer Farbe zu Tag, der mit Eisenoxyd an vielen Stellen imprägnirt ist und leicht zu verwittern scheint. Von sonstigen Felsarten kommt Thonschiefer, Kieselschiefer und beim Dorf Sehana auch ein schöner hellweißer, überaus harter Kalk vor. Letztere Bildungen, welche man nicht in großer Ausdehnung wahrnimmt, sind von Porphyr nicht blos gehoben, sondern zum Theil völlig emporgerissen worden, so daß bei dem Kieselschiefer und dem Kalk fast jede Spur von Schichtung zerstört ist. An manchen Stellen, wo der Kalk in unmittelbarem Contact mit dem plutonischen Gestein ist, zeigen sich Spuren der Einwirkung des letztern. Der dichte Kalk ist in einen krystallinisch körnigten umgewandelt.

Am folgenden Tag rastetete ich einige Stunden am Ufer des Gumysch-Haneh-su, eines schönen breiten Gebirgsflusses, im Dorf Actasö. Die Häuser haben hier nicht mehr die schiefen Schindeldächer der kolchischen Ortschaften, sondern Terrassen von Stein und Lehm. Am rechten Ufer waren einige Ruinen sichtbar, welche der mit mir reisende türkische Kawaß den Genuvis (Genuesen) zuschrieb. Architektonische Eigenthümlichkeiten ließen sich unter den wüsten Trümmern nicht erkennen. Die Ufer des Flusses sind an vielen Stellen mit schönen Baumgruppen von Ulmen, Weiden, Zitterpappeln, Nuß- und Maulbeerbäumen, auch mit Gartencultur bedeckt. Jedes Stückchen anbaufähigen Bodens, selbst auf den steilsten Bergrücken, ist in diesem Gebirgslande trefflich benützt. Die Wiesen sind nicht so schön und üppig, wie in den meisten Alpthälern der Schweiz, aber der Feld- und Gartenbau ist reichlicher.

Eine Meile nördlich von der Stadt Gumysch-Haneh tritt eine Kalkformation in bedeutender Ausdehnung auf, deren deutlicher Schichtenbau von Nord und Süden unter einem Winkel von 52 Graden einfällt. An manchen Stellen ist die Schichtenabsonderung unterbrochen. Die Farbe des Gesteins ist grau oder schmutzigweiß, mattglänzend, der Bruch splitterig. Auf diesem Kalk lagert ein Thonmergelschiefer, welcher in derselben Richtung emporgehoben ist. Auf beide Formationen hat der Porphyr, der sich durchsetzt, verändernd eingewirkt. Die Schichtung des Thonmergelschiefers ist besser erhalten, als die des Kalks, vielleicht weil die Action des Porphyrs bei seiner Erhebung nicht unmittelbar auf ihn, sondern zunächst auf den tieferliegenden Kalk stattfand.

Die Stadt Gumysch-Haneh, welche wir bei guter Tageszeit erreichten, hat eine merkwürdige Lage, in einem Kessel hoher nackter Granitfelsen eingekeilt. Die Häuser sind amphitheatralisch gruppirt auf einem so steilen Bergabhang, daß man nach den obern Straßen nicht einmal reitend gelangen kann. Wir führten die Pferde am Zügel. Auch so fiel es den armen tiefkeuchenden Thieren schwer genug, unser gemeinschaftliches Nachtquartier zu erreichen. Die Häuser sind halb aus Koth, halb aus Steinen gebaut, und haben ein schmutziges und elendes Ansehen. Ich schickte meinen Ferman an den türkischen Commandanten, der mich bei einem wohlhabenden Griechen einquartieren ließ. Ziemlich reisemüde unterließ ich eine genauere Besichtigung der Stadt. Dieselbe scheint auch wenig oder nichts Merkwürdiges zu besitzen. Berühmt sind die Silber- und Bleiminen eine Stunde von Gumysch-Haneh. Die Betreibung dieses Bergbaues ist für die türkische Regierung trotz der schlechten Einrichtung und unverständigen Leitung ziemlich einträglich, indem man die Raja zu unentgeltlicher Arbeit zwingt. Die rei-

cheren Stadtbewohner haben schöne Fruchtgärten, welche tief unten am Flußufer liegen.

Während der Pole mir den Pilaf bereitete, brachte mir der griechische Hauswirth Tschibuk und Kaffe. Nachdem ich und meine Gefährten ein frugales Mahl verzehrt hatten und Müdigkeit und bequeme Divankissen uns einluden, den orientalischen Kef zu feiern, bat ich den Polen, mir die Geschichte seiner Entweichung aus Georgien und seiner Gefangenschaft bei den Lasen zu erzählen. Er war bereit und schilderte mir zuerst sein Schicksal während des polnischen Revolutionskampfes. Johann Saremba's Charakter unterschied sich von dem seiner Landsleute im Allgemeinen durch seine Aufrichtigkeit und das Verschmähen aller aufschneiderischen Prahlhanserei. Er sprach das Türkische sehr gut und unterhielt sich mit mir gewöhnlich italienisch. Seine Lebensgeschichte lautete im Wesentlichen wie folgt.

„Ich bin weder Edelmann, noch Bauer und gehöre dem in Polen nicht zahlreichen Stadtbürgerstande an. Mein Vater war ein Glaser in Warschau und ich erlernte seine Profession. Nach dem Ausbruch der polnischen Revolution im November 1830 trat ich freiwillig in den Militairdienst, machte die Schlachten bei Grochow, Praga, Iganie, Ostrolenka mit, kam ohne Wunde und ohne Beförderung davon. Die meisten Polen werden Ihnen sagen, daß sie damals Offiziere gewesen. Es ist so die Manier meiner Landsleute. Ich gestehe es offen, daß ich es nicht einmal bis zum Unteroffizier bringen konnte. Diese Stellen wurden gemeiniglich von älteren Soldaten besetzt, und um Offizier zu werden, mußte man nothwendigerweise Adeliger oder Ausländer sein. Mein Regiment zog sich nach der Einnahme von Warschau auf preußisches Gebiet zurück. Unsere Hoffnung, daß der preußische König uns die Wanderung nach Frankreich oder Amerika gestatten werde, blieb unerfüllt. Nachdem man

uns die Waffen abgenommen und einige Wochen gut verpflegt hatte, zwang man uns zur Rückkehr nach Polen. Dort vertheilte man uns unter verschiedene russische Regimenter oder schickte uns truppweise theils ins Innere von Rußland, theils nach dem Kaukasus. Mich traf das letztere Loos. Ich wurde unter ein russisches Regiment in der Linie gesteckt. Nach verschiedenem Garnisonwechsel kamen wir nach dem Lager Manglis in der Umgegend von Tiflis.

In meiner Compagnie waren außer mir noch sechszehn Polen. Davon hatten sieben an dem Revolutionskriege Theil genommen. Die übrigen waren später ausgehobene Rekruten. Einer derselben war verheirathet. Die russischen Offiziere behandeln die Polen etwas weniger unmenschlich, als die Stockrussen. Diese Gerechtigkeit muß ihnen jeder Pole widerfahren lassen. Dies rührt nicht etwa von besonderer Sympathie für unsere unglückliche Nation her, als von einer gewissen Rücksicht gegen das Unglück von Leuten, welche gebildeter sind als russische Bauern, besonders gegen solche, welche das traurige Loos des russischen Soldatendienstes wegen politischer Vergehen getroffen hat. Der russische Offizier theilt in politischen Dingen nicht den unversöhnlichen Haß des Zaren. Zudem sind die meisten Polen, besonders die Stadtkinder gebildeter und gewandter, als die Großrussen, lernen auch das Exercitium und das Reglement weit leichter und würden wahrscheinlich die meisten Unteroffizierstellen einnehmen, wenn die Obersten in dieser Beziehung nicht auf die Befehle des Kaisers, der allen Polen rebellische Gesinnungen zutraut, Rücksicht nehmen müßten. Uebrigens war unser Loos immerhin hart genug. Wir hatten einen ziemlich guten Commandanten, aber er konnte der Rohheit und dem Uebermuth seiner Untergebenen nicht immer abwehren. Schlechte Kost, grausame Prügelstrafen, kleinliche Dienststrenge

müssen jedem das russische Soldatenleben tief verleiden, auch wenn er vom Heimweh verschont bleibt. In dienstfreien Stunden lagerten wir Polen uns oft hinter den Büschen des Waldes, der das Lager Manglis umgibt, sangen, wenn uns kein Russe belauschte, unsere polnischen Nationallieder, welche wir in den Reihen unseres vaterländischen Heeres zur Zeit der Revolution gesungen hatten, sprachen von der Heimat, von unsern vergangenen Tagen und künftigen Hoffnungen, und wie oft mußten wir bei dem Gedanken an das Verlorne und an das bittere Exil im fremden wilden Lande alle laut zusammen weinen! Das hätte freilich keiner unserer Offiziere sehen dürfen. Es wäre uns schlecht gegangen.

Wir machten häufig Pläne zur Flucht nach der Türkei, aber in Ermanglung einer genauen Kenntniß des Landes wagten wir lange keinen bestimmten Entschluß zu fassen. Indessen gaben wir uns alle Mühe, das Tartarische zu erlernen und bei den Eingebornen über die Wege nach der Türkei und nach Persien Erkundigung einzuziehen. Einer unserer Kameraden half einem tartarischen Bauer von der Umgebung von Manglis bei seinen ländlichen Arbeiten unentgeltlich, um seine Freundschaft zu gewinnen und ihn über das Land ausfragen zu können. Der Tartar merkte bald seinen Plan und bot willig die Hand, unsere Entweichung zu erleichtern. Die Flucht nach Persien wäre uns leichter gewesen, aber davon wollte der Tartar nichts wissen, da er selbst Sunnite war und die ketzerischen Anhänger Ali's haßte. Er rieth uns zur Flucht nach Lasistan, welches für uns leichter erreichbar war, als das türkische Armenien. Doch mußte ihm mein Kamerad versprechen, daß wir uns jenseits der russischen Grenze zum Islam bekehren würden. Der Tartar zeigte ihm genau die Himmelsgegend, nannte ihm die Namen aller Berge und Flüsse, die wir zu passiren hatten, aller

Dörfer, in deren Nähe wir vorüberschleichen sollten. Im Falle der äußersten Verlegenheit oder Gefahr rieth er uns, den Schutz und das Gastrecht des nächst wohnenden Mollah anzurufen, ihm unser Vorhaben zu vertrauen und dabei nie die Versicherung zu vergessen, daß wir auf türkischem Boden gute Moslims werden wollten.

Nachdem unser Entschluß, auf jede Gefahr hin zu desertiren, festgestellt war, brauchten wir noch volle drei Monate zur Vorbereitung. So gering unsere Löhnung, so karg und schlecht unsere Lagerkost war, wir sparten davon, wir verkauften Brodrationen und suchten uns an den Hunger zu gewöhnen. Einige von uns waren Handwerker und verdienten sich täglich einige Kopeken in den freien Stunden. Ich arbeitete als Glaser für alle russischen Offiziere. Das Ersparte wurde in eine gemeinschaftliche Cassa gelegt. Der Sommer ging zu Ende, die Zugvögel sammelten sich bereits und flogen in dichten Schaaren über die hohen Berge von Manglis dahin. Wir sahen zu ihnen hinauf voll Sehnsucht und Neid. Uns fehlten ihre Flügel, ihre Kenntniß des Weges.

Wir wurden in unserm Entschlusse noch einigemal schwankend. Einige Deserteurs, Kleinrussen, welche an den Soldatendienst und das Casernenleben sich schwerer gewöhnen, als die Großrussen, waren bei dem Versuche, zu den Lesghiern zu fliehen, aufgegriffen und durch Kosaken in das Lager zurückgebracht worden. Jeder wurde zu dreimaligem Gassenlaufen durch tausend Mann verurtheilt, und wir selbst waren mit commandirt, diese Unglücklichen beinahe todtzupeitschen. So tief uns dieser Anblick erschütterte, so war doch die Hoffnung und der starke Trieb nach Freiheit mächtiger. Wir bestimmten den Tag zur Flucht. Nur ein einziger Pole von unserer Compagnie, welcher die Wittwe eines Kosaken geheirathet und ein Kind mit

ihr gezeugt hatte, wurde abtrünnig und blieb zurück. Wir versammelten uns bei einbrechender Dunkelheit mit Tornister und scharfgeladenem Gewehr an einem verabredeten Punkt im Walde. Dort sanken wir alle auf die Kniee nieder und beteten laut zu Gott und zur heiligen Jungfrau Maria, daß sie unser Vorhaben segnen, ihren Schutz und ihre Gnade uns gewähren möchten. Dann reichten wir uns die Hände und schwuren, uns auf das Aeußerste zu vertheidigen und uns lieber selbst zu tödten, als uns nach dem Lager zurückbringen und von den Russen todtprügeln zu lassen.

Wir waren unserer vierzehn Mann. Einige hatten durch das Fieber gelitten, Andere hatte die schlechte Casernenkost heruntergebracht. Aber der glühende Wunsch der Freiheit, die Furcht vor dem Schicksal, das uns im Falle des Mißlingens erwartete, gab unseren Beinen Kraft. Wir marschirten dreizehn Nächte hindurch. Am Tage verbargen wir uns in den Wäldern, bei Nacht wagten wir uns zuweilen in die Nähe der Straße. Als die Lebensmittel, die wir in unsern Tornistern verpackt hatten, aufgezehrt waren, mußten wir uns theils mit den wilden Beeren des Waldes, theils mit halb rohem Wildpret begnügen. In den Wäldern fehlte es zum Glück nicht an Hirschen. Wir zerstreuten uns gegen Abend auf den Anstand, wagten aber nur in großer Nähe zu schießen, um unsere Munition nicht zu vergeuden und unser Versteck dem Kosakenposten nicht zu verrathen. Aus demselben Grunde wagten wir auch bei Nacht kein Feuer zu brennen und wollten lieber frieren und das Fleisch der geschossenen Thiere halb roh verzehren.

Nach dreizehnnächtiger Wanderung waren wir in die Nähe des Flusses Arpatschai gekommen, ohne eigentlich recht zu wissen, wo wir uns befanden. Von den höchsten nackten Berggipfeln, wo wir lagerten, erblickten wir in weiter Entfernung die Häu-

ser einer großen Stadt. Wir wußten nicht, ob sie russisch oder türkisch war. Ohne Landeskenntniß, ohne den Besitz eines Compasses, ohne Verkehr mit den Eingebornen, die wir am Tage ängstlich mieden, weil wir immer fürchteten entdeckt und verrathen zu werden, irrten wir rathlos in diesen Bergen umher, ohne recht zu wissen, welche Richtung wir einschlagen sollten, um über die Grenze zu gelangen.

Die Jagd hatte uns in den letzten Tagen gar nichts gewährt. Der Hunger gesellte sich zur Ermattung, zur empfindlichen Kälte. Wir sahen eine Heerde wilder Ziegen*) auf den Höhen, aber umsonst waren unsere Versuche sie zu beschleichen. Mit ungemeiner Schnelle flohen sie über die Schneefelder, welche diese hohen Berge bedeckten, und wir verloren mit dieser Jagd einen vollen Tag ohne etwas erbeuten zu können. Das letzte Stück Hirschfleisch, der letzte Bissen hartes russisches Casernenbrod waren aufgezehrt. Die scharfe Bergluft, die ermüdenden Fußwanderungen vermehrten unsern Hunger. Wir waren der Verzweiflung nahe und entschlossen uns endlich auf gut Glück, dem ersten Dorf uns zu nähern. Wir riefen uns den Schwur ins Gedächtniß, daß wir, wenn das Schicksal uns noch einmal in die Hände der Russen liefern sollte, bis zum letzten Blutstropfen uns vertheidigen und im äußersten Falle uns lieber gegenseitig den Tod geben wollten, als uns nach Manglis zurückschleppen und durch die Hände unserer eigenen Cameraden zu todt peitschen zu lassen.

An der oberen Grenze der Waldregion erblickten wir die Minaretspitzen einer tartarischen Moschee. Wir näherten uns vorsichtig in der Abenddämmerung und trafen zwei Tartaren, welche Buschwerk abschnitten. Durch sie erfuhren wir, daß wir

*) Wahrscheinlich die Capra caucasica.

etwa 30 Werste von der Stadt Gumri uns befanden, wo die Russen eine große Festung erbauten. Die Grenze lag nur eine kleine Tagreise vor uns und der lange blaue Fluß, welchen wir von den Gipfeln der Berge herab gesehen, war wirklich der Arpatschai, jenseits dessen die Türkei beginnt. Wir gestanden den Tartaren offen unser Vorhaben, da sie uns doch an unserm zerlumpten von den Sträuchern zerrissenen Anzuge, an unserm verwilderten und hungrigen Aussehen schwerlich für russische Soldaten im Dienste gehalten, sondern für das erkannt hätten, was wir waren. Der Mahnung des alten Tartaren in Manglis eingedenk sagten wir den Leuten, daß unser fester Entschluß sei, auf türkischem Boden gute Moslims zu werden. Wir beschworen sie bei Allah und dem Propheten, uns Lebensmittel aus dem Dorfe zu schicken, da sie selbst uns riethen, ihnen nicht bis in das Dorf zu folgen. Nach ihrer Aussage fand sich in der Nähe ein Kosakenposten und die Ufer des Arpatschai waren, wie sie versicherten, von russischen Militairpiquets so strenge bewacht, daß uns wenig Hoffnung blieb, auf dieser Seite die Grenze zu passiren.

Die Tartaren gingen in eiligem Schritt nach ihrem Dorf. Einer der Unsrigen, der sehr gut tartarisch verstand, schlich ihnen durch die Büsche nach, um wo möglich ihr Gespräch zu erlauschen und sich zu überzeugen, ob es auch redliche Leute seien, denen man trauen dürfe. Die Tartaren gingen aber im tiefsten Schweigen nach Hause, kamen jedoch nach einer Stunde mit drei andern Männern zurück, von denen Einer einen weißen Turban trug. Dicht an dem Gesträuche, wo unser Camerad auf der Lauer war, vorübergehend, hörte sie dieser eifrig reden. Er schlich behutsam im Dickicht hinter ihnen her und konnte von ihrem Gespräche so viel verstehen, daß sie über das, was mit uns geschehen solle, verschiedener Meinung waren. Einer, der,

wie wir später vernahmen, in der orientalischen Leibgarde des Fürsten Paskewitsch zu Warschau gedient hatte, verlangte, daß man sogleich die Kosaken von unserm Versteck benachrichtige. Der Mann im weißen Turban suchte ihn aber zu beruhigen und wollte erst mit uns reden.

Die Tartaren trafen uns am verabredeten Orte. Der Weißbeturbante war ein Mollah, ein schöner Greis mit ehrlichem Gesicht. Ihm vertrauten wir offen unsere Leidensgeschichte und unser Vorhaben an. Er versank in ein langes Sinnen. Zu unserer äußersten Ueberraschung redete uns inzwischen einer der Tartaren in gebrochnem Polnisch an und sagte uns, daß er in Warschau gewesen. Wir waren davon so freudig ergriffen, daß wir den Mahomedaner fast umarmt hätten. Aber unser Camerad, den wir als Kundschafter ausgeschickt, war inzwischen zu uns gestoßen. Wüthend ergriff er den polnisch redenden Tartaren am Barte, hielt ihm den verrätherischen Rath vor, den er seinen Landsleuten gegeben und drohte ihn zu tödten. Der alte Mollah trat versöhnend dazwischen und versicherte uns seines Schutzes und Beistandes, wenn wir wirklich die ernstliche Absicht hätten, nach der Türkei zu fliehen und zum Islam überzutreten. Wir betheuerten es, obwohl wir heimlich zu unserm Gott und zur heiligen Jungfrau beteten, daß sie uns die Nothlüge verzeihen mögen, denn wir wollten nur aus der russischen Hölle fliehen, nicht aber unserer heiligen Religion untreu werden.

Ehe sich der Mollah entfernte, mußte er auf seinen Bart und bei dem Propheten schwören, daß er uns nicht verrathen wolle. Zu demselben Schwur nöthigten wir auch die Andern. Den ehemaligen Leibgardisten wollten wir als Geisel zurückbehalten. Doch bat uns der Mollah es nicht zu thun und seinem Worte zu trauen, mit dem er für die Verschwiegenheit des Mannes bürge. Vor Allem aber wollten wir Lebensmittel haben. Die Tartaren

waren leider mit leeren Händen gekommen. Der peinigende Hunger hätte uns fast verleitet, mit ihnen ins Dorf zu gehen. Aber der Mollah warnte uns mit der Bemerkung, daß dort auch armenische Bauernfamilien wohnten, die uns gewiß den Russen verrathen würden. Schwankend zwischen Furcht und Hoffnung entließen wir sie. Der Mollah hatte uns zuletzt noch den Rath gegeben, während der Nacht zu wachen, da es möglich sei, daß unsere Gegenwart dennoch von Andern bemerkt und den Russen verrathen werden könne.

Zwei bange Stunden vergingen. Die Nacht war eingebrochen und die Stille wurde nur zuweilen durch das ferne Heulen der Dorfhunde unterbrochen. Da die Entfernung zum Dorf nicht groß war und der Mollah uns so bestimmt versprochen hatte, die Lebensmittel uns sogleich zu senden, wurde unser Argwohn wieder wach und wir machten uns bereits Vorwürfe, daß wir den Schwüren der Tartaren ein so thörichtes Vertrauen geschenkt und sie entlassen hatten, ohne den Mollah und den Warschauer als Geiseln zurückzubehalten.

Wir ergriffen unsere Gewehre und stellten uns auf die Lauer. Unsere Besorgniß war nicht unbegründet. Bald hörten wir in der Dunkelheit Pferdewiehern und ferne Stimmen. Unsere Cameraden, die noch am besten auf den Beinen waren, schlichen sich als Späher über die Buschgegend hinaus und kamen mit der Schreckensbotschaft zurück, daß sie deutlich russische Stimmen gehört. Inzwischen verhallte das Pferdegetrabe und Alles um uns her war wieder stille wie ein Grab. Sogar die wachsamen Dorfhunde schienen in Schlaf versunken.

Noch ehe der Morgen graute, kam einer der Tartaren, den wir Tags zuvor im Walde getroffen mit drei Andern, die wir noch nicht gesehen. Sie brachten uns eine große Schüssel mit Reis und ein gebratenes halbes Lamm, auch Brod und Früchte.

Unsere Gegenwart, sagte er, sei von einem Armenier des Ortes den Russen verrathen worden. Der Kosakenhauptmann habe den Mollah zu sich gerufen und ihm gedroht, aber nichts von ihm erfahren. Da die Kosaken unsern Versteck nicht genau gewußt, habe einer der Tartaren sie auf falschen Weg geführt, um sie von unserer Spur abzuleiten. Da man uns schon als Glaubensgenossen betrachtet, werde uns kein Tartar verrathen, wenn nicht jener Mann, der in Warschau gewesen und als Säufer und ausschweifender Mensch unter der Ortsbevölkerung ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung sei.

Als unser heftige Hunger befriedigt war, erwachte wieder neuer Lebensmuth. Wir beschlossen sogleich unsern Marsch fortzusetzen. Die Tartaren riethen uns, nicht über den Arpatschai zu gehen, der von den russischen Grenzposten allzusorgfältig bewacht sei, sondern mehr nördlich über die Gebirge von Achalziche zu wandern, wo es uns weit leichter gelingen werde, das türkische Gebiet zu erreichen. Wir nahmen dankbar Abschied von den Leuten. Aber kaum war der erste Morgenstrahl aufgegangen, als wir das ferne Hurrah der Kosaken hörten, die von vielen tartarischen Reitern begleitet uns den Weg nach dem Thale abschnitten. Wir zogen uns in Gebüsche zurück und feuerten auf die nächste Reitertruppe, die in das Dickicht einzubrechen versuchte, eine volle Salve. Zwei Kosaken und ein Tartar stürzten und die übrigen ergriffen feige die Flucht. Wir zogen uns wieder nach den obersten Höhen zurück, von denen wir herabgekommen waren, ohne uns nur Zeit zu lassen, die Gefallenen zu untersuchen. Bald aber sahen wir einen einzelnen Reiter mit einem grünen Zweige uns winkend gegen uns herankommen. Wir erkannten einen von den Tartaren, welche uns Lebensmittel gebracht. Er sagte, der Mollah sei wieder an der frühern Stelle des Waldes und wolle mit uns sprechen. Von den Kosaken sei

jetzt gar nichts zu fürchten. Sie hielten uns für doppelt so zahlreich als wir wären, seien nach ihrem Posten zurückgekehrt und hätten nach Gumri um Verstärkung geschickt, die aber gewiß nicht vor dem Abend anlangen werde.

Als wir Mißtrauen zeigten, erbot sich der Mann als Geisel bei uns zu bleiben. Ich ging mit drei meiner Cameraden nach der bezeichneten Stelle hinab. Die übrigen blieben oben zurück und hielten den Tartaren einstweilen in Gewahrsam. Der Mollah war wirklich zur Stelle gekommen mit zwei der Leute, die ihn am Abend zuvor nach dem Walde begleitet hatten. Wir hörten zu unserm Erstaunen, daß der tartarische Reiter, den wir vom Pferde geschossen, derselbe alte Soldat des Fürsten von Warschau war, der uns polnisch angeredet. Wir hielten das für ein Gericht Gottes. Denn der Mann hatte trotz seinem Schwur unser Versteck den Russen verrathen, die von unserer Nähe bereits Kenntniß gehabt. Die übrigen männlichen Ortsbewohner waren nur gezwungen aufgesessen und den Russen gefolgt, hatten aber bei den ersten Schüssen recht gerne mit den Kosaken die Flucht ergriffen. Nur die List des Mollah, der den Kosakenhauptmann beredet, seine Mannschaft in zwei Haufen zu theilen, deren einer auf eine falsche Fährte geleitet wurde, hatte uns gerettet. Unser Vertrauen auf den alten Priester hatte uns nicht getäuscht. Er erinnerte uns an unser Versprechen, auf türkischem Boden Mahomedaner zu werden, gab uns gleichfalls den Rath, den Weg über die Berge von Achalziche zu nehmen, und entließ uns mit seinem Segen, nachdem er uns noch die genaueste Auskunft über den Weg und guten Rath über unser Verhalten gegeben, wenn wir den Leuten des Pascha von Kars in die Hände fallen sollten, welcher russisch gesinnt sei und vielleicht aus Furcht oder aus Gewinnsucht uns den Russen wieder ausliefern könnte. Wir eilten zu den Unsrigen zurück, erzählten was wir von dem Alten ge-

hört, entließen den Tartaren und wanderten den ganzen Tag über die rauhen Berggipfel. Am folgenden Morgen gelang es uns eine wilde Ziege auf dem Anstand zu schießen. Da es auf diesen kahlen Höhen auch nicht das kleinste Stückchen Holz gab, mußten wir das Fleisch ganz roh genießen.

Nachdem wir einige Stunden gerastet, wanderten wir immer der bezeichneten Himmelsrichtung folgend weiter. Es war empfindlich kalt, der Schnee fiel in dichten Flocken und ein schneidender Luftzug wehte uns denselben ins Gesicht. Gegen Abend erblickten wir ein kleines Feuer, dessen Licht wir folgten und zu einigen Hütten von armen russischen Grenzansiedlern kamen. Kosaken schienen hier nicht in der Nähe zu sein. Man konnte die waldlosen Berge auf eine weite Strecke überschauen. Die Ansiedler waren Duchoborzen aus der Moloschna, die man ihres ketzerischen Glaubens wegen zur Auswanderung aus Rußland nach diesen rauhen fernen Grenzgebirgen jenseits des Kaukasus gezwungen hatte. Es schienen ehrliche und gutmüthige Leute, die ihre Küche mit getrocknetem Kuhmist heizten und uns gaben was sie hatten. Sie erzählten uns weinend von den Bedrückungen und Mißhandlungen, die sie von den Russen vor ihrem Aufbruch nach den Kaukasusländern zu erdulden hatten und wie man sie ihrer Habe beraubt und aus ihren fruchtbaren Wohnsitzen hinausgestoßen habe. Die Mehrzahl von ihnen war den Strapatzen der Reise und den Entbehrungen nach der ersten Ansiedelung erlegen. Ihre verschiedenen Ortschaften waren im Gebirge umher zerstreut. Auch deutsche Colonisten, sagten sie, wohnten in der Nähe, aber sie warnten uns vor ihnen, und wir beschlossen in der folgenden Nacht, wo wir die Grenze überschreiten sollten, das deutsche Dorf zu umgehen. Wir gaben den armen Duchoborzen, die uns mit Speise und Trank erquickt hatten, den Rest unserer Kopeken, da wir wohl wußten, daß uns

bei den Türken russische Münzen nichts mehr nützen würden. Die guten Leute füllten uns noch unsre Feldflaschen mit Wodka und nahmen mit den besten Wünschen Abschied von uns.

Am folgenden Tage waren die Berghöhen von einem dichten Nebel bedeckt. Man konnte keine zehn Schritte vor sich sehen und bei der Steilheit der Felswände war das Herabsteigen über Abhänge und Schluchten, durch die das Regenwasser hinabrauschte, sehr gefährlich. Dafür glaubten wir den Vortheil zu haben, die Grenze, die auf dieser Seite kein bestimmtes Gewässer, sondern die Bergkette selber bildet, überschreiten zu können, ohne von den russischen Grenzposten beobachtet zu werden. Nicht nur der Pest und des Schmuggels wegen, sondern mehr noch um die Desertionen der Soldaten und die Flucht der Eingebornen nach der Türkei hinüber zu hindern, war die Grenzlinie in letzter Zeit bedeutend verstärkt worden. Man hatte uns gesagt, daß wir auf dem jenseitigen Abhang des Gebirges nichts mehr zu fürchten hätten, da keine Kosakenposten über die Höhen hinüberreichen und das türkische Gebiet bereits jenseits der Berge beginne. Wir gaben uns schon der ausgelassensten Freude hin, daß wir den Boden Rußlands und mit ihm unsern Kerker im Rücken hätten und keine Gefahr mehr fürchten dürften.

Wie groß war aber unser Schrecken, als tief im Thale unten der Nebel fiel und wir in ganz geringer Entfernung vor uns einen letzten Kosakenposten bemerkten. Es war zu spät uns zurückzuziehen. Wir marschirten in Reihe und Glied auf und gingen in regelmäßigem Paradeschritt vorwärts. Die List gelang. Die Kosakenschildwache hielt uns für ein russisches Streifpiquet. Wir umringten das Haus, nahmen sieben halb betrunkene Kosaken sammt der Schildwache gefangen und erfuhren von ihnen, daß wir im Nebel den Weg nach der Grenze verfehlt. Der Posten war 30 Mann stark, aber an demselben Tage waren

22 Mann unter dem Commando eines Unteroffiziers nach einem andern Grenzposten aufgebrochen, um zu patrouilliren. Aus Gumri war die Anzeige von unserer Flucht gekommen mit der Meldung, daß eine Abtheilung Infanterie die Kosakenmannschaft der Grenzposten verstärken solle. Die Wache hatte uns nun für eine dieser erwarteten Abtheilungen aus der russischen Festung gehalten. Wir durften mit dem Ausgang unsers Abenteuers zufrieden sein. Der Küchenvorrath der Kosaken erquickte uns und der Rest wurde in unsere Tornister verpackt. Wir nahmen ihnen auch die Pferde ab und banden ihnen zuletzt auf ihren eignen Wunsch Hände und Füße. Denn da sie inzwischen nüchtern geworden, erschraken sie vor der Verantwortlichkeit, da sie so ohne Widerstand uns hatten einziehen lassen. Sie fürchteten sich vor der strengen Strafe und beredeten sich wie sie den Fall am besten rechtfertigen konnten. Der dicke Morgennebel kam ihnen wohl zur Entschuldigung zu statten, auch unsere überlegene Zahl und die Ankündigung eines russischen Infanteriepiquets aus Gumri. Aber Prügel wird es für die Armen dennoch genug gesetzt haben. Wir verschlossen auf ihre Bitte das Postenthor und eilten sammt der Beute den Bergen zu, die wir nach Mittag überstiegen und wo wir endlich ohne weiteres Abenteuer die gehoffte Zufluchtsstätte zu finden glaubten.

Bei dem ersten türkischen Grenzposten machten wir halt, erzählten unser Schicksal und sprachen unsern Wunsch aus, nach Konstantinopel geschafft zu werden. Wir mußten unsere Waffen abliefern und unsere Ankunft wurde noch an demselben Tage dem Pascha von Kars gemeldet. Der Häuptling dieses türkischen Grenzpostens war der Sohn eines lasischen Dere-Bey's, welcher uns gleich anfangs überreden wollte, in das Gebirge weiter zu fliehen und dort den Schutz eines andern lasischen Thalfürsten anzurufen, welcher vom trebisonder Pascha abhängig sei. Wir

trauten aber seinen Worten nicht und verlangten nach Kars geführt zu werden. Inzwischen vernahmen wir, daß der russische Festungscommandant in Gumri an den Pascha von Kars einen drohenden Brief geschrieben habe, worin er unsere Auslieferung verlangte. Vier Tage vergingen in ängstlicher Erwartung unseres Schicksals. Zwischen Kars und Gumri gingen die reitenden Boten ab und zu. Endlich wurde uns eröffnet, daß wir uns beeilen müßten Moslims zu werden, wenn wir der Auslieferung entgehen wollten. Der lasische Thalherr wiederholte sein Anerbieten, uns zur Flucht nach den lasischen Bergen zu verhelfen. Wir nahmen jetzt den Vorschlag an und wurden bei Nacht im Geleite einer bewaffneten Karawane von Bergbewohnern nach dem Innern gebracht.

Schon am ersten Tage hatte man die Hälfte meiner Cameraden von uns getrennt. Am zweiten Tage verschwanden wieder vier, obwohl wir die Lasen durch Bitten und Versprechungen zu bewegen suchten, uns beisammen zu lassen. Man erwiederte, daß unsere eigene Sicherheit die Trennung fordere. Als ich am dritten Morgen nach unserer Flucht vom türkischen Grenzort erwachte, waren auch meine beiden letzten Landsleute und Cameraden verschwunden. Bisher hatte ich alle Leiden, alles Ungemach, alle Entbehrungen standhaft ertragen und in ruhiger Ergebung mich in mein Schicksal gefügt, den Gefahren muthig die Stirne geboten. Jetzt entsank mir aller Muth und ich brach in lautes Weinen aus und verfluchte mein Schicksal.

Gar bald war mir meine Lage klar geworden. Der schändliche Thalherr hatte uns an Sclavenhändler verkauft. Man vertheilte uns im Lande. Mich brachte man in ein Thal der Landschaft Adschara. Dort sollte ich als Sclave arbeiten bei einem ziemlich harten Herrn, dessen Leibeigner kurz zuvor gestorben war. Schmerz und Verzweiflung, die sich zu den ausgestandenen Lei-

den und zur Ungesundheit der Gegend gesellten, zogen mir eine bösartige Krankheit zu. Fieberschauer schüttelte meinen Körper, meine Kräfte schwanden, und wenn ich auch von Zeit zu Zeit mich wieder erholte und die mir angewiesenen Arbeiten nothdürftig verrichten konnte, so war doch vorauszusehen, daß ich dieses Leben nicht lange mehr treiben könne. Mein Herr, Ali Beg, schien zu fürchten, daß er die erlegte Kaufsumme bald verlieren werde. Dies bewog ihn, meinen Bitten mich an einen türkischen Händler wieder zu verkaufen endlich nachzugeben. Ali Beg hatte ein schönes junges Weib, die mit meinem Elend Mitgefühl zu haben schien und meine Bitte unterstützte. Nachdem ich das Sclavenleben in den öden Bergen Abschara's ein halbes Jahr gekostet, wurde ich nach Riseh verhandelt und von dort zu Wasser nach Trebisond geschickt. Ich hatte den Abscharan glauben zu machen gewußt, daß ich einen Bruder in Trebisond habe, der unter dem Schutze des französischen Consuls stehe und ein Lösegeld für mich zahlen werde. Diese Erfindung hatte Ali Begs Geiz beruhigt. In Trebisond wäre ich beinahe durch Verwechselung wieder ins Unglück gestürzt, indem mich der Sclavenhändler, ich weiß nicht ob geflissentlich oder irrigerweise, in das Haus des russischen Consuls brachte. Doch gelang es mir zu entwischen und bei dem französischen Viceconsul, der damals ein gar lieber, menschenfreundlicher alter Herr war, eine Zufluchtsstätte zu finden. Derselbe nahm mich unter den Schutz Frankreichs und beförderte mich nach Konstantinopel, wo ich in Galata wieder in meinem Berufe arbeitete, eine Griechin heirathete und mit ihr zwei Kinder zeugte. Mein Weib und meine Kleinen werden sich freuen, wenn ich ihnen einmal aus Persien nebst dem Gelde, das ich in Ihrem Dienst zu ersparen hoffe, noch recht schöne Sachen mitbringe. Mit meiner Glaserprofession konnte ich nichts erübrigen. Mein Schicksal hat sich aber leidlich gebessert. Graf

Zamoyski hat mir öfters kleine Beträge von den Unterstützungsgeldern zukommen lassen, welche unser alter guter Fürst Czartoryski für die polnischen Flüchtlinge aus dem Kaukasus angewiesen hat. Da aber deren Zahl in Konstantinopel sich beträchtlich mehrte, so kam von den Geldern nur sehr wenig auf den Mann. Seltsam genug ist es, daß ich von den vierzehn Cameraden, welche mit mir aus dem Lager Manglis geflohen, keinen mehr gesehen habe. Sie mögen daraus entnehmen, wie viele Polen, die aus den russischen Casernen geflüchtet, in den Bergen der Grenzländer zerstreut als Sclaven leben mögen oder dort ihrem harten Schicksal erlegen sind. Ich meinerseits würde gerne mit meiner Lage zufrieden sein, ja mir jeden Bissen vom Mund absparen, wenn ich nur einem meiner damaligen Unglücksgefährten zur Freiheit verhelfen oder wenigstens erfahren könnte, was aus ihnen geworden."

So beiläufig lautete die Geschichte des Polen Johann Saremba, die er mir in ziemlich schlechtem Italienisch, aber mit dem Accente der reinsten Wahrheit erzählte. Ich fand sie interessant genug, um sowohl die Hauptzüge als manche für die transkaukasische Grenzbevölkerung charakteristische Einzelheiten in meinem Tagebuch aufzuzeichnen. Ueber dem Gesichte des Polen lagerten wieder recht trübe Schatten, als er beim Schluß seiner Erzählung auf das traurige Schicksal seiner im Orient zerstreuten Landsleute zu reden kam und auf seinen treuherzigen Schnurrbart fielen feuchte Seufzer, als er mir nochmals den Tschibuk stopfend und das letzte Täßchen reichend im wehmüthigsten Tone gute Nacht wünschte.

V.

Von Gumysch-haneh nach Erzerum. Geologische Verhältnisse. Genis-kaleh. Baiburt. Ein türkischer Führer. Dorf Massat. Der Hoschabunar. Ankunft in Erzerum.

Wir brachen am 29. Mai in früher Morgenstunde von Gumysch-Haneh auf und erreichten nach dritthalbstündigem Ritt die kleine türkische Ortschaft Deköi, in deren Umgegend nahe der Karawanenstraße sehr merkwürdige Mineralquellen entspringen. Aus flachem Grunde sprudelnd bauen diese Quellen gewölbte domartige Felsen auf von beiläufig 20 Fuß-Höhe und 10 Fuß im Durchmesser, aus halbzolldicken Schichten von kohlensaurem Kalk bestehend, welche überaus regelmäßig auf einander lagern. Die Farbe dieses Quellenkalks ist schmutzgelb ins Graue spielend, an manchen Stellen mit einem Anflug von Rostgelb oder Roth, welches den Eisengehalt des Wassers andeutet. Die kalten Quellen sprudeln aus Granit und führen auf demselben diese wunderlichen durchaus symmetrischen Kuppeln aus ihrem Tuffniederschlage auf.

In geringer Entfernung südlich von Gumysch-Haneh beobachtete ich den Granit in sehr mächtiger Entwicklung. Er bildet hohe, steile, kahle, röthliche Felsen, welche der Verwitterung stark widerstehen und nur höchst spärliche Vegetation tragen.

Quarz und Glimmer ist in seinen Bestandtheilen verhältnißmäßig sehr spärlich vorhanden. Zuweilen ist dieser Granit durch Porphyr unterbrochen, welcher wahrscheinlich jüngern Ursprungs ist und den Granit zu durchsetzen scheint. Der zersetzenden elementarischen Einwirkung widersteht der Porphyr in geringerm Grade als der Granit. Die Verwitterung seiner Oberfläche ist weiter fortgeschritten und der Vegetation günstiger. Wirklich reich und üppig ist die Vegetation nur auf dem Alluvialboden am Ufer des Flüßchens Gumysch-Haneh-su, wo schöne Obst- und Gemüsegärten stehen. Jene Naturherrlichkeit, welche das kolchische Bergland charakterisirt — das frische Grün, die reiche Pflanzenwelt, der edle Waldcharakter mit den verschlungenen Reben, den wilden Früchten, den Schlingpflanzen und Schmarotzergewächsen — hatte bereits zwischen Artasö und Gumysch-Haneh sein Ende erreicht. Die dürftigere Flora, die rauhere Luft, die immer seltner werdenden Wälder, der kleinere Baumwuchs — alles deutete bereits den Uebergang zu dem alpinen Naturcharakter Armeniens an.

Fünf Stunden südlich von Gumysch-Haneh ragt zur Linken des Weges ein gewaltiger Steinberg empor, dessen zackigen Gipfel die ziemlich umfangreichen Ruinen eines alten Burgschlosses von höchst malerischen Formen krönen. Meine türkischen Reisegefährten nannten das Schloß Genis-kaleh und schrieben seine Gründung den Genuesern zu. Nie habe ich in irgend einer Gegend Deutschlands, selbst nicht in den Alpen, eine Burgruine in kühnerer Lage gesehen. Auch die Felsscenerie der nach dem Flüßchen gekehrten Seite des Steinberges findet an Schroffheit und Wildheit der Massen nicht leicht ihres Gleichen. Von allen Felsnestern, welche wie Adlerhorste auf schwindelnder Höhe thronen, könnte ich nur die afrikanische Stadt Constantine von der Seite des Rummelsturzes gesehen mit

diesem „Genueser Schloß" Vorderasiens vergleichen. Fürchterliche Felszacken und Nadeln, ungeheuere Steinklumpen von den wildesten Formen starren von der Riesenwand überhängend auf die Karawanenstraße herab und scheinen sie mit einem Sturze zu bedrohen. Die Basis dieses merkwürdig steilen Felsen bildet ein Porphyr, welcher hier den Kalk und Thonschiefer bei seiner Erhebung zersprengt, die Trümmer mit sich emporgerissen und die ungeheueren Klumpen über einander aufthürmend dieses seltsame Felsenchaos geschaffen hat. Nie in meinem Leben ist mir eine Stelle vorgekommen, welche die Hebung und Aufrichtung geschichteter Gebirgsmassen durch plutonisches Gestein so deutlich nachweist. Der Ruck und die Zerstörung bei dem Zersprengen des älteren Gesteines waren so mächtig, daß bei dem Kalk und Schiefer, welche mit dem Porphyr in unmittelbarer Berührung stehen fast jede Spur von Schichtung verschwunden ist. Die wenigen erhaltenen Schieferschichten stehen völlig auf dem Kopf. Verfolgt man den Weg eine Strecke weiter, so sieht man den Porphyr verschwinden und den Schiefer alsobald wieder in Schichten von sehr regelmäßiger Absonderung, welche schwach von Nordost nach Südwest sich neigen oder zu Tage treten.

Wir überschritten an diesem Tage abermals einen Gebirgsgraht von alpiner Höhe. Die Physiognomie der niedern Vegetation deutete an, daß wir auf der Höhe dieses Grahtes, bereits oberhalb der Waldregion standen. Ein sehr regelmäßig geschichteter Kalk, welcher an Form und Farbe unsern norddeutschen Kreidebildungen ziemlich nahe kommt, trat oben zu Tage. Ich ließ hier einige Stunden halt machen in der Hoffnung eine Spur von Versteinerungen zu finden, war aber nicht glücklich. Ich bemerkte ziemlich viele Vögel, Schwärme von wilden Tauben, Emmerlingen, Singvögeln und Finken, welche auf der Reise waren, und in diesen kühlen Höhen den „Kef" feierten. Nur

der Kukuk, dessen klagende Stimme einsam aus den Felsschluchten hervorklang, mag wohl ein bleibender Bewohner dieses Berglandes sein, der wohl die Gegend wechselt nicht aber das Land verläßt. Unser Nachtquartier an diesem Tag war das türkische Dörfchen Balahor.

Am folgenden Tage erreichten wir die Stadt Baiburt, am Ufer eines Armes des Tschoroky gelegen, welcher in dieser Jahreszeit wasserreich und reißend ist. Es ist eine armselige größtentheils von Türken bewohnte Stadt. Die Zahl der armenischen Familien wurde mir auf nahe an hundert angegeben. Früher stand die Bevölkerung im Rufe des Fanatismus und des grimmigen Hasses gegen alle Europäer. Jetzt haben Armuth, Elend, Nizam-Aushebungen und besonders der Besuch der Russen im Jahr 1828 den Trotz der Bewohner gebrochen, sie zahm und demüthig gemacht. Mein polnischer Diener fragte einen weißbärtigen Türken, in dessen harten gefurchten Zügen noch ein Rest der alten Gesinnung deutlich geschrieben stand, nicht ohne spöttische Betonung: ob der „Moskof" wirklich bis hieher gekommen sei? „Geldi!" (gekommen) antwortete der alte Türke lakonisch kurz, aber in einem merklich melancholischen Ton. Bekanntlich haben die Türken von Baiburt gegen Paskewitsch einen letzten Widerstand versucht, aber mit all' ihrem Fanatismus, ihrem Frankenhasse gegen die russische Kriegskunst schmählich den Kürzern gezogen.

In Baiburt hat man bereits einen Vorgeschmack von jenen öden, heruntergekommenen, halbverfallnen und fast ausgestorbenen Städten, welche von hier durch die ganze asiatische Türkei bis an die persische Grenze in einer Reihenfolge steigenden Elends fortdauern. Nur Erzerum macht hiervon eine Ausnahme, obwohl auch diese Hauptstadt des türkischen Armenien schwer gelitten hat. Als vermittelnder Stapelplatz des persischen Han-

dels mit Europa, als Vereinigungspunkt der Karawanen wird Erzerum nicht in den gleichen Verfall gerathen wie die kleineren Zwischenstädte, an welchen die Karawanen nur flüchtig vorüber ziehen. In der nächsten Umgebung der Stadt Baiburt sieht man an den Ufern des Tschorokh Gärten mit ziemlich schönen Fruchtbäumen. An uncultivirten Stellen auch Weiden, Berberizastauden und wilde Rosenbüsche. Die Berge der Gegend bestehen aus kahlen Kalkfelsen. Auf ihren Gipfeln lagen zu Ende des Maimonats noch bedeutende Schneemassen.

Nach kurzer Rast setzten wir unsere Reise fort. Zwei Stunden südöstlich von Baiburt entspringen dicht an der Landstraße sehr reichliche Mineralquellen aus Thonschiefer. Ihr kalkiger Niederschlag richtet auch hier Tuffschichten bis zu bedeutender Höhe und Ausdehnung auf. Doch haben diese Quellbildungen nicht die reguläre conische oder gewölbte Form wie bei den Tuffformationen der verschiedenen Mineralquellen im Nordwesten. An diesem Tage begegnete uns ein Abenteuer, das eine tragische Gestalt nehmen zu wollen schien und einen ziemlich komischen Ausgang hatte. Südöstlich von Baiburt findet man in der Nähe des gewöhnlichen Karawanenweges keine Ortschaft für das Nachtquartier. Unsere türkischen Reisegefährten waren in Baiburt zurückgeblieben. Der neue Pferdeführer war ein Mensch von höchst abschreckender bösartiger Physiognomie. Er behauptete zwar daß er ein Türke sei, aber das lange, verzerrte Gesicht, die große krumme Nase, die buschigen Brauen, der wetterbraune Teint, der wulstige Turban und der lumpige Anzug hatten mehr etwas Kurdisches oder Jesidisches. Dazu sprach der Kerl ein Türkisch, von dem ich nichts und mein Diener, der doch in der Stambulsprache gut bewandert war, wenig verstand. Er war auch gar kein Freund von vielen Worten und quäckte, wenn ich hie und da eine Frage über die Landesverhältnisse an ihn rich-

tete seine Antwort in einem unarticulirten schnarchenden Kehltone heraus, welcher wie eine Mißgeburt von Nachtkauz und Schakal klang. Dabei verzerrte sich sein häßliches Gesicht so widerlich, seine Augen grinsten, sein Gebiß fletschte so hyänenartig, daß ich unwillkürlich an den fürchterlichen Bob von Texas erinnert wurde, welchen uns Master Charles Seasfield in seinem Cajütenbuch so plastisch gezeichnet hat.

Als der Kerl die gewöhnliche Straße verlassend nach der Berghöhe hinaufritt, glaubte ich erst an die Nähe eines Dorfes, faßte mich in Geduld und ritt schweigend, aber in übelm Humor hinter dem unheimlichen Führer her. Der Pole folgte den Packpferden, und der argwöhnische Blick, welchen er bald auf den häßlichen Gesellen bald nach den wilden Höhen vor uns warf, sagte mir hinreichend, daß auch in ihm allerlei böse Ahndungen dämmerten. Es mag hier die Bemerkung stehen, daß selbst ein sehr harmloser und vertrauensvoller Charakter sich auf orientalischen Reisen, besonders in mehr oder minder gefährlichen Gegenden wie ich sie seit drei Jahren durchzogen hatte, verändert, seine Gutmüthigkeit verliert, allmählig wohl gar in das Gegentheil umschlägt. Durch die Gewohnheit beständig mit Schurken zu verkehren, welche vom Häuptling bis zum Roßhirten herab in der Regel an nichts denken als jeden europäischen Reisenden zu übervortheilen, ihn mit List oder Gewalt zu plündern, gewöhnt man sich auch an beständige Wachsamkeit und Vorsicht, welche sich in gefährlichen Gegenden wohl zum äußersten Argwohn steigert. Menschenkenntniß und Erfahrung reichen nicht immer aus. Die unselige Gewohnheit, von Menschen und Dingen immer die Nachtseite zuerst zu erspähen, erzeugen oft finstere Besorgnisse wo sie nicht am Platze sind.

Die Gegend, durch welche wir ritten, wurde immer wilder und wegloser, ein Buschwald, verschiedene Gebirgsbäche waren

passirt. Die kahlen Höhen vor uns, die Aussicht auf eine unwirthliche Bergwüste steigerten meine Angst. Die Abendschatten lagerten sich bereits über die düstere Gegend, der graue Wolkenhimmel drohte mit Regen. Ich hatte den Türken schon ein paarmal gefragt: ob dieß auch wirklich der rechte Weg nach dem Nachtquartier. Er hatte es immer bejaht, aber seine buschigen Brauen dabei so unheimlich zusammengezogen, die Lippen bei jeder Antwort so höhnisch gezuckt, daß mein Argwohn höher stieg. „Aber wo liegt denn Dein verdammtes Nest?" fuhr ich ihn an. „Dort!" erwiederte der Türke kurz, indem er nachlässig die Hand aufhebend nach einer Schlucht deutete, welche sich hoch über uns in die Berge einsenkte und aus der uns nichts als wilde Felsen und einiges Gestrüppe recht geisterhaft entgegengrinsten. „Aber wie weit ist es?" fragte ich mit steigender Ungeduld. „Du wirst früh genug dort sein um auszuschlafen." „Aber warum verließest Du die Straße. Hier ist keine Spur von einem Weg?" „Kein anderes Dorf hier — willst Du auf der kalten Erde schlafen — auch gut" war die Antwort mit dem gewöhnlichen unerschütterlichen Phlegma und höhnischer Betonung.

Abermals wurde eine lange bange Stunde weiter geritten. Die Dunkelheit brach ein, finstere Nebelgespenster lagerten sich um das ganze Thal, der Regen fiel bereits ziemlich empfindlich, und noch war weder Dorf noch Licht noch eine Spur von Menschen zu sehen. „Der Kerl will uns in einen Hinterhalt locken, in eine Mörderhöhle führen. Schau nur sein Satangesicht! Wie's lacht voll höllischer Bosheit. Gewiß er hat's auf unsere Kehle abgesehen. Er kann kein Osmanli sein. Hast Du je einen Türken gesehen mit so scheußlicher Fratze und solchen Lumpen und so kauderwälscher Sprache? Der Kerl ist ein Kurde oder Jeside oder irgend ein anderes Teufelskind!" Solche Betrachtun-

gen murmelte ich bald für mich, bald rief ich sie dem Polen zu, von dem ich wieder Reden in gleichem Sinne hörte. Beide bestürmten wir den Führer mit Vorwürfen und als er in türkischer Verstocktheit schwieg, warfen wir ihm alle Schimpfwörter des türkischen Lexikons an den Kopf. All' das brachte ihn aber nicht einen Augenblick aus seiner Ruhe heraus. Immer in gleichem Schritt ging's vorwärts über Stock und Stein in die finstere Nacht hinein. Mein Argwohn erreichte den höchsten Grad. Ich zog eine Pistole und sie drohend vor das Gesicht haltend wurde erklärt: man werde ihn wie einen Hund niederschießen, sobald sich erweisen würde, daß er ein verrätherischer Spitzbube sei. Inzwischen war's rabenschwarze Nacht geworden, der riselnde Regen hatte unsere Kleider durchnäßt. Wir spürten den kalten Schauer bis auf die Haut, waren bei gänzlicher Unkenntniß der Gegend völlig in der Gewalt des verdächtigen Menschen und erwarteten jeden Augenblick unter eine Bande von kurdischen Räubern oder Lasen geliefert zu werden.

Als wir so bedächtigen Schrittes um eine Steinmasse bogen, sagte der Türke plötzlich ganz ruhig: hier ist das Dorf! So war es auch. Ein Lichtstrahl traf unser gespanntes Auge und bei dem Schein eines Feuerbrandes erblickten wir bärtige Männer in armenischer Kleidung. Wir waren im Dorfe Massat angekommen, in welchem einige Jahre früher Hamilton übernachtet hatte. Von den Bewohnern wurden wir ziemlich freundlich aufgenommen und wie gewöhnlich in den Kuhstall einlogirt. Als wir dort behaglich am Feuer hingestreckt saßen unsere nassen Kleider, unsere kalten Glieder wärmend und den ganz erträglichen Pilav verzehrten, fragte mich der häßliche Pferdeführer mit triumphirendem Lachen: hast Du jetzt noch Lust mich todtzuschießen? Meine Angst war einiger Scham und Reue gewichen. Am Ende war es nicht die Schuld des Kerls, daß in der Nähe der

Straße kein Dorf zum Nachtquartier lag, daß die Dunkelheit uns überfallen, daß der Regen uns eingeweicht, noch weniger konnte man ihn für seine Galgenphysiognomie verantwortlich machen. Ich fühlte das Unrecht das ich gethan. Eine doppelte Portion des klingenden Bakschisch mußte es sühnen und zwischen uns Frieden und Versöhnung stiften.

Tags darauf brachen wir in früher Morgenstunde auf und zogen nach der Paßhöhe des Hoschabunar-Dagh hinauf, welcher auf der Südseite gegen Erzerum den Namen Kop-Dagh führt. Es ist einer der höchsten Gebirgskämme Armeniens. Den Hauptgipfel bildet zur Rechten des Weges eine mächtige trachytische Pyramide, welche den besondern Namen Ak-Dagh führt und wohl die höchste Spitze sämmtlicher Gebirgsketten ist, welche die Hochebene von Erzerum umsäumen. Hamilton schätzt hier die Wasserscheide auf 10,000 Fuß, was sicherlich übertrieben ist. Kinneir, dessen Auge noch weit ungeübter ist Berghöhen zu schätzen, nennt den Kop-Dagh den höchsten Berg von ganz Armenien, selbst höher als den Ararat, eine Bemerkung welche für jeden Beobachter, der beide Berge gesehen, geradezu lächerlich klingt. Während der Ararat ungeheuere ewige Schneelasten trägt, ist auf dem Kop-Dagh zu Anfang des Augustmonats gewöhnlich aller Schnee geschmolzen und bleibt selbst auf dem Ak-Dagh nur in den Schluchten, Furchen und Schlünden dieses Trachytkegels zurück. Vergleiche ich den Gipfel des Kop-Dagh und Ak-Dagh mit dem des Sichtschik und Giaur-Dagh, welche ich später mittelst des Siedepunkts gemessen, so schätze ich sie höchstens auf 10,500 Fuß nach dem Augenmaß. Der Bingöl-Dagh, der jenseits der südlichen Kette des Gebirges von Erzerum gelegen und von welchem der Araxes entspringt, erscheint dem Auge noch um ein beträchtliches höher.

Auf der Kammhöhe des Hoschabunar waren bedeutende Schneemassen im Schmelzen begriffen. Der Weg war an vielen Stellen schwierig, unleidlich, gefährlich. Die Pferde sanken oft bis an den Bauch in Koth und Schnee. Dabei regnete es beständig und nur wenige Minuten lang gönnte uns auf der äußersten Kammhöhe ein flüchtiger Sonnenblick die Aussicht auf die weite Hochebene des Frat-su, an deren südöstlichem Hintergrund ein dunkler Streifen die Häusermasse der Stadt Erzerum andeutete. Bei reinem Horizont mag von hier die Aussicht wirklich großartig sein, obwohl sie von meinem englischen Vorgänger wohl übertrieben geschildert wird. Während des Zuges über diesen Gebirgskamm stürzte ich mit meinem Pferd einen Abhang von fast 100 Fuß Höhe hinab. Es war nicht die Schuld des armen Thieres, dessen fester Fuß mich bisher sicher getragen. Aber an einer ganz schmalen Stelle dicht am Rande eines tiefen Abhangs brach die erweichte Erde unter seinen Füßen ein. Wir stürzten auf die rechte Seite kopfüber und überschlugen uns im Rade fünf- oder sechsmal, bis ich endlich aus den Steigbügeln kam. Das Pferd rollte noch einige Klafter tiefer und blieb wie ich einige Minuten in Betäubung liegen. Endlich raffte sich das arme Thier auf und schaute seinen gefallenen Reiter furchtsam und verwundert an. Wir bluteten beide stark, doch waren unsere Glieder unversehrt geblieben, was bei der Höhe ein wahres Wunder schien und nur dem Umstand beizumessen war, daß auf diesem jähen Abhang kein nackter Fels hervortrat, daß der durch Schnee und Regen erweichte Boden die Gewalt des Sturzes milderte. Geladne Pistolen im Gürtel und ein Doppelgewehr über den Rücken hatten die Gefahr vermehrt. Ich betastete noch halb betäubt meine verstauchten Knochen, um mich zu überzeugen ob wirklich nichts gebrochen sei. Meine Leute waren einige

hundert Schritte voran geritten, hörten aber das Gepolter des Sturzes und kamen mir zu Hülfe.

Ich hoffte noch an diesem Tag die Stadt Erzerum zu erreichen. Ein heftiges Gewitter zwang mich Nachmittags in Salasö einzukehren. Dieses Dorf ist von Türken bewohnt, welche sich im ersten Augenblick so ungastfreundlich zeigten, daß ich gerne meine Reise fortgesetzt hätte, wäre nicht gerade ein Platzregen in dicken Strömen gefallen. Das Vorzeigen meines Fermans hatte Anfangs gar keine Wirkung. Die Türken hießen mich weiter gehen. Endlich erlangten wir durch Bitten und Drohworte, daß uns ein Haus geöffnet wurde. Der Kuhstall war wie gewöhnlich unser Nachtquartier. Bei näherer Bekanntschaft wurden unsere Türken freundlicher, verplauderten den Abend mit dem Polen am Feuer, zogen mich als Hekhim zu Rath und weigerten sich sogar für Pilav, Jauert und Pferdefutter irgend eine Vergütung anzunehmen. In der Umgebung des Dorfes wuchsen noch einzelne Weidenbäume, auf deren Aesten viele Krähennester. Ich zählte bis zwanzig Nester auf einem einzigen Baum, was nur der Seltenheit der Bäume dieser Hochebene zuzuschreiben war.

Am 1. Juni kamen wir in Erzerum an. Ein empfindlich kühler und feuchter Tag; der Regen fiel fast ohne Unterbrechung. Stadt und Umgebung machten unter diesen Umständen einen sehr trüben Eindruck. Türkische Soldaten, die wir am Stadtthor fanden, bat ich nach dem englischen Consulathause uns zu führen. Sie führten uns aber zum Wohnhaus des Oberst Williams, des englischen Commissairs, welcher von Sir Stratford Canning in außerordentlicher Mission nach Erzerum geschickt worden war, um den persisch-türkischen Grenzstreit zu regeln. Oberst Williams war für einen Engländer ziemlich freundlich und zuvorkommend und zeigte nur wenig von jenem steifen abstoßenden Wesen, welches sonst die gebildeten Engländer unter

allen Himmelsstrichen charakterisirt. Als der Irrthum aufgeklärt und einige Worte gegenseitiger Begrüßung gewechselt waren, brachte uns ein Kawasse des Obersten zum Consul Brant, der aber keinen Platz im Hause hatte mich zu logiren, gleichwohl aber für ein anständiges Quartier bei einem Griechen sorgte. Hier beschloß ich für einige Zeit mich aufzuhalten und die Hochebene in allen Richtungen zu durchstreichen. Mehrere Karawanen, welche zur Abreise nach Persien bereit waren, und deren Führer uns zur Mitreise einluden, ließ ich vorüberziehen.

VI.

Die Hochebene und die Stadt Erzerum. Merkwürdigkeiten. Das Tschifteh-Minaret. Der Bazar. Der Winter. Die Engländer. Conversationsfrüchte über den Orient. Diplomatenleben. Türkinnen. Verfall der Städte und der Sitten im türkischen Asien.

Die Hochebene von Erzerum ist trotz ihrer häufigen Durchwanderung in ihren Einzelheiten und Naturverhältnissen noch wenig bekannt. Karl Ritter hebt mit Nachdruck diese geographische Lücke unserer Kenntniß Westasiens hervor. Bei der Wichtigkeit der Weltstellung des armenischen Hochlandes auf der großen Heerstraße von Ost- und Westasien „eine durch natürliche Bollwerke ringsum geschlossene Völkerburg und doch zugleich ein unumgänglich nothwendiges Land der Passage durch die engen Gebirgspforten und wenigen Hochpässe mit dem Ursprung des größten und reichsten Stromsystems von ganz Vorderasien" — bei diesem hohen Interesse der Natur- und Völkergeschichte beklagt unser große Geograph, daß nicht jüngere Kräfte zur Ausfüllung so wesentlicher Lücken der Wissenschaft sich thätigten und daß die vielen europäischen Reisenden, welche auf ihren Fahrten nach Persien, Kurdistan, Georgien und Kolchis durch Erzerum gekommen sind, dort weder lange genug verweilt, noch sich hinreichende Mühe gegeben haben, das wichtige Alpen-

plateau Armeniens in all' seinen Einzelheiten zu studiren und zu schildern. Angeregt durch Ritters Winke und Fingerzeige stellte ich den Plan meiner Streifzüge in diesem Berglande fest, obwohl die Kenntniß desselben durch die neueren Mittheilungen von Hamilton, Brant, Koch, Ainsworth so manche Bereicherung erhalten hat.

Die Stadt Erzerum oder richtiger gesagt Arzen-er-rum d. i. die Stadt Arzen der Römer. *)

Ihr ältester einheimische Name war Garin nach der Benennung einer armenischen Provinz, in welcher sie lag. Zu Anfang des 5. Jahrhunderts erbaute dort Anatolius, einer der Generale Theodosius des Jüngern eine Festung, welche er seinem Kaiser zu Ehren „Theodosiopolis" nannte. Sie wurde die Hauptfestung Armeniens und ihr Name ging auf die Stadt über. Die christlich byzantinische Stadt behielt diesen Namen bis zum 11. Jahrhundert, wo derselbe durch die arabische Benennung verdrängt wurde. In der Mitte des 11. Jahrhunderts war sie nach dem Bericht des Cedrenus ein sehr reiches und großes Emporium, sowohl von eingebornen, als auch von vielen fremden Handelsleuten bewohnt. Sie soll über hundert Kirchen gehabt, und bei ihrer Belagerung und Zerstörung sollen nicht weniger als 140,000 Bewohner den Tod gefunden haben.

Die vollständigsten Nachrichten von dieser durch ihre Lage und Schicksale so merkwürdigen Stadt zu Anfange des gegen-

*) Im Gegensatz zu einer benachbarten Stadt Namens Arzen, welche weiter östlich ein reiches Emporium der Syro-Armenier war. Arzen-er-rum war die letzte den Byzantinern dort gehörige Stadt Armeniens. Das syro-armenische Emporium wurde im Jahre 1049 nach Chr. von den Seltschuken zerstört. Ihre Bewohner siedelten sich dann nach der römischen Stadt über, welche bis dahin nur ein Kriegsplatz gewesen war, nachher aber durch Bevölkerung und Reichthum sich hob.

wärtigen Jahrhunderts, vor ihrem Verfall durch die russische Invasion, bei dem noch zu wenig beachteten armenischen Geographen Indschidschean sind, nach Prof. Naumanns Angabe folgende: die von Anatolius erbaute und von Anastasius befestigte Theodosiopolis blieb auch späterhin, als die Perser und Griechen sich in Armenia theilten, in der letztern Besitz. Zwar eroberte der persische König Kawad I. durch die Verrätherei des Befehlshabers Konstantins, im Jahre 502, die Stadt, doch vor dem Ablaufe eines Jahres fiel sie an die Griechen zurück. Sie behielt, ungeachtet ihres jüngern griechischen Namens, bei den einheimischen armenischen Bewohnern stets den ältesten, mit der Provinz, in der sie lag, gleichen Namen, Garin oder Karin bei, wurde aber gewöhnlich von ihnen Karnu-Kalhakh d. h. die Stadt Karins genannt. Ende des 6. Jahrhunderts wurde sie noch einmal von Sassaniden eingenommen, die einen großen Theil ihrer Einwohner nach Hamadan verpflanzten. Im Jahre 647 ward Karin eine Beute der Araber; es verging mehr als ein Jahrhundert, ehe die Griechen, unter Kaiser Konstantin Kopronymus (755), sich ihrer wieder bemächtigen konnten. Dieser Kaiser ließ die Wälle schleifen und alle muselmännischen Einwohner mit ihrer Habe in andere griechische Provinzen übersiedeln. Bald darauf ward jedoch die Stadt von den Arabern wieder aufgebaut und bewohnt. Die griechischen Heere erstürmten sie noch einigemale (im J. 950, 1019), konnten aber den Ort in die Länge nicht gegen die Uebermacht der Moslemen behaupten. Wahrscheinlich ward in dieser Zeit die arabische Benennung der Stadt Arta- oder Arza-rum allgemein. Die Araber nannten sie nämlich deshalb das Land Rums (d. i. der Romanen oder Griechen), weil sie lange Zeit hindurch der Grenzdistrict war zwischen den arabischen Besitzern und der griechischen Provinz Asia (Natolia). Die Armenier blieben aber bei der

alten einheimischen Benennung; so sagt z. B. noch der armenische Geschichtsschreiber Kyriakos aus dem 13. Jahrhundert, daß zwei Große der Armenier dem Sultan der Stadt Karin tributpflichtig seien. Unter diesem Namen ist wohl der Sultan von Iconium zu verstehen, in dessen Händen die Stadt in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts sich befunden hatte. Im Jahre 1247 rückten die Mongolen vor die Stadt und verlangten Unterwerfung; der Verweigerung folgte Erstürmung und Plünderung mit einem Brande, furchtbar zerstörend für Christen wie für Muselmänner, durch welchen auch viele Manuscripte zu Grunde gegangen sein sollen. Doch nach einiger Zeit ließen dieselben Mongolen die Stadt wieder aufbauen und setzten, ihrer Toleranz gegen Christen gemäß, einen Bischof in derselben ein (er hieß Sarkis), der die Erbauung des Ortes vollendete und die lange zerstreuten Bewohner derselben wieder um sich versammelte. Nach Auflösung der Mongolenherrschaft kamen Stadt und Feste in Besitz der Türken, denen sie auch seitdem, und selbst seit Nadir Schahs (1735) und der Russen heftigen Ueberfällen und Verheerungen, verblieben.

Die erste ausführlichere Beschreibung von Erzerum gibt der armenische Geograph Indschidschean. Treuer und genauer schildert sie die „russische Statistik vom Jahre 1830," welche ihre Skizze dieses in geographischer, militairischer und politischer Beziehung gleich wichtigen Punktes wahrscheinlich der Feder eines Offiziers von Paskewitschs Generalstabe verdankt. Von europäischen Reisenden haben Tournefort, Eli Smith, Southgate und Hamilton einige descriptive Bemerkungen über die Stadt mitgetheilt. Von deutschen Reisenden kenne ich nur die Schilderungen Karl Kochs, welcher aus Lasistan kommend nur sehr kurze Zeit in Erzerum verweilte. Die Stadt besteht aus drei Haupttheilen: 1. der befestigten Stadt, welche von

einer ziemlich gut erhaltenen Mauer umgeben ist, 2. aus den Vorstädten, 3. aus der Citadelle, Ikhala genannt, welche aus einem mit acht Thürmen besetzten länglichen Viereck besteht, das auf einer Anhöhe erbaut die ganze Stadt beherrscht. Die Ringmauern der Citadelle wie der Stadt sind aus einer schwarzgrauen schlackigen Lava erbaut. Diese Lava ist basaltisch mit Blasenräumen von der Größe einiger Linien bis zu der eines Zolles. Zu Bauten von Kirchensäulen und kleinen Tempeln dient ein röthlicher Porphyr, dessen Färbung von Eisenoxyd herrührt, zuweilen auch ein röthliches Porphyrconglomerat. Bei den Häusern der ärmeren Classe wird auch schlechteres Baumaterial angewendet z. B. trachytische Rollsteine aus den nächsten Bächen, künstliche Ziegel aus Koth und Stroh, sogar Viehschädel stecken statt der Bausteine in den Mauern. Die Ringmauern der Stadt sind durch 62 Thürme flankirt. Vier Thore führen aus denselben nach den Vorstädten. Von merkwürdigen Gebäuden ist nur das Tschifteh-Minaret (d. h. das Paar der Minarets) zu erwähnen. Es dient als Zeughaus und hat seinen Namen von zwei hohen Minarets zu beiden Seiten des Haupteinganges. Dieselben sind aus kleinen gefärbten und glacirten Backsteinen und gleichen persischen Bauwerken. Hamilton fand Aehnlichkeit zwischen diesem Bau und einer Kirche in Ani. Man ist geneigt, sie für eine alte armenische Kirche zu halten. Eli Smith wurde beim Anblick derselben an ähnliche Thürme in Schamkor und Salmas erinnert. Dieser Reisende sowohl als Southgate sind geneigt, dieses Gebäude wegen der Kreuzesform des Hauptbaues für ein christliches Kloster zu halten, welches später in eine Moschee verwandelt wurde und als Zugabe die beiden Minarets erhielt. Auch die vielen Zellen der Nebengebäude sprechen für diese Ansicht. Nach Hamiltons Urtheil ist die Architektur eine Modification des byzantinischen und sarazenischen Styles. Karl

Koch behauptet, daß das Tschifteh-Minaret keineswegs christlichen Ursprungs sei und führt eine persische Inschrift an, welche ihm vom Dolmetscher des englischen Consulats mitgetheilt worden und der zufolge der Bau auf Kosten eines eifrigen Moslem aus dem Jahr 351 der Hedschra aufgeführt worden unter dem Kalifat des Sultans Male-Chan. Von sonstigen Gebäuden ist noch das Pascha-Serail zu erwähnen, welches wenigstens im Innern ziemlich prächtig eingerichtet ist. Außerdem befinden sich fünfzehn Moscheen darin, deren keine von Bedeutung.

Der Bazar von Erzerum steht nicht im Verhältnisse zur Größe und politischen Wichtigkeit der Stadt. Er ist einer der armseligsten von allen, die ich in den größern Städten der Türkei gesehen habe. Die Händler sind größtentheils Armenier, die Käufer mehr Türken und selbst Kurden. Die commerzielle Wichtigkeit dieser Stadt besteht in ihrem Transporthandel europäischer Waaren nach Persien, in ihrer vermittelnden Lage zwischen Trebisond und Tabris. Nach der Angabe des Consuls Brant sollen jährlich gegen 6000 Ballen britischer Waare mit annäherndem Werth von 300,000 Pfund Sterling durch Erzerum passiren. Als Hauptindustriezweig hebt Karl Ritter nach Hamiltons Angabe die Eisen- und Kupferschmieden hervor. Seitdem aber die armenischen Auswanderungen nach Rußland die besten Arbeiter der Stadt allmählig entführt, hat auch diese Industrie sehr abgenommen. Das Roheisen beziehen die Schmiede, wie mir Brant versicherte, aus Rußland über Trapezunt, das Kupfer aus den Kupferminen des Landes. Noch ziemlich gut geht die Exportation von Hufeisen nach Persien. Die Waffen aus den Werkstätten von Erzerum stehen den persischen an Schönheit und Güte nach, sind aber wohlfeiler. Man kann nicht umhin, sagt Karl Ritter, in diesem Lande Japhets und Tubal-Kains, des ersten Meisters in allerlei Erz- und Eisenwerk, auch

des Silberreichthums der Alyber am Pontus, wie der kriegerischen Chalyber neben den Chaldäern bei Xenophon zu gedenken, die eben da wohnen, wo die Eisen und Stahl bearbeitenden Chalyber bei Strabo an der Nordgrenze der Armenier am Pontus sitzen, von denen die Griechen dem Stahle den Namen gaben und deren eisenreiche Thäler am Pontusgestade, wie deren dort bis heute noch fortbestehendes „Volk der Schmiede" durch W. Hamilton 1837 wieder aufgefunden ist, von denen ihre altausgeübte Kunst sich unstreitig zu ihrer Nachbarstadt schon in sehr früher Zeit auf das Hochland verbreiten mußte.

Die Bevölkerung Erzerums belief sich zur Zeit meines Aufenthalts nach der Schätzung des Consul Brant auf nahebei 40,000 Köpfe, von welchen mindestens fünf Sechstheile Türken sind. Nächst ihnen sind die gregorianischen Armenier am zahlreichsten vertreten. Es wurde eben an einer ziemlich hübschen Kirche für die Bekenner dieses Glaubens gebaut. Von katholischen Armeniern gabs nur achtzig Familien, die aber ziemlich wohlhabend sind und mittelst Unterstützung der Propaganda eine schöne neue Kirche aus röthlichem Porphyr gebaut haben. Griechische Familien zählt man nur sechs, welche früher in Gumysch-Haneh wohnten. Sie haben nur ein kleines Bethaus. Der griechische Kaufmann, bei welchem mich Consul Brant untergebracht hatte, war sehr wohlhabend und hatte ein überaus schönes, junges Weib. In den ersten Tagen benahm sich dieselbe furchtsam und wagte kaum ihr hübsches Gesicht zu zeigen. Allmählig verlor sie ihre Schüchternheit. An den Sonntagen trug sie ein weißes seidenes Kleid und Ketten aus türkischen Ducaten um Hals und Busen, sogar um die niedlichen schwarzen Zöpfe gewickelt. Auf meine Frage: ob es nicht gefährlich sei, so offen seinen Reichthum unter den erpressungssüchtigen Türken zu zeigen, antwortete mein Hauswirth: seit der russischen Occupation hätten sich

die Verhältnisse der Raja von Grund aus geändert und ein Christ fürchte sich gar nicht mehr, vor den Türken zu zeigen, daß er in guten Umständen sei. Vor der Anwesenheit der Russen habe ein Christ in Erzerum nicht einmal gewagt, sich und seine Familie in gute Stoffe zu kleiden. An Ducatenketten um den Nacken der Frauen habe auch der reichste und der angesehenste Christ nicht einmal gedacht. Seit ihrer Demüthigung seien die Türken ganz manierliche Leute geworden, mit denen jetzt recht gut zu verkehren. Daher sei es auch gar nicht nothwendig, daß die Russen das Land bleibend in Besitz nehmen. Denn selbst die Raja würden jetzt das leidliche türkische Joch dem strengen Regiment eines russischen Schutzherrn vorziehen. Dabei war freilich nicht zu vergessen, daß aus den Aeußerungen des Griechen zugleich sein persönliches Interesse sprach. Er trieb einträglichen Handel und führte auch für den Consul Brant Geschäfte. Eine Einführung der russischen Herrschaft hätte diese persönlichen Vortheile des griechischen Kaufmanns leicht gefährden können.

Unserm Vorsatz getreu, in diesen Reiseberichten breite Wiederholungen dessen, was Andere vor uns gründlich beobachtet und ausführlich beschrieben haben, möglichst zu vermeiden, beschränken wir uns auf diese wenigen Einzelheiten über die Stadt Erzerum und verweisen den Leser, der diesen wichtigen Ort genauer kennen lernen will, auf den 10ten Band der Erdkunde unsers trefflichen Geographen Ritter, der wie gewöhnlich treu, fleißig und gründlich die wesentlichsten Angaben der Reisenden über die Hauptstadt Armeniens zusammengestellt hat. Die Bereicherung, welche die Kunde dieser Länder seit dem Erscheinen von Ritters Beschreibung erhalten hat, ist nicht sehr bedeutend. Ich besuchte Erzerum zum zweitenmal nach meiner Rückreise aus Persien. Ein körperliches Leiden, das ich mir an den miasmenreichen Ufern des Urmiasee's geholt, zwang mich damals zur Herstellung

meiner Gesundheit zu einem längern Verweilen in der reinen Atmosphäre dieser Alpengegend. Vor dem Beginn des Winters verließ ich Erzerum. Die Schilderung, welche mir die Mehrzahl der hier lebenden Europäer von den Schrecken des Winters machte, nahm mir die Lust, meinen Aufenthalt bis zur rauhen Jahreszeit zu verlängern. Am meisten klagte der französische Consul Goep, der sich an dieses einsame Leben und an die orientalische Gesellschaft gar nicht gewöhnen wollte. In den englischen und russischen Consulaten war man resignirter und bessern Humors. Der reiche Gewinn, welchen der Speditionshandel den Herren Brant und Garibaldi neben dem Consulgehalte abwarf, tröstete einigermaßen für die Widerwärtigkeiten des Klima's und den freudlosen Aufenthalt. Diese Herren machten kein Geheimniß daraus, daß sie neben den Staatszwecken ihrer Regierung auch für ihr persönliches Interesse beste Sorge trugen. Die Kraft ihrer Resignation, hier abgeschieden von der civilisirten Welt in einer rauhen Gebirgsgegend zu leben, ward hauptsächlich durch das Bewußtsein gehoben, dereinst mit schönen Reichthümern nach Europa zurückkehren und für das Opfer sich schadlos halten zu können.

Der Winter auf diesem Plateau ist länger und trauriger, als man selbst bei dieser hohen Lage denken sollte. Der Schnee bleibt acht Monate des Jahres hindurch in den Gassen liegen. Vom November bis April erreicht hier die Schneehöhe in der Regel 3—4 Fuß. Mitten durch die weiße Masse, für deren Wegschaffung man keine Sorge trägt, treten sich die Fußgänger ihre Bahnen. An den Mauern der Häuser bleibt der Schnee manchmal klafterhoch aufgethürmt; nur der Zugang zu den Thüren wird durch Schaufeln frei gemacht. Im October kaufen die Bewohner gewöhnlich den Vorrath an Holz, Kohlen und andern Bedürfnissen für den ganzen Winter ein. Sogar an Fleisch

14 *

müssen ansehnliche Provisionen angeschafft werden, denn ganze Monate lang erhält die Stadt keine Zufuhr von Lebensmitteln. Die Hochebene ist in der Regel den ganzen Winter mit hohen Schneemassen bedeckt und die Communication selbst zwischen verschiedenen Ortschaften auf Wochen und Monate lang unterbrochen. Während dieser Zeit wird in Erzerum das Holz für die ärmere Classe, die sich keine Vorräthe anzuschaffen vermag, nach dem Gewicht verkauft. Die Bauart der Häuser ist ebenso wie in den hohen Thälern der Schweiz und Tirols auf das Klima berechnet. Die Mauern sind fast ebenso dick und die Fenster sind noch kleiner, als in Samaden, Sils und andern Dörfern des Oberengadin im Canton Graubündten, wo bei fast gleich hoher Lage doch kein so drückender Holzmangel herrscht. In den Häusern der ärmern Classe haben die Stuben in der Regel nur eine einzige kleine Oeffnung und sind selbst in den Mittagsstunden des Sommers so finster, daß man darin weder lesen, noch schreiben könnte. Das Fensterchen wird im Winter sorgfältig verschlossen und verkittet. Frierend kauern die Bewohner auf ihren Polstern und rücken unter der gemeinschaftlichen Decke eng zusammen, um sich warm zu machen. Die Kohlpfanne wird unter diese Decke gestellt. In den Consulathäusern aber hat man bequeme Kamine und Oefen. Die Zimmer sind hier halb nach morgenländischem, halb nach europäischem Geschmack eingerichtet, und namentlich bei dem englischen Consul konnte man sich nicht über Mangel an Comfort beschweren.

Einsamkeit und Langeweile nöthigen die wenigen Europäer, welche in Erzerum ihren fixen Aufenthalt genommen, ihre nationalen Antipathien so viel wie möglich abzustreifen, so gesellig und verträglich zu sein, als es ihre mitunter schroffe Natur nur irgend zuläßt. Consul Brant hatte bei all' seinem Verstand und ausgebreiteten Kenntnissen gewisse Theriakmanieren und eine

Art von Bulldoggenartigkeit, die ihm — wie tolerant man auch in solchem Exile und bei so dürftiger Gesellschaft über menschliche Charaktere urtheilt — das französische Prädicat „aimable“ unmöglich gewinnen konnte. Er gefiel sich so sehr in seinem ungehobelten Wesen, daß er es höchst selten der Mühe werth hielt, sich auch nur einigermaßen zusammenzunehmen, und selbst in seiner Sonntagslaune gelang es ihm kaum, seine derben Ausdrücke, seine verletzend sarkastische Redeweise etwas zu mildern. Sonst hatte er viele gute Seiten, war mittheilsam, gastfrei, gefällig und zuverlässig, und die Gespräche, welche ich mit ihm über die Zustände des Landes hatte, waren mir von nicht geringer Belehrung. Er hatte wenige Jahre zuvor eine Entdeckungsreise in das Innere von Kurdistan und an die Ufer des Wansee's unternommen, und ihm gebührt das Verdienst, die erste richtige Zeichnung von den Umrissen dieses großen Binnensee's geliefert und den Naturcharakter jener Gegenden treu geschildert zu haben. Er rühmte mir die sorgsame und treffliche Feldcultur der Armenier am Wansee, welche beim Säen die Körner nicht durch Handwürfe unregelmäßig zerstreuen, sondern die Saat wie die englischen Pächter durch eine Säemaschine regelmäßig verbreiten. Von den nestorianischen Alpenbewohnern in Kurdistan, welche kurz zuvor von den Horden Beder-Chans unter schrecklichen Gräueln hingeschlachtet worden, hatte er nicht die günstige Meinung der amerikanischen Missionaire und schien auch die warme Sympathie des edlen Stratford Canning für das Schicksal jener verfolgten Christen ungemein wenig zu theilen.

Im britischen Consulathause wohnte auch Oberst Farrant, ein ächter Engländer, weniger ungeschliffen als Master Brant, aber von ganz gleicher Ungenirtheit des Benehmens. Dasselbe hatte sich auch dem ganzen übrigen Personal des Consulats in gewissem Grade mitgetheilt und gewann neben dem strengen

Einhalten der Etiquette in andern Dingen — Master Brant sah z. B. strenge darauf, daß man bei Tafel stets im Frack erschien, obwohl keine Dame anwesend war — einen beinahe komischen Anstrich. Oberst Farrant, der viele Jahre in Indien, in Persien und Bagdad als Agent der britischen Regierung gelebt und große Reisen gemacht hatte, war ein Mann von seltener Welterfahrung und besaß die genaueste Kenntniß des Charakters der Menschen und Dinge im Morgenland. Er selbst freilich hatte sich die diplomatische Haltung und die feinen Umgangsformen des Asiaten nicht angeeignet. Selbst die Art, wie er nach Tische den Kef feierte, sich gähnend und halb schlafend an die Divanlehne zurückbog und seine langen Beine mit schweren Stiefeln der Länge nach auf das Polster streckte, hatte nichts eigentlich Orientalisches. Die Grazie steckt den Morgenländern in Fleisch und Blut, während Altenglands steifleinenes Wesen und mitunter selbst plumpe Ungenirtheit manchmal eben so ungelehrig als hartnäckig ist, selbst durch langjährige Versetzung in südliche Zonen nicht curirt, kaum gemildert werden kann. Nichts destoweniger war mir Oberst Farrant eine willkommene und belehrende Bekanntschaft. Namentlich wenn er von Elephantensitten und Elephantenkälbern erzählte, hab' ich seine gründlichen Studien, sein feines Beobachtungsauge und sein Schilderungstalent stets mit Andacht bewundert. Er war auch in Lahore längere Zeit gewesen, hatte Rundschit-Sing sehr gut persönlich gekannt, hatte dort indische Pracht und indisches Elend gesehen, dann auch diversen Tigerjagden, Bajaderentänzen und Wittwenverbrennungen beigewohnt.

Das Leben der reichen Europäer am Ganges schilderte er ziemlich verführerisch und, wenn er Parallelen zwischen der Naturpracht, dem Volkscharakter und den politischen Zuständen zwischen Indien, Persien und der asiatischen Türkei zog, schim-

merte seine hindostanische Vorliebe durch all' seine Bemühungen, objectiv zu sein, deutlich hindurch. Selbst an orientalischer Pracht, meinte er, könne sich weder der Padischa von Stambul, noch der Schach von Teheran mit dem britischen Generalgouverneur in Calcutta messen. Wie armselig sei der persische Hof ausgestattet, wie lumpig das Gefolge des Schach im Vergleich mit dem großartigen Anblick, welchen das öffentliche Erscheinen des Statthalters von Hindostan bei irgend einer außerordentlichen Feier z. B. bei der Zusammenkunft mit einem indischen Fürsten von politischer Bedeutung gewähre. Der Zug von geschmückten Elephanten sei viel grandioser, als selbst die große Hof- und Paschaprocession des Kurban-Beiram zu Konstantinopel. Interessant und neu waren mir manche Mittheilungen des Obersten über die Lebensweise des Elephanten. Nach seiner Versicherung begattet sich derselbe am Ganges auch in Gefangenschaft und es gibt mehrere Elephantenstutereien. Da aber der junge Elephant sich sehr langsam entwickelt und vor dem 30sten Jahr kaum fähig ist, größere Lasten zu tragen, so zieht man das Einfangen und Zähmen wilder Elephanten in der Regel vor. Da der Elephant von sehr robuster Constitution ist und in der Regel über 100 Jahre dienstfähig bleibt, so kommt man nicht oft in den Fall, ihn durch Fortpflanzung zu ersetzen.

Unter dem jüngern Personale des englischen Consulats befand sich ein eifriger Sammler zoologischer Gegenstände. Ihm verdanke ich die Mittheilung eines Verzeichnisses von Säugethieren und Vögeln, die auf der Hochebene von Erzerum vorkommen. Seit wenigen Wochen war auch der Bruder des Consuls von Batum anwesend, der uns von Lebensweise und Sitten der Lasen erzählte. Er hatte die Reise von Lasistan nach dem armenischen Hochlande dem Laufe des Tschorokh folgend gemacht, ohne von den Eingebornen belästigt zu werden. Nur ein einziges-

mal ward er in einem Dorf von bewaffneten Eingebornen angehalten, weil sie ihn für einen russischen Spion hielten. Als sie erfuhren, daß er ein Inglis sei — unter dieser Bezeichnung versteht man in diesem Theil des Morgenlandes alle europäischen Rivalen und Gegner Rußlands — ließ man ihn unbehelligt und mit besten Wünschen seine Reise fortsetzen.

Der englische Commissair Oberst Williams behandelte damals gemeinschaftlich mit dem russischen Obersten Dainese die Streitfrage zwischen Persien und der Türkei, die über unbestimmte Grenztheile und die Mißhandlung persischer Wallfahrer bei Kerbela entstanden war. Die Sache war, trotz all' der diplomatischen Wichtigkeit, welche ihr Lord Aberdeen, Graf Nesselrode und selbst Herr Guizot beilegten, so langweilig, daß sie eine genauere Besprechung kaum verdient. Beide streitende Theile zeigten weder Lust zur Nachgiebigkeit, noch hatten sie überflüssige Mittel und energischen Willen genug, ihre Differenzen durch das Schwert zu entscheiden. So zogen sich die Unterhandlungen in unleidliche Längen. Der persische Hof schickte seinem Gesandten nur wenig Geld, und der arme Mann, der genöthigt war, zur Behauptung seiner Würde ein zahlreiches Gefolge zu unterhalten, mußte sich in Schulden stürzen. Oberst Williams machte inzwischen Ausflüge nach jenseits der Berge, verweilte wochenlang am Tortum-su, um Forellen zu fischen, und versäumte die Conferenzsitzungen. So gering das Resultat seiner diplomatischen Sendung war, so glänzend bewährte sich seine Forellenmission. Tausende dieser zappelnden Leckerbissen wurden auf englische Manier mittelst künstlicher Insecten an den Angelhaken gelockt, aus der Krystalltiefe gezogen und den Collegen in den verschiedenen Consulathäusern Erzerums zum Geschenke geschickt. Gesalzen und eingemacht wurden sie in Gläsern verwahrt und dienten zur Verstärkung der Winterprovision.

Der russische Commissair Oberst Dainese war Grieche von Geburt, aber schon seit vielen Jahren in Diensten S. M. des Kaisers aller Reußen. Ein feingebildeter Mann von angenehmen, gefälligen, fast liebenswürdigen Umgangsformen, dazu ein gewandter und schlauer Diplomat und genauer Kenner des türkischen und persischen Charakters. Rußland hat in der Wahl seiner Agenten im Orient überhaupt gewöhnlich eine feine und glückliche Hand. Es sieht weniger auf Abstammung, als auf Brauchbarkeit des Individuums und thut in seinem politischen Interesse wohl daran, nicht immer Nationalrussen für solche Missionen zu verwenden, sondern auch der Griechen, Armenier, Georgier als feinsichtiger, glatter und tactvoller Unterhändler sich zu bedienen. Der Orientale hat ein angebornes Talent zum diplomatischen Metier, und kein Europäer thut es ihm in dieser Kunst zuvor. Seine Ruhe, seine Verschwiegenheit und Verstellungsgabe, die vollkommenste äußere Beherrschung seiner innern Gefühle, das schärfste Beobachterauge und eine unglaubliche Intriguenkünst sichern ihm eine Ueberlegenheit, welche selbst der gewandteste Europäer bei den besten Anlagen und mit aller Mühe und allen Studien nicht zu erreichen vermag.

Oberst Dainese schien nach einiger Einsicht des Terrains zur Ueberzeugung gelangt zu sein, daß aus diesem türkisch-persischen Handel bei gegenseitigen Antipathien und beiderseitiger staatlicher Impotenz nichts herauskommen werde. Wahrscheinlich hat er in diesem Sinne an seine Regierung berichtet und ist doch auf seinem Posten verharrt, da der russischen Regierung daran gelegen sein mußte, die Vermittlungsversuche nicht dem Engländer allein zu überlassen und vor diesem Rivalen nicht das Feld zu räumen. Man temporisirte daher, man conferirte zuweilen, man diplomatisirte und nach jeder neuen Depesche aus Stambul oder Teherän blieb die eigentliche Streitfrage auf dem alten Fleck.

Der russische Commissair war von seinem längern Aufenthalt so fest überzeugt, daß er, um denselben nicht ganz zwecklos und unfruchtbar zu lassen, sich auf die Blumencultur verlegte und sich Pflanzensaamen aus Paris verschrieb. Die Sämereien machten die Land- und Seereise, wurden in Töpfe mit guter Humuserde eingegraben, hatten unter sorgfältiger Pflege Zeit zu keimen, zu grünen, zu blühen und Saamenkapseln zu bilden — und die türkisch-persischen Differenzen waren noch immer ungelöst! Oberst Dainese aber freute sich, daß wenigstens sein Horticulturexperiment in dieser rauhen Alpenregion gelungen war. Ueber den resultatlosen Ausgang der Conferenzen, über die Unfruchtbarkeit aller diplomatischen Spitzfindigkeiten und Winkelzüge wußte er sich als Mann und russischer Agent zu fassen und zu trösten. An solider Freundschaft, Eintracht und Zusammenhalten zwischen den Höfen von Stambul und Teheran konnte dem russischen Cabinet im Ernste nicht übermäßig viel gelegen sein. Die vielen Freistunden, welche dem Obersten zwischen den diplomatischen Conferenzen und der Blumenzucht übrig blieben, benützte er zu Schachpartien, in welchem Spiel er sich als Meister bewährte.

Neben dem Obersten Dainese figurirte der russische Viceconsul Garibaldi, ein Italiener von Geburt, in ziemlich unbedeutender Rolle. Er war dem russischen Consul in Trapezunt, Herrn von Ghersi, untergeordnet und verdankte lediglich seiner Protection diese Stelle. Beide waren zusammen für den einträglichen türkisch-persischen Speditionshandel associrt und machten überaus glänzende Geschäfte. Herr Garibaldi war ein gewöhnlicher Italiener, der durch angeborne Pfiffigkeit seinen gänzlichen Mangel an Bildung einigermaßen zu verstecken wußte. Da Oberst Dainese an seiner Stelle die politischen Geschäfte versah, so schien man russischer Seits die Ignoranz und Unfähigkeit jenes

Mannes, der sich gerne unter die Fittige seines Protectors in Trapezunt verkroch, zu übersehen. Nicht im Stande einen correcten Bericht in französischer Sprache abzufassen, bediente er sich dazu der Hand eines französischen Abenteurers, der wegen schlechter Streiche aus Smyrna geflohen war, seinen Namen gewechselt hatte und neben dem wenig einträglichen Amt eines Consulatschreibers auch noch das Metier eines Heilkünstlers trieb. Er trug gewöhnlich kurdische Kleider mit einer tscherkessischen Mütze und war in der türkischen Sprache ziemlich bewandert.

Der französische Consulatposten war in Erzerum neu. Herr Guizot, welcher damals Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, hatte von den türkisch-persischen Conferenzen und von der Vermittlungsrolle Rußlands und Englands gehört. Ohne von den betreffenden Parteien zu irgend einer Betheiligung bei diesen diplomatischen Geschäften eingeladen zu sein, glaubte er es der Würde und den Interessen Frankreichs angemessen, daß wenigstens ein französischer Agent auf dem Schauplatz dieser Verhandlungen verweile. Er hatte es zu gleicher Zeit als einen Mißstand erkannt, daß Frankreich am persischen Hofe nicht einmal einen Vertreter hatte. Mit der Gründung eines Consulatpostens in Erzerum schickte er zu gleicher Zeit einen außerordentlichen Geschäftsführer nach Teheran in der Person des Grafen von Sartiges. Für das Consulat in Erzerum wurde der bisherige Viceconsul in Aleppo Monsieur Goep, ein französirter Elsasser, ernannt, der aber kaum ein Jahr auf seinem Posten blieb und noch vor meiner Rückkehr aus Persien durch Herrn von Soulanges ersetzt ward. Französische Leutseligkeit und gesellige Liebenswürdigkeit verläugnen sich in keinem Verhältnisse und unter keinem Himmelsstrich. Selbst auf einer Höhe von 6000 F. über dem Meer hatten die Herren Consuln und ihre Angestellten die Anmuth ihres Nationalcharakters nicht ab-

gestreift, und ich gestehe, daß ich mich unter den verschiedenen europäischen Cirkeln Erzerums bei den Franzosen am heimischsten fühlte. Ihren englischen und russischen Collegen gegenüber, deren diplomatische Posten schon lange etablirt sind, die eine genaue Landes- und Ortskenntniß, praktische Erfahrung haben, auch in orientalischen Kniffen und Pfiffen wohl bewandert sind, hatten die französischen Neulinge einen ziemlich schweren Stand. Zwar begrüßte sie der Muschir von Erzerum Kiamil Pascha mit dem gewöhnlichen pompösen Ceremoniell und schenkte sowohl dem Consul, als seinem Dragoman ein schönes Pferd, auch ließen die übrigen Consulate ihre Fahnen wehen, aber in politischen Gesprächen zeigte man sich sehr wenig mittheilsam, sehr spröde. Man ließ den Ankömmlingen wohl etwas merken, daß man sie für Kundschafter ihrer Regierung halte. Ein mercantilisches Interesse hat Frankreich als völlig unbetheiligt bei dem persischen Handel in Erzerum nicht zu vertreten. Auch war weder dort, noch in Tabris irgend ein französischer Händler etablirt. Die französische Einmischungslust in Händel, deren Vermittlung von Rußland und England ausschließlich in Anspruch genommen war, wurde von diesen beiden Mächten mit scheelem Auge betrachtet. Herr Guizot hatte wenigstens im ersten Jahr seinen Zweck nicht erreicht. Der französische Consul war vom Gang der Conferenzen sehr schlecht unterrichtet und klagte mir öfters über die Schwierigkeit, den Zweck seiner Mission auch nur halb genügend zu erfüllen.

Als sehr charakteristisch für die bedeutende Umwandlung der Verhältnisse, den stillen Verfall der Sitten und das wachsende Ansehen der Europäer bemerke ich, daß in einem der erwähnten Consulate armenische und türkische Frauen ziemlich oft auf und zu gingen. In der Regel geschah dies in der Dämmerung, zuweilen aber auch am hellen Tag, und obwohl man in der Stadt

wußte, daß sämmtliche Europäer Junggesellen waren, schien man doch keinen Anstoß an der Sache zu nehmen. Ich hatte in demselben Consulatgebäude Gelegenheit, junge türkische Fräuen zwischen 13 und 16 Jahren oft von ungemeiner Frische und Schönheit zu sehen. Sie benützten gewöhnlich die Abwesenheit ihrer Männer und kamen sorgfältig verhüllt in Begleitung irgend einer alten Kupplerin. Im Innern des Hauses legten sie die weiße Verhüllung ab, nahmen in ihrem malerischen Haremsputz mit zierlich geflochtenem Haar auf dem Divan Platz, plauderten mit den anwesenden Europäern ganz unbefangen, aßen mit Appetit und Heiterkeit, was man ihnen vorsetzte, und verschmähten nicht einmal den verpönten Wein, der sie gewöhnlich höchst lustig und gesprächig machte und zuletzt leidenschaftlich aufregte. Vor dem russischen Armeebesuch im Jahr 1829 wäre ein solcher vertrauter Umgang zwischen Europäern und Türkinnen kaum möglich, jedenfalls höchst gefährlich gewesen. Jetzt hörte ich von keinem Beispiel, daß Europäer und selbst türkische Frauen, die sich ihre Besuche natürlich gut bezahlen ließen, besondere Unannehmlichkeiten gehabt hätten.

Aus den Erzählungen der jungen Türkinnen war manches über das innere Familienleben der Eingebornen zu entnehmen. Uebrigens ist die Zahl der Eingebornen, welche ich in Erzerum kennen gelernt, nicht groß. Wie von allen türkischen Städten Anatoliens ist auch von hier nur sichtbarer Verfall, zunehmende Verarmung, Entartung und Erschlaffung des alttürkischen Charakters zu berichten. Auch hier liegen viele Häuser unbewohnt in Ruinen, obwohl das Mißverhältniß zu den bewohnten Gebäuden nicht so arg ist, wie in den östlichen Städten, welche näher der persischen Grenze liegen. Als Hauptsitz des bedeutendsten Paschaliks, als Knotenpunkt der Karawanenzüge genießt Erzerum noch manche Vortheile, welche seinen gänzlichen Verfall zwar nicht

hindern werden, aber langsamer und minder augenfällig machen. Die alten Bauwerke, besonders die Ringmauer der Stadt beweisen, daß die Türken in glänzenderen Tagen für den Schutz und die Erhaltung dieser wichtigen Stadt keine Opfer scheuten. Die alten Mauern bestehen aus schönen Quadern von Trachyt und basaltischer Lava und sind sehr solid zusammengefügt. Jetzt geschieht von Seite der türkischen Regierung sehr wenig, den Verfall zu hindern. Die geflickten Stellen der Stadtmauern sind mit elendem Lavagerölle und schlechtem Mörtel ausgefüllt. Dumpfe Trägheit und stumpfe Resignation bei dem Bewußtsein ihres unvermeidlichen Verfalles hält die Türken ab, an irgend eine materielle Verbesserung kräftige Hand zu legen. Der orientalische Fatalismus im türkischen Asien hat etwas Trübes und Melancholisches und weissagt noch mehr, als der Leichtsinn, die Gewissenlosigkeit, die Scheinreform und impotente Nachäfferei europäischer Einrichtungen der aufgeklärten Stambul-Türken, den sichern, den unabwendbaren Sturz des Reiches Osmans.

VII.

Eine Ruine bei Erzerum. Die Hochebene. Ausflug nach den Quellen von Elidscha. Besuch bei den Kraterresten im Süden. Reise nach dem Sichtschik. Besteigung des Vulcans. Die alten Ansichten über die Quellen des Euphrat. Besteigung des Giaur-dagh und der Euphratwiege.

Vom 1. bis zum 11. Juni hatten wir in Erzerum fortwährend kühles Wetter. Gewitter und Hagelschauer wechselten mit trüben Regen, wobei der Himmel bald von der tief gehenden Schichtenwolke (stratus), bald vom Nimbus, der den ganzen Horizont in einer Höhe von 2—3000 Fuß über dem Plateau bedeckte, überzogen war. Mein erster Ausflug galt einem östlich von der Stadt gelegenen Hügel, auf dessen Höhe Trümmer und Schutt von altem Gemäuer liegen. Nach Hammer sollen es die Reste einer griechischen Kirche sein. Consul Brant aber bestritt die Behauptung unseres gelehrten Historikers und versicherte, daß diese Trümmer nichts seien, als Ueberreste von Schanzen, welche von den Türken beim Anmarsch des russischen Heeres unter Paskewitsch in der Eile aufgehäuft worden. Der Besitz dieser Anhöhe, von welcher man die ganze Stadt mit Kugeln bestreichen kann, entscheidet das Schicksal von Erzerum. Auch die Eingebornen, welche ich befragte, wollten von keiner Kirchenruine wissen, sondern bestätigten nur die Mittheilung

Brants. Für letztere Ansicht spricht auch die Beschaffenheit der Steine, welche keineswegs in Quaderform, wie bei den meisten Kirchenbauten in Armenien, sondern bald rund bald eckig und meist sehr klein sind. Es war gewöhnliches Lavageröllе, welches man mit Mörtel schlecht verkittet hatte. Sollte hier je eine Kirche gestanden sein, so ist sie bis auf den Grund zerstört. Von dieser Anhöhe hat man eine vollkommene Uebersicht der Stadt, die selbst von Außen keinen heitern Anblick gewährt, wie so viele türkische Städte Asiens z. B. Brussa und Trapezunt. Unter meinen Füßen exercirten und musicirten türkische Truppen in der Ebene. Die damalige Besatzung von Erzerum bestand aus 5000 Mann Infanterie und Artillerie.

Die Hochebene von Erzerum ist zwölf Stunden lang und durchschnittlich drei bis vier Stunden breit. Ihre größte Breite von den Hügeln im Süden der Stadt Erzerum bis zum Fuß des Giaur-dagh im Norden beträgt fünf Stunden. Gegen Westen verengt sich das Plateau allmählig zu einem Thale, welches der Frat-su oder westliche Euphrat durchströmt. Der Rand der Hochebene ist nach Süden höher, als gegen Norden. Ihre tiefste Stelle bezeichnet das Bett des Kara-su, aus welchem später der Frat-su entsteht. Zusammenhängende nackte Felsmassen ragen nirgends aus derselben hervor, sondern erscheinen nur an den Rändern. Aber kleine Hügel mit Humus und Vegetation, manche auch mit Lavageröllе bedeckt, erheben sich in der Mitte an ziemlich vielen Stellen. Man stelle sich bei dem Bilde dieser Hochebene nicht etwa eine vollkommene Fläche vor, wie die Metidscha des Atlasgebirges oder eine südrussische Steppe. Die höchsten dieser Hügel sind in der Nähe der Stadt Erzerum, wo sie den Belagerern gut zu statten kommen würden. Die Stadt Erzerum selbst ist nahe dem äußersten Südrand des Plateau gelegen, kaum eine Viertelmeile vom Fuß der Höhenkette entfernt,

welche von Osten nach Westen streichend die südliche Grenze der Hochebene bildet. An Höhe steht der südliche Höhenzug der Kette des Nordrandes, welcher mit ihr parallel läuft, beträchtlich nach. Seine höheren Gipfel waren Mitte Junius noch beschneit, trugen aber nicht so mächtige Schneemassen, wie die nördlichen Bergspitzen. Von jener Kette läuft fünf Stunden westlich von Erzerum eine Nebenkette in nördlicher Richtung aus, welche die Hochebene auf dieser Seite beteutend schmälert. Nach dem Augenmaß schätzte ich die höchsten Gipfel des nördlichen Höhenzuges auf mindestens 5000 Fuß über dem Plateau von Erzerum. Den schönsten Monolith bildet die große Fels- und Schneepyramide des Ak-Dagh.

In Begleitung des französischen Consuls Goep und seines Dragomans machte ich einen Ausflug nach den Thermalquellen von Elidscha. Dieselben sind in nordöstlicher Richtung dritthalb Stunden von der Stadt entfernt gelegen. Die Hauptquellen entspringen aus zwei mit gemauerten Quadern eingefaßten Bassins. Die Badtemperatur in den Bassins ist 38° Celsius, dicht über dem Mundloch der Quelle 39°. Die Tiefe der Bassins beträgt 4½ Fuß. Das Wasser hat einen leichten Salzgeschmack und setzt etwas Eisenocker an den Steinen ab, scheint aber sehr wenige mineralische Bestandtheile zu besitzen. Dr. Komenos, ein Militairarzt, führte mich nach andern Mineralquellen eine starke halbe Stunde weiter westlich. Sie sprudeln dort schwach aus sumpfigem Grund und zeigen eine Temperatur von 26°. Noch scheint keine chemische Analyse der Quellen von Elidscha gemacht worden zu sein. Der genannte Arzt beging den sträflichen Leichtsinn, eine Anzahl Kranker aus dem Militairhospital nach Elidscha zum Gebrauche der Quellen versuchsweise zu schicken, worunter sogar syphilitische Kranke, auf welche der Gebrauch des eisenhaltigen Wassers nur nachtheilig wirken konnte.

Das Experiment ist in der That mißlungen, wie ich nach meiner Rückkehr aus Persien erfuhr. Die Kranken kehrten in einem üblern Zustande nach dem Spital von Erzerum zurück, als sie von dort abgegangen waren.

In der Nähe der Hauptquellen tritt nackter Fels zu Tage. Es ist ein deutlich geschichtetes hartes Conglomerat, welches theils eckige Trümmersteine, theils rundliche Rollsteine der verschiedenen vulcanischen Felsarten, welche in der südlichen Bergkette vorkommen, enthält. Dr. Koch, welcher Elidscha vor mir besucht hat, macht keine Erwähnung dieser Formation, hat aber Handstücke von einem Infusorienlager mitgebracht, welches er einige hundert Fuß von den Quellen entfernt angeblich unter Trachyt gefunden und dessen Masse nach seiner Versicherung äußerlich große Aehnlichkeit mit dem Aluminit hat. Nach Ehrenbergs Untersuchung kommen in diesen Handstücken nur Süßwasserinfusorien vor. Von älteren Reisenden haben Tournefort und Jaubert eine ziemlich unrichtige Beschreibung dieser Thermalbäder von Elidscha geliefert.

Tags darauf machte ich einen Ausflug nach den Bergen auf der Südseite von Erzerum, wo die Herren Brant und Dainese den Rest eines alten Kraters beobachtet zu haben vermutheten, von welchem auch Hamilton in seinem Reisewerk flüchtige Erwähnung macht. Es ist ein kreisförmiger Trachytkessel fast von der Größe des Kraters, der von der Erhebung des bekannten Monte nuovo bei Neapel zurückgeblieben ist und wie dieser einen unbedeutenden Strom doleritartiger Lava als Product seiner kurzen eruptiven Thätigkeit hinterlassen hat. Dieser alte merkwürdige Krater, welcher kaum eine halbe Stunde von der Stadt Erzerum entfernt liegt, scheint lange Zeit von einem kleinen See ausgefüllt gewesen zu sein. Ein Durchbruch des Wassers in nördlicher Richtung grub einen Canal, durch welchen gegen-

wärtig ein ziemlich magerer Bach, von Quellen und Schneewasser gespeist, nach Norden fließt.

Der nördliche Höhenzug am Rande des Plateau von Erzerum hat ausgezeichnetere Bergformen, als die südliche Kette. Es ragen verschiedene Berge theils von reiner, zugespitzter Conusform, wie die Aschenkegel der Vulcane Italiens, theils von Pyramidengestalt, deren Spitzen flach abgeschnitten, wie der kleine Ararat, aus diesem Gebirge hervor. Schon der bloße Anblick derselben mußte die Vermuthung bestärken, daß dort deutlichere Spuren von eruptiver Thätigkeit und großartige Kraterreste zu finden sein würden. Am reinsten und auffallendsten ist die Kegelform eines Berges, welcher in geringer Entfernung westlich von den Euphratquellen sich über der Kette erhebt und den sowohl die türkischen, als armenischen Eingebornen unter dem Namen Sichtschik kennen. Es ist auffallend, daß keiner der frühern Reisebeschreiber von einem Berge, dessen vulcanische Form so stark in die Augen fällt, Erwähnung macht. Nach Consuls Brant mündlicher Versicherung war derselbe noch von keinem europäischen Reisenden besucht und bestiegen worden. Ich faßte daher den Entschluß, demselben eine nähere Untersuchung zn widmen und seine Höhe mittelst des Siedepunktes zu bestimmen.

Am 14. Junius ritt ich in Begleitung des Polen Johann Saremba und eines armenischen Führers in nördlicher Richtung ab. Nach dritthalbstündigem Ritt erreichten wir die Brücke des Kara-su. Als ich zwei Wochen früher dieselbe Brücke in entgegengesetzter Richtung passirte, fand ich den Weg theilweise überschwemmt und den Kara-su über seine Ufer getreten. Die Pferde sanken bis über die Knie in Koth ein. Jetzt war die Ebene auf dieser Seite völlig trocken und der Huftritt der Pferde erregte Staubwolken. Trotz der häufigen Regengüsse trocknet dieser Bo-

den, welcher keine Thonschichtunterlage hat, ungemein schnell aus. Indessen kommt der Ebene den ganzen Sommer hindurch sowohl durch häufigen Niederschlag, als durch Gebirgsbäche, welche durch Quellen und schmelzenden Schnee gespeist werden, Wasser in hinreichender Menge zu. Der schwarze Lavaboden bindet die Sonnenwärme und sichert die Reife des Getreides trotz der sehr kurzen Sommerdauer. Ich fand die Gerste am 14. Junius noch kaum eine Spanne hoch über den Boden aufgegangen.

Der Euphrat führt hier seinen Namen Kara-su oder Schwarzwasser mit Recht. Sein Wasser sieht fast so dunkel aus, wie unsere Schreibtinte und es ist ganz unmöglich bis auf den Grund des Bettes zu sehen. Ich fand hier einen badenden Armenier. Drei Schritte vom Ufer entfernt war der Bach schon so tief, daß der Mann schwimmen mußte. Die Ufer waren von Wasservögeln belebt. Störche, Reiher, Enten, Möwen, Taucher und andere Wasservögel zeigten sich in großer Menge, und der Kibitz, der wahrscheinlich in der Nähe nistete, umschwebte uns beständig mit seinem ängstlich kreischenden Ruf.

Im Dorf Oesni, wo mein armenischer Führer wohnte, hielten wir eine Stunde an. Der Ort ist von einigen hundert armenischen und siebenzehn türkischen Familien bewohnt. Mitten unter den Kindern meines Führers saß vor dessen Hause ein alter weißbärtiger Türke, welcher gemüthlich mit ihnen plauderte und den Kleinen ein Mährchen erzählte, das sie sehr zu spannen und zu ergötzen schien. Dieser Anblick war mir ziemlich neu. Wohl hatte ich auch in einigen Theilen der europäischen Türkei und in anderen Gegenden Kleinasiens eine bedeutende Umstimmung der Gemüther und Umwandlung der Verhältnisse zwischen der Vergangenheit und Gegenwart beobachtet. Die Moslims hatten sich allmählig gewöhnt, die Raja als gleichberechtigte

Unterthanen der hohen Pforte zu betrachten. Aber von der Gewohnheit friedlich neben einander zu leben bis zu einer freundschaftlichen Annäherung war noch ein weiter Abstand. Hier schien auch diese Kluft bereits ausgefüllt. Der Armenier erzählte mir, ganz im Einklang mit der Schilderung meines griechischen Hauswirths in Erzerum, daß seit der Anwesenheit der Russen der alte Religionshaß verschwunden, daß zwischen Armeniern und Türken besonders auf dem Lande eine vollständige Versöhnung stattgefunden, daß beide zusammen in den Dörfern eben so einträchtig und freundschaftlich lebten, als seien sie Kinder eines Stammes und Bekenner desselben Glaubens. Als die Kosaken im Jahr 1829 die Dörfer heimsuchten, und besonders das Eigenthum der Türken plünderten, suchten und fanden letztere bei den Armeniern, welche der russische Heerführer aus politischen Gründen schonen ließ, Schutz und Zuflucht. Die Türken, welchen bei all' ihren schlechten Eigenschaften ein gewisser Zug von Großmuth nicht abzusprechen ist, blieben des edelsinnigen Benehmens der Armenier gegen ihre ehemaligen Dränger noch nach dem Abzug der Russen eingedenk. Von ihrer frühern Anmaßung verschwand fast jede Spur und sie trugen ohne Murren die gleichen Lasten, wie die Raja. In Oesni wie in andern Ortschaften, wo ich nach der Bevölkerungszahl fragte, wurde geantwortet: dieselbe habe sich seit der großen armenischen Auswanderung auf russisches Gebiet um die Hälfte vermindert. Von ihren ausgewanderten Landsleuten haben sie zwar keine directen Nachrichten, aber sie glaubten oder bildeten sich ein, daß dieselben sich unter dem Schutze des christlichen Zaren des blühendsten Zustandes erfreuten. Von der Noth, dem Elende, welchem viele Tausende der Auswanderer bei ihrer Uebersiedelung nach Rußland erlagen, von dem traurigen Zustand der armenischen Colonien des Allaghes hatten sie keine Kunde.

Wir setzten unsere Reise fort und gelangten nach einstündigem Ritt zu einem Trümmerhaufen von Bausteinen, worunter ein schön gehauenes, zierlich gestaltetes Kreuz aus Lava sich befand, wahrscheinlich von einer alten Kirche herrührend, die hier einst gestanden. Armenier versammeln sich zuweilen an dieser Ruine, um zu beten. In der Nähe sprudelt eine schöne Quelle mit einer Temperatur von 6° Celsius. Mein Führer erzählte mir, daß vormals Milch aus derselben geflossen. Seitdem aber eine Frau ihr Hintertheil darin gebadet, fließe statt der Milch Wasser. Dicht am Fuße des Sichtschik liegt das Dorf Ardschink, welches ausschließlich von Türken bewohnt ist. Eingeführt von unserm Armenier fanden wir die freundlichste Aufnahme. Ein Häuschen ist hier für die Einkehr fremder Gäste eingerichtet. Stall und Schlafgemach befinden sich zwar in demselben Raume, doch ist letzteres einige Stufen über dem Stallboden erhöht und mit Rohrdecken, Teppichen und Kissen bequem ausgestattet. Nach einem frugalen Nachtmahl ruhten wir vortrefflich, und beim ersten Frühstrahl waren die Pferde gesattelt, um uns nach der Berghöhe hinaufzutragen.

Ungeachtet des kalten und späten Frühlings prangten die Wiesen am Fuße des Gebirges mit zahllosen Blumen. Zwei Farbetinten waren auf diesen Wiesen dominirend. Eine gelbe von vorherrschenden Ranunkeln und Potentillen, und eine rothe von einer kleinen artigen Primel. Dem Laufe eines Bächleins folgend, welcher dem Kara-su zufließt, ritten wir bis zur großen Terrasse hinauf, in deren Mitte sich der Trümmerkegel des Sichtschik erhebt. Ich beobachtete hier einen Theil derselben Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Umgebungen des Ararat und Allaghes gesammelt hatte, vor allen die scharlachrothe Bergtulpe, die prächtige Iris iberica und verschiedene Orchisarten. Bis zu einer Höhe von etwa 800 Fuß über der Hoch-

ebene konnten wir reitend gelangen. Von dort führten wir unsere Pferde am Zügel einen überaus steilen Abhang, welcher mit Vegetation bekleidet war, bis zur großen Terrasse hinauf. Die Pyramide des Sichtschik war durch den erhöhten Rand der Terrasse unsern Augen entzogen. Erst als wir die höchste Stelle erreicht hatten, kam sie wieder zum Vorschein. Von thierischem Leben war wenig zu beobachten. Ein Kukuk saß auf einem Lavablock und ließ seinen melancholischen Klageruf durch die Ebene tönen, ohne sich durch unser Vorüberreiten stören zu lassen. Eine kleine Mustela grauschwärzlich mit weißem Bauch schlüpfte durch die Ritzen des Gesteins und war in ihrem Loche verschwunden, bevor ich noch Zeit hatte zum Gewehr zu greifen.

Endlich hatten wir das kraterische Hochthal erreicht, in dessen kreisförmiger Runde sich die Pyramide des Sichtschik erhebt. Die Vermuthung, welche der Anblick dieses Berges aus der Ferne in mir erzeugt hatte, fand ihre volle Bestätigung. Wir standen inmitten eines großartigen Kraters, welcher an Umfang den gegenwärtigen Krater des Vesuvs wohl um das Dreifache übertrifft. Die Kraterwände sind noch gut erhalten und bestehen aus doleritischem Gestein, welches durch Metalloxyde verschiedenartig gefärbt ist. Der Gipfel des Berges, welcher aus der Mitte dieses alten Kraters emporragt, ist ein alter Schlacken- und Aschenkegel, welcher aus weißgrauen trachytischen Auswürflingen besteht. Lavaströme sind an den Rändern und Abhängen des Kraters zu erkennen, doch von auffallend geringer Masse und Ausdehnung. Offenbar hat die eruptive Thätigkeit hier wie an andern Vulcanen dieser Kette nur einen verhältnißmäßig sehr kurzen Zeitraum gedauert. Der Canal, welcher die Verbindung zwischen der Atmosphäre und dem tiefen Gluthheerde vermittelte, hat sich hier weit früher geschlossen, als an den Rändern des armenischen Hochgebirgs, in den Hochebenen von Bajazid und Eriwan, am

Gockschai und Wansee, wo die Dämpfe und flüssigen Lavamassen einen verhältnißmäßig geringern Widerstand zu überwältigen hatten und mächtige Vulcane mit einer sehr lange dauernden kraterischen Thätigkeit sich bildeten. Die Lavaströme am Ararat und Allaghes sind gewaltiger, als die des Aetna, während an den Vulcanen des Hochgebirgs von Erzerum die Spuren kraterischer Thätigkeit selbst den kleineren Vulcanen Italiens z. B. dem Epomeo auf Ischia nachstehen. Die stark fortgeschrittene Verwitterung der vulcanischen Felsen und der meisten Laven beweist auch, daß seit der kurzen periodischen Thätigkeit des Sichtschikkraters mehr als ein Jahrtausend vorübergegangen sein muß. In der That erwähnen die ältesten historischen Urkunden keine vulcanischen Phänomene in dieser Gegend, während die Kraterthätigkeit jener großen Vulcane der Araratgegenden, wie sie selbst Abich vermuthet, noch in das Frühroth der Geschichte herüber dämmern. Das dunkle Gestein an den Rändern des Sichtschikkraters hat den Einwirkungen des Wassers und der Atmosphäre weniger widerstanden, als das Kratergestein der Somma am Vesuv, von welchem wir den historischen Beweis haben, daß es jedenfalls über zwei Jahrtausende alt ist.

Das Innere dieses längst erloschenen alten Kraters ist eben so lieblich, als der Anblick des thätigen vesuvianischen Kraters wild und düster ist. Statt nackter, scharfkantiger Lavablöcke ist der schwarze Humus hier mit einer Decke von grünen Kräutern und bunten Alpenblumen bedeckt. Der Boden war im Junius sehr feucht. Von allen Seiten flossen ihm die Wasser der schmelzenden Schneemassen zu. Die alten Kraterwände hindern den Zutritt kalter Winde. Die Sonnenwärme war trotz der bedeutenden Höhe weit empfindlicher, als in der Hochebene von Erzerum. Feuchtigkeit, Wärme und günstiger Humusboden hatten daher eine Pflanzenpracht erzeugt, wie ich sie auf anderen Bergen

des armenischen Hochlandes selten gefunden. Ich sammelte hier viele jener Alpenpflanzen, welche ich am Ararat, Allaghes und auf den Alpen am Gockschaisee ein Jahr zuvor gefunden hatte.

Nachdem wir einige Stunden hier verweilt, die Gegend recognoscirt und einige schöne Pflanzen und Insecten gesammelt hatten, beschloß ich, den armenischen Führer mit den Pferden hier zurückzulassen und mit meinem Polen die Ersteigung des hohen Schlackenkegels zu wagen, obwohl dieselbe sichtbare Schwierigkeiten hatte. Die Weingeistflasche war unterwegs zerbrochen. Ich sammelte daher einen Bündel trockener Pflanzenstengel, mit welchen ich oben Wasser zu kochen hoffte. Außerdem noch mit dem Koch- und Meßapparat, geognostischen Hammer, Kinschal, Pistolen und Bergstock beladen, stieg ich munter den südlichen Abhang hinan. Der Pole, der etwas leichter beladen war, recognoscirte vor mir den Weg. Das Steigen war hier fast eben so schwierig, wie auf dem vesuvianischen Aschenkegel, obwohl man nicht so tief in Rapilli und vulcanischer Asche einsank, da die trachytischen Auswürflinge hier im Ganzen doch etwas größer und compacter sind. Ueber die größeren Trachyttrümmer voll scharfer Kanten und Ecken konnte man leichter festen Fuß fassen, als an Stellen, wo Asche und kleinere Auswürflinge angehäuft waren. Diese trachytischen Trümmer haben der Verwitterung stärker widerstanden, als das schwarze Gestein des Kraterrandes. In jenen war der Feldspath mit vielen kleinen Krystallen, in diesem der Augit vorwaltend. Die größeren Steinblöcke waren zum Theil mit Kryptogamen überwachsen. Nur wenige phanerogame Pflanzen waren zwischen den Trümmern sichtbar. Aber auf halber Höhe des Kegels fand ich zu meiner Verwunderung einen baumartigen Strauch von fast vier Fuß Höhe, dessen Blätterknospen noch nicht aufgeschlossen waren.

Um zwei Uhr Nachmittags erreichten wir den Gipfel. Eine prächtige, freie Aussicht über das weite Gebirgspanorama im Norden, Süden und Westen lohnte vollkommen die erschöpfende Anstrengung unserer Bergwanderung. Gegen Osten war der Blick durch die Nähe überragender Berggipfel beschränkt. Außer der großen Kette, von welcher der Sichtschik selbst ein Glied bildet, übersahen wir zwei Bergketten im Süden. Die erste niedrigere Kette bildet den südlichen Rand der Hochebene. Die zweite, aus welcher die weißen Spitzen des Bingöl-Dagh, welcher die Wiege des Araxes ist, emporragen, ist höher, aber von geringerer Ausdehnung. Weit schöner und übersichtlicher ist das Gebirge im Norden. In der Richtung von Ispir streicht eine majestätische Alpenkette, deren weiße Gipfelpanzer prächtig in der Sonne leuchteten. Die einzelnen Bergformen erschienen dort freier, selbstständiger, kühner und malerischer, als in den Ketten nach andern Himmelsgegenden. Auch schienen sie mächtigere Schneemassen zu tragen, als selbst der Bingöl-Dagh und Kop-Dagh. All' die verschiedenen Hauptketten sind durch Nebenketten, welche von Süd nach Nord auslaufen und verschiedene Plateaus und Thäler verengen oder schließen, deutlich verbunden. Im Westen erblickten wir die gewaltige Steinpyramide des Ak-Dagh in ihrem Profil. Dieser Berg ist fast steiler, als das Finsteraarhorn des berner Oberlandes. Deshalb können sich auch nur in seinen Schluchten, Furchen und Rissen ewige Schneemassen sammeln, während die senkrechten Steinwände das ganze Jahr hindurch nackt hervorstarren.

Der Gipfel des Sichtschik, auf welchem wir über drei Stunden zubrachten, ist kaum zwanzig Schritte breit und nahe an 300 Schritte lang. Der südliche Abhang des Kegels war bereits frei von Schnee, auf dem nördlichen lag derselbe noch drei bis vier Fuß hoch aufgethürmt. Nach meiner Messung mittels des

Siedepunkts erhebt sich dieser Gipfel 2846 Fuß über der Stadt Erzerum und 8581 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Von Pflanzen fand ich oben einige Gentianen, Campanulaceen, eine weiße Daphne und die auf allen armenischen Alpengipfeln im Frühling sehr häufig blühende Scitta sibirica. Von Thieren bemerkte ich nur eine Eidexe, welche flüchtig durch das Gestein schlüpfte. Macroglossa stellatarum umschwirrte die wenigen Alpblümchen. Von Menschenhänden waren zwei Steinhaufen errichtet, der eine als Altar, der andere als Feuerheerd. Als ich später meinen Führer befragte, erzählte derselbe, daß in früheren Zeiten zuweilen armenische Hirten den Berggipfel bestiegen, um oben zu beten und wohl auch ein Lamm zu Ehren Gottes zu schlachten. Jetzt sei diese Wallfahrt nicht mehr in Gebrauch. Wenn jetzt die Hirten, welche gegen Ende Junius die Weide auf diesen Höhen zu beziehen pflegen, die Lust zu Bergwanderungen anwandle, so sei der quellenreiche Gipfel des benachbarten Giaur-Dagh gewöhnlich ihr Ziel. Ohne eine seltsame Fabel geht es bei armenischen Hirtenerzählungen nie ab. So versicherte zuletzt mein Führer im Ton des tiefsten Ernstes, daß vor Zeiten auch auf dem trockenen Kegel des Sichtschik eine schöne Quelle entsprungen sei. Seitdem aber einmal eine Frau die Quelle durch ihre Nothdurft verunreinigt habe, sprudle sie nicht mehr und der durstige Bergsteiger, welcher im Hochsommer keinen Schnee mehr auf dem Sichtschik findet, mag wohl ein Recht haben, das Weib zu verwünschen.

Die genaue Kenntniß der Lage der Euphratquellen, von welchen Karl Ritter mit Recht bemerkt, daß sie schon wegen des mosaischen Berichts von der Lage des Paradieses eben so großes Interesse verdienen, wie die Nilquellen, die Jordanquellen und die Wiegen anderer Hauptströme der Erde, die einen so großen Einfluß auf die Schicksale der Völker ausgeübt, ist bis auf die

neueste Zeit dunkel und ungenau geblieben. Von all' den Berichten älterer Geographen, welche Ritter im zehnten Band seiner Erdkunde citirt, ist nicht Einer aus unmittelbarer Forschung an Ort und Stelle hervorgegangen und deshalb mehr oder minder unrichtig. Auch der französische Botaniker Tournefort hat sich in diesem Punkte keineswegs „dankenswerthe Verdienste" erworben, wie sie ihm Ritter in der gewöhnlichen milden und wohlwollenden Weise, welche diesen großen deutschen Gelehrten charakterisirt, zuschreibt. Tournefort hat botanische Ausflüge in den Bergen, welche die Hochebene von Erzerum umgeben, gemacht. Er kam hier den Euphratquellen sehr nahe und hätte ihre Lage genau bestimmen können, wenn er nur etwas bessere Einsicht gehabt und sich die Mühe einer Verfolgung der Richtung des Kara-su gegeben hätte. Statt die Hauptquelle im Norden aufzusuchen, wandte sich der französische Botaniker nach Osten und scheint von dort wieder eine süd-westliche Richtung eingeschlagen zu haben, indem er die unbedeutenden Quellen des Elidscha-armes, welche in den Kara-su fließen, mit den wahren Euphratquellen verwechselte. Seine Beschreibung ist übrigens so verworren, daß es ziemlich schwer ist, ihm auf dieser Irrfahrt Schritt für Schritt zu folgen. Er gibt unrichtige Entfernungen an und nennt Localitäten, welche wenigstens unter seiner Benennung nicht existiren.

Den Griechen und Römern war die Lage der westlichen Euphratquellen beiläufig bekannt, wie wir aus den Angaben von Strabo und Plinius ersehen. Eine genaue Bestimmung der Localität finden wir bei diesen Schriftstellern nicht. Nach Plinius entspringt der Euphrat in der Provinz Karanitis Großarmeniens am Berg Aba, welchen Strabo Abos nennt. Diese Angabe entnimmt Plinius den Aussagen des Domitius Corbulo, welcher als Statthalter in Syrien unter Kaiser Nero

im Jahr 63 n. Chr. mit einem Heer gegen die Parther bis zum armenischen Euphrat vordrang. Dagegen nennt Licinius Mucianus, welcher sechs Jahre später als Statthalter Vespasians nach Syrien gesandt worden, den Berg, an dessen Fuß der Euphrat entstehe, Capotes und die nächste Stadt Zimara. Der Bergname Aba oder Abos scheint heute im armenischen Hochlande verschollen, aber in der alten armenischen Benennung Garin, welche die Stadt Erzerum führte, bevor sie den Namen Theodosiopolis erhielt, will St. Martin den antiken Landschaftsnamen Karanitis wieder erkennen, so wie in der Benennung Capotes das armenische Wort Gaboid d. i. blau, mit welchem mehr als Ein hoher Berg in Armenien bezeichnet wird. Ptolemäus bezeichnet ziemlich richtig die Breitegrade der beiden Quellarme, ohne die Localität ihres Ursprungs zu beschreiben. Ganz falsche Nachrichten gibt Procopius, welcher Euphrat und Tigris aus demselben Berg entspringen läßt. Auch in den Schriften der arabischen, türkischen und armenischen Geographen, bei Masudi, Edrisi, Kjatib Tschelebi, Jedschidschean finden sich nur oberflächliche Mittheilungen über das Euphratische Quellgebiet. Den Charakter des Stromes hat der Prophet Jesaias klar und schön gezeichnet, indem er mit dessen Gewalt das um sich greifende assyrische Reich verglich: „Siehe, darum wird der Herr über sie die wilden und großen Wasser des Euphrats stürzen lassen, den König von Assyrien und seine ganze Macht. Der Strom wird allenthalben über seine Dämme steigen und allenthalben über seine Ufer treten. Er richtet dann auch seinen Lauf gegen Juda, er überschwemmt und durchströmt es. Bis an die Kehle wird sein Wasser reichen und wird mit ausgespannten Armen dein ganzes weites Vaterland umschließen, o Immanuel!“

Die erste genaue Angabe der Lage der Euphratquellen findet

sich in der Statistik, welche der russische Generalstab nach Beendigung des türkischen Feldzugs veröffentlicht hat. Sie nennt den Berg und das Gipfelthal, aus welchem die Hauptquellen entspringen, bei dem wahren Namen, den sie im Lande, bei Türken und Armeniern, führen, Giaur-Dagh und Domlu-Dagh. Doch gibt sie keine topographische Skizze der Gegend. Unter den neuesten Reisenden ist Dr. Koch von Lasistan kommend am Giaur-Dagh vorübergezogen, ohne den Gipfel dieser Euphratwiege zu besteigen. Nach seiner Angabe ist der Engländer Abbott der einzige Reisende, welcher die Hauptquelle selbst besucht hat, ohne, wie es scheint, etwas darüber veröffentlicht zu haben. Ritter bezweifelt sogar die Existenz einer Hauptquelle, welche bei den meisten großen Strömen in der That nicht zu finden ist, dagegen gerade am Euphrat einen so ungewöhnlichen Wasserreichthum und so seltne Schönheit zeigt, wie ich noch keine Quelle in irgend einem Alpengebirge Europa's und Asiens beobachtet habe. Von sämmtlichen Europäern, welche ich in Erzerum kennen gelernt, hatte sich keiner die Mühe genommen, diese prachtvolle Quelle aufzusuchen, während Türken und Armenier an Feiertagen häufig jene grüne Alphöhe heimsuchen und Scherbet schlürfend und Tschibuk schmauchend den Krystallsprudel betrachten, ohne dabei eine Ahndung zu haben, daß derselbe dem berühmten Strome Westasiens das Dasein gibt.

Während meines zweiten Aufenthalts in der Hochebene von Erzerum, nach Beendigung meiner persischen Reise, unternahm ich den Ausflug nach den Euphratquellen. Die Jahreszeit war bereits weit vorgerückt. Aber ein ungewöhnlich warmer und sonniger Spätherbst hatte die Heerden noch auf den Alpweiden zurückgehalten. Die Herbstvegetation war noch ziemlich schön, und dieselben zierlichen Hipparchien, Hesperiden und Lycänen, welche zum Theil dem Hochgebirge Armeniens ganz eigenthümlich sind

und seit Kindermanns entomologischer Reise in diesen Gegenden die meisten lepidopterologischen Sammlungen Europa's schmükken, umflatterten im Sonnenschein die letzten Blümlein der Höhen, welche wenige Tage darauf bei plötzlichem Witterungswechsel unter eine Schneedecke begraben wurden. In Begleitung eines tüchtigen Führers, der alle Wege und Stege dieser Berggegenden vortrefflich kannte, ritten wir an einem hellen Octobertag von Erzerum in nördlicher Richtung aus. Nach fünfstündigem Ritt erreichten wir das kleine Dorf Haschkawan, welches größtentheils von Türken und nur wenigen Armeniern bewohnt ist. Die armenische Kirche dieses Ortes bewahrt die Gebeine eines Heiligen und wird als Wallfahrtsort von den andächtigen Christen weit und breit besucht. Zur Einquartierung der frommen Gäste befindet sich eine Reihe von Zimmern im untern Hofe der Kirche. Der Zudrang von Wallfahrern am Tage meiner Ankunft war sehr groß. Bei reinem Himmel und ziemlich milder Temperatur bivouakirte ich hier unter den schönen Sternen in meine Burka eingehüllt, welche gegen Nachtfrost und Morgenthau mich schützte. Meine Leute übernachteten mit mir im Freien. Der folgende Tag war ein Festtag. Der Gottesdienst nach dem Gregorianischen Ritual, dem ich beiwohnte, bestand aus leeren äußeren Ceremonien, Rauchfaßschwingen, Kerzenanzünden, eintönig leierndem Priestergesang und Vorlesen aus einem altarmenischen Meßbuch. Bei einem Volk von Cultur und Geschmack hätte dieser Gottesdienst nicht einmal auf die Sinne gewirkt. Für Geist und Gemüth lag darin kein anregendes Atom. Die Mehrzahl der Anwesenden bestand aus armenischen Weibern. Von besonders eifrig religiös gesinnten armenischen Landleuten der Gegend wurden im Hofe drei Lämmer geschlachtet, wovon einige Fleischschnitten den Armen, die besten Bissen aber dem Priester zu gut kamen.

Nach beendigtem Gottesdienst ließ ich satteln. Gleich hinter Haschkawan geht es bergauf. Der ganze Höhenrücken, welcher östlich vom Sichtschik sich bis zu dem Sattel hinzieht, der die Scheide der Gewässer bildet, welche einerseits durch Lasistan nach dem schwarzen Meer, anderseits durch Armenien und Mesopotamien nach dem persischen Meerbusen fließen und zunächst den Tortum-su nach Norden und den Kara-su gegen Süden senden, führt den Namen Giaur-Dagh und besteht aus Trachyt, zeigt aber weder einen Krater, noch Lavaströme, wie sein Nachbar, der Sichtschik. Nach vierthalbstündigem Steigen über den Trachyt erreichten wir das hohe Gipfelthal, aus welchem die wahren Euphratquellen entspringen. Dasselbe hat eine sanfte Senkung, mag eine gute halbe Meile im Umfang haben und war in dieser Jahreszeit beinahe schneefrei. Von den höchsten Abhängen dieses Gipfelthales aus einem mit Alpblumen und Gras bedeckten Humusboden, der sich aus dem verwitterten Trachyt und der Vegetalerde gebildet hat, entspringen einundzwanzig Quellen, welche hier das erste und fernste Euphratwasser liefern. Diese Gipfelsenkung führt den Namen Domlu-Dagh und erhebt sich nach meiner Bestimmung mittelst des Siedepunktes 3117 Fuß über der Hochebene und 8952 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres. Beiläufig 200 Fuß unterhalb der höchsten Quelle sprudelt die Hauptquelle hervor, welche allein mehr Wasser liefert, als alle übrigen Quellen zusammengenommen. Sie ist die schönste, reinste und frischeste Bergquelle, die ich je gesehen, und hat eine Temperatur von nur 2,8° C. Krystallklar in prächtigem Sprudel strömt der Springquell aus einem von Trachytsteinen künstlich übereinander gehäuften Becken. Diese Einfassung verdankt sie den Besuchern, welche an schönen Tagen von nah und fern herbeikommen, der würzigen Bergluft und der milden Temperatur sich zu freuen und das köstlich frische

Wasser zu genießen. Ganz nahe dieser Quelle tritt nackter Fels zu Tage, ein Trachytporphyr mit glasigen Feldspathkrystallen. Die Quelle liefert eine bedeutende Wassermasse, fließt sogleich als Bächlein weiter, vereinigt sich bald darauf mit andern zuströmenden Wassern, strömt anfangs in östlicher Richtung unter dem Namen Domlu-su durch die Hochthäler und Schluchten des Giaur-Dagh lustig und flüchtig, kosend, schäumend und tosend bald zwischen nacktem Felsgestein, bald über grüne Matten, und wendet sich dann im südlichen Laufe der Hochebene zu, wo bald andere Quellströme von allen Seiten zufließen. In der Hochebene verliert der Quellbach Charakter, Farbe und Namen, nimmt trägen Lauf an, bekommt dunkles Wasser, sieht fast mehr wie ein Canal als wie ein Fluß aus und heißt Kara-su. Auf den Höhen des Giaur-Dagh leben in dem reinem Euphratwasser Forellen, im Kara-su kommen andere Fischarten vor, die einen eigenthümlichen, widerlichen Sumpfgeschmack haben und deren Genuß nach dem Glauben der Eingebornen Fieber erzeugen soll. Fünf Stunden nordwestlich von der Stadt Erzerum vereinigt sich der Sertschamah-su mit dem Kara-su. Ersterer entspringt von den schneeweißen Gipfeln des Berges Sertschamah, welcher in der Form einer abgestutzten Pyramide sich zwischen dem Sichtschik und dem Kop-Dagh erhebt und nach seiner Form zu schließen wahrscheinlich gleich jenen ein erloschener Vulcan ist. Aus einer Schlucht nahe dem Fuße des Hoscha-Bunar tritt der Sertschamah-su in die Hochebene ein. Er liefert mindestens eben so viel Wassermasse, als der Kara-su, und unterscheidet sich von demselben durch einen viel raschern Lauf. Seine Quellen können nicht als die wahren Euphratquellen betrachtet werden, da ihr Lauf bis zur Vereinigung mit dem Kara-su nicht die Hälfte der Entfernung beträgt, welche wir von den Quellen des Domlu-Dagh bis zu dem Fuße des Hoscha-Bunar

oder Kop-Dagh rechnen. Bemerkenswerth ist, daß all' die vielen Quellen der beiden Bergzüge, welche die Hochebene umsäumen und die ersten Euphratwasser bilden, aus trachytischem Gestein, gewöhnlich aus Trachytporphyr gehen, der sonst den Geognosten nicht eben seines Quellenreichthums wegen bekannt ist. Dieser Quellenreichthum bedingt auch die große Fruchtbarkeit der Hochebene. Trotz der größern Feuchtigkeit der Atmosphäre und der reichhaltigen Niederschläge müssen auch hier Felder und Wiesen, wie in der Ebene von Eriwan, durch künstliche Abzugscanäle bewässert werden, um ergiebige Ernten zu liefern.

VIII.

Das Reisen im türkisch-persischen Hochlande — Die Kurden. Kara-gös. Karawanenskizzen. Sitten und Lebensweise der Pferde. Wölfe, Panther und Tiger. Aasgeier. Kurdische Roßdiebe. Stadt und Hochebene von Hassan-kaleh. Kurdische Wohnungen. Bemerkungen über die Kurden. Naturcharakter. Topra-kaleh. Kloster Utsch-kilissa. Bemerkungen über den armenischen Klerus. Diadin. Die Quellen des Murad. Der Ararat. Kurdische Räuber. Geologisches. Besuch in Bajasid.

Die Reise nach Persien durch das Alpenland Armenien wird gewöhnlich mit der Karawane oder mit Postpferden, seltener in Begleitung eines Tartaren der türkischen Regierung gemacht. Letzterer reist als Courier, wechselt alle vier bis fünf Stunden das Pferd, reitet im großen morgenländischen Schritt oder Galopp, rastet nie über eine Stunde, hetzt manches Pferd zu Tode und legt die Reise von Erzerum nach Tabris, eine Wegstrecke von nahebei 100 Stunden, in der ungeheuern Schnelligkeit von dritthalb Tagen zurück. Engländer haben öfters die Reise auf diese Art versucht und mit britischer Beharrlichkeit ausgeführt. Aber hinterher gestanden sie, daß sie lieber einen vollen Monat lang alltäglich auf die Fuchsjagd reiten, Wettrennen über Barrieren und wiederholte Boxergänge machen wollten, als die Repetition einer solchen Lustreise à la tartare.

Die türkische Post hat mit einer derartigen Anstalt im civilisirten Europa nichts gemein als den Namen. Es existiren in der Türkei weder Postmeister, noch Posthäuser, noch Postställe, noch selbst eigentliche Postillone. Auf Vorzeigen eines Fermans der hohen Pforte oder des betreffenden Pascha's ist aber jeder Ortsvorstand angewiesen, die nöthige Pferdezahl für den Bedarf des Reisenden herbei zu schaffen und ihm einen Pferdeführer bis zur nächsten Station mitzugeben. Die Bezahlung ist mäßig. Aber ohne Begleitung eines türkischen Kawassen, welcher von Erzerum bis zur persischen Grenze 500 türkische Piaster kostet, ist die Reise nicht rathsam. Selbst dann ist das Unternehmen nicht ganz ohne Gefahr.

In der Nähe fast aller armenischen Alpenpässe spähen die Luchsaugen der Kurden auf Wege und Wanderer herab. Mit ihren Heerden auf den höchsten Kämmen, Plateaus und Thalwänden lagernd oder schweifend halb nomadisirende Hirten halb Räuber sind die Kurden immer bereit, ihr Wolfsgeheule zu erheben, die zehn Fuß lange Bambuslanze einzulegen und über Reisende und Karawanen herzufallen, so oft bei Schätzung des Widerstandes und der Beute das Verhältniß sich stark zu Gunsten der letztern neigt. Zwar sind die Kurden unendlich friedlicher, zahmer und honetter geworden, seitdem die Paschas mittelst des regulären Nizam Ordnung und Polizei im Lande kräftiger handhaben, als früher mit den Janitscharen. Aber Anwandlungen des alten Räubersinnes befallen die Kurden noch so manchmal, und ihre nomadisirenden Gewohnheiten während der mildern Jahreszeit erleichtern ihnen dieses Handwerk. Rücken die Paschas von Erzerum, Wan, Kars oder Bajasid mit ihren Nizamsoldaten aus, um den Kurden ihren Raub abzujagen oder sie zu züchtigen, so fliehen letztere auf persisches Gebiet, schicken dem Sardar von Tabris einige Geschenke und verweilen dann gewöhn-

lich auf den Grenzgebirgen Aserbeidschans mit ihren weidenden Heerden, bis auch in Tabris, Choi oder Urmia wiederholte Klagen über kurdische Räubereien einlaufen. Abermals bedroht oder gejagt flieht die Nomadenhorde über die wilden Abhänge des Agri-Dagh auf russischen Boden und erlangt vom Grenzcommandanten des Kosakenpostens gegen das gewöhnliche Geschenk einiger schönen Pferde die Erlaubniß auf den Weideplätzen des Ararat ihre Zelte aufzuschlagen. Wird sie auch dort bei dem russischen Natschalnik von Eriwan wegen zufälliger Ausübung ihres Handwerks verklagt, so kann die Horde noch immer eine letzte Zufluchtstätte im Hochgebirge des freien Kurdistan suchen unter dem erkauften Schutz irgend eines dortigen Häuptlings, welchen Entfernung und Unzugänglichkeit der Gebirgswege vor türkischen Nizambesuchen bewahren.

Nicht lange Zeit vor meiner Abreise nach Erzerum war Master Abbott, der englische Consul in Teheran, kurdischen Räubern in die Hände gefallen und sammt seinen Reisegefährten bis auf inclusive das Hemd ausgeplündert worden. Die Sache hatte eine eben so ernste, als komische Seite. Man denke sich in Master Abbott einen Mann von großem persönlichen Muth, dessen unzeitige Anwendung ihm hier gleich dem spanischen Señor Don Quixote nichts einbrachte, als eine derbe Tracht Schläge! Man denke sich das mächtige Großbritannien, das seinen Dreizack über alle Meere schwingt und dem Maharadscha von Lahore wie dem Beherrscher des himmlischen Reiches das Gesetz vorschreibt und dennoch hier eben so unmächtig war, die seinem Repräsentanten zugefügte Schmach abzuwenden oder zu rächen, wie einige Jahre früher die grausame Hinrichtung seiner beiden Abgesandten bei dem Usbekenhäuptling von Bochara!

Master Abbott wurde mit seinem kleinen Gefolge unweit Diadin überfallen. Auf den ersten Kurden, welcher mit gefällter

Lanze gegen ihn ansprengte, drückte er eine Pistole ab und fehlte — zu seinem guten Glück. Den Tod oder die Verwundung des Kurden hätte er sicherlich selbst mit dem Leben gebüßt. Zwei kräftige Bambuslanzenstöße, die ihm glücklicherweise nur die Burka, nicht die Haut durchlöcherten, warfen den muthigen Briten vom Pferde. Seine orientalischen Gefährten und Diener hatten keine Anwandlung seines ritterlichen Sinnes und streckten entsetzt über das Schakalgeschrei und die fürchterlichen Gestalten der Kurden ihre Waffen. Die Kurden waren nach ihrer Weise ziemlich großmüthig. Sie nahmen ihnen zwar Pferde, Gepäck und rissen ihnen selbst die Kleider vom Leibe, aber sie ließen ihnen doch das nackte Leben. Und wenn Master Abbott mit Roßpeitschen und Bambuslanzenstäben gräulich salutirt worden, so war das nur Revanche — für den Pistolenschuß. Seinen armenischen Dienern, welche gutwillig das Gewehr gestreckt, geschah kein Leid. Nackt wie unser Ahnherr Adam vor dem Sündenfall wanderten die Reisenden unter dem höllischen Gelächter der von dannen ziehenden Kurden nach dem nächsten Dorf, wo sie von mitleidigen Armeniern dürftig mit Kleidern versehen wurden. Consul Brant in Teheran erhob über diese Geschichte einen gewaltigen Lärm und der Pascha mußte Schadenersatz zahlen. Die Kurden aber zogen sich in die höheren Gebirge nach Süden zurück und spotteten dort in unerreichbaren Schlupfwinkeln sowohl des britischen Consulgrimmes, als der türkischen Paschadrohungen.

Am sichersten, wohlfeilsten und bequemsten macht man die Reise nach Persien mit einer jener großen Handelskarawanen, welche von Erzerum fast jede Woche nach Tabris abgehen und dorthin meist englische Baumwollzeuge und Manufacturwaaren bringen, auch böhmisches Glas, Tücher und Pelze der Leipziger Messe, selbst Nürnberger Spielwaaren u. s. w. Die schwächsten dieser Karawanen zählen gewöhnlich 2—300, die stärksten bis 900

Pferde. Maulthiere werden hiezu selten verwendet, und Kameele sah ich nur bei einer einzigen Karawane zwischen Salmas und Choi, die aber die türkische Grenze nicht überschritt. Im Durchschnitt kommt auf 3 oder 4 Pferde ein Führer, welcher entweder zu Fuße geht oder hinten auf dem Packsattel kauert und gewöhnlich mit einem Feuergewehr, oft auch mit Dolch und Säbel bewaffnet ist. Führt eine solche Karawane Waaren von besonderm Werth, so gibt ihr der Pascha in der Regel noch einen Kawassen zur Begleitung, der mit einer langen Lanze, auf welcher oben gewöhnlich ein Roßschweif befestigt ist, an der Spitze der Colonne reitet und den Kurden ein Warnungszeichen sein soll, daß sie sich nicht etwa nach einem Gut gelüsten lassen, welches der Muschir von Erzerum unter seinen besondern Schutz gestellt hat und dessen Antastung er auf türkische Art rächen würde. Mehr noch, als die Anwesenheit des Kawassen, schützt aber die Karawanenzüge ihre eigene Stärke. Denn so zahm und feige auch der Armenier im Allgemeinen sein mag, so vertheidigt er doch sein Eigenthum und das ihm anvertraute fremde Gut, für welches er haften muß, fast so tapfer, wie die Löwin ihre Säuglinge, und weicht nur einer großen Uebermacht, welche die Kurden in diesen Gegenden nicht leicht zusammenbringen können, da ihre einzelnen Lager oder Horden nicht sehr zahlreich sind und die mächtigeren Häuptlinge nicht in der Nähe der großen Karawanenstraße zu streifen wagen. Gegen nächtliche Diebereien der Kurden ist freilich selbst die stärkste Karawane trotz ihrer Wachsamkeit nie gesichert. In dieser Kunst stehen die Kurden den Steppenindianern Amerika's und den Hadschuten der afrikanischen Meditscha um kein Haar breit an Pfiffigkeit und gewandter Schnelligkeit nach. Wir selbst erlebten hart an der türkisch-persischen Grenze ein Beispiel kurdischer Diebesgeschicklichkeit von der ergötzlichsten Art.

Die Karawane, mit welcher ich über Hassan-Kaleh und Diadin die Reise nach Persien machte, stand unter der Führung eines reichen Armeniers Namens Kara-Göz d. h. „Schwarzauge.“ Er führte diesen Namen mit Recht, denn ein großes unheimliches, leicht schielendes kohlschwarzes Augenpaar war das erste, was mir an seiner kurzen, stämmigen Figur auffiel. Hernach erst bemerkte ich, daß er auch verwachsen war und hinkte. Sein höchst ungünstiges Aeußere vernichtete aber nicht das Ansehen, welches er in Erzerum genoß. Wie sehr auch körperliche Schönheit und eine männlich imposante Gestalt im Morgenland geschätzt sind, der Reichthum hat noch immer mehr Gewicht, und in unverminderter Ehre steht dort Hadschi-Baba's des Persers Spruch:

„Ihr dürft das liebe Geld nur zeigen,
Und jedes Haupt wird sich ihm neigen,
Die Schale mit dem größeren Gewicht,
Ihr widersteht der Eisenbalken nicht.“

Kara-Göz brachte dem Muschir von Erzerum alljährlich ein schönes Roß von turkomanischer oder karabagscher Race zum Geschenk, wurde dann bei dem Großwürdeträger von drei Roßschweifen zum Handkuß vorgelassen und drückte bei dieser Gelegenheit jedem Schreiber, Thürsteher und Diener des Paschaserails ein klingendes Bakschisch in die offenen Hände. Das empfahl ihn so gut in türkischer Gunst, daß das Giaurthum des schwarzaugigen und buckeligen Raja darüber ganz vergessen wurde, und seine Wünsche in Betreff des Schutzes der Karawane leicht Gewähr fanden. Er führte den stolzen Titel Karivan-Baschi d. i. Befehlshaber einer Karawane und wollte dieser Würde gemäß behandelt sein.

Der russische Viceconsul von Erzerum, welcher selbst großartigen Speditionshandel treibt und sich dieses reichen und an-

gesehenen Armeniers für seinen Waarentransport nach Tabris vorzugsweise bedient, hatte ihn in meine Wohnung geschickt, um wegen des Preises für meine Mitreise zu unterhandeln. Ich verlangte sechs Pferde, Platz unter dem Hauptzelt und die tägliche Ration von Kara-Göს' Küche. Der Preis, welchen der Armenier forderte, überstieg aber das Doppelte dessen, was einige Wochen zuvor ein persischer Karivan-Baschi, der in gleicher Richtung zog, verlangt hatte. Als ich Kara-Göს die Unbilligkeit seiner übertriebenen Forderung vorhielt, blinzelte er mit seinen finstern schwarzen Augen und entfernte sich, ohne ein Wort zu sagen.

Die Karawane, welche Kara-Göს befehligte, bestand aus 360 Pferden, wovon die Hälfte sein Eigenthum war. Die übrigen Pferde hatten andere Eigenthümer, größtentheils Armenier, welchen Kara-Göს einen Theil der Waaren, die ihm der russische Consul als Frachtgut übergeben hatte, anvertraute. Einige dieser Armenier speculirten auf eigene Rechnung. Mit einem derselben, Namens Karapet Bedochil, trat ich in Verkehr und schloß noch am Abend vor dem Aufbruch der Karawane den Handel ab. Wir verließen Erzerum in der Mittagsstunde, ritten über ein Querjoch der Höhenkette, welche die Hochebene von Erzerum gegen Osten vom Plateau von Hassan-Kaleh scheidet, und erreichten gegen Sonnenuntergang die Karawane, welche in der Nähe des Städtchens Hassan-Kaleh lagerte. Das Wetter war heiter, die Temperatur auf diesem sehr hoch gelegenen armenischen Alpenplateau ungemein lieblich. Von hier ging es in sehr kleinen Tagmärschen weiter. Die Karawanen reiten im Sommer stets bei Nacht, machen in der Regel drei bis vier Wegstunden, lagern kurz nach Sonnenaufgang und lassen dann ihre Pferde bis zwei Stunden nach Mitternacht auf der Weide grasen und ruhen. Im Winter, wo mit Gerste gefüttert wird, machen

sie täglich die doppelte Wegstrecke und übernachten in Dörfern oder Städten. Abgesehen von der Langsamkeit — wir brauchten von Erzerum nach Tabris volle 27 Tage — hat diese Reiseart für einen, welcher das Land und die Natur nicht blos im flüchtigen Vorübereilen beobachten will, viel Angenehmes. Während der Ruhe des Tages hatte ich Zeit und Muße, die Berge in der Nähe des Bivouaks zu durchstreichen, die Formationen des Gesteins zu studiren, zu jagen und auf den Abhängen schöne Alpenpflanzen und seltene Insecten zu sammeln.

Eine der interessantesten Seiten des Karawanenreisens ist auch das Studium der Thiersitten, wozu sich hier ausgezeichnete Gelegenheit bietet. Die Karawanenthiere haben das Eigenthümliche, daß sie überaus stark an ihren Gewohnheiten hängen, die geregelte Ordnung respectiren, die Geselligkeit lieben, für alle Bekannte und Freunde, gleichviel ob zwei- oder vierbeinig, besondere Anhänglichkeit zeigen, dabei sehr ungastlich sind und fremde Vierfüßler nicht leicht in ihrem großen Familienkreis dulden. Diese Bemerkung gilt zunächst von den Pferden. Die Maulthiere, Esel und die kleinen Dromedare, welchen man erst in Persien begegnet, haben ihre besondern Charakterzüge und bedürfen einer ziemlich verschiedenen Behandlungsweise.

Ohne die Gelehrigkeit der Karawanenpferde, ohne ihren Respect vor herkömmlichen Gewohnheiten würde es ungemein schwer sein, bei Aufbruch und Ankunft der Karawane, wo in der Regel großer Lärm herrscht und hunderte von Menschen- und Thierstimmen durcheinander schreien, unter einer solchen Masse die nothwendige Ordnung zu erhalten. Doch der milde und fügsame Charakter des orientalischen Pferdes bei all' seinem Feuer kommt diesem Zweck sehr zu statten. Die boshafte, heimtückische Gemüthsart der Mustangs in den amerikanischen Pampas ist ihnen fremd, ebenso der stierköpfige Eigensinn der Walachen-

und Kosakenpferde in den Donau- und Donsteppen, wo Stimme und Schlingen des Tabnutschik sich mit Mühe Gehorsam verschaffen in der wilden ausgelassenen Heerde. Die an die ungebundene Freiheit ihrer Steppenrepublik gewöhnten Rosse würden sich dort der Karawanenzucht und dem Packsattel nicht so leicht fügen.

Jedes Karawanenpferd hat eine Schelle am Halse, deren Läuten es verrathen würde, wenn es sich etwa gelüsten ließe, während des Marsches auf die Seite zu gehen oder von der Weide sich in die Berge zu entfernen. Ein solches Vergehen kommt aber stets nur bei Neulingen vor. Das eingewohnte und geschulte Packpferd gibt nur höchst selten Anlaß zur Klage. Kaum hat der Karivan-Baschi zwei Stunden nach Mitternacht das Zeichen zum Aufbruch gegeben, so verkünden helles Wiehern, Schnauben und Klingeln der von der Weide zum Lager getriebenen Pferde, daß sie alle bereit, frisch und marschirlustig sind. Mitten in der Dunkelheit der Nacht entsteht nun im Bivouak ein Leben und ein Lärmen, welches dem Reisenden keinen Schlummer gönnt, selbst wenn er gerne fortschlafen möchte, bis das letzte Pferd bepackt und das Zelt aufgeladen ist. Die so klugen und gelehrigen Thiere wissen trotz der Finsterniß stets ihren rechten Stand in der Nähe des Herrn, dem sie gehören, und der Knechte, die sie striegeln, tränken und beladen, zu finden. Mitten in dem Lärm und dem Gewühle der schreienden Menschen steht das Thier unbeweglich still, bis der Packsattel und die Waarenbürde, welche nach beiden Seiten hin die rechte Balance haben muß, aufgeladen sind. Das ist immer das Werk weniger Secunden, denn die Packleute haben den Griff los. Mit einem einzigen Schwung und Tactschrei heben je zwei Männer die Ladung in die Luft und werfen sie auf den Packsattel. Kaum spürt das Pferd die Last auf dem Rücken, so geht es allsogleich von selber

weiter, eines dem andern folgend, nie zwei neben einander. Das best' dressirte russische Soldatenregiment kann nicht regelrechter, in gleichmäßigerm Tempo, genauer gemessenem Schritt und geraderer Linie marschiren, d. h. in Gegenden, wo die Beschaffenheit des Terrains und die Richtung des Gebirgspfades es gestatten. Kommt durch irgend einen Zufall einige Verwirrung in die Colonne z. B. durch den Sturz eines Pferdes auf schlüpfrigem Weg oder durch eine in entgegengesetzte Richtung ziehende Karawane, so hält das Thier, welches dem Verwirrungspunkt am nächsten steht, still, und sein Nachfolger ebenfalls. Die ganze Pferdecolonne macht halt, das Geläute verstummt und die bepackten Vierfüßler stehen so festgebannt, wie die steinernen Rosse vor dem römischen Quirinal, ohne der starken Faust eines Bändigers zu bedürfen. Ist der Grund der Verwirrung gehoben, so setzen sich die Pferde eines nach dem andern von selber wieder in Bewegung. Im gleichförmigen Marschtritt geht es wieder vorwärts und der gleichförmige Klingklang der Schellen hallt wieder durch die weite menschenleere Wildniß der armenischen Alpen.

An die Spitze der Linie stellt man gewöhnlich die ältesten, erfahrensten und klügsten Pferde. Der Führer ist in der Regel ein langmähniger Patriarch, welcher das wandernde Metier schon einige Jahrzehnte treibt, genaue Landes- und Ortskenntniß hat und auf seine Erfahrung, seine Pferdeweisheit mit Recht stolz ist. Nie verirrt sich derselbe, nie scheut er, wenn etwa ein Felsblock von bizarrer Form oder ein Todtengerippe am Wege liegt oder selbst Kameele, gegen welche die Pferde eine besondere Antipathie haben, vorüberziehen. Auch wenn ein Gewitter am Himmel grollt und zuckende Blitze, Hagel und Regen die jüngeren Thiere erschrecken und unruhig machen, kommt der Führer-Gaul nicht aus der Fassung. Das Beispiel des Vorgängers aber wirkt

beruhigend und beschwichtigend auf den Nachfolger, während die Unruhe des Führers sich eben so schnell auf die Hinterpferde fortpflanzen und Unruhe und Verwirrung in die ganze Marschcolonne bringen würde. Ortskenntniß und Instinct leiten den Patriarchen selbst in der schwärzesten Nacht, wenn finstere Wolken jede Himmelskerze umhüllen, vollkommen sicher. Hemmt ein Fluß oder reißender Wildbach den Weg, so hält der Führer-Gaul so lange still, bis der nächste Reiter die seichteste Uebergangsstelle erkundet hat. Letzterem folgen dann der Patriarch und die Veteranen, die Eingewöhnten und zuletzt die Neulinge des Packtrosses watend oder schwimmend. Freilich läuft das nicht immer ohne Gefahr und Unfall ab. Bei starker Schneeschmelze oder nach Wolkenbrüchen haben die Wildbäche oft eine furchtbare Gewalt und reißen die schwimmenden Thiere in die Strömung fort. Doch retten Instinct und Klugheit sie in den meisten Fällen.

Einen lustigen Eindruck gewährt das Begegnen einer fremden Karawane, welche von entgegengesetzter Richtung kommt. An der Spitze des Zuges reitend hört man bei stiller Nacht den Schall ihrer wandelnden Glocken gewöhnlich aus bedeutender Entfernung. Einige der Reiter, welchen die Obhut der Karawanenspitze anvertraut ist und die im Falle einer drohenden Gefahr z. B. eines Angriffs kurdischer Räuber oder eines Ueberfalls von Wölfen alsogleich durch Schüsse Lärmsignale geben und Hülfe oder Widerstand leisten, reiten in der Dunkelheit oder Dämmerung voran, um wo möglich zu recognosciren. Sind die entgegenkommenden Karawanenleute Freunde, Bekannte oder mindestens Glaubensgenossen, so grüßt man sich und plaudert beim Vorübergehen. Die Kariwan-Baschis aber machen sich gegenseitig eine ceremonielle Reverenz und tauschen sich ihre Neuigkeiten aus von Trebisond und Tabris über den Stand des Handels und über politische Vorgänge, insofern letztere auf den Ver-

kehr und die Sicherheit der Straßen Bezug haben. Manchmal schließt man wohl auch in der Schnelle einen Handel ab, theilt sich Provisionen mit und kauft oder verkauft Pferde, je nach dem Bedürfniß des Einen oder Ueberfluß des Andern. Gehören die sich begegnenden Karawanen Männern verschiedener Nationalität und Religion, so wird höchst selten verkehrt. Kaum bietet man sich den orientalischen Gruß; gewöhnlich reitet man schweigend vorüber. Die Schiiten tartarischen Stammes besitzen ein gut Theil von dem türkischen Hochmuth und Fanatismus, und die Armenier sind zwar verträgliche und friedfertige Leute, haben aber seit dem Besuch der russischen Heere die übertriebene Demuth von ehemals abgestreift. Der armenische Karivan-Baschi ist sich des Einflusses vollkommen bewußt, den ihm sein Reichthum und der kräftige Schutz der europäischen Consulate verleiht. Die Moslims bei den Karawanen aber haben den frühern unerträglichen Hoch- und Uebermuth gegen die Raja, welcher gerade in Anatolien den äußersten Grad erreicht hatte, beträchtlich herabgestimmt. Das Verhältniß zwischen Christen und Mahomedanern in Persien ist, wenn noch lange kein freundschaftliches, doch ein leidliches geworden, und das verdankt man — will man gerecht sein — den Russen und Paskewitschs siegreichem Degen, welcher auch dort den Hochmuth der Schiiten hoffentlich für immer gebrochen hat.

Die Karawanenpferde sind in Bezug auf Toleranz gegen Fremde ihres Standes und Geschlechts nicht besser, als ihre Herren. Sie können Pferde, welche nicht zu ihrer speciellen Sippschaft gehören, nicht ausstehen. Lagern zwei Karawanen zufällig in der Nähe beisammen, so beobachten sich die weidenden Thiere mit gespitzten Ohren, galoppiren wiehernd auf und ab mit offenen Nüstern und gesträubten Mähnen und verrathen damit ihre Rauflust. Dies geschieht namentlich, wenn in dem

einen Lager oder vielleicht in beiden sich Hengste befinden, auf welche selbst die Castraten neidisch und erbost sind. Doch wenn auch keine geschlechtliche Eifersucht sich einmischt, zeigen doch die meisten jüngeren und feurigeren Pferde einen nicht geringen Grad von Händelsucht, sobald sie Fremde sehen. In diesem Falle vergessen sie am häufigsten Zucht und Gehorsam und bleiben taub gegen die Stimmen der Hüter. Plötzlich sprengt das hitzigste Roß, das seine Kampflust nicht länger bändigen kann, in wilden Sätzen herausfordernd gegen die Weide des andern Lagers vor. Seine feurigsten Kameraden folgen ihm als Schildknappen und Secundanten. Kampfsmuthiges Wiehern fordert wie eine trompetenschmetternde Heroldsstimme die Tapfersten der Gegner zum Streite. Die Ausforderung wird gewöhnlich angenommen und der Heroldgruß von der andern Seite mit eben so jauchzendem Wiehern erwiedert. Schnaubend und bäumend stürmt in gewaltigen Sätzen ein hochbeiniger Turkomanier dem feuerfarbigen Hengst von Erzerum oder dem Silberschimmel von Karabagh entgegen. Hauend und beißend treffen sich die Gegner und jeder sucht den andern an der Seite zu fassen. Wiehernd und schäumend brausen die Gefährten um die Kämpfenden herum. Die Pferde von jeder Karawane halten gegen Fremde brüderlich zusammen und das Turnier würde bald zu einer allgemeinen Schlacht werden, wenn nicht das Geschrei und die Flüche der herbeieilenden Hüter von drohend geschwungenen Roßpeitschen unterstützt die feindlichen Pferdeparteien rechtzeitig aus einander brächten.

Wenn zwei Karawanen sich auf dem Marsche begegnen, zeigt sich dieser feindselige Haß gegen die Fremden nicht. Die Pferde sind dann des Ordnungszwangs, der Disciplin sich bewußt und verrathen keine Rauflust. Mit gespitzten Ohren, aber friedlich, gehen die bepackten Colonnen im ruhigen Klingklang an einander

vorüber. Mitten durch das Schellengeläute dringt zuweilen das verliebte Wiehern eines Hengstes, aber Zaum und Gebiß und nöthigenfalls Peitsche und spitze Eisensporen dämpfen seine heißen Triebe. Unser türkischer Kawaß ritt einen jungen prächtigen Rappenhengst, der in den besten Jahren und inmitten einer Fülle von Alpenkräutern natürlich auch bei besten Kräften war. Dieser Fremdling unter der übrigen Heerde mußte immer besonders angebunden werden, weil die Eifersucht der übrigen ihn nicht auf der Weide duldete. Auch Neulinge haben gewöhnlich anfangs einen schweren Stand. Kara-Göz kaufte im Laufe der Reise in den Kurdendörfern Pferde ein, welche von den eingewöhnten Rössen auf der Weide anfangs sehr arg maltraitirt wurden und bei all' ihrer Jugend und Stärke sich der Bisse und Hufschläge, die sie von allen Seiten bedrohten, kaum erwehren konnten. Auch hier mußte die Roßpeitsche manchmal einschreiten, um den Uebermuth der rauflustigen Veteranen zu bändigen, die Rekruten zu schützen und die Ordnung herzustellen.

Zuweilen kommt der Fall vor, daß in den sich begegnenden Colonnen auch unter den Vierfüßlern alte Freunde und Bekannte sich erkennen, welche früher zu einer und derselben Karawane gehörten, vielleicht sogar in demselben Stalle geboren, auf derselben Weide herangewachsen waren und die sodann durch Kauf und Tausch verschiedener Karivan-Baschis ihre Herren und Lager wechselten. Ein treues und dankbares Gedächtniß scheint auch zu den Charakterzügen des orientalischen Pferdes besonders in den Karawanen zu gehören. Ein eigenthümlich helles Wiehern verräth selbst unter dem Packsattel manchmal die freudige Ueberraschung, wenn so unverhofft auf der Reise sich Jugendgespielen, dieselben Kameraden, welche Jahre lang Last und Lust, Packleiden und Weidefreuden mit einander getheilt hatten, sich wieder begegnen und wieder erkennen.

Karapet-Bedochil überließ mir für diese Reise, wie ausbedungen war, eines seiner jüngsten und besten Pferde. Es war eine braune Stute von mittlerer Größe, feinen Formen und leichter Bewegung. Die Gemüthsart dieses Thieres war überaus sanft, solange man seine Gewohnheiten respectirte. Im entgegengesetzten Falle zeigte es sich sehr störrig und es bedurfte einiger Zeit, bis ich es gewöhnen konnte, in einem andern Schritt als dem der Karawane zu gehen und vom Zuge sich zu entfernen.

Das Reiten mit einer Karawane in Reih' und Glied ist ziemlich langweilig. Wenn der Morgen heraufdämmerte und der erste Sonnenstrahl das grüne Alpenplateau illuminirte, ritt ich gerne auf eine der Anhöhen zur Seite des Weges, um die Landschaft zu betrachten und mein Auge zu weiden an dem malerischen Anblick der Kurdenlager und des Karawanenzuges. Mein Pferd theilte nie mein Vergnügen. Es kostete manchen Sporenstreich, um es zu gewöhnen, selbst nur für wenige Minuten aus der Gesellschaft der seinigen zu scheiden. Die Liebe zur Geselligkeit, die Scheu gegen die Einsamkeit ist einer der auffallendsten und rührendsten Charakterzüge dieser Thiere. Zuweilen blieb ich hinter der Karawane zurück, wenn ich eine interessante Stelle fand, wo die Felsbildung oder die Gebirgsvegetation zur Betrachtung und zum Sammeln einlud. Das Pferd wurde am nächsten Felsen festgebunden, schaute aber immer unverrückten Auges der verschwindenden Karawane nach. Waren die letzten Nachzügler aus dem Gesichte, so spitzte es die Ohren noch so lange, als es das Schellengeläute hörte. War auch dieses verstummt, so senkte es traurig den Kopf und blickte fragend und klagend auf seinen botanisirenden Reiter. So große Mühe es kostete, das Thier seitwärts oder rückwärts zu lenken, so wenig bedurfte es irgend einer Anregung, wenn es galt die Karawane wieder

einzuholen. Die braune Stute zeigte dann plötzlich das Feuer des orientalischen Renners und galoppirte, als hätte sie Flügel, bis der Schellenklang wieder hörbar wurde. Beim Wiedersehen der seinigen brach das gute Thier in frohes Wiehern aus.

Den kurdischen Roßdieben, welche bei einbrechender Nacht das Karawanenlager umschleichen, ist diese Liebe der armenischen Pferde zum geselligen Beisammensein ziemlich hinderlich. Sie erscheinen daher immer gleichfalls beritten und die Pferde, deren sie sich bei solchen Besuchen bedienen, sollen immer gestohlene Karawanenpferde sein, welche sie zu ihren Zwecken abgerichtet. Dem weidenden Pferd wird eine Schlinge um den Hals geworfen und während einer der Diebe das Ende des Strickes festhält, das gefangene Pferd mit sich fortzieht, treibt es ein anderer Kurde mit der Roßpeitsche vorwärts. Die armenischen Hüter geben durch Schießen ein Lärmzeichen und jagen mit ihren besten Pferden den Dieben nach. Haben sie dieselben eingeholt, so suchen die Armenier anfangs mit guten Worten oder Drohungen die Kurden zur gutwilligen Rückgabe ihres Raubes zu bewegen. Von ihren Feuerwaffen machen sie nur in den äußersten Nothfällen Gebrauch, da sie nicht ohne Grund die Blutrache der Kurden fürchten.

Viel weniger gefürchtet, als die Diebereien oder gewaltsamen Ueberfälle der Kurden, sind die Angriffe von Wölfen im Winter. Nur sehr großer Hunger treibt dieses Raubthier, dessen Charakter im Ganzen feiger und furchtsamer ist als man es sich gewöhnlich denkt, bisweilen zur Desperation und zur Ueberwindung der Scheu vor dem Menschen. Alsdann ereignen sich wohl einzelne Fälle, daß ein Rudel heißhungeriger Wölfe sich zusammenschaart, in die marschirende Colonne einbricht und in größter Eile einige Pferde zerfleischt und in Stücken reißt, bevor die Schüsse der herbeieilenden Reiter sie verjagen. Sehr

klug wissen die Wölfe ihren Angriff nach der zugänglichsten und unbewachtesten Seite der Colonne zu richten, wo keine Feuergewehre in der Nähe sind. Der Fall kommt übrigens durchschnittlich in einem Jahrzehnt kaum einmal vor und dann immer nur bei einem sehr langen und hartnäckigen Winter, welcher die Heerden von der Weide fern hält. Weit öfters kömmt es vor, daß im Sommer sich einzelne Wölfe unter die weidenden Karawanenpferde schleichen. Der wunderbare Instinct der letztern läßt sie aber schnell den Feind erkennen. Sie rennen eiligst zusammen, bilden einen Kreis, die Köpfe nach Innen und die Hinterfüße nach Außen gekehrt. Gelingt es dem Wolfe nicht, gleich beim ersten Anspringen einem der weidenden Pferde die Kehle abzureißen, so ist sein Versuch gewöhnlich umsonst. Denn der geschlossene Kreis begrüßt ihn mit wüthenden Hufschlägen, und macht sich der Wolf nicht eiligst aus dem Staube, so verfällt er der Kugel des herbeieilenden Hüters. Immer wagt der Wolf den Angriff nur bei Nacht. Am Tage ist er fast eben so feige wie der Schakal.

Von andern Raubthieren haben die Karawanen zwischen Erzerum und Tabris nichts zu fürchten. Die Schakale sind schwach und furchtsam, und wenn sie im Winter gleich den Hyänen den Karawanenzügen folgen, so geschieht es nur um das Aas gefallener Pferde zu verspeisen. Bären sind in den armenischen Hochalpen seltener als in der Waldregion gegen Lasistan und Kolchis, wo sie wohl Schafe und Ziegen zerreißen, aber niemals Pferde angreifen. Zwischen Tabris und Teheran und noch mehr südlich auf dem Wege nach Ispahan wächst die Gefahr. Es treten statt der Kurden die Turkomanen, statt der Wölfe Panther und Tiger als nächtlich lauernde Feinde auf. Im Ganzen ist die Zahl dieser Raubthiere freilich viel geringer und ihre Scheu vor dem Menschen größer, als sie sich der eu-

ropäische Leser gewöhnlich denkt. Ich habe später in Persien mit Karawanenführern gesprochen, welche seit dreißig Jahren zwischen Tabris und Teheran ab und zu reisen und nie von Raubthieren belästigt wurden. Andere wußten nur von sehr seltenen Fällen zu erzählen, wo Panther oder Tiger bei Nacht in die Kameelheerde eingefallen und einzelne Thiere zerfleischt hatten. Der häufigste Standort des Panthers ist das prächtige Waldland Masenderan, durch welches nur kleine Karawanen ziehen. In der Turkomanenwüste, in Khorasan und auf dem Wege zwischen Isspahan und Schiras tritt der Tiger einzeln ziemlich häufig auf und soll dort den Karawanen bei Nachtzeit noch heute gefährlich sein. Von andern Thieren, welche den Karawanenzügen regelmäßig folgen, wüßte ich nur der Raben und Aasgeier zu erwähnen, welche im Winter die Excremente, im Sommer das Fleisch der gefallenen Pferde verzehren. Wie bei dem Heereszuge nach Konstantine die leichenwitternden Raubvögel über der Expeditionscolonne schwebten, so sah ich auch in Armenien und Persien denselben weißköpfigen Geier (Vultur fulvus) in ungeheurer Höhe über der Karawane segeln, und so oft ein Pferd sterbend fiel, senkten sogleich Dutzende dieser Raubvögel die mächtigen Schwingen und ließen sich auf die Leiche nieder.

Die Karawanenthiere, selbst die Hunde, sind mit diesen Aasvögeln ziemlich befreundet oder dulden wenigstens aus Gewohnheit ihre Nähe. Vielleicht ist noch irgend eine unerklärbare Sympathie im Spiel, vielleicht erkennt das Pferd im Aasgeier Sarg und Todtengräber zugleich, wenn sein bester Theil einmal in den Bauch des Vogels übergeht. Oefters sah ich den kleinen Aasgeier (Cathartes percnopterus), wenn er sich vom Fleische irgend eines todten Thieres recht satt gefressen hatte und träge sein Gefieder blähte, auf dem Rücken eines Pferdes Platz nehmen. Die Pferde, welche bei großer Hitze, wenn sie

sich auf der Weide gesättigt hatten, in dichten Haufen regungslos beisammen standen und mit gesenkten Köpfen unter dem Bauche des Nachbars Schatten und Kühle suchten, schienen den sitzenden Aasvogel sehr gerne zu dulden und ihm zu lieb bewegten sie sich nicht einmal, um ihn in seiner Verdauung nicht zu stören. Auch Raben sah ich zuweilen vertraulich auf dem Rücken der Pferde und Dromedare. Aehnliche Vertraulichkeit beobachtete ich in Nordafrika zwischen Aasgeiern und Kühen, Raben und Schweinen. Dr. Knoblecher berichtet von den Nillanden Centralafrika's, daß er dort oft Wat- und Schwimmvögel, besonders Silberreiher, Ibisse u. s. w. auf dem Rücken der Elephanten beobachtet habe. Das armenische Karawanenpferd hat einen natürlichen Haß und starken Widerwillen nur gegen eine einzige Thierart: das Kameel. Letzteres kann seinerseits das Pferd nicht ausstehen. Selbst in Karawanen, wo beide Thierarten vertreten und an gegenseitigen Anblick längst gewöhnt sind, erhält sich diese Antipathie. Pferde und Kameele gehen, wenn man ihnen nur einigermaßen freien Willen läßt, stets getrennt zur Weide. Lange Gewohnheit des Beisammenseins hält sie wohl von feindseligen Ausbrüchen ab, aber ein Beispiel selbst von mäßiger Freundschaft zwischen beiden Thieren ist mir im Laufe meiner orientalischen Reisen nie bekannt geworden.

Am 18. Junius nach 3 Uhr Morgens weckte mich auf dem Pasinplateau des armenischen Hochlandes das Geklingel der von der Weide kehrenden Pferde. Es war die erste Nacht, welche ich in einem Karawanenlager zugebracht. Des Lärmens und des neuen Schauspiels noch ungewohnt betrachtete ich mit Interesse durch den ersten dämmernden Frühstrahl das seltsame Bild. Kara-Göß, der Karivan-Baschi, hatte sein großes Zelt im Centrum des Lagers aufgeschlagen. Die im Viereck aufgeschichteten Waarenballen bildeten um uns eine Verschanzung, welche uns

im Falle eines kurdischen Angriffs als Festung dienen konnte. Gegen feindliche Kugeln gedeckt hätten die mit Feuergewehren bewaffneten Armenier hinter dieser Mauer die Vertheidigung geleitet. Kara-Göz benahm sich ganz wie ein Pascha. Er warf seine kleine mißgestaltete Figur stolz in die Brust und hatte stets ein kleines Gefolge von bewaffneten und berittenen Knechten um sich, denen er mit kreischender Stimme seine Befehle zuschrie. Ihm zunächst an Ansehen und Würde standen die Kadirtschis*) oder Pferdeeigenthümer der Karawane, welche ihre Thiere theils an Kara-Göz vermiethet, theils auf eigene Rechnung befrachtet hatten. Diese Männer respectirten zwar die Autorität des Karivan-Baschi, ließen sich aber von ihm doch nicht so viel gefallen, wie die gemeinen Packknechte, gegen welche bei einreißender Unordnung im Zuge oder bei Unfällen z. B. wenn ein Pferd stürzte, ein Packsattel brach oder durch Pferdekämpfe auf der Weide Verletzungen vorkamen, Kara-Göz den ganzen Vorrath seiner schwarzen Galle ausspritzte, und die gewöhnlich seine heftigen Droh- und Schimpfworte im Gefühl ihrer Abhängigkeit und Armuth geduldig hinnahmen. Unter unsern Kadirtschis war kein Türke, unter den Knechten ziemlich viele Lasen und sogar einige Kurden. Der Grad von Ansehen und Respect, dessen die verschiedenen Kadirtschis genossen, hing ganz von der Zahl der Pferde ab, welche ihnen gehörten. Karapet-Bedochil, von dem ich Pferde gemiethet hatte, war vielleicht das dümmste Individuum unter den anwesenden Zweifüßlern. Da er aber nächst Kara-Göz über die meisten Vierfüßler verfügte, so nahm er auch nach dem Karivan-Baschi den ersten Rang ein. Wir hatten freilich noch eine Person mit uns, deren bloße Erscheinung im Lande mehr imponirte, als die unseres buckligen

---

*) Kadirtschis heißen im Türkischen gewöhnlich die Maulthiertreiber.

Karivan-Baschi's und sämmtlicher Kadirtschis zusammengenommen. Es war der türkische Kawaß, welchen der Seraskier Kiamil Pascha als Beschützer durch das Kurdenland uns mitgegeben hatte. Derselbe sollte gleichsam die Würde der hohen Pforte repräsentiren und in allen gefährlichen Gegenden mit seiner langen Lanze und dem wehenden Roßschweife an der Spitze des Zuges reitend ein Warnungszeichen für die Kurden sein, sich eines Gutes nicht gelüsten zu lassen, welches der mächtige Seraskier von Erzerum unter seinen besondern Schutz gestellt hatte. Dieser Kawaß war trotz seiner athletischen Figur ein sehr gutmüthiger und phlegmatischer Türke, welcher keinerlei Art von Arroganz zeigte und durch seine Gegenwart die Autorität des Karivan-Baschi mehr zu stärken und zu erheben als zu beschränken suchte.

Das Städtchen Hassan-Kaleh ist am Nordrand am Fuße eines sehr hohen Felsens gelegen. Es hat ein ärmliches, elendes Ansehen. Seine Ringmauern sind ganz zerfallen, über ein Dritttheil seiner Häuser liegt in Trümmern. Auch die alte Festung, welche den Gipfel des Felsens krönt, zeigt nur trostlose Ruinen. Dieser stark ausgesprochene Charakter von Verödung und Verfall nimmt in Städten und Ortschaften mehr und mehr zu, je näher man der türkisch-persischen Grenze kommt. Auch bei Hassan-Kaleh entspringen Thermalquellen und Säuerlinge. Schwerlich ist irgend ein bekanntes Gebirgsland der Welt mit einem ähnlichen Reichthum von mineralischen Wassern gesegnet wie Armenien. Die heißesten Quellen haben 32° R. Es befinden sich daselbst zwei Bäder, welche von Gästen der Nachbarschaft zahlreich besucht werden. Man hielt sie wie alle natürlich warmen Bäder im Orient heilsam für alle Uebel.

Hassan-Kaleh soll eine der alten genuesischen Stationen und das Castell von diesen unternehmenden Handelsleuten des

Mittelalters erbaut sein. Ob der Architekturstyl hiefür einen genügenden Beweis liefert, hat noch kein zuverlässiger Kenner ausgesprochen. Der Engländer Hamilton, der sich auf Bauwerke versteht und Hassan-Kaleh besucht hat, hat hierüber nichts Bestimmtes ausgesprochen. Ritter ist geneigt, Hassan-Kaleh wirklich für einen der festen Plätze der Genuesen zu halten, deren grandiose Baudenkmale vom Genueser-Thurm in Pera an bis nach Trapezunt und der taurischen Halbinsel bekannt genug sind und die ihre befestigten Stationen wahrscheinlich weit bis in das Innere von Asien versetzt hatten. Bekanntlich werden die großartigen Burgruinen im Norden von Gumysch-Haneh, welche noch heute den Namen Genis-Kaleh d. h. Genueser Schloß führen, so wie Baiburt, Ispir, Erzerum, Bajazid mit ihren alten Castellen für solche genuesische Stationen gehalten. Selbst tief in die persische Provinz Aserbeidschan hinein bis an die Ufer des Urmiasee's versetzt die orientalische Sage die Linie von genuesischen Bauten und beweist wenigstens die Erinnerung an dieses einst so einflußreiche und unternehmende Handelsvolk. Auch viele Chane und Karawanserais auf dieser Linie werden ihnen zugeschrieben.

Einige Forscher neigen sich zur Ansicht, daß an der Stelle von Hassan-Kaleh die wahre alte Theodosiopolis gestanden, welche sonst identisch mit der Stadt Garin, dem modernen Erzerum gilt. Aber das Zeugniß von Moses von Chorene, die Bauart der Bäder und der Mangel an alten Ruinen sprechen gegen diese Hypothese.

In dem gegenwärtigen elenden Zustande ist die Festung von Hassan-Kaleh einer Vertheidigung gegen europäische Artillerie nicht mehr fähig, auch wird sie von den Höhen der Nachbarschaft gänzlich dominirt. Die Russen besetzten sie am 24. Juni 1829 ohne Widerstand. Schon damals war das Städtchen in

einem sehr heruntergekommenen Zustande und zählte nur 80 Familien. Seitdem ist es noch mehr verödet und entvölkert. Der kleine Hassan-Kalehfluß, welcher dicht am Städtchen vorüber fließt, liegt 5140 P. F. über der Fläche des schwarzen Meeres.

Das Passinplateau ist weniger breit als die Hochebene von Erzerum, aber von fast gleicher Länge. Die Gebirgsketten, welche die Ränder im Süden und Norden bilden, sind Fortsetzungen der Ketten, welche die Ebene von Erzerum einschließen. Der das Plateau durchschneidende Araxes ist in dieser Jahreszeit bereits ein ansehnlicher Fluß, der nicht durchwatet werden kann. Von einer soliden steinernen Brücke — Tschöban-Köbri wird dieselbe auf der Karte des russischen Generalstabs genannt — welche über den Araxes führt, berichtet die von verschiedenen Reisenden besonders von Kimmis mitgetheilte Tradition, daß sie von Darius Hystaspis gegründet worden sei. Tschöban-Köbri heißt Hirtenbrücke. Der Beschreibung des Berichterstatters vom russischen Generalstabe entspricht dieselbe nicht mehr ganz. Zur Zeit, als die verschiedenen Hauptcorps der russischen Armee hier zusammenstießen, war sie noch völlig unversehrt. Schon im Jahre 1843 war ein Joch in der Mitte weggerissen und durch ein hölzernes ersetzt.

Unsere Karawane lagerte an einem schönen Weideplatz, anderthalb Stunden vom Ufer des Araxes entfernt. Die nächstliegende türkisch-armenische Ortschaft hieß Juswara. An Holz war gänzlicher Mangel. Nirgends eine Spur von Wald, nicht einmal einzelne Gruppen von Bäumen und Buschwerk waren in weiter Runde sichtbar. Die Armenier bedienten sich getrockneter Viehexcremente, um Kaffe und Gerstensuppe zu kochen. Nachdem ich mit einigen Täßchen mich erquickt hatte, nahm ich Gewehr und Hammer und machte einen Streifzug in die nächsten Berge. Auch hier besteht der Körper der Berge aus demselben

Gestein, wie in der Hochebene von Erzerum — einem hellgrauen Trachytporphyr mit Feldspathkrystallen. Einzelne steile Gipfel steigen auch hier in wilden und malerischen Formen aus den Ketten empor, doch erscheinen dieselben dem Auge minder hoch als die Berge Kop-Dagh, Sertschamah-Dagh und Bingöl-Dagh im Norden und Süden von Erzerum. Auch tragen sie lange nicht so bedeutende Schneelasten. Unter den Rollsteinen der Gebirgsbäche fand ich hier häufig den Gabbro, welchen ich bisher in den armenischen Gebirgen noch nirgends in selbstständigen Felsmassen anstehend gefunden hatte. Der Vegetationscharakter auf dem Pasinplateau hat die größte Aehnlichkeit mit dem der Ebene von Eriwan. Die Temperatur war bereits merklich höher als bei Erzerum, der Boden trockener und der Graswuchs überall karg und sparsam, wo ihm nicht natürliche oder künstliche Bewässerung zu Hülfe kam. Ueppig grün war nur der nächste Rand der Quellen und Bäche. Auf trockenen Bergrücken fand ich die prächtige Iris iberica, welche ich um dieselbe Zeit ein Jahr zuvor am Ararat gefunden. Die entomologische Ausbeute war unbedeutend. Auf trockenem Grunde fand ich zwei noch unbeschriebene Arten der Gattungen Dorcadion und Tentyrea.

Am 19. Junius erreichten wir den Fuß der Bergkette, welche auf der russischen Karte unter dem Namen Kussah-Dagh bezeichnet ist. Dieser Name kommt eigentlich einem fast isolirten Felskegel zu, welcher mit der Kette nur schwach verbunden über dem von armenischen Katholiken bewohnten Dorf Mullah-Soliman sich erhebt. Die Kette bildet einen Ausläufer des südlichen Höhenzuges und scheidet die Hochebene von Hassan-Kaleh (Pasin) von dem niedrigern aber eben so ausgedehnten Plateau von Topra-Kaleh.

Eine halbe Stunde von unserm Lagerplatz entfernt erblickte man die schwarzen Zelte einiger kurdischen Nomadenfamilien.

Ich besuchte dieselben mit meinem Jagdgewehr bewaffnet und fand nur Weiber und kleine Kinder, die Männer waren mit den Heerden auf die höhern Bergweiden gegangen und wurden erst gegen Abend zurückerwartet. Die Kurdenzelte sind über geflochtenes Rohr gespannt, welches bis zwei Fuß über dem Boden sich erhebend die Zeltwände bildet und der Luft freien Durchzug gestattet. Sie sind ziemlich geräumig und hübscher als die der Beduinen in den Duars der Berberei. Die Weiber waren ungemein häßlich und eben so armselig gekleidet wie die südrussischen Zigeunerinnen. An den Ohren, um Hals und Arme trugen sie Ketten, Ringe und Spangen von schlechtem Blech und Blei. Meine bewaffnete Erscheinung schien sie wohl in Verwunderung, doch nicht in Schrecken zu setzen. Ich verlangte Jauert (saure Milch) zu trinken und versprach Geld, erhielt aber die Antwort, daß gar nichts Genießbares vorräthig sei. Auf den nächstgelegenen Bergen traf ich auf einen Schakal, der sich auf Schußweite beschleichen ließ und bei der ersten Schrotladung fiel. Die Berge bestehen aus Trachyt. An den Rändern hatte sich Trachytconglomerat und Tuff aus zerriebenem Trachyt unter Einfluß des Wassers abgesetzt. Die Ausbeute an Pflanzen und Thieren war mager. Sehr auffallend ist die Seltenheit der Vögel in dieser Jahreszeit. Die schöne armenische Alpenlerche (Alauda bimaculata) schien bereits verschwunden. Häufig waren nur zwei Vogelarten: der Aasgeier und der gemeine Kukuk. Insecten selten. Die schöne Euprepia Hebe fand ich auf hohem Grase sitzen, und Plusia Gamma schwirrte um die Alpenblumen.

Am 20. Junius rückte die Karawane an dem Kurdendorf Jendek vorüber in das Gebirge ein. Der große von Kurden bewohnte Ort Deli-baba liegt zur Linken. Der Morgen war so kalt, daß ich trotz Makintosh und Mantel heftig fror. Wir

ritten durch einen sehr engen Felspaß, dessen aufsteigende Wände aus Trachytporphyr bestehen. Es ist hier ein wunderbares dreifaches Echo, und die mit Flinten und Pistolen bewaffneten Reiter der Karawane belustigten sich mit Schießen. Das Lager wurde in einem engen Thal aufgeschlagen, welches ein Bach durchströmt. Ich erstieg den Gipfel der nächsten Höhen in der Hoffnung den Ararat zu sehen. Doch verhinderten höhere Berge gegen Südosten die Fernsicht. Auf dem nächsten feuchten Bergrücken fand ich die schönste Alpenblume Armeniens Anoplantus Bibersteinii von prächtiger Purpurfarbe. Der türkische Kawaß erzählte mir bei meiner Rückkehr ins Lager, daß dieses Gebirge früher eine der gefährlichsten Gegenden des Kurdenlandes gewesen. Ein Ausflug wie der heutige würde mich zehn Jahre früher in die größte Gefahr gebracht haben. Selten sei eine Karawane in diesem Engpaß gelagert, ohne von Kurden umschwärmt und angegriffen zu werden. Seit der Errichtung des Nizam sei es allmählig anders geworden, und jetzt gehörten Raubanfälle zu den seltenen Ereignissen.

Gegen Abend besuchte uns ein stattlich gekleideter Kurdenhäuptling. Er trug keinen Bart, dagegen einen lang gezogenen starken Schnurrbart, wie vormals die Janitscharen, um den Kopf einen mächtigen Turban, kurze Burka, sehr weite Hosen. Von einem unserer Armenier ließ er sich das Pferd beschlagen und ersuchte den Karapet-Bedochil um sein Taschenmesser, das ihm gefiel, als Andenken. Für das Hufeisen zahlte er nichts und ritt mit kurzem Dank davon, von allen Armeniern, selbst von unserm hochmüthigen Karivan-Baschi, noch höflich begrüßt. Als ich nachher den Kadertschi lachend fragte, warum er von dem Kurden kein Geld für Hufeisen und Mühe verlangt habe, erwiederte dieser: „Ja lacht nur! wenn Ihr je diesem Kerl allein begegnet, wird Euch schlimm zu Muth sein.“ Der Kurde,

der mit Gewehr, Pistolen und Säbel bewaffnet war, sah in der That wie ein ächter Räuberhäuptling aus.

Tags darauf gab Kara-Göz das Aufbruchszeichen später als gewöhnlich. Wir machten nur einen sehr kleinen Marsch, um einige erkrankte Pferde zu schonen. Nahe der höchsten Stelle des Passes wurde gelagert. Hier kamen an dem Ufer eines kleinen Baches niedere Weidenbüsche zum Vorschein, und zum erstenmal seit unserm Aufbruch von Erzerum konnten wir die Bivouakfeuer mit etwas Holz und trockenen Distelnstengeln statt der getrockneten Viehexcremente nähren. Ich machte einen weiten Ausflug in die Berge und fand auf den Abhängen eine Fülle schöner Alpenkräuter. Am häufigsten wuchs überall, wo die Sonne den Schnee stellenweise weggelockt hatte, die blaue Scilla sibirica. Dieses überaus hübsche Blümchen bildete um die einzelnen Schneefelder blaue Guirlanden. Mit ihr in Gesellschaft blühten auf feuchten Matten Primula elatior, Primula auriculata und die köstlich riechende Matthiola odoratissima; unter den Wiesengräsern Orchis maculata. An den Rändern der Schneefelder bis zu einer Höhe von 8000 Fuß lief auf feuchtem Grunde zwischen den Gräsern Callisthenes araraticus, ein von mir entdecktes, durch seinen eigenthümlichen Bau höchst ausgezeichnetes Laufkäfergeschlecht, welches der armenischen Alpenregion durchaus eigenthümlich ist. In geringer Höhe über mir segelten zwei Bartgeier (Gypaetos barbatus), welche auf kleine Nager Jagd zu machen schienen.

Vom Gipfel dieser Berge hatte ich eine weite Fernsicht. Der Blick umfaßt einerseits die schneereiche Gebirgskette, welche die Wiege der Euphratquellen überragt, das Centrum des armenischen Hochlandes, anderseits dessen fernste östliche Grenzmarke: die Araratgruppe. Der große Ararat erscheint hier als eine ungeheure Schneepyramide, welche silberfunkelnd in die reine,

weder von Wolken noch Höhenrauch getrübte Himmelsbläue hineinstieß. In dieser bedeutenden Entfernung von mehr als 30 Wegstunden erschien der Sündfluthberg, der ohne andere Höhenrivalen aus schwarzem Grunde wie ein kolossales Gespenst sich erhebt, weit großartiger, als bei Etschmiazin und in der nächsten Nähe am Fuße der St. Jacobsschlucht. Neben ihm war noch eine weiße Spitze sichtbar, vermuthlich der kleine Ararat. Die Gebirgskette, von welcher die Araratgruppe gleichsam die östliche Grenzmarke bildet, wird niederiger, geradliniger, die einzelnen Gipfel verlieren ihre kühnen selbstständigen Formen, je näher sie dem Fuße des großen Vulcans liegen. Die übrigen großen Vulcangruppen jenseits der großen Araxesebene waren nicht sichtbar. Dicht vor uns ragte im Norden die isolirte Felskuppe des Kussah-Dagh, welche theilweise mit Schneemassen bedeckt war, empor. Auch die höchste Bergkette von Lasistan in der Richtung von Ispir war noch sichtbar. Gegen Süden war die Aussicht durch höhere Berge geschlossen.

Am 22. Junius sah ich gegen Tagesanbruch, als die Karawane auf dem Marsche nach dem östlichen Abhang begriffen war, mehrere kurdische Reiter mit Bambuslanzen bewaffnet gegen die Spitze unseres Zuges ansprengen. Ich ritt in der Nähe des Führer-Gauls und dachte bereits an einen ernstlichen Angriff. Kaum hatte ich aber mein Doppelgewehr von der Schulter genommen und gespannt, als der Armenier Pilosch, der gewöhnlich meine Pferde besorgte, mir warnend zurief, die Kurden nichts Argwöhnisches merken zu lassen. Die bewaffneten Kadertschis ließen die Reiter ruhig näher kommen, ohne ein feindseliges Zeichen zu geben. Auch der türkische Kawaß ritt mit seiner gewöhnlichen türkisch-phlegmatischen Würde im Karawanenschritt und ließ die Lanze mit dem Roßschweif ruhig auf der Schulter lehnen. Man glaubte daher offenbar an keine feindseligen Ab-

sichten von Seite der Kurden. Sie ritten gerade auf den Karivan-Baschi zu und es kam zu einem heftigen Gezänke. Bald hörte ich, daß sie dem Anführer in den stärksten Ausdrücken Vorwürfe machten, die Karawane diesen Weg geführt zu haben, wo die schönste Alpweide durch die Pferde niedergetreten werde. Kara-Göß war furchtsam und demüthig und auf seinen Befehl schwenkte die Spitze der Karawane sogleich nach einer andern Richtung. Wir überschritten die Bergkette auf einem Umweg und schlugen unser Lager auf dem östlichen Abhang in geringer Erhebung in der Hochebene von Topra-Kaleh auf.

Allenthalben gab es herrliche Weiden. Der Boden war mit feinen Alpgräsern und Blumen bedeckt. Gegen Süden waren die Gipfel des Saiban-Dagh, der über dem großen Wansee sich erhebt, sichtbar. Dieser Berg ist nach dem Ararat wahrscheinlich der höchste in Armenien. Er trug mächtige Schneelasten und scheint seiner Form nach gleichfalls ein erloschener Vulcan zu sein. Wir fanden hier die ersten Bäume, seitdem wir Erzerum verlassen hatten. Es war der silberbaum- und der weidenblätterige Birnbaum (Pyrus elaeagnifolia und salicifolia.) Auch einige Birken und Weidenbüsche wuchsen in der Nähe unseres Bivouaks, und wir konnten unsere Kochfeuer zum erstenmal mit Holz heizen. Die Jagd war ziemlich ergiebig. Ich schoß mehrere Steppenhühner, Wachteln, Rosenstaare (Pastor roseus). Auf den hohen Umbelliferenblüthen der Wiesen fand ich eine schöne noch unbekannte Saperda. Ziemlich viele Kurden und Kurdinnen kamen ins Lager auf Besuch, einige aus Neugierde, andere verkauften saure Milch.

Tags darauf hielt Kara-Göß einen Rasttag. Er hatte zwei schwer kranke Pferde, von welchen das eine im Laufe des Tages krepirte. Dem andern Pferd ließ er am folgenden Morgen kurz nach dem Aufbruch der Karawane lebendig den Kopf abschneiden

und solchen bei Seite in die Wiese legen mit dem Bemerken, daß er den Kopf dem allmächtigen Gott opfere, damit er die Karawane vor weiterm Unheil bewahre. In derselben Absicht ließ Kara-Gös auch zwei Lämmer schlachten, welche er Tags zuvor von kurdischen Hirten gekauft hatte. Das gebratene Fleisch wurde an die Knechte der Karawane ohne Rücksicht auf deren Religion vertheilt.

Die Armenier gehören zu den abergläubigsten Völkern des Erdballs. Im Laufe meiner Reisen durch das russische und türkische Armenien wurden mir viele, mitunter überaus komische Züge erzählt, welche einen merkwürdigen Hang zum Mysteriösen und Wunderbaren und einen Grad von Leichtgläubigkeit und Selbsttäuschung verriethen, die unter einem mit so viel natürlichem Verstand, Schlauheit und morgenländischer Feinheit ausgestatteten Volke billig Erstaunen erregten und nur aus dem gänzlichen Mangel aller Bildung und Aufklärung durch Schulunterricht und Lectüre erklärt werden können. Pfaffentrug hat bei solchen zum Aberglauben geneigten und vom Aberglauben beherrschten Völkern freilich ein kinderleichtes Spiel, und es liegt im Interesse der Mönche, die Verbreitung der Schulbildung und der Bücher, welche durch den Eifer der Mechitaristen im armenischen Orient allmählig Eingang und Empfänglichkeit finden, durch alle möglichen Ränke zu hintertreiben.

Die Zahl der besuchenden Kurden nahm am zweiten Tag noch zu. Physiognomien und Tracht dieses Bergvolkes sind auffallend abweichend. Ein bestimmter Typus läßt sich bei ihnen noch weit weniger angeben, als bei den Kabylen und Schauiahstämmen des Atlasgebirges. Alles deutet bei den Kurden auf eine starke Blutmischung verschiedener Völker, wie auch ihre Sprache aus dem türkischen, persischen und arabischen zusammengesetzt zu sein scheint. Mitunter bemerkten wir feine Gestalten

und edlen orientalischen Gesichtsschnitt. Dann wieder sehr ungeschlachte Körper und häßliche Gesichtszüge mit großen Nasen, welche mich an die nomadischen Jesiden des Gocktschaisee's erinnerten. Eben so abweichend war auch die Tracht. Einige trugen einfache Turbane. Andere hatten eine Menge bunter Tücher von allen möglichen Farben dickwulstig um die hohe graue Filzmütze gewunden. Wieder andere trugen blos einfache Filzmützen. Bunte, schreiende Farben scheinen sie für ihre Kleider zu lieben. Einige waren ganz feuerroth gekleidet mit sehr weiten Hosen.

Unter diesen Kurden befanden sich zwei angesehene Häuptlinge, deren Autorität alle kurdischen Horden dieses Gebirges anerkannten. Sie verlangten vom Kawaßen ein schriftliches Zeugniß, daß die Karawane das Gebirge passirt habe, ohne von Räubern belästigt worden zu sein. Der Kawaß und unser Karivan-Baschi schienen nicht ganz ohne Argwohn und weigerten sich das Zeugniß vor dem folgenden Morgen auszustellen. Die Häuptlinge brachten deshalb die Nacht in unserm Lager zu. Gegen Abend hatten wir ein furchtbares Gewitter mit einem Orkan, der unsere Zelte umwarf. Ein arger Platzregen durchnäßte uns bis auf die Haut. Das Gewitter zog gen Osten. Ueber unsern Häuptern zertheilte sich das Gewölke bereits und ein lichter Strahl beleuchtete unsere weidenden Pferde, die sich während des Sturmes ängstlich in eine große Gruppe zusammen gedrängt hatten und nun wieder lustig und muthwillig tummelten auf der erfrischten Alpenwiese. Um den Ararat aber schien sich das Gewitter jetzt erst recht furchtbar zu entleeren. Die weiße Riesenpyramide war von dunklem Gewölke umhüllt und hellleuchtende Blitze umzuckten das Silberhaupt des Sündfluthberges. Ich habe während zehnjährigen Wanderungen in Hochgebirgen selten Gewitterscenen von solcher Majestät erlebt.

Am 24. Junius rückte die Karawane in die Hochebene von Topra-Kaleh, die auch den Namen Alischgehrt führt, ein. Die Gefahr eines kurdischen Ueberfalls war vorüber. Unser Kawaß nahm nicht länger Anstand, den Kurdenhäuptlingen das gewünschte Zeugniß auszufertigen. Die Pasinebene und das Plateau Alischgehrt werden durch ein von Nord nach Süd auslaufendes Querjoch geschieden, das in einer der Hauptrichtung der armenischen Gebirge entgegengesetzten Richtung streicht. Die Ketten, welche diese Plateaus im Norden und Süden umsäumen, sind Fortsetzungen derselben Ketten, welche die erhabenen Ränder der Hochebene von Erzerum bilden. Wie die letzt genannte Hochebene, so ist auch das Plateau von Topra-Kaleh durch viele künstliche Canäle bewässert und allenthalben gedeiht der prächtigste Graswuchs. Wir lagerten unweit des Dorfes Koschian, dessen Bevölkerung halb kurdisch, halb armenisch ist. Die gewöhnliche Umgangssprache ist noch das Türkische. Doch tritt hier bereits in manchen Ortschaften das Kurdische überwiegend auf. Gegen den Gebrauch dieser beiden Idiome tritt das Armenische entschieden zurück und wird nur in jenen Gegenden mit Vorliebe gesprochen, wo Klöster und Wallfahrtsorte liegen.

Kara-Göös kaufte hier von den Kurden einen starken, jungen Gaul für den Preis von 560 türkischen Piastern. Die kurdische Pferderace steht der persischen an Schönheit, Ebenmaß der Formen und Leichtigkeit der Bewegung nach und ist auch nicht so groß und kräftig wie die turkomanische Race. Im russischen Armenien liefern die grünen Hochebenen von Karabagh und die Gegend bei Gumri bessere Pferde. Noch weniger läßt sich das kurdische Pferd dem Roß der arabischen Wüste, dessen edler Stamm bei allen Großen von ganz Asien ein Gegenstand des Begehrens und fast der Verehrung ist, an die Seite stellen.

Dennoch hat die kurdische Race viele vortreffliche Eigenschaften. Sie ist feurig, flink, genügsam und zugleich wie fast alle Pferde des Morgenlandes von sanftem Temperament ohne eine Spur der bösartigen Heimtücke, welche den Pferden der südamerikanischen Pampas und der südrussischen Steppe eigen. Die kurdischen Pferde haben auch jenen eigenthümlichen orientalischen leichten Schritt, den man schmerzlich vermißt, wenn man später europäische Pferde, besonders Kosakenhengste besteigt. Aus dem persischen Feldzuge erzählten mir Augenzeugen, daß bei kurzem Wettlaufe die kurdische Cavallerie stets die Kosaken weit überholte. Bei einer Verfolgung aber, welche einen vollen Tag dauerte, kamen die orientalischen Pferde zu kurz und wurden durch den beharrlichen Trab der Kosakenpferde eingeholt.

In Begleitung des türkischen Kawassen und meines polnischen Dieners machte ich einen Ausflug nach der Stadt Topra-Kaleh, welche anderthalb Stunden von der Karawanenstraße entfernt liegt. Ich fand ein trauriges, über alle Beschreibung elendes und verödetes Nest. Sieben Achttheile der Häuser lagen in Ruinen und waren von ihren Bewohnern verlassen. Die Citadelle steht dicht über der Stadt auf einem hellfarbigen Kalkfelsen; ihre Mauern sind im baufälligsten Zustande. Topra-Kaleh enthält außer einer christlichen Kirche mit dem Grabe eines armenischen Heiligen und einer Moschee nichts Erwähnenswerthes. Die stark zusammengeschmolzene Bevölkerung besteht der Mehrzahl nach aus Armeniern. Hier residirt ein Sohn des Pascha von Bajasid, ein Kurde von Geburt als Beg. Auf meine Frage nach der Ursache der schauerlichen Verödung dieses Ortes erhielt ich die gewöhnliche Antwort: erst seit der Anwesenheit der Russen sei das Städtchen so entvölkert und arm geworden. Sämmtliche wohlhabende armenische Bewohner von

Topra-Kaleh seien der russischen Armee über den Araxes gefolgt und ausgewandert. Brod und Reis waren selbst in Topra-Kaleh für baares Geld nicht zu haben. Man setzte uns warmen Jauert vor, in welchem rohe Gerste eingekocht war. Der Kawaß suchte mich für die schlechte Mahlzeit durch die Nachricht zu trösten, daß in einer benachbarten Bude Branntwein zu haben sei. Ich gab ihm die Erlaubniß, davon auf meine Rechnung so viel zu trinken als er Lust habe. Schmunzelnd bedankte sich der Türke und leerte nicht weniger als acht Becher von ziemlicher Größe. Er wurde davon nicht im mindesten berauscht, nur etwas behaglich angetrunken, heiter und redselig. Ein solches Schnapsbravourstück ist mir selbst im tschernomorzkischen Kosakenlande nie vorgekommen und ich mußte den Kawassen für den ersten Heros im Branntweinsaufen erklären, den ich in drei Welttheilen gefunden.

Am 25. Junius zogen wir vier Stunden weiter durch die Hochebene und lagerten an den Ufern eines ziemlich bedeutenden Gebirgsbaches, welchen unsere Armenier Boschögen-su nannten und der in den Murad-tschai sich ergießt. Die Gegend war reich an schönen Pflanzen. Der Graswuchs, wenn auch nicht dichter als auf unsern deutschen Wiesen, war doch üppiger als in den Hochebenen von Erzerum und Hassan-Kaleh, weil die Landschaft durch Canäle noch reichlicher bewässert ist. Ein bemerkenswerther Umstand bleibt es aber immerhin, daß auf einem Boden, welcher sieben Monate des Jahres hindurch unter einer Schneedecke begraben liegt, in einer Alpengegend, wo es den ganzen Sommer hindurch häufig regnet, dennoch künstliche Bewässerung durchaus erforderlich ist, um einen kräftigen Wiesenwuchs zu erzeugen, der bei aller Ueppigkeit doch nicht schöner und kräftiger ist als in den noch höher gelegenen Schweizer-Thälern des Oberengadin bei Samaden und am Silser See.

Auf der Bergkette im Süden der Hochebene lag noch viel Schnee. Die Gipfel der nördlichen Kette schienen niedriger mit Ausnahme des Kussa-Dagh, der sich als ein riesiger Monolith über die Kette erhob. Der Anblick des Ararat wurde uns durch die Nähe der nordöstlichen Berge entzogen. Ich machte an diesem Tage einen ziemlich ergiebigen Forellenfang und erquickte mich durch ein Bad im Boschögen-su. Wir hatten warme Witterung, heitern Himmel und freundlichen Mondschein am Abend. Auffallend war die ungemein große Zahl der Kukuks, welche von nah und fern ihren sehnsüchtigen, monotonen Ruf ertönen ließen.

Tags darauf näherten wir uns dem östlichen Ende des Plateau's, welches sich allmählig zu einem Thal verengte. Wir bivouakirten in der Nähe des Dorfes Kara-Kilissa, wo eine elende Kirche steht. Mit Mühe konnte ich mir in diesem Dorf etwas Reis verschaffen. Zum erstenmal seit unserer Karawanenfahrt sah ich an diesem Morgen die Wiesen mit starkem Thau bedeckt. Meine entomologische und botanische Ausbeute war ziemlich glücklich. Ich sammelte an den hohen Gräsern schöne neue Käferarten von den Geschlechtern Julodis und Saperda.

Am 27. Junius erreichten wir das Ende des Plateau's und schlugen unser Lager nahe dem östlichen Euphrat auf, von welchem uns ein großer Morast trennte, der eine Annäherung an die Ufer verhinderte. Kegelförmige Hügel sahen wir jenseits des Murad-tschai sich aus der Ebene erheben. Leider war es mir nicht möglich, diese durch ihre Form so auffallenden Bildungen näher zu besichtigen. Erst am folgenden Tag gelangten wir in das eigentliche Thal des Murad-tschai und folgten in dreistündigem Marsch seinem Bett stromaufwärts. Der Fluß war hier durchschnittlich etwa dreißig Schritte breit, sehr reißend und ziemlich tief, das schmutzige Wasser ungemein kalt. Der

östliche Euphrat wird in dieser Jahreszeit offenbar mehr durch schmelzende Schneemassen als durch Quellen gespeist. Die Rollsteine des Flußbettes gehören den verschiedenartigsten Felsarten an. Außer dem Trachytporphyr, dem Basalt, Dolerit und Melaphyr waren auch die eigentlich plutonischen Gesteinarten durch Granit, Syenit und Gabbro stark vertreten, ebenso die neptunischen Formationen durch Kalk und sandsteinartiges Conglomerat. Der Kalk tritt bereits in der Hochebene von Topra-Kaleh in großartiger Ausdehnung auf.

Eine halbe Stunde von unserm Bivouak entfernt lag das Dorf Utsch-Kilissa d. h. Dreikirchen mit der berühmten armenischen Klosterkirche, welche nach dem Glauben der Armenier die Gebeine Johannes des Täufers einschließt, also mit der Kathedrale St. Lorenzo von Genua, welche ihrerseits darauf Anspruch macht, die Gebeine des Täufers zu besitzen, in Concurrenz tritt. Es ist einer der berühmtesten und gefeiertsten armenischen Wallfahrtsorte von ganz Asien, und diejenigen Pilger, welche hier ihre Gebete verrichtet, Messe gehört und Opfer gebracht haben, genießen bei ihrer Rückkehr in die Heimat eines noch größern Ansehens unter ihren Landsleuten als die Wallfahrer, welche sich mit dem Besuch in dem historisch ungleich berühmtern, aber leichter zugänglichen Sitze des armenischen Kirchenoberhauptes zu Etschmiazin und mit einer Berührung der Reliquien Gregors des Erleuchters begnügt haben. Vielleicht tragen die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Pilgerfahrt durch die übelberüchtigten Kurdengegenden bei, dem Besuch von Utsch-Kilissa in den Augen der frommen Armenier einen erhöhten Werth zu verleihen.

Die Karawane war kaum gelagert, als der Bischof von Utsch-Kilissa mit seinen Klostergeistlichen, die man hier wegen ihrer schwarzen Kapuzen Kara-basch d. h. Schwarzköpfe nennt,

zu Pferde und mit Feuergewehren bewaffnet erschien und uns mit einer Freudensalve begrüßte. Diese feierliche Bewillkommung galt vor allen dem reichen Kara-Göös, welcher nie mit seiner Karawane vorüberzog ohne andächtig die Messe zu hören, die Reliquien zu küssen und dem Kloster ein hübsches Geschenk in Geld oder Waaren zu hinterlassen. Nachdem man sich gegenseitig bewillkommt hatte, gönnte auch mir der ehrwürdige Bischof Sahach einige Aufmerksamkeit und lud mich ein, sein Heiligthum zu besuchen, obwohl er gleich auf der Stelle merkte, daß er es mit einem „Ketzer der englischen Kirche" zu thun habe. Ich nahm die Einladung dankbar an und folgte sogleich dem berittenen Klerus über eine solide aus Trachytsteinen gebaute Brücke, welche auf zwei Bogen gestützt über den reißenden Murad-tschai führte. Die Quadern, mit welchen die Brücke gepflastert war, lagen in Trümmern umher, so daß die Pferde Mühe hatten darüber zu schreiten. Der Berg Nepat, an dessen Fuß das Kloster gelegen, besteht aus geschichtetem Kalk, dessen Gefüge verändert ist durch Einwirkung der vulcanischen Gesteinmassen, welche ihn durchbrochen oder gehoben. An einigen Stellen ist der Kalk noch dicht, an andern ist er in körnigen umgewandelt.

Nach der Legende soll dieses Kloster eines von den vielen Heiligthümern sein, welche von Sanctus Narses Magnus, einem Enkel von St. Gregor dem Erleuchter, in Armenien gegründet worden. Früher gab es noch zwei andere Kirchen in der Nachbarschaft, welche der Sage nach von Kurden oder Türken zerstört wurden. Ueber Alter und Geschichte dieses Heiligthums war von den unwissenden Mönchen wenig zu erfahren. Der Bischof selbst war ein geistesstumpfer Mann, nicht würdevoller, noch civilisirter als die Mönche der Sewaninsel im Gocktschaisee, deren Einrichtung und Lebensweise in meinem Werk über

Russisch-Armenien treu geschildert ist. Schon die unbestimmten Aussagen über das Alter des Klosters zeugen von der Ignoranz und der Gleichgültigkeit dieses verwahrlosten Klerus, der nicht begreift, welches Interesse der europäische Reisende haben könne, die Zeit der Gründung ihrer Kirchen zu erfahren. Jeder Reisende scheint wirklich von ihnen eine andere Mittheilung erhalten zu haben. Dem Verfasser der russischen Statistik bezeichneten die Mönche das Jahr 301, dem Consul Brant das Jahr 306, und mir das Jahr 288 als die Zeit der Erbauung des Klosters ohne sich jedoch auf geschriebene Urkunden berufen zu können. Sogar den Ursprung des Namens verläugnete der Prior in Gegenwart des Consul Brant, indem er nichts von den zerstörten Gotteshäusern wissen wollte, sondern den Ursprung des Namens daher ableitete, daß Utsch-Kilissa unter drei Kirchen die größte besitze. Mir erzählte der Bischof, daß allerdings früher noch zwei Gotteshäuser in der Nähe gestanden, welche in den Kriegen zwischen Türken und Persern zerstört worden seien. In welchem Jahre und unter welchem Sultan dieses Ereigniß sich zugetragen, wußte mir der Prälat nicht zu sagen. Er bemerkte nur, daß seitdem viele, sehr viele Jahre vergangen. Das noch stehende Kloster ist sehr elend und zahlt dem Pascha einen jährlichen Tribut von 200 Silberrubel Unter den Geistlichen wird gewöhnlich die Benennung Surg-Ohannes (St. Johannes) für das Kloster gebraucht, während das armenische Volk im Allgemeinen sich der türkischen Benennung Utsch-Kilissa bedient. In der Umgebung elender Dörfer und erbärmlicher Steinhütten macht die Kirche eine stattliche Figur. In Tiflis oder Konstantinopel würde sie durch Größe und Schönheit nicht glänzen. Brant und Karl Koch haben den berühmten Wallfahrtsort bereits ausführlich beschrieben. Letzterer hat auch einen ziemlich anschaulichen Grundriß der Kirche mit-

getheilt. Getreu unserm Vorsatz, jene Localitäten, welchen unsere Vorgänger in diesen von Kurden und Armeniern bewohnten Gebirgsgegenden ihre volle Aufmerksamkeit zugewendet, nur ergänzend zu schildern, beschränken wir uns auf wenige Worte. Das Gotteshaus besteht aus einem Hauptschiff, welches auf sechzehn Säulen ruht. Zur Rechten desselben ist ein mit Bausteinen gefülltes Seitenschiff, zur Linken das Grabzimmer des heiligen Stephanos. Im Hintergrunde zur Linken die Capelle dieses Heiligen, zur Rechten die Capelle mit dem Grabe Johannes des Täufers. Beim Eintritt in das Innere dieser Kirche fällt die Höhe, die Geräumigkeit und die Dunkelheit derselben auf. Auf dem Hauptaltar in der Mitte zündete ein Priester Wachskerzen an, deren schwacher Schimmer die Gegenstände kaum unterscheiden ließ. Der fromme Gottesmann beeilte sich sogleich von mir das Wachskerzengeschenk einzucassiren, ohne die übliche freiwillige Gabe beim Weggehen abzuwarten. Ueber dem Hauptaltar sieht man ein Madonnabild, auf deren Schoos der Heiland.

Auffallend ist, daß kein Reisebeschreiber von den gemalten großen Wandbildern Erwähnung gethan. Dieselben stellen in fratzenhaften Gestalten und häßlichen Mißgeburten die Bildnisse von Heiligen dar mit unverhältnißmäßig großen Köpfen und unförmlichen Gliedmaßen. Unter ihnen prangt St. Georg der Drachentödter, eine riesenhafte Figur mit ganz mißgestalteten Gliedern. Neben ihm in Lebensgröße ein anderer gepanzerter Heiliger zu Pferd. Der Harnisch, welchen er trägt, gleicht dem unserer mittelalterlichen Ritter. Diese Bilder sind entweder sehr alt oder mit sehr schlechten Farben und auf schlechte Grundlage gemalt, denn Vieles ist davon bereits verwischt und von den Wänden gefallen.

Kloster Utsch-Kilissa steht zwar noch heute in gewisser Ab-

hängigkeit von dem Patriarchensitz Etschmiazin, doch nicht in dem Grade wie zur Zeit, wo der Katholikos und der hohe Klerus Armeniens noch auf moslemischem Gebiet residirten. Die sieben ältesten Patres reisen noch jetzt einmal des Jahres nach Etschmiazin, bringen dorthin Brod, Butter und Käse zum Geschenk und holen sich das Myrrhon oder heilige Oel. Von der baaren Einnahme des Ertrages der Landwirthschaft und der Wallfahrergeschenke wird jetzt nur ein kleiner Theil an den Schatzmeister des Patriarchensitzes abgegeben. Die Finanzen des Klosters haben sich auch in den letzten Jahren, wo die Sicherheit der Dörfer und Landstraßen zugenommen hat, Raubanfälle und Diebstähle der durch Kiamil Pascha und seinen Nizam eingeschüchterten Kurden selten geworden und die Pilger wieder in größerer Zahl als je gekommen sind — selbst aus Bessarabien und vom Don sah man damals armenische Wallfahrer am Euphrat — bedeutend gebessert. Zu verschiedenen Zeiten war das Kloster und die Kirche durch gewaltsame Ueberfälle der Kurden, Türken und Perser seiner Kostbarkeiten beraubt worden. Die letzten Schläge gegen dasselbe haben die Kurden im Jahr 1828 geführt.

Die Gebeine des Heiligen selbst haben früher zu verschiedenen Zeiten den Ort gewechselt. Nach Petermanns Forschungen wird als der erste Spender dieser Reliquien der Evangelist Johannes genannt. Er gab die Ueberreste des Täufers seinem Schüler Polykarpos von Smyrna, der sie in Ephesus aufbewahrte. Von dort brachte sie Firmilianus zur Zeit der unter Decius ausgebrochenen Christenverfolgung im Jahre 251 nach Cäsarea in Kappadocien, wo sein Lehrer Origenes als Bischof fungirte. Hier blieben sie bis zu dem Besuch Gregors des Erleuchters, welcher den Patriarchen Leontes von Cäsarea um die Gebeine des Täufers bat. Nach einigem Widerstreben

gáb Letzterer einen Theil derselben und behielt nur den kleinen Rest davon zurück. In Folge dieser Freigebigkeit aber empörten sich die Bewohner von Cäsarea und konnten nur durch den kräftigen Widerstand des Statthalters niedergehalten werden.

Der heilige Gregor wanderte mit den Gebeinen nach Innaknean, dem damaligen Hauptsitze des Götzendienstes in Armenien, wo zwei berühmte Altäre mit Idolen standen. Zwischen den neugetauften christlichen Häuptlingen des Landes und den alten Götzendienern kam es zum Kampfe. St. Gregor verbarg die Gebeine in einem Weinberge bei Musch. Während einer Nacht war diese Stelle durch einen überirdischen Glanz erleuchtet. Die Götzendiener wurden in zwei Schlachten besiegt, ihre Altäre zerstört und auf derselben Stelle eine Capelle erbaut, in welcher ein Theil der Gebeine niedergelegt wurde. Dies geschah nach Petermanns Forschungen, welche Karl Koch jedoch ohne nähere Angabe der armenischen Quellen mittheilt, am 12. September des Jahres 302. Einen kleinen Theil der Gebeine empfing ein Kloster bei Musch, welches hievon den Namen Howhanna-Wankh führt. Der Rest blieb in Utsch-Kilissa. Durch die Verheerungen und Zerstörungen des Krieges und durch kurdische Raubanfälle haben auch diese Reliquien gelitten und von den Gebeinen des Täufers, die wahrscheinlich nicht einmal ächt sind, scheint außer den beiden in Messing gefaßten Händen, welche auf seinem Grabmal ausgestellt sind, wenig übrig zu sein.

Das kleine Dorf in der Nähe des Klosters ist theils von Armeniern, theils von einer Bevölkerung von ganz unbestimmter Nationalität bewohnt. Man heißt sie Tere-kameh und sie hat große Aehnlichkeit mit den Zigeunerstämmen. Die Tere-kameh, welche man in verschiedenen Thälern Armeniens findet, stammen aus der turkomanischen Wüste, sprechen einen andern türkischen Dialekt, der von der modernen türkischen Volkssprache, wie man

sie in Konstantinopel spricht, bedeutend abweicht. Andere Reisende verwechselten sie mit den Jesiden. Die Mönche von Utsch-Kilissa bedienen sich ihrer als Taglöhner und Knechte, zur Hut der Heerden, wie zur Bebauung der Felder.

Die Mönche von Utsch-Kilissa sind, wie der Beobachter auf den ersten Blick erkennt, eben so geistig verkommen und verdumpft wie die Mönche der Sawaninsel im Gocktschaisee, wie fast der gesammte armenisch-gregorianische Klerus überhaupt. Krasse Ignoranz, Stumpfheit, Mißtrauen gegen Europäer, Habsucht, Unsittlichkeit sind auch bei diesen Geistlichen hervorstechende Züge. Pflege der Wissenschaften, Musik und jede Art von Kunst, die im Occident selbst das klösterliche Leben erfreut und verschönert, ist ihnen unbekannt. Sie scheuen jede Lectüre, ihre Gebetbücher kennen sie auswendig. Die Klosterbibliothek besteht aus kaum hundert Büchern, welche unbenützt vom Staub zernagt in einer Rumpelkammer liegen. Consul Brant, welcher dieselbe zu sehen verlangte, fand darunter einen Moses von Chorene mit lateinischer Uebersetzung. Der Prior zeigte ihm dieses Werk als ein fremdes Buch, das er nicht verstehe. Er hatte nicht nur keine Kenntniß vom Lateinischen, sondern schien nicht einmal das Altarmenische lesen zu können. Kriechend, demüthig, zudringlich und bettelhaft gegen europäische Reisende von höherem Stande, welche mit Gefolge bei ihnen einkehren, sind sie hochmüthig, herrschsüchtig, hartherzig und geizig gegen ihre Heerde, besonders gegen ihre ärmeren Glaubensgenossen. Aeußerlich nehmen sie gerne den Schein der Tugend und Enthaltsamkeit an, während sie heimlich dem Laster fröhnen, wie uns Männer versicherten, welche lange Zeit mit dem armenischen Klerus gelebt. Unter ihnen selbst herrschen Neid und Eifersucht vor. Von Freundschaft, von Nächstenliebe im christlichen Sinn, von Gemüthlichkeit und Urbanität keine ferne Ahndung. Wer mit ihnen zu leben und

freundschaftlich zu verkehren versuchte, wie der gebildete Lehrer Abovian oder wie die Missionaire Frankreichs, der Schweiz und Nordamerika's, wandte sich zuletzt mit dem Gefühle des tiefsten Ekels von diesen armenischen Mönchen weg.

Am 29. Junius brach die Karawane früh auf. Kara-Göz und die meisten Kadirtschis blieben im Kloster zurück, um die Frühmesse zu hören und nochmals ihre Andacht zu verrichten. Erst gegen Abend holten sie uns wieder ein. Eine Stunde vor Diadin im Muradthal am rechten Flußufer bezogen wir unser Lager. Hier hatten wir den großen Ararat, welcher riesig über die niedrigeren Berge gegen das Ende der Agri-Daghkette emporragte, in seiner ganzen Pracht und Majestät vor uns. In der Morgenbeleuchtung war er anfangs von einem leichten Nebel oder Höhenrauch umhüllt und zeigte nur seine kolossalen Umrisse. Gegen Mittag trat der Riese mit seinen ungeheuern Eis- und Schneemassen in deutlichster Klarheit hervor. Der weiße Panzer scheint auf der Südseite noch tiefer herunterzureichen als auf den nördlichen Abhängen gegen Eriwan. Derselbe beginnt auf einer Höhe von kaum 7000 Fuß in dieser Jahreszeit. Bis zur Region von 9—10,000 Fuß ist der weiße Ueberzug durch mächtige schwarze Felsrippen, an deren steilen, oft überhängenden Seiten der Schnee leichter schmilzt, vielfach unterbrochen. Erst auf der Höhe von etwa 10,000 Fuß beginnt das reinste Weiß dieses Schneemantels und dazwischen sieht man kleine Gletscherbildungen mit ihren Runsen. Der Anblick schien mir weit großartiger als von der Nordseite aus der Ebene des Araxes gesehen. Wie ein Magnet zog der berühmte Berg, den ich ein Jahr zuvor von der russischen Seite aus besucht hatte, mein Auge an und ich wurde nicht müde ihn mit dem Fernrohr zu betrachten. Je nach dem Standpunkt des Beschauers zeigt der Berg verschiedenartige Formen. Von hier gesehen erscheint er als ein

ziemlich regelmäßiger Conus, während sich derselbe im Norden von Etschmiazin aus als ein unregelmäßiger, massiger Berg mit überaus breitem Gipfel darstellt. Der kleine Ararat, der trotz seiner Höhe von mehr als 12,000 Paris. Fuß neben seinem großen, massenhaftern Nachbar eine ziemlich armselige Figur macht, war fast schneefrei.

Am folgenden Morgen ließ ich eine Stunde vor dem Aufbrechen der Karawane die Pferde satteln und ritt in Begleitung des türkischen Kawassen und meines Dolmetschers nach Diadin. Der Mond beleuchtete uns den Weg. Wir erreichten den kleinen höchst armseligen Ort, der gleichwohl durch seine Lage an der Karawanenstraße nahe der türkisch-persischen Grenze nicht ohne Wichtigkeit ist, noch vor Sonnenaufgang. Schon von weitem begrüßte uns das Bellen der Hunde, dem bald das Halloh kurdischer Wächter folgte. Die Gegend ist sehr unsicher. Kleine und große kurdische Räuberbanden spuken auf diesen Grenzgebirgen und ziehen sich nach vollbrachten Raubthaten bald nach dem russischen Araratgebiet, bald nach Persien zurück. Die Bewohner von Diadin sind daher wachsam und mißtrauisch. Nachdem der Kawaß mit den Kurden einige Worte gewechselt hatte, führten sie uns nach dem „Serai" der alten Festung, wo mitten unter den Ruinen der kurdische Beg Abdul-Rizak, ein Bruder des Pascha von Bajasid, in armseliger Wohnung residirte. Auch dieses verfallene Castell schreibt die türkisch-persische Sage den Genuesen zu und die Kurden, die ich befragte, bestätigten es mir. Diadin ist eines der traurigsten Kurdennester, welche ich im Laufe dieser Fahrten gesehen. Der größere Theil der Häuser liegt in Trümmern. Das Castell mag früher ein stattlicher Bau gewesen sein. Die noch stehenden Mauern sind von solider Construction und zur Vertheidigung gegen kurdische Ueberfälle noch vollkommen haltbar. An der Stelle dieses Städtchens, das seit

einigen Jahrzehnten zum Dorf herabgesunken, soll einst die alte armenische Stadt Zahrawan gestanden sein, die in der Mitte des 4. Jahrhunderts von den Persern zerstört worden. Sie war damals von 5000 armenischen und 8000 jüdischen Familien bewohnt und dauerte als kleiner Flecken fort bis in die Mitte des 9. Jahrhunderts. Gegenwärtig ist sie nur von einigen hundert Kurden und sehr wenigen Armeniern bewohnt. Die kurdische Sprache ist die herrschende. Doch verständigen sich die Bewohner mit den durchziehenden Handelsleuten auch auf türkisch. Für die Karawanen ist Diadin im Winter eine besonders wichtige Station, da sie von hier aus sich gewöhnlich mit Lebensmitteln, Pferdefutter, in den gefährlichen Zeiten auch mit Escorten versehen. Nur starke Karawanen von mindestens 100 Feuergewehren wagen sich ohne den Schutz kurdischer Reiter über das Grenzgebirge. Bei kleineren Karawanen ist wenigstens das Geleite eines türkischen Kawassen unerläßlich.

Nach Vorzeigung meines Fermans wurde ich in einem armenischen Hause neben dem verfallenen Serai einquartiert und bezog hier, um das Ungeziefer zu vermeiden, die Terrasse. Man brachte uns Kaimak (Creme), Eier und Brod. Der armenische Besitzer des Häuschens trug kurdische Kleidung und war auch sowohl der Gestalt und den Manieren, als der Sprache nach mehr Kurde als Armenier. Er sagte mir, daß nur noch vier armenische Familien in Diadin lebten. Alle übrigen seien nach Russisch-Armenien ausgewandert, „wo es ihnen gut gehe.“ So lautete hier die gewöhnliche Auskunft auf meine Frage nach dem Schicksal der Ausgewanderten. Die Wirklichkeit stand mit den hier herrschenden Ansichten im schneidendsten Contrast. Freilich konnte ich hier beim Anblick dieser verwilderten Christen, welche fast isolirt unter rohen Kurden lebend deren Charakter angenommen haben, das armselige Loos der Ansiedler auf den Allagheß-

terrassen nicht mehr so beklagenswerth finden. Werden sie auch dort von russischen Beamten mitunter arg gehudelt und geplagt, so bilden sie doch wenigstens eine unvermischt-selbstständige Gemeinde, ein zusammengehöriges Volk und die Plünderung durch den Fiscus und den Kreisbeamten hat wenigstens eine regelmäßigere Form, als unter Kurden und Türken. Die Russen sorgen auch für vollkommene Sicherheit der Straßen, während auf dem türkischen Grenzgebiet die Macht der Paschas gering ist und die Landstraßen von Räubern nie ganz gesäubert werden konnten.

In der Umgegend von Diadin auf den grünen Halden des Ala-Dagh hausen die Haidemanli-Kurden. Consul Brant besuchte ihre Zelte, als er vom Wansee am Ala-Dagh vorüber nach Bajasid reiste. Diese Berghalden sind durch viele Bäche bewässert, welche dem Murad zuströmen. Auch entspringen vom Ala-Dagh die wahren Quellen des Murad oder östlichen Euphrat. Brant sah diese Muradbäche, ohne sie jedoch bis zu ihrem Ursprung zu verfolgen. Nach seiner Schrift wie nach seiner mündlichen Erzählung hat er den Ala-Dagh nicht bestiegen und die Quellen nicht bei ihrem Hervorsprudeln aus dem vulcanischen Gestein beobachtet. Wir erfahren durch ihn weder ihre Höhe, noch ihre Temperatur, noch wissen wir überhaupt ob es davon eine Hauptquelle gibt wie vom westlichen Euphrat auf dem Domlu-Dagh.

Nach der russischen Statistik, die aber gleichfalls keine genaue Beschreibung der Localität enthält, entspringt der Murad aus zwei Quellen in dem Tschir-Geduk oder Bergrücken Tschir. Näheres über die physische Beschaffenheit der Localität wird darin eben so wenig angegeben, als in Brants Broschüre. Eine Besteigung des Ala-Dagh und genaue Beschreibung der Lage dieser Muradquellen wäre noch immer eine dankenswerthe Aufgabe. Die Verfolgung des Muradlaufes bis zu seiner Vereinigung mit

dem Frat-su oder westlichen Euphrat bei dem Dorfe Kepo im Innern der kurdischen Gebirge würde aber eine noch wichtigere Lücke unserer geographischen Kenntniß Westasiens ausfüllen. Diese Reise wäre zwar nicht ohne Gefahr, doch mit einigem Aufwand von Geld und Vorsicht in Begleitung eines türkischen Kawassen und einer kurdischen Reitereseorte mit ziemlicher Hoffnung des Erfolges auszuführen. Unsers Wissens hat noch kein Reisender diesen Weg genommen und den Naturcharakter der südwestlichen Muradthäler beschrieben. Zwischen den Städten Musch und Balu finden wir auf der Karte bedeutende Lücken, welche zum Theil nur durch hypothetische Ortsnamen ausgefüllt sind. Die Kurdenstämme, welche in diesen Muradthälern theils seßhaft wohnen, theils nomadisch umherziehen, gelten für sehr arm, wild und ungastlich. Doch sollen sie seit dem Feldzuge Omer Pascha's, welcher ihren mächtigsten Oberhäuptling Beder-Chan, dessen Macht sich rings um den Wansee bis Mossul erstreckte, gefangen nahm, viel zahmer geworden sein.

Die Karawane legte an diesem Tage nur eine sehr kleine Strecke von kaum zwei Wegstunden zurück, weil sie der bedeutenden Gefahr dieser Gegenden wegen nicht in größeren Entfernungen von Diadin zu lagern wagte. Der Beg von Diadin übte über die räuberischen Nomadenstämme der Umgebung eine gewisse Autorität, die freilich ziemlich lockerer Natur war und von den Kurdenchefs nur so lange respectirt wurde, als sie es nicht in ihrem Interesse fanden, das grünere, saftigere, weidenreichere und besser bewässerte Hochgebirge der Türkei mit den sterilen Bergen Persiens und den trockenen russischen Agri-Daghgegenden zu vertauschen. Der Beg von Diadin war aber vom Seraskier in Erzerum für alle räuberischen Angriffe gegen Karawanen und Reisende verantwortlich gemacht und mußte zu deren Schutz Escorten von entsprechender Stärke stellen. Ich

wünschte einen Ausflug nach dem Ala-Dagh zu unternehmen, um die Muradquellen aufzusuchen. Abdur-Rizak und der türkische Kawaß riethen mir dringend ab, weil die Haideranli- und Zelaali-Kurden dieser Gegenden zu den wildesten und ungastlichsten Stämmen gehörten. Wir beschlossen dafür einen Ausflug nach Bajasid zu machen und die Karawane, welche diese Stadt nicht berührte, Tags darauf auf der Höhe des persisch-türkischen Grenzgebirges wieder einzuholen. Der Kawaß, welcher Briefe an Behlül Pascha zu überbringen hatte, forderte selbst von Abdur-Rizak eine Escorte. So ritten wir, im Ganzen zehn bewaffnete Reiter, von Diadin ab. Ich erwähne noch, daß sich in diesem Ort eine auffallend große Zahl wunderschöner Windhunde von persischer Race, gelber Farbe und langhaarigen Ohren befindet. Die Eingebornen halten sie theils zum Vergnügen, theils auch zur Jagd. Mit Windhunden werden in diesen Ländern vorzüglich Hasen, Schakale und Füchse gejagt. Ein Reiter begibt sich mit einem Kuppel von Windhunden gewöhnlich in die Ebene hinaus und späht nach dem Wild. Da die Windhunde nicht das Geruchsorgan der Jagdhunde besitzen, muß der Jäger in der Regel für sie das Wild suchen. Erblickt er nun einen Schakal oder Hasen, der sich in der nackten Hochebene nicht gut verbergen kann, so spornt er sein Pferd und sprengt in der Richtung des fliehenden Wildes. Die Hunde werden es dann auch gewahr und holen es gewöhnlich bei ihrem überaus schnellen Lauf bald ein. Man rechnet, daß ein persischer Windhund im schnellsten Laufe 7 Meilen in der Stunde zurücklegt.

Die Muradufer sind in der Nähe von Diadin sehr steil, hoch und felsig. Der Fluß rauscht durch das zerklüftete Bett mit starkem Gefälle. Wir ritten anfangs durch ein enges Thal. Die zu beiden Seiten des Weges kahl und schroff emporstarrenden Felsen bestehen aus einem hellfarbigen Kalkstein, welcher neben

Trachytfelsen in großer Ausdehnung und Mächtigkeit auftritt und sich bis Bajasid fortzieht. Er enthält Pectenmuscheln. Die Vegetation auf diesen trockenen Kalkbergen ist ärmer als auf der aus verwittertem vulcanischen Gestein hervorgegangenen Erde. Doch scheinen auf demselben einige eigenthümliche Pflanzenarten vorzukommen, welche auf dem Trachyt, wenn nicht ganz fehlen, doch viel seltener sind.

Gegen Südosten erweitert sich das Thal allmählig zu einer Ebene, welche breiter und flacher wird, je näher man dem Fuße des Ararat rückt. An Ausdehnung ist sie freilich mit der großen Araxesebene jenseits der Agri-Daghkette nicht zu vergleichen. Zwei Marschstunden von Diadin entfernt bemerkte ich die ersten schwarzen, schlackigen Lavaklumpen in der Ebene. Ihre Zahl, Größe und Mächtigkeit wuchs, je weiter wir gegen Bajasid vorwärts rückten. Allmählig thürmten sie sich zu conischen Hügeln empor und zeigten uns zusammenhängende Ströme. Hier erst traten wir in das eigentliche Vulcanland ein. Auf der ganzen weiten Strecke vom kolchischen Küstenstrand bis zur Hochebene von Erzerum sieht man wohl viele unverkennbare Zeichen mächtiger plutonischer Hebungen an Kalken und Schiefern, welche der Trachyt und der Porphyr zerrissen und durchbrochen hat, aber durchaus keine Spuren von eigentlich vulcanischen Phänomenen. Erst im Hochlande von Erzerum beobachtet man unverkennbare Reste von alten Kratern, Schlackenkegeln und Lavaströmen. Letztere sind jedoch von überaus geringer Ausdehnung. Wie am Monte nuovo bei Neapel, wie bei den kleinen Vulcanen im Albanogebirge bei Rom, so war auch dort die vulcanische Thätigkeit offenbar nur von sehr geringer Dauer. Alle Beobachtungen sprechen dort gegen eine lange Periode der vulcanischen Thätigkeit. Eine permanente oder Jahrhunderte lang fortdauernde Verbindung zwischen der Atmosphäre und dem tiefen

Gluthherd hat dort nie existirt. Die unterirdischen Schlöte verstopften sich wieder nach fruchtlosen Versuchen wahre Eruptionskratern hervorzubringen.

Was man im eigentlichen armenischen Hochlande bei Erzerum von wahren Kraterproducten nur fragmentarisch und in ganz unbedeutender Menge findet z. B. glasigen Obsidian, Pechsteine, weißgrauen Bimsstein u. s. w., beobachtet man in den Umgebungen der Ebene von Bajasid in beträchtlichen Massen. Noch überraschender ist die ungeheure Ausdehnung der Lavaströme. Die zunächst vor uns liegenden erstarrten schwarzen Massen, an welchen wir vorüberritten, hatten sich als Lavaströme von einem erloschenen Vulcan ergossen, welchen unser kurdischer Führer Tanturek nannte. Andere Kurden von Bajasid, welche ich Tags darauf fragte, nannten ihn Tanturlu. Es ist ein hoher schneebedeckter Kegel, wovon der höhere Theil zugespitzt, der niedrigere abgeplattet ist und eine kraterförmige Einsenkung zu haben scheint. Seine Höhe schätzte ich nach dem Augenmaß auf 9—10,000 F. Die Lava dieses Berges ist dunkelschwarz mit länglichen Blasenräumen, sehr hart, basaltisch ohne Olivin, Leucit oder Ryakolith, wie man ihn in den Laven des Ararat findet. Diese Lavaströme haben sich vom Tanturek durch Lücken der Kalkberge, welche um den westlichen Fuß des Vulcans sich hinziehen, oder über deren niedrigste Rücken in die Ebene gewälzt und hier zu conischen Hügeln aufgethürmt, deren man von verschiedenster Höhe bemerkt, von 1 Fuß bis ca. 200 Fuß. In der nähern Umgebung von Bajasid verschwinden diese Lavaströme, bis weiter gegen Norden die weit großartigern vulcanischen Producte des Ararat auftreten.

Wir hatten Diadin gegen 9 Uhr Morgens verlassen. In der Ebene empfanden wir brennend heißen Sonnenstich. Der Boden war trocken und wenig fruchtbar. Auf der ganzen Strecke

zwischen Diadin und Bajasid begegnet man keinem Dorf, keinem Haus, selten einer menschlichen Seele. Diese öde Wildniß ist verrufen und gewährt einen überaus unheimlichen Anblick. Niemand wagt, selbst wenn er mit guten Waffen versehen, durch diese Gegend allein zu ziehen. Nur unter dem Geleite von Kurden genießt man einer gewissen Sicherheit, da auch die Räuber Scheu vor der Blutrache haben. Kurden kämpfen nicht leicht gegen Kurden, wenn sie auch verschiedenen Stämmen angehören. Die Escorten, welche Behlül Pascha und der Beg von Diadin den Karawanen oder Reisenden zum Geleite mitgibt, gehören freilich meist selbst zu den verrufensten Stämmen. Es sind auch dem Aeußern nach wahre Räuberfiguren. Der Gesichtsschnitt durchaus nicht übereinstimmenden, doch in der Regel sehr wilden Ausdrucks, von Sonne, Wind und Wetter gebräunt. Die Bewaffnung ist sehr verschieden. Gewöhnlich besteht sie in einer 8—9 F. langen Bambuslanze, einem breiten, zweischneidigen Dolch, starkgekrümmtem Säbel und einem schlechten Gewehr mit grob gearbeitetem Steinschloß. Manche tragen noch Luntenflinten. Nur die Häuptlinge haben Pistolen.

Der kurdischen Escorte darf man immer Vertrauen schenken, wenn sie nicht vom Pascha, Beg oder Chan selbst den geheimen Befehl erhält, die Reisenden auszuplündern oder zu ermorden. Dies war bekanntlich bei dem unglücklichen Archäologen Schulz der Fall, dessen Gefolge von dem berüchtigten Häuptling Mustapha Chan (nach andern von Murallah Beg) heimlich instruirt war, den reisenden Gelehrten, bei welchem er reiche Beute vermuthete, umzubringen. In ähnlicher Lage war auch Jaubert, der Abgesandte Frankreichs, welcher sich in einer geheimen Mission des Kaisers Napoleon nach Teheran begeben sollte, um dem Schah Geschenke und die Einladung zur Theilnahme an einem Krieg gegen Rußland zu überbringen. Damals herrschte in Ba-

jasid der tyrannische Mahmud Pascha von kurdischem Blut, welcher zwar dem Namen nach ein Vasall der Pforte war und einen geringen Tribut nach Konstantinopel schickte, in der That aber als ziemlich unabhängiger Räuberfürst in diesen Grenzgegenden schaltete und waltete und Karawanen wie Reisende nach Gutdünken plünderte und brandschatzte. Jaubert wollte, um den Räubersitz Bajasid zu vermeiden, zwei Stunden südlich von der Stadt über die Gebirge, wurde aber von Abdallah, dem Häuptling der Sibki=Kurden, welcher seiner Escorte geheime Instructionen ertheilt hatte, aufgehoben und nach Bajasid gebracht, wo ihn Mahmud in einen der feuchten unterirdischen Kerker seines Felsschlosses warf. Der Pascha hätte ihn wohl, um sich der Napoleonischen Geschenke zu bemächtigen, heimlich umbringen lassen, wenn er nicht selbst wenige Tage darauf als Opfer der eingedrungenen Pest gefallen wäre. Sein Sohn Achmed Pascha, der ihn ersetzte, ging mit demselben Plane um, wurde aber gleichfalls schnell von der Pest weggerafft. Indessen gewann der unglückliche Gefangene Zeit und durch den mitleidigen Einfluß einer Frau des Gefangenwärters gelang seine Befreiung. Jaubert hat seine merkwürdige Leidensgeschichte sehr ausführlich erzählt. Manche hielten sie für übertrieben, namentlich die Schilderung seines schrecklichen Kerkers. Ich habe auf dem Paschaschlosse selbst verschiedene der dumpfen Kerkergewölbe gesehen, ebenso die alten Gefängnisse des Castells. Ihr Zustand steht hinter der Jaubertschen Beschreibung nicht zurück. Dagegen haben sich die politischen Verhältnisse sehr geändert. Die Anwesenheit der Russen hat die Kurdenstämme und ihre Häuptlinge etwas gedemüthigt. Die Paschas an den Grenzen genießen nicht mehr der frühern Unabhängigkeit. Macht und Reichthum derselben sind bedeutend gesunken und der Seraskier von Erzerum, durch die Consuln der europäischen Mächte beauf-

sichtigt, trifft kräftigere Sorge als früher für die Polizei der Landstraßen und die Sicherheit der Karawanen. Unter dem Schutze von Escorten reist man selbst in der verrufenen Gegend zwischen Diadin und Bajasid ziemlich sicher.

Wir trafen auf einzelne Kurden, die auf den nächsten Hügeln lauerten und uns als Späherposten der Räuberhorden bezeichnet wurden. Aber der Anblick der Reiter des Beg von Diadin und des türkischen Kawassen reichten hin, die Räuber zu schrecken. Eine Stunde vor Bajasid begegneten wir einem Trupp kurdischer Reiter mit Bambuslanzen und schlechten Feuergewehren bewaffnet. Sie sahen sehr verdächtig und unheimlich aus und waren nach der Aussage unserer kurdischen Begleiter als berüchtigte Räuber bekannt. Da wir an Zahl ihnen gleich, an Bewaffnung überlegen waren und überdieß gar kein Gepäck mit uns führten, durften wir beruhigt sein. Die Kurden wagen nicht leicht einen Angriff, wenn sie nicht an Stärke bedeutend überlegen sind und die sichere Hoffnung guter Beute haben. Die Kurden hielten die Führer unserer Escorte an und wechselten einige Worte auf kurdisch, die wir nicht verstanden. Ihre hablüsternen Raubvögelaugen waren fest auf uns gerichtet. Als sie weiter geritten, sagte auf Befragen einer unserer Reiter: die Räuber hätten nach der Karawane und ihrem Lagerplatz gefragt. Sie schlugen offenbar diese Richtung ein, um ihrer Gewohnheit gemäß bei Nacht einige Pferde zu stehlen. Offene Gewalt gegen eine so gut gerüstete Karawane war aber nicht zu befürchten.

Bajasid hat eine malerische Lage. Seine Häuser sind amphitheatralisch auf der Vorhöhe eines Gebirgszuges gruppirt, der wie die Wiege des Murad den Namen Ala-Dagh führt. Die Straßen sind steil. Einige Minarets und Moscheen ragen aus den übrigen Häusern hervor. Mahmuds stolzer Schloßbau und besonders die alte Festung, welche auf den schmalen Terrassen

des Kalkfelsens in gedrängten Partien sich erhebt, durch ihre kühne Lage ein wahrer Wunderbau, der von dem Genie der Baumeister in Ueberwindung außerordentlicher Terrainhindernisse glänzendes Zeugniß ablegt, trägt nicht wenig bei, den malerischen Anblick der Stadt zu erhöhen. Dazu denke man sich die höchst bizarren Formen des röthlichen mit Kalkspathadern durchzogenen Marmorfelsen und der kahlen Kalkberge, deren schroffe Wände sich mauerartig noch hoch über dem Paschaschloß und den Castellruinen erheben, im Hintergrunde aber den majestätischen Ararat, der vor der Stadt noch sichtbar ist — das Landschaftsgemälde ist so wild pitoresk, wie es die Phantasie eines Malers, der in allen Formen das Nackte liebt, nur immer wünschen mag. Ein Freund von sanfteren Naturbildern empfindet hier freilich den gänzlichen Mangel an Wald und Vegetation.

Westlich von Bajasid stand einst die altarmenische Stadt Pakoran, welche in der Provinz Pakrevan seit dem 1. Jahrhundert nach Chr. Geb. als Coloniestadt für Sclaven angelegt war. Bajasid selbst scheint keine alte Stadt zu sein. Doch verlegt Moses von Chorene das Asyl Arsacavana, welches Arsaces für alle Räuber, Mörder, Spitzbuben und Sclaven im Rücken des Berges Masis oder Ararat angelegt hatte und das später von Schahpur zerstört wurde, in diese Gegend. Schon von Alters her scheint diese kahle wilde Felsgegend der Schlupfwinkel von Raubgesindel gewesen zu sein. Heute ist Bajasid eine elende, verfallene Stadt. Unter zehn Häusern ist durchschnittlich kaum Eines bewohnt. Die Bevölkerung ist verarmt und herabgekommen, hat aber ihren wilden kurdischen Charakter bewahrt. Auch die Armenier, deren Zahl durch die Auswanderung nach Rußland hier gleichfalls sehr herabgekommen, sind in Kleidung, Sprache, Sinn und Manieren ganz zu Kurden geworden. Sie bilden etwa ein Viertheil der Bevölkerung, welche höchstens

400 Familien stark ist. Behlül Pascha, welcher jetzt als Satrap der hohen Pforte in Bajasid residirt, bewohnt nicht mehr den stolzen Schloßbau auf der Höhe, welchen sein Vater, der tyrannische Mahmud, erbaute. Das furchtbare Erdbeben vom 20. Junius 1840 hatte einen Theil dieses Schlosses in Trümmer gestürzt. Der Pascha, in dessen Familie diese Würde bisher erblich war, bewohnt jetzt ein bescheidenes Häuschen in der Stadt selbst. Als er meine Ankunft erfahren, schickte er seinen Kawassen, um mich bei dem wohlhabendsten Armenier des Orts einzuquartieren. Wir hatten es hier ziemlich bequem. Mein Hauswirth war ein alter Mann, der Handelsgeschäfte trieb, rüstige Söhne hatte und mir erzählte, daß er alle durchreisenden Europäer beherbergt und namentlich von den Consuln stets schöne Geschenke erhalten habe. Sehr naiv bemerkte er: hoffentlich würde ich meinen Vorgängern an Generosität nicht nachstehen. Habsucht schien seine wie seiner Söhne vorherrschende Leidenschaft. Er konnte den Augenblick nicht erwarten, wo ich abreisen und ihm für die Bewirthung ein gutes Bakschisch geben würde.

Inzwischen kamen die Kawassen mich zu einem Besuch bei ihrem Herrn abzuholen. Behlül Pascha schmückte sich eben mit seinem Nischan in Brillanten, als ich bei ihm eintrat. Er saß auf seinem Divan, umgeben von Türken und kurdischen Häuptlingen. Der ganze Audienzsaal war von Bewaffneten angefüllt, worunter manche schnurrbärtige Kurden von wahrhaft furchtbarem Ansehen, die ein Salvator Rosa als Modelle hätte gut brauchen können.

Behlül Pascha ist ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mittlerer Statur, ziemlich mager, unbedeutendes Gesicht. Er hatte nicht die osmanische Grandezza, wohl aber das feine und artige Benehmen des Orientalen, das selbst den Kurden eigen ist. Nachdem er meinen Ferman und das versiegelte Empfehlungs-

schreiben Kiamil Pascha's gelesen, erklärte er sehr freundlich, daß ich ganz über seine Dienste verfügen könne. Er wolle mir zuverlässige Reiter auf meinen Ausflügen mitgeben und bürge mir für volle Sicherheit, solange ich innerhalb der Grenzen seines Paschaliks unter seinem Schutze verbleiben würde. Doch wiederholte er mir ein paar mal die Mahnung nie allein zu gehen, nicht einmal in der Stadt. Denn es gebe viele, sehr viele, ungeheuer viele böse Leute hier und in der Gegend. Ich konnte nicht umhin bei diesen Worten einen Blick auf die wilden Gestalten mit den finstern und trotzigen Gesichtern, die ihn umgaben, zu werfen. Der fixe Blick ihres schwarzen Auges haftete auf mir und dem Polen, der an meiner Seite auf dem Divan Platz genommen und den Dolmetscher machte. Behlül Pascha sprach das Türkische geläufig, doch mit jenem eigenthümlich kurdischen Accent, der im kurdisch-armenischen Gebirgslande allen Bewohnern eigen. Seine Conversation hatte etwas recht Leutseliges. Er erzählte mir unter Anderm, wie sein Vater Mahmud mehr als Einen vergeblichen Versuch gemacht, den Gipfel des Berges Ararat zu besteigen. Doch selbst dem kühnsten kurdischen Bergsteiger sei es nie gelungen. Auf einer bedeutenden Höhe habe sie Schwindel und Uebelkeit befallen durch eine „böse Luft,“ welche aus dem Berge gestiegen. Von einer Besteigung des Gipfels durch russische Reisende wollte er nichts wissen und erklärte den Gipfel für unerreichbar.

Ein bei der Quarantaine in Bajasid angestellter deutscher Arzt Dr. Buxdorf begleitete mich bei einem Gang nach dem verlassenen Paschaschloß. Brant hat dasselbe nicht mit Unrecht für den schönsten aller Paläste im ganzen türkischen Reiche erklärt. Selbst das kaiserliche Serail in Konstantinopel kommt demselben an solider Bauart nicht gleich. Noch in seinem heutigen Verfall spielt das Schloß auf seiner Höhe eine stolze könig-

liche Figur mit seinen mächtigen Kuppeln und Zinnen. Thore, Säulen und Mauern von demselben röthlichen Marmor, auf dem die Stadt steht, sind so fest, geschmackvoll und schön, daß sie selbst an europäischen Stadtgebäuden auffallen würden.

Mit Bewunderung durchwandelten wir die Prachtzimmer mit ihren Spiegeln und vergoldeten Wänden. Die ganze Einrichtung zeigt noch trotz der Verödung einen Glanz und Luxus, der den schneidendsten Contrast bildet zu dem gegenwärtigen Verfall der Stadt, dem Elend des Volks und selbst zu dem bescheidenen Häuschen und der prunklosen Einrichtung des gegenwärtigen Pascha's, der im Laufe der wechselvollen Schicksale, welche ihn seit der Einnahme Bajasids durch die Russen getroffen, die Reichthümer seines Vaters verloren zu haben scheint und jetzt lebt wie ein verarmter Edelmann. Mahmud Pascha, der auch seine Kurden tyrannisch beherrschte, hatte sie gezwungen das Material zu dem Schloßbau herbeizuschaffen. Der Architekt war ein Perser. Auch die innern Ornamentirungen der Zimmer und Hallen verrathen geschickte persische Hände. An den Palast stößt eine Moschee, welche seltsamer Weise vom Erdbeben nicht gelitten hat, obwohl das schlanke Minaret sich noch höher erhebt als die halbeingestürzte und zerborstene Kuppel des Palastes. Die Kuppel der Moschee zeigte nicht einmal einen Riß. Die innern Kuppelwände sind mit rohen Frescobildern, Bäume und Blumen darstellend, geziert. Im Hofe erhebt sich ein hohes Mausoleum von Marmor sehr kunst- und geschmackvoll gearbeitet. Unter demselben ruhen in einer Marmorgruft die Gebeine des Palasterbauers Mahmud. Ich stieg in die Gruft hinab und sah den Sarg Mahmuds innerhalb vier prächtiger Alabastertafeln, die mit Inschriften, Sprüche des Korans enthaltend, verziert waren. Ein alter Mollah saß neben dem Grabe in dem Koran mit lauter Stimme lesend. Meine Erscheinung schien ihn nicht im min-

desten zu überraschen. Er warf mir einen gleichgültigen Blick zu, streckte aber die dürre welke Hand aus und forderte in ziemlich gebieterischem Tone ein Bakschisch (Trinkgeld). Ein Fünfpiasterstück schien ihn nur sehr mäßig zu befriedigen. Die Leute sagten mir, der alte Mollah verweile den ganzen Tag hier unten, um für Mahmuds Seele zu beten. Der grausame Tyrann mag nach dem langen Verbrecherleben, das er führte, einer Fürbitte der Frommen für sein Seelenheil allerdings sehr bedürftig sein. Behlül Pascha muß wenigstens viel kindliche Pietät haben, da er trotz seiner Verarmung den Mollah zu diesem Zwecke bezahlt.

Das Paschaschloß ist zwar ziemlich stark befestigt, hat sich aber doch im Jahr 1828 gegen die Russen nicht als vertheidigungsfähig bewährt. Von der russischen Artillerie aus dominirenden Höhen beschossen mußte es sich nach kurzem Widerstand ergeben. Behlül Pascha floh in die Felsschluchten von Maku, wurde später von der Pforte selbst seines Postens entsetzt, fand aber wieder Gnade, als die türkische Regierung sich überzeugt hatte, daß die Kurden am Ende doch nur auf leichte und wohlfeile Weise durch einen Pascha aus kurdischem Fürstenblut einigermaßen im Zaum gehalten werden konnten. Gegen Kurden wäre das befestigte Schloß noch immer einer hinreichenden Vertheidigung fähig. Auch dient es wirklich den Nizamsoldaten zur Festungscaserne, so oft auf Befehl des Seraskiers von Erzerum gegen rebellische Kurdenhorden Razzias angeordnet werden. Im Schloßhof fand ich ein paar unbrauchbare Kanonen.

Auch am Fuße des Stadthügels liegen verfallene Festungsruinen. Der Wunderbau der alten Citadelle auf den schmalen Terrassen des Felsens noch hoch über dem Paschaschloß wird von den wenigen europäischen Reisenden, welche Bajasid im Fluge berührten, den Genuesen zugeschrieben. Sie berufen sich dabei

auf eine unter den Eingebornen herrschende Tradition. Meine türkischen und armenischen Begleiter, welche mich am zweiten Tage meines Aufenthalts nach jener höchsten Bergfestung begleiteten, wollten auffallender Weise von dieser Sage nichts wissen, sondern nannten als Erbauer einen Sultan Murad, der nach Beendigung eines glücklichen Feldzuges gegen Persien diese Werke errichtete. Durch düstere Gewölbe und gemauerte Gänge, über viele schadhafte Treppen und verfallene Mauern wanderten wir von einer Befestigung zur andern. An manchen Stellen war der Gang wegen der Enge des Felsweges und des baufälligen Zustandes des Gemäuers nicht ohne Gefahr. Merkwürdig ist die Reihe von tiefen, schauerlichen Kerkergewölben. Um zu den höheren befestigten Terrassen zu gelangen bedarf es eines schwindelfreien Kopfes. Von einer der Zinnen herab blickten wir durch Schießlöcher in eine schauerliche Tiefe. Senkrecht fiel unter uns die Felswand nach der Stadtseite ab. Wir versuchten noch den letzten und höchsten Theil dieser alten Werke zu ersteigen. Durch einen finstern steilen Gang voll Schutt und Staub suchten wir vorwärts zn dringen. Aber die Dunkelheit, die dumpfige Luft, welche das Athmen erschwerte, und die Schwierigkeit des Weges durch das verfallene Gemäuer bewogen uns bald den Versuch aufzugeben. Auch diese Felscitadelle, welche nur mit zwei Kanonen versehen, die blos noch zur Beiramzeit gebraucht werden, wären iu ihrem jetzigen höchst baufälligen Zustand einer Vertheidigung gegen regulaires Militair unfähig. Während der älteren Kriege zwischen Türken und Persern sollen letztere sie zu wiederholten Malen von den gegenüberliegenden Höhen beschossen haben, ohne sie jedoch mit Gewalt nehmen zu können. An einigen Mauertheilen zeigte man uns noch die Spuren des persischen Geschützes. Im Jahr 1828 gegen die Russen wurde von den Türken nicht einmal ein Versuch gemacht, die Citadelle

zu behaupten. Der neuen großartigen russischen Festung bei Eriwan steht auf türkischer Seite keine Grenzfestung mehr entgegen und das Paschalik Bajasid, welches den Eingang zur großen Karawanenstraße nach Erzerum beherrscht, ist jedem feindlichen Angriff von Russen oder Persern wehrlos blosgestellt.

Meine Absicht war, nach meiner Rückkehr von Persien längere Zeit in Bajasid zu verweilen und von dem Anerbieten Behlül Pascha's, unter sicherer Escorte die Umgegend der Stadt und die südliche Araratlandschaft in den verschiedensten Richtungen zu durchstreifen, Gebrauch zu machen. Wenige Gegenden Westasiens bieten dem Geognosten ein so hohes Interesse. Ueberall sind hier die merkwürdigsten Einwirkungen der geschichteten Felsbildungen durch vulcanische Durchbrüche zu beobachten. Wie mein Zweck durch einen kurdischen Räuberanfall theilweise vereitelt wurde, soll später erzählt werden. Im Augenblick, wo wir von Bajasid und der asiatischen Türkei Abschied nahmen und zu einem andern großen moslemischen Reich, welches eine noch größere geschichtliche Vergangenheit und eine fast noch traurigere Gegenwart hat, übergehen, glauben wir noch einige statistische Details über dieses politisch hochwichtige türkische Grenzpaschalik anführen zu müssen. Wir entnehmen dieselben einem halbofficiellen russischen Werk, welches nach den vom russischen Generalstab gesammelten Documenten veröffentlicht wurde und das von Ritter im 10. Band seiner Erdkunde bereits benutzt werden konnte. Mit Ausnahme der Angaben über Bevölkerungszahl und Klima scheinen die russischen Bemerkungen ziemlich genau. In der numerischen Uebersicht der Bevölkerung ist die Zahl der Armenier zu hoch, die der Kurden und Türken offenbar zu gering angegeben. Damals war einerseits die armenische Auswanderung nach Rußland noch nicht erfolgt,

anderseits ein großer Theil der mahomedanischen Bevölkerung besonders der nomadischen Kurdenstämme in das Innere Anatoliens zurückgewichen. Gegenwärtig ist die muselmännische Bevölkerung viel zahlreicher als die christliche. Statistische Notizen aber hat Behlül Pascha hierüber nicht gesammelt, was bei dem unstäten Wanderleben der an Zahl überwiegenden Kurden keine leichte Aufgabe wäre.

Das Paschalik zieht sich als schmaler Landstrich von West nach Ost, im Süden des Ararat vorüber, ein Areal von nur 2200 Q. Werst (19 Meilen) lang und 18 bis 45 Werst (2 bis 4 Meilen) breit. Es grenzt gegen Nord an die armenische Landschaft und an das Sandschak Ober-Pasin (Pasin suffla), gegen Ost an das persische Chanat Maku, gegen West an Nieder-Pasin und gegen Süd an das Sandschakat Malezgherd, an einen Theil des Paschaliks von Musch und Van.

Die vier Sandschaks oder Kreise, aus denen es besteht, sind: 1) Bajasid (840 Q. Werst), 2) Diadin (130 Q. Werst), 3) Chamum (102 Q. Werst) und 4) Alaschgert, das mit den zwei Districten Chalyaß und Nahia (oder Naja) 1128 Q. Werst einnimmt.

Höher gelegen als seine umgrenzenden Provinzen Maku, Van, Musch, Arzerum, Kars und das übrige Armenien ist es die Wasserscheide der Flußsysteme zwischen dem kaspischen See und dem persischen Meerbusen.

Seine Gebirge sind: 1) der Agri-Dagh in seinem schlängelnden Zuge, welcher Bajasid von Ober-Pasin scheidet, und die Zuflüsse nordwärts zum Araxes, südwärts zum Murad und zum Maku sendet. Am Ostende desselben erhebt sich der hohe Kegel des großen Ararat mit seinem noch östlicheren Trabantenkegel, dem kleinen Ararat. Beide sind an ihrem Westfuße durch eine tiefe, trockne Schlucht von dem noch westliche-

ren Zuge des Agri-Dagh getrennt, der verschiedene Namen annimmt, wie: Chatsch-Geduk, Chadschi-Geduk, Sor-Geduk, Surawa-Dagh und an der Westgrenze des Paschaliks: Turkman-Kilissar (Chatsch d. h. Kreuz, Sor d. h. Gewaltthat, Geduk d. h. Gebirgsrücken). Seine höchsten Punkte werden Tschitschally, Sor-Dagh und Kussa-Dagh genannt, ein nackter, abgelegener, 12 Werst (an 3 Stunden) von Topra-Kaleh entfernter Fels. Andere Berge heißen: Dram Dasch Dschani, Dasch und Jas-Dasch, welcher letztere seinen Namen von einem an seinem Fuße gefundenen, mit einer unbekannten Inscription versehenen Quadersteine erhalten hat. 2) Der Klytsche-Dagh liegt in S. W. des Paschaliks und sondert sich von Turkman-Kilissar in der Richtung des Euphrat ab; bei seinem Beginn wird er auch Sodschah und Misgrog genannt. 3) Der Allah-Dagh d. i. Gottesberg, am südlichen Ende des Paschaliks, vereinigt sich mit dem Klytsche-Dagh im Westen, ist aber breiter als dieser und höher als der Agri-Dagh. Der Schuschink-Dagh am Fluß Tschubugli, Kimber-Dagh Nenat und Tschir-Geduk an dem Euphrat sind die höchsten Berge. Zu diesen uns bekannten Localitäten wird die vierte Hauptkette von Diadin gerechnet, welche den Allah-Dagh mit dem Agri-Dagh, also ein von Süd nach Nord ziehendes Querjoch, bildet. 29 Flüsse sollen das Paschalik nach den verschiedensten Richtungen durchziehen. Ein kleiner Landsee, Ballik-Göl, 18 Stunden (65 Werst) im West vom Ararat ist hoch gelegen im Agri-Dagh, aber nur 1½ Stunde (6 Werst) lang und ½ Stunde (2½ Werst) breit; von seinem großen Fischreichthum soll er seinen Namen haben. Vordem hatte er in seiner Mitte eine kleine Insel mit einer christlichen Kirche, von der aber heut zu Tage nur noch die Ruinen aus dem Wasser hervorragen sollen. Sein Abfluß von 17 Stunden (60 Werst) Länge heißt Ballik-su, einer der Hauptflüsse des

Landes. Andere sind der Gernauk, der Maku-tschay, der Almalla, der Murad-tschay d. i. der Euphrat, der Scheman.

Der Murad entspringt aus zwei Quellen in Tschir-Geduk oder dem Bergrücken Tschir; er durchströmt das Paschalik gegen N. und S. W. an 25 Stunden (111 Werst) weit, bricht später zwischen dem Allah-Dagh im Ost und Klytsche-Dagh im West südostwärts hindurch in das Sandschakat Malezgherd, wo er im Verein mit andern Zuströmen schiffbar wird. Sein Lauf ist nur mittelmäßig reißend, seine Breite ist fünf Klafter (Saschen) und ein bis zwei Arschin tief; sein Wasser fischreich, zumal an Forellen; seine Ufer sind nackt. Von seinen beiderseitigen Zuflüssen ist hier nur der Scherian zu bemerken, der auf Chossol-Dagh entspringt. Die gute Bewässerung des Bodens hebt die Vegetation und gibt den Kornfeldern sechs bis zehn Ertrag; nur die Umgebung Bajasids ist wenig ergiebig. Vom Juni bis October ist das Bergland mit reichem Wiesenwuchs für die Heerden bedeckt, so daß der Pascha nach den Russen sehr gut aus eigenen Mitteln des Landes 6000 Pferde zu 4000 Mann Truppen stellen konnte. Dagegen ist Holzmangel allgemein; nur Krummholz, Kienholz, Wachholdergesträuch und kleine biegsame Birken machen den einzigen Vorrath an Brennmaterial aus, die Gärten fehlen, man sagt wegen der ewigen Verheerungen; Weinbau findet wegen der hohen Berge nicht statt.

Das Klima von Bajasid, in einem Bergkessel den heißen Ebenen Persiens so nahe gelegen, ist doch kühl; der Jahreswechsel zeigt bestimmte und scharfe Contraste. Mitte März ist Frühlingsanfang, die Hitze steigt Mitte Juli, wo die Flüsse ihre Hochwasser verlieren, bis zum August auf das höchste. Der September ist schon gemäßigt, im October bedeckt sich alles mit Schnee, Ende November nehmen Frost und anhaltende Kälte

überhand; doch steigt die Winterkälte nicht über 10° R.,*) dauert nur bis Ende Februar, dabei immer hoher Schnee. Die Lage von Bajasid ist so gesund, daß die reichen Fieberkranken aus Eriwan dahin ziehen, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Das Volk ist gesund, blühend und blickt mit Entsetzen auf die fieberbefallenen Patienten von Eriwan. Aber alljährlich macht hier die Pest ihre Verheerung. Der Aberglaube, die Sorglosigkeit thut nichts sie zu verbannen; durch das treffliche Klima selbst wird sie bekämpft, wenn sie auch eingebracht ist. Die Reinlichkeit der benachbarten Perser soll die Verbreitung der Pest bei ihnen verhindern, auch sagte man den Russen, ein Präservativ dagegen sei, sich die Hände mit China (wohl Henna?) zu färben. Die Aerzte in Bajasid haben ein erbliches Gewerbe und sollen sich sehr gut auf das Heilen der Wunden und der Pestbeulen verstehen; als Präservativ gebrauchen sie selbst bei dem Umgang mit Pestkranken ein starkes Pulver zum Schnupfen und Einreiben der Hände, und scheuen den Verkehr gar nicht mit den Pestkranken. Auch die Russen haben die Kuren dieser Art anerkannt, bis Tiflis sind sie bekannt und erwerben sich bedeutende Reichthümer.

Ueber die Bevölkerung des Paschaliks erhalten wir folgende Daten. Die Russen zählten 3190 armenische und 550 muselmännische, zusammen 3740 Familien im Lande, die einen Anschlag der Bevölkerung auf 18,000 Seelen männlichen Geschlechts gaben, so daß auf jede Quadratwerst nur 15 männliche Bewohner kommen; eine so geringe Anzahl bei der Begünstigung eines so vortheilhaften Klima's, daß nur die steten Verwüstungen des Landes und die Gewohnheit, bei jedem Ein-

*) Diese Beobachtung ist wohl irrig. In Eriwan fällt das Quecksilber oft unter 20° R.

fall eine große Menge der Familien mit Gewalt aus dem Lande wegzuschleppen und anderwärts überzusiedeln, was stets von Persern und auch durch Russen, obwohl unter mildern Formen, mit den Armeniern geschehen, die Ursache dieser Entvölkerung sein kann.

Das Sandschakat Bajasid soll das volkreichste sein und auf 817½ Q. Werst 2650 Familien herbergen. Der Stadt Bajasid theilte man 2735 armenische, 310 muselmännische Familien, in Summa 2045 zu; die andern 604 armenischen und 4 türkischen Familien des Sandschaks hatten in 6 kurdischen Dorfschaften ihre Sitze. Im Sandschak-Diadin zählte man 266 Familien, in der Stadt und 9 Dörfern vertheilt. Im S. Chamur 116 Familien in 11, also viel kleineren Dorfschaften; in S. Alaschgert mit zwei zugehörigen Distrikten 725 Familien, in 60 Dörfern vertheilt.

IX.

Abreise von Bajasid. Paß Khaft-göl. Ein Abenteuer mit kurdischen Räubern. Eintritt in Persien. Gorawa. Vergleich des Naturcharakters von Armenien und Persien. Die Hochebene und die Stadt Choi. Ankunft am Urmiasee. Landschaftscharakter. Zur Naturgeschichte Aserbeidschans. Ankunft in Tabris. Lage und Beschreibung der Stadt. Volksleben. Persische Frauen. Eine persische Schule. Der Bazar. Geselligkeit. Die griechischen Kaufleute. Nestorianerinnen. Temporäre Ehebündnisse.

Am 2. Julius verließ ich Bajasid unter der Escorte von drei kurdischen Reitern, welche im Dienste Behlül Pascha's stehend unter den Räuberhorden dieses Grenzgebirges bekannt waren und deren Begleitung, wie mich der Pascha versicherte, selbst in geringer Zahl auf so einsamen Wegen hinreichte, da größere raublustige Banden sich gewöhnlich nur in der Nähe der Karawanenstraße versammeln. Dr. Buxdorf, der Arzt der Quarantaine von Bajasid, nahm nicht ohne Seufzer Abschied von uns. Damit soll nicht gesagt sein, daß der wackere Mann für uns eine besonders warme Neigung gewonnen hätte. Aber als der einzige Europäer fühlte er sich in diesem kurdischen Grenznest sehr einsam, sehr verlassen. Reisende von einiger Bildung sind in Bajasid höchst seltene Erscheinungen. Hat man

hier doch nicht einmal den Trost, von Zeit zu Zeit eine christlich orientalische Karawane zu sehen. Die jetzt gänzlich verödete Stadt zieht nicht leicht einen Wanderer an. Die Bevölkerung steht im Rufe ungastlicher Rohheit und spitzbübischen Charakters, die Umgebung ist bis unter die Wölbung der Stadtthore unsicher und selbst in den Straßen sind des Abends Raubanfälle und Mordversuche mitunter vorgekommen. Die Karawanen ziehen zwei Stunden nördlich von Bajasid über das Gebirge und finden es selten der Mühe werth mit der Stadt zu verkehren. Der arme Dr. Buxdorf klagte mir, daß er manchmal Monate lang völlig abgeschlossen von der civilisirten Welt in diesem düstern Neste sitze, ohne selbst Briefe oder Zeitungen empfangen zu können, und daß sein Lebensunterhalt ganz von der Gnade des Pascha's abhänge, welcher trotz der Befehle des Seraskiers von Erzerum dem Doctor unregelmäßig und so ungerne wie möglich seinen Monatsgehalt auszahlte. Der Pascha mußte solchen von den Einkünften seines kleinen und verarmten Paschaliks bestreiten, welche sich von Jahr zu Jahr durch Auswanderung und Steigerung des Elends der Bevölkerung minderten. Dr. Buxdorf war bei längerem Aufenthalt in dieser freudlosen Stadt unter einer so falschen und tückischen Bevölkerung überaus mißtrauischen Sinnes geworden. Er befürchtete beständig mit oder ohne Vorwissen des Pascha's beraubt oder gar bei Seite geschafft zu werden, und schickte deshalb von Zeit zu Zeit seine ersparte Baarschaft an ein Consulat in Erzerum, in der Hoffnung, daß der Pascha hievon Kenntniß erhalten und nicht etwa durch Hoffnung auf eine glänzende Hinterlassenschaft des Doctors verleitet werde, Plane zu seinem Verderben zu schmieden. Unter diesen Umständen war die Freude dieses Mannes bei jedesmaliger Ankunft eines gebildeten Europäers wohl begreiflich, ebenso die Trauer, so oft er einen solchen scheiden

sah und sich dann wieder recht verlassen fühlte unter raubsüchtigen Kurden, niederträchtigen Armeniern und fanatischen geldgierigen Türken.

Der einsame Weg, welchen uns die kurdischen Reiter führten, ging über steile Kalkfelsen, welche auf beiden Seiten in schroffen, wilden, zerrissenen Massen emporstarrten. Hier wie in der nächsten Nähe von Bajasid sieht man viele Stellen, wo der Trachytporphyr mit glasigem Feldspath den Kalk durchbrochen, gehoben, zersprengt und die Schichtung vernichtend das Sedimentgestein in regellosen Massen über einander aufgethürmt hat. Spuren von kraterischer Thätigkeit, von geflossenen Laven hab' ich auf dieser Höhe nicht mehr wahrgenommen. Aber tief unter uns in der Ebene waren die schwarzen Lavahügel, welche der alte Vulcan Tanturek aus seinen verschiedenen Kratern und Seitenspalten gespien, deutlich wahrnehmbar.

Auf der Höhe des Engpasses Khasi-Göl d. h. Fuchsquelle — der Name kommt von der Menge der Füchse und Schakale, welche nach der Versicherung der Eingebornen hier auf dem quellenreichen Grenzgebirge sich aufhalten und den Heerden nachstellend das frische Wasser trinken — traf ich im Laufe des Nachmittags unsere Karawane wieder. Sie war hier seit dem frühesten Morgen gelagert und hatte gleich bei ihrer Ankunft ein Abenteuer bestanden, welches unserm buckeligen Karivan-Baschi Kara-Gös bittern Aerger und einigen seiner Gefährten schweren Kummer machte, während wir bei Anhörung der Details des Vorgegangenen einige Mühe hatten, das laute Lachen zu unterdrücken.

Im Augenblicke, wo die Karawane bei trüber Frühatmosphäre die Paßhöhe erreichte, bemächtigten sich die im Nebel lauernden Kurden trotz der äußersten Wachsamkeit der Kadirtschis und ihrer Knechte einiger Packpferde und entführten sie

mit erstaunlicher Flinkheit. Die zunächst des Karawanenzuges reitenden Armenier wagten nicht, auf die Kurdenschaar zu feuern, wohl aus Furcht vor der Blutrache. Denn der Tod eines Kurden hätte wahrscheinlich die ganze Horde zum Angriff versammelt. Durch Abfeuern ihrer Gewehre in die Luft gaben die Armenier jedoch Lärmsignale, und sämmtliche bewaffnete Reiter der Karawane waren alsogleich versammelt. Man berieth sich, was zu thun sei, dachte aber feiger Weise an keine augenblickliche Verfolgung. Endlich entschloß sich Kara-Gös, zwei Knechte, welche das Kurdische sprachen, auf das Beste beritten, aber unbewaffnet, den Räubern nachzusenden mit dem Auftrage, die Kurden durch Drohungen und durch das Versprechen eines Geldgeschenks zur Rückgabe des Raubes zu bewegen. Die beiden Reiter flogen auf den besten Pferden über die neblige Halde nach den höchsten Plateaus hinauf, wo sie die Räuber vermutheten. Nach stundelangem bangen Harren sah man sie kleinlaut und niedergeschlagen zu Fuß zurückkehren, all' ihrer Kleider bis auf das Hemd beraubt. Sie waren unter eine kurdische Bande gerathen, welche auf den Plateaus dieses Grenzgebirges umherspukte und mehr auf persischem als türkischem Gebiete weidend um den angedrohten Zorn und die Rache Behlül Pascha's sich wenig kümmerte. Unser Karivan-Baschi, welcher für die ihm anvertrauten Waaren verantwortlich war, schickte noch an demselben Tage einen seiner Leute nach Bajasid, den Vorfall zu melden, und behielt sich vor, auch bei dem persischen Häuptlinge in Kilissa-Kent und Choi klagend aufzutreten. Er hoffte, daß es den vereinten Bemühungen der beiden obersten Grenzwächter gelingen werde, die Thäter ausfindig zu machen. War doch Behlül Pascha selbst geborner Kurde und Chul-Chan, der Commandant des persischen Grenzortes Kilissa-Kent, schien gleichfalls mit der Sippschaft dieser braunen Nomaden nahe

verwandt. Zwar hatten Beide nur sehr geringe Streitkräfte zur Verfügung. Aber die Häuptlinge der Nomadenhorden dieser Gegend wußten wohl, daß Behlül Pascha im Nothfalle Verstärkung aus Erzerum herbeirufen konnte, und sie fürchteten die geschulten Nizamsoldaten. Die Kurden sind in der Regel klug genug, die Sache nicht aufs Aeußerste zu treiben, und, wie ich später bei meiner Rückkehr nach Erzerum erfuhr, war's dem Pascha wirklich gelungen, die Kurden zur Herausgabe des werthvollsten Theils jener Beute, nemlich der Waarenballen, zu bewegen Zwei Pferde und die Kleider der ausgezogenen Armenier hatten sie zurückbehalten.

Die Gegend unseres Lagerplatzes war sehr einsam. Der Siedepunkt zeigte eine Höhe des Passes von 7240 Fuß. Von Feldbau war hier keine Spur mehr. Selbst der Graswuchs ziemlich dürftig. Doch fand ich selbst in der Dämmerung noch einige interessante Alpenpflanzen. Bei einbrechender Nacht wurde das sorgfältig aufgeschichtete Gepäcke in kurzen Zwischenräumen von bewaffneten Wächtern umstellt. Die Pferde weideten ganz nahe unserm Bivouak und wurden scharf bewacht. Als gegen Abend ein einzelner Kurde auf dem Felsen sichtbar wurde, erregte dies allgemeinen Schrecken, weil man ihn für den ausgeschickten Späher einer größern Räuberbande hielt. Unsere Armenier feuerten die ganze Nacht hindurch ihre Gewehre in die Luft ab, um den Kurden zu zeigen, daß sie wachsam seien, vielleicht auch um sich selber Muth zu machen. Die lasischen Knechte folgten nicht diesem Beispiele und sparten ihr Pulver. Sie schienen überhaupt noch am meisten kaltblütigen Muth zu besitzen, und im Falle eines stärkeren Angriffs hatte ich nur auf die Türken und Lasen einiges Vertrauen. Zu den feigsten Kadirtschis gehörte unser Armenier Karapet-Bedochil, welcher sich hinter die Waarenballen als eine solide Schanze verkroch. In-

dessen ging die Nacht ohne Unfall vorüber und wir setzten mit aufgehender Tageshelle unsere Reise fort.

Die östliche Halde des Passes Khasi-Göl fällt ziemlich steil in das persische Gebiet ab und erscheint in dieser Jahreszeit eben so frisch grün und fruchtbar, als der westliche Abhang auf türkischem Boden. Wohl gibt es hier auf der schmalen Grenzscheide zwischen beiden Reichen fast ausschließlich nur Weideplätze und keinen Feldbau. Aber dieser Umstand ist mehr der bedeutenden Höhe und der Unsicherheit der Gegend beizumessen. Von einer künstlichen Wüstenei, wie sie die russische Karte auf der türkisch-persischen Grenze angibt, war keine Spur zu sehen. Auch wäre man wohl bei dem besten Willen, eine unwirthbare Oede zwischen den beiden moslemischen Reichen zu ziehen, welche Jahrhunderte lang um die Herrschaft im westlichen Asien gerungen, um die Mittel der Ausführung verlegen. Allenthalben, wo diesen Berghalden Quellen entspringen, ist der Graswuchs zwar niedrig, aber dicht und wegen seiner Frische durch Feuer unvertilgbar. Könnte man aber auch einen Grasbrand im Hochsommer zu Stande bringen, wie in den südrussischen Steppen, so würde damit doch die Vegetation nicht vertilgt und der Frühling würde sie aus der Asche nur um so kräftiger ins Leben rufen. Bekanntlich ist das Feuer in vielen Gegenden, sogar in der Lüneburger Haide, wo man mittelst der Asche des Haidekrautes von Zeit zu Zeit eine magere Ernte erzielt, das Mittel zur Befruchtung des Bodens.

Wir lagerten gegen Mittag unweit Kilissa-Kent in einem Hochthale, welches eine der Vorstufen des armenisch-persischen Hochlandes bildet. Die Landschaft ist durch viele Dörfer und schwarze Kurdenzelte belebt, die Volkstracht wechselt plötzlich. Spitze Lammfellmützen und persische Kaftans mit Hängeärmeln erscheinen statt des türkischen Kleiderschnitts. An diesem Tage

schoß mein Diener Saremba eine schöne Trappe von der Größe der Otis tetrax, wahrscheinlich eine unbeschriebene Art. Der Balg ist leider im Laufe der Reise zu Grunde gegangen. Meine botanische und entomologische Ausbeute war hier noch wenig ergiebig.

Am 4. Julius zogen wir durch schmale Längethäler und schlugen den Bivouak in einer Hochebene auf, welche minder ausgedehnt und weniger bewässert als die Plateaus im türkischen Armenien, gleichwohl mit vielen Dörfern, Kornfeldern und Wiesen bedeckt war. Der Trockenheit des Bodens ward theilweise durch zahlreiche Bewässerungscanäle abgeholfen. In den Schluchten und Schründen der benachbarten Berge erhält sich der Schnee bis gegen Ende Julius, wo Weizen und Gerste bereits der Reife nahe ist. Der reichere Anbau des Bodens setzte mich hier in einige Verwunderung. Nach den Büchern und Schilderungen europäischer Reisender soll Persien fast noch mehr verwahrlost, verödet und entvölkert sein, als die asiatische Türkei. Für die Provinz Aserbeidschan und besonders für diese Grenzgegenden scheint diese Annahme nicht zu passen. Mit Ausnahme der südöstlichen Ufer des Urmiasee's, wo Sümpfe und Salzboden den Anbau erschweren, fand ich im Allgemeinen in den persischen Landschaften, die wir durchwanderten, bei weitem fleißigeren und bessern Bodenanbau, als auf türkischem Gebiet. Namentlich in diesen Grenzlandschaften kündigt sich Persien vergleichsweise günstig an. Auf türkischer Seite sind die meisten Grenzbezirke, selbst zunächst der Karawanenstraße, entvölkerte Wildnisse, in welchen nur kurdische Nomaden und Räuber mit Pferden und Heerden sich tummeln. In Persien erschienen uns die ersten Dörfer zwar etwas armselig, aber mit munterm Grün, Gärten und Bäumen umgeben. Neben der besseren materiellen Cultur fallen auch sogleich bei dem Verkehr mit den Eingebornen deren höflichere Formen auf. Die Sprache ist noch die

türkische, die überhaupt durch ganz Aserbeidschan gesprochen wird. Wir begegneten an diesem Tage einer Karawane von beladenen Dromedaren, welche hier nur zu kleinen Reisen benützt werden und die Grenze nicht überschreiten. Es waren Thiere von auffallend kleinem Wuchs, aber dichter behaart, als die Dromedare, die ich anderwärts in wärmern Zonen z. B. in der Berberei gesehen. Gegend Abend kam ein Hochzeitzug unter starkem Geleite an uns vorüber. Die Reiter trugen keine Feuergewehre, dagegen lange Bambuslanzen, tummelten vor unserm Bivouak lustig ihre schönen Pferde und schienen uns eine Probe ihrer Reitkunst geben zu wollen.

Auch die Sicherheit nimmt auf persischem Boden zu. Obwohl wir auf den Bergabhängen noch einzelne Gruppen schwarzer Kurdenzelte erblickten, schien bei unsern Armeniern doch jede Furcht vor Raubanfällen vorüber zu sein, seitdem wir uns von der Grenze entfernt hatten, und die nächtliche Bewachung des Lagers wurde wieder etwas nachlässiger. Die Häuptlinge von Choi und Salmas haben zwar kein regulaires Militair und weniger verlässige Reiter zu ihrer Verfügung, als die türkischen Befehlshaber von Bajasid und Diadin, scheinen aber in der Grenznähe doch strengere Polizei zu halten. Mit einem Feuergewehr bewaffnet kann man mit ziemlicher Sicherheit auch einzeln die Gegend durchstreifen. Ich machte Ausflüge nach beiden Seiten des Plateau's. Die nächsten domförmigen Berggipfel bestehen aus Trachyt, die höhern Berge aus Kalk. Man unterscheidet beide Gebirgsarten leicht an der Form der Gipfel selbst in bedeutender Entfernung. Immer zeigt hier der Kalk eine Tendenz zur Bildung eines ziemlich geradlinigen Kammes, ohne besonders hervorragende Spitzen und Hörner, während der Trachyt dagegen selbstständige Gipfel baute, bald hohe Kuppeln, bald conische Formen. Das jüngste Gebilde ist hier ein horizontal

geschichtetes Conglomerat. Der sehr mächtige Schichtenbau mit thonigem Bindemittel schließt sowohl Kalksteine, als Trachyt- und Lavablöcke ein. Diese Hochebene befand sich also zur Zeit der Trachyterhebung noch unter Wasser. Offenbar fanden hier, wie in den europäischen Alpen, die eruptiven Bewegungen heißflüssiger Gesteine zu verschiedenen Perioden und wohl die längste Zeit unter einem Binnenmeer statt.

Am 5. Julius brach die Karawane eine Stunde nach Mitternacht auf, da die persische Hitze sich am Tage bereits ziemlich fühlbar machte und die Weide immer magerer wurde. Wir lagerten bald nach Sonnenaufgang in einem Hochthale, welches unsere Leute Akbulak nannten. Wasser und Graswuchs wurden immer sparsamer. Aus trachytischem Gestein rieselte eine dürftige Quelle, deren Temperatur 10° C. zeigte, in dieser trockenen Gegend immerhin eine Wohlthat. Die Bergketten zu beiden Seiten überragten die Thalsohle um wenige tausend Fuß. Das vorherrschendste Gestein der nächsten Berge war ein bunter Marmor von meist roth und weißer Farbe. Auf ihm lagerte hellfarbiger dichter Kalk, dessen petrographischer Charakter mit der Kalkformation bei Bajasid und Topra-Kaleh ziemlich identisch schien. Auch der hiesige Marmor ähnelte dem röthlichen Marmor oberhalb Bajasid und war wie dieser von zahllosen krystallinischen Kalkspathadern durchsetzt. Offenbar ist auch dieser Marmor durch den Einfluß der in diesem Gebirge nie fehlenden plutonischen und vulcanischen Gebilde bearbeiteter und umgewandelter dichter Kalk. Die höhern kegel- und pyramidenförmigen Berggipfel, welche den flachen Graht dieser Kalkbildungen überragen, sind wahrscheinlich Trachyt, denn die mageren Bächlein, welche aus Klüften und Schluchten dieses Gebirges hervortreten, führen unter den Rollsteinen eben so viel Trachyt als Kalk. Leider reichte die Zeit nicht hin, die höheren Spitzen und

Hörner, worunter manche ähnliche zerrissene Formen von wilder Unregelmäßigkeit, wie die trachytische Centralkette des Kaukasus, haben, zu besteigen. In der Nähe unsers Bivouaks lag kein persisches Dorf und da unser Jagdausflug auch nicht Ein Stückchen Wildpret lieferte, mußte ich an diesem Tage mit etwas Reis im Wasser gekocht und dem trockenen armenischen Küchenbrod, welches dem jüdischen Mazen ähnelt, vorlieb nehmen. Alle unsere übrigen Vorräthe waren ausgegangen.

Tags darauf zogen wir an der großen persischen Ortschaft Gorawa vorüber und lagerten in geringer Entfernung davon an der Südostseite des Thales. Ich kaufte hier einige Hühner und frische Eier. Die Umgebung des Dorfes war schön angebaut, die Bevölkerung aber hatte ein armseliges gedrücktes Aussehen. Die persischen Bauern sind unstreitig viel arbeitsamer, als die türkischen, und verstehen sich besser auf Feldbau und die Cultur der Baumwolle; von ihren Herren aber, an welche sie die Laune des Schahs und die Gunst des Vezirs verschenkt, werden sie in der Regel noch ärger gedrückt und ausgesaugt, als die Bauern der Türkei von ihren Paschas und deren Unterbeamten. Ihr Schicksal ist dem der Fellahs im Nildelta ähnlich. Sie müssen den ganzen Tag, oft bei glühender Sonnenhitze arbeiten, und von den Früchten ihres Fleißes genießen sie nur so viel, um kümmerlich ihr Leben zu fristen und ihre Familie zu ernähren. Alles übrige fällt in die Hände des Eigenthümers, welcher in Teheran, in Tabris oder in irgend einer größern Stadt lebt und aus seinem Besitze so viel tragbare Renten wie möglich zusammenzuscharren sucht, da er selbst keinen Augenblick sicher ist, durch einen Machtspruch des Schahs oder selbst des Sardars sein Besitzthum wieder zu verlieren. Die meisten Eigenthümer waren durch Vermittelung des Großvezirs Hadschi-Mizza-Agassi, des damaligen allmächtigen Günstlings, dessen Gunst sie aber selber

durch schwere Summen erkaufen mußten, in den Besitz ihrer Güter gekommen und durften mit ihren Dörfern und Bauern ziemlich nach Willkür schalten und walten, solange sie nur die Steuern pünktlich zahlten und die Bestechungssummen für den allmächtigen Minister in eben so pünktlichen Terminen erneuerten.

Die Berge an der Südseite des großen Thales von Gorawa haben mannigfaltigere und malerischere Formen, als an der nördlichen Kette. Gabbro und Serpentinkuppen durchsetzen hier die Kalk- und Mergelformationen. Im Gerölle der Wildbäche bemerkt man von diesen plutonischen Felsarten ebensoviel als von ächten Trachytblöcken. Selbst die höchsten Gipfelkuppen trugen wenig Schnee, die üppigen Alpenwiesen waren verschwunden. Nur auf den Halden längs der Quellrinnsale war hie und da frischer und kräftiger Graswuchs, doch nur in beschränkter Ausdehnung bemerkbar. Der flache Thalboden selbst war trocken und pflanzenleer. Man kann im Allgemeinen als bezeichnenden Naturcharakter dieser persischen Vorstufen des armenischen Alpenlandes sagen, daß die Gebirgsketten niedriger, die Gipfel in weniger kühnen und selbstständigen Formen sich über die Kämme erheben, daß die vulcanischen Erscheinungen hier seltener sind und lange nicht den gleichen großartigen Charakter tragen, daß auch die plutonischen Erhebungen hier nicht in der gleichen mächtigen Intensität wirkten, wie im eigentlichen Armenien. Relativ geringere Erhebung der Ketten, weniger malerische Formen, geringere Ausdehnung der Plateaus, die hier meist durch schmälere Längethäler ersetzt sind, trockenerer Boden, sparsamerer natürlicher Pflanzenwuchs sind Hauptunterschiede des Naturcharakters zwischen diesem Theile der Provinz Aserbeidschan und dem reichbewässerten, üppig grünen, weidenreichen Alpenland des türkischen und russischen Armenien. Statt der so mannigfaltigen bunten Alpenflora, welche ich am See Goktschai, in der Hochebene

von Erzerum und im Muradthale gefunden, sahen wir hier vorherrschend stachlichte, rauh- und schmalblätterige Gewächse. Disteln, Euphorbien, Wollkraut, Wermuth nnd viele niedere Stachelgewächse, worunter Poterium spinosum, bezeichnen den Vegetationscharakter. Der einförmigen und dürftigen Flora entspricht auch der Typus der Insectenfauna, welche meist durch einfarbige, schwarze oder graue Arten, meist Melasomen repräsentirt ist. Unter den Steinen waren Scorpionen von mittelmäßiger Größe, welche zum zwölfäugigen Genus Androctonus gehören, sehr gemein. Von Coleopteren waren jene Gattungen, welche bei uns die mittelmeerischen Sanddünen bewohnen, am zahlreichsten vertreten z. B. Pimelia, Tentyrea, Blaps. Von Schmetterlingen flog der nie fehlende Papilio cardui. Die grünen Umgebungen des Dorfes Gorawa mit ihren Fruchtgärten, Weiden und Pappelgruppen contrastirten angenehm zu den dürren Halden und den kahlen Rändern der Berge.

Am 7. Julius erreichten wir das östliche Ende des Thales von Gorawa, welches durch ein die Hauptketten verbindendes Querjoch vom Plateau von Choi getrennt ist. Wir wanderten mit unsern schellenden Thieren in gemessenem Karawanenschritt über den Paß, der nur von sehr niedrigen Höhen überragt wird. Porphyr, Serpentin, Gabbro und Euphotidfelsen kommen hier neben dem Kalk vor und erzeugten eigenthümliche Reibungsconglomerate. Diese Gesteine sind aber arm an Quellen, und der Mangel an frischem Trinkwasser wurde immer fühlbarer. Nach dreistündigem Marsche erreichten wir am Ende des Passes eine ziemlich schöne Quelle mit gemauerter Einfassung, neben welcher ein steinernes Häuschen der Form jener Grabtempel der Marabuts im nördlichen Afrika ganz ähnlich, vielleicht zu früheren Badezwecken erbaut. Wir nahmen hier unsern Lagerplatz. Gegen Mittag brach ein heftiges Donnerwetter mit Hagel und Platz-

regen los. Trotz der geringen Höhe der Berge zu beiden Seiten stürzten plötzlich brausende Wildbäche in allen Richtungen herab. Das magere Bächlein in der Mulde des Passes wurde zum Bache, der Bach zuletzt zum Strom und schäumte über seine Ufer. Obwohl wir ziemlich hoch über den Ufern campirten, wurde unser Lager doch einige Zoll unter Wasser gesetzt und die Waarenballen von eindringender Nässe ernstlich bedroht. Unsere Armenier stürzten trotz des heftigen Platzregens, den sie mehr als Schnee und Kälte fürchten, aus den Zelten, um in Eile durch Errichtung improvisirter Steinwälle den Einbruch des Wassers der Wildbäche zu hindern. Kara-Göz gab in aller Eile Befehl zum Aufbruch. Die weidenden Pferde hatten sich aus Schrecken vor dem Donnerwetter in einen dichten Haufen zusammengedrängt und waren eben so schnell nach dem Lager getrieben als bepackt. Wir marschirten eine halbe Meile weiter und lagerten auf einer Berghalde, wo wir von den Wildbächen nichts zu fürchten hatten, aber auch nur die allermagerste Weide fanden. Unsere armen müden Pferde machten hier zur kargen Speise von Disteln, Wollblumen und Absynth recht erbärmliche Mienen und nur der Hunger zwang sie an diesen schlechten Gerichten der persischen Florakküche anzubeißen.

Die Hochebene von Choi verdient diesen Namen. Wir hielten hier am 8. Julius unsern Einzug und fanden eine ausgedehnte Fläche, welche der Hochebene von Erzerum an geräumiger Größe wenig nachsteht und zwölf bis vierzehn Stunden im Umfang hat. Wohl erweitern sich manche der Längenthäler, welche wir von Bajasid bis hieher durchwanderten, dergestalt, daß sie der Form kleiner Plateaus nahe kommen, ohne jedoch wahre Hochebenen zu bilden. In der Richtung von Ost und Südost ist die größte Ausdehnung der Ebene von Choi. Die sie umsäumenden Gebirge erreichen an der West- und Südwest-

seite ihre bedeutendste Erhebung. Das ansehnlichste Flüßchen, welches sie durchströmt, führt unter den Eingebornen den Namen Czotur-su. Die Bewässerung ist im Vergleiche mit den alpinen Landschaften Armeniens sparsam, ebenso wie die natürliche Vegetation. Aber der Fleiß und die erfinderische Betriebsamkeit der Bevölkerung, welche sich auf Agricultur und Gartenbau so gut versteht, wie irgend ein Volk Europa's mit Ausnahme der Engländer, bietet dafür einigen Ersatz. Allenthalben wird das Wasser für Bewässerungscanäle abgezapft und nach der Umgebung der zahlreichen Ortschaften geleitet. Mit Hülfe dieser Wasserkünste ist in der sonst ziemlich dürren Ebene eine Menge grüner Oasen entstanden. Gärten und Felder bieten überall ergiebige Ernten, wo es den Menschenhänden gelingt, den durstigen Boden zu tränken. Ohne die Wasserbauten wäre diese Hochebene eine Wüstenei.

Auf dem Hochgebirge im Südwesten bleibt der Schnee bis zum August liegen; gegen Osten waren die höchsten Gipfel bereits frei von Schnee. Trachytische und basaltische Bildungen scheinen hier abzunehmen und durch plutonische Gebilde im engern Wortsinne ersetzt zu werden. In den Betten der Flüsse und Wildbäche, die ich besuchte, fanden sich Gabbro und verwandte krystallinische Felsarten vorherrschend unter den Geröllsteinen, der Trachyt selten, vom Basalt keine Spur. Die zerrissene ausgezackte Form der südwestlichen Gipfel macht jedoch das Vorkommen des Trachyts in den höchsten Regionen wahrscheinlich.

Der Anblick der Hochebene von Choi ist für den deutschen Reisenden, welcher von den baumlosen armenischen Alpenlandschaften und den kahlen Vorstufen der westlichen Grenzgebirge Aserbeidschans heruntersteigt, recht freundlich wegen der großen Menge von Gärten und Boskets, welche wie grüne Vorhänge die Ortschaften umwallen und ihre kleinen Häuschen wie mit

einer spanischen Wand verdecken. Der Anblick der Bäume und Büsche, durch deren frischgrüne Zweige die Winde säuselten, weckte fast heimatliche Erinnerungen und versetzte uns bei einer durch Gewitter und Regen abgekühlten milden Atmosphäre in eine frohe Seelenstimmung, welche sich auch unsern Karawanenleuten und sogar den Pferden mitzutheilen schien, denn Alles ging in flinkem Schritt vorwärts der Stadt entgegen. Außer den Weiden und hochstämmigen Pappeln, welche am Rande der Canäle gepflanzt sind und die Gärten einfassen, hie und da auch große und ziemlich dichte Gruppen bilden, fast von der Größe der Buchenhaine an den Ostseefohrden Schleswig-Holsteins, sah man die mannigfaltigsten Obstbäume, worunter Aepfel-, Birn-, Aprikosen-, Kirschen-, Nuß- und besonders Maulbeerbäume vorherrschend waren. Letztere waren mit reifen weißen Früchten, welche ich nirgends so süß und wohlschmeckend fand, beladen. Maulbeeren sind das häufigste Obst, welches man in den Städten und Dörfern Aserbeidschans genießt. Minder süß, aber größer und saftiger als die weißen Beeren, sind die schwarzen, welche nächst der Traube und Aprikose ein Lieblingsgenuß der Städter sind. In Europa, wo derselbe Baum nur kleine und schlechte Früchte hervorbringt, hat man von der Lieblichkeit der persischen Maulbeeren keinen Begriff. Der Unterschied ist mindestens eben so groß, wie zwischen den kleinen säuerlichen Orangen Hyères' und den großen süßsaftigen Prachtpomeranzen von Belida, welche die Franzosen erst seit der Eroberung von Algier kennen gelernt. In den Gärten werden auch die meisten Gemüsearten Europa's gepflanzt, dazu in der Nähe der Städte ein schöner Blumenflor, besonders Rosen, für deren Geruch die reichen Perser eine eben so große Passion haben, wie für den Genuß des Gefrorenen. Unter den Getreidefeldern sind hier Weizen und Gerste vorherrschend.

Die Stadt Choi ist unter dem grünen Mantel ihrer Gärten fast vergraben, und man wird sie eigentlich erst gewahr, wenn man schon darin ist. Schlechte baufällige Erdmauern umgeben die Stadt und würden sie allenfalls gegen kurdische Banden schützen, aber der leichtesten europäischen Feldartillerie nicht widerstehen. Man tritt durch zwei Thore ein, wovon das eine schwach und baufällig ist, das andere aus soliden Quadern besteht. Der Baustyl ist den Städten im russischen Armenien ziemlich analog. Choi hat dieselben niedrigen Häuser von Kothmauern, wie Eriwan, und ist ungepflastert. Das Schönste an dieser Stadt ist der wirklich sehr geräumige Bazar und die große Karawanserei aus zwei umfangreichen Höfen in Viereckform bestehend, wovon der eine mit Obstbäumen bepflanzt ist und einen Springbrunnen in der Mitte hat. Magazine und Fremdenstuben, welche diesen Hof rings umgeben, sind sauber gehalten und räumlich. Im andern Hofe sieht's minder sauber aus. Hier halten sich die kleinern Handelsleute und niederen Gewerbe auf, und in der Mitte stehen die Pferde und Maulthiere der verweilenden Karawanen und Reisenden. Der große Bazar, dessen Waarenfülle im Vergleich zur Größe der Stadt wirklich auffallend ist, zieht sich mitten durch die beiden Karawanserei-höfe hindurch und ist den ganzen Tag voll des Lebens und Lärmens.

Unsere Karawane zog zwar nicht durch die Stadt selber, sondern umging dieselbe und lagerte in der Entfernung einer halben Meile, wo die armen Lastthiere wieder mit sehr dürftiger Weide vorlieb nehmen mußten. Unser Anführer Kara-Gös, die meisten Kadirtschis und selbst viele Knechte der Karawane kamen aber mit uns nach Choi, um nach so langer Wanderung sich wieder einmal an dem Anblicke einer Stadt und dem Leben und Drängen einer geschäftigen Volksmasse zu ergötzen und auf dem

Bazar ihre kleinen Einkäufe zu machen. Als wir über den offenen Marktplatz, der an den Bazar stößt, durch die dichten gaffenden Volksgruppen ritten, wurden schon unsere voranreitenden Armenier mit lautem Spott und Geschrei empfangen. Und wie nun die Gaffer zuletzt mich und den Polen in unserm halb europäischen halb morgenländischen, etwas grotesken Aufzug mit großen breitrandigen Hüten erblickten, wurden Geschrei und Gelächter unbeschreiblich. Dieser zerlumpte persische Pöbel schien übrigens eben so feige, als neugierig zudringlich und boshaft. Auf eine bloße drohende Bewegung mit einer Reitpeitsche schlossen die nächsten Lacher, durch deren dichte Reihen sich unsere Pferde bisher etwas mühsam den Weg gebahnt, erschrocken die Mäuler und wichen vor mir und dem Polen, die einzigen schwer Bewaffneten des Zuges, ehrerbietigst zurück.

Bei näherer Bekanntschaft, die wir mit diesen Persern in der Karawanserei und in den Verkaufshallen des Bazars machten, zeigten sich dieselben zwar sehr zudringlich, aber höflich, gefällig und zuvorkommend. Geldgierig sind sie selbst noch mehr, als Griechen und Armenier, auch betrügerisch und spitzbübisch, sonst im Umgang nicht eben schlimm, wenn man sie ähnlich wie die neapolitanischen Lazeroni behandelt mit einer gewissen Zurückhaltung und Ruhe und am rechten Orte auch mit der nöthigen Energie. In einer Garküche des Bazars, wo der einladende Geruch von Lammsbraten und frisch bereitetem Pilav meinen Appetit erweckte, weigerte sich der Garkoch als ächter Schiite mir Geschirre zu leihen, denn es sollte nicht von den Lippen eines Ungläubigen verunreinigt werden. Dergleichen Fälle kommen unter türkischen und arabischen Sunniten niemals vor. Selbst der fanatische Beduine und Kabyle der Berberei trinkt seine Kameelsmilch ohne Scrupeln aus derselben Schaale, an welcher kurz zuvor christliche Lippen genippt haben.

Obwohl mir diese Eigenthümlichkeit des schiitischen Fanatismus nicht unbekannt war, ereiferte ich mich doch und machte dem Garkoch in den stärksten türkischen Sprachausdrücken Vorwürfe. Darauf gab mir der Mann ganz erschrocken und demüthig den verlangten Teller. Auch in den persischen Städten, wo die Russen einmal gewesen, ist der frühere Hochmuth, die fanatische Energie der Perser ziemlich gebrochen. Vor dem letzten siegreichen Feldzuge der Russen wäre es für einen Europäer in Choi schwerlich rathsam gewesen, in fränkischer Tracht mit Pistolen und klirrendem Krummsäbel fast allein durch die dichten Volksgruppen des Bazars zu wandeln. Jetzt ist in diesem Theile Persiens ebenso wie in der asiatischen Türkei der ungläubige Europäer mehr respectirt, als der gläubige Asiate. Das Volk kennt die Macht und den Einfluß der europäischen Consuln und weiß, daß jede Insulte gegen Europäer von den Sardars zehnmal strenger geahndet wird, als Beleidigung gegen fremde Gäste von ihrer eigenen Religion.

Wir hatten unsere kleine Reiseapotheke mit in den Chan genommen. Auf das Gerücht hin, daß ein fränkischer Hekhim gekommen, wurde sogleich der Eingang der Stube von Kranken belagert. Furchtbar groß ist die Zahl der Augenkranken in Choi, wie in den meisten Städten Aserbeidschans. Der graue Staar ist besonders häufig in dem westlichen Persien, und in Choi kann man durchschnittlich annehmen, daß der zehnte Mensch an entzündeten Augen leidet. Im Bazar haben auch verschiedene einheimische Aerzte ihre Buden, genießen aber im Vergleich mit den Fremden so wenig Vertrauen, wie Propheten im eigenen Lande, während der Perser jedem reisenden Europäer ärztliche Kenntnisse zutraut. Die unheilbarsten Uebel hofft man durch ihren Rath und ihre Pillen in kurzer Zeit zu beseitigen, und die Leichtgläubigkeit der Kranken, welche mich in Choi und später

in andern persischen Städten mit Bitten um Heilmittel bestürmten, ist eben so groß, wie ihre Zudringlichkeit. Halblahme, abgelebte Leute, welchen ich etwas Pfeffermünzessenz auf Zucker reichte, um sie nur abzufertigen, gingen mit der frohen Hoffnung von dannen, mit diesen Tropfen verjüngte Lebenskraft für ihren müden und incurabeln Körper empfangen zu haben. Die einheimischen Hekhims zeigten mir nicht ohne einiges Widerstreben ihre wichtigsten Medicamente von meist vegetabilischen Stoffen. Dieselben machten auch Operationen mit mehr Glück und Geschick, als man es gemeiniglich denkt. Einer derselben zeigte mir einen Blasenstein fast von der Größe eines mittelmäßigen Hühnereies, von dem er nach seiner Versicherung einen Leidenden befreit hatte.

Obwohl diese Perser ein verdorbenes Türkisch reden und zum großen Theil türkisch-tartarischer Abkunft sind, so ist doch sowohl ihr Aeußeres, ihr Benehmen und ganzes Wesen, so wie Gemüthsart und Charakter von dem türkischen Charakter, wie er sich in Stambul und in den großen Städten Anatoliens zeigt, sehr weit verschieden. Es sind hohe, starkknochige, plastisch schöne Körper mit ovalen sonngebräunten Gesichtern in Bildung und Ausdruck jener Nationalität, welche die weiten Salzflächen von Khorasan bewohnt, entschieden ähnlicher, als den sprachverwandten Osmanli auf den Alpenhöhen Armeniens. Nur das Idiom erinnert noch an die Türkei. Kleidung, Manieren, Sitten sind in Aserbeidschan ganz persisch. Auch ist das Persische die Schriftsprache der Gebildeten, und nur persisch wird in den Schulen gelehrt. Statt des Phlegma's und der reservirten Grandezza des Türken findet man hier ein äußerst bewegliches, lebhaftes, zudringlich höfliches und wißbegieriges Volk. Bei meinem Spaziergange durch die Hallen des Bazars ward ich ein paar mal von Waffenschmieden angerufen, die mich auf das

höflichste ersuchten, ihnen zu erlauben, meine Pistolen und Jagdgewehre zu besichtigen. Obwohl ihre Feuerwaffen sehr verschieden von den unsrigen sind, begriffen sie doch sogleich den Mechanismus, und ihr Schraubenzieher zerlegte meine Pistolen mit einer Geschwindigkeit, in der es ihnen ein deutscher Büchsenmacher kaum zuvorthun würde. Obwohl die meisten persischen Waffen im Material und der Verzierung reicher und prächtiger sind, erkannten sie doch sogleich die Vorzüge der europäischen Arbeit. Fehlt diesen Persern auch der europäische Erfindungs- und Verbesserungsgeist, so glaube ich doch, daß sie im Nachahmen bei ihrer erstaunlichen Lernfähigkeit Bedeutendes leisten würden. In Tabris hörte ich in dieser Beziehung später von den dort lebenden Europäern wunderbare Beispiele erzählen.

Choi gehört nicht zu den großen und glänzenden Städten des Orients, hat aber wegen seiner Nähe an den Grenzen Rußlands und der Türkei ziemliche mercantilische Wichtigkeit schon des Schmuggelhandels wegen, welcher von hier aus nach dem russischen Transkaukasien in lucrativer Weise betrieben wird, seitdem der russische Zolltarif bis an die Ufer des Araxes seine Linie vorgeschoben und Tiflis und Eriwan den einst so einträglichen Gewinn des westasiatischen Transithandels verloren haben. Zwar ist die Waarenniederlage auf dem hiesigen Bazar lange nicht so groß und mannigfaltig, wie in Tabris, doch immerhin weit beträchtlicher, als man im Verhältniß der Bevölkerungszahl der Stadt und Umgegend vermuthen sollte. Neben den gangbarsten europäischen Artikeln waren namentlich persische Seidenzeuge, Shawls, Teppiche, Pelz- und Lederwaaren in ziemlicher Auswahl vorhanden. Die Händler, welche sich in den türkischen Bazars selten vom Flecke rühren, riefen mich hier auf das zuvorkommendste heran und baten mich ihre Waaren zu beschauen. In die Karawanserei selbst brachten mir hausirende

Verkäufer allerlei Curiositäten, die nach ihrer Meinung für einen Fremden besonderes Interesse hatten. Es waren darunter mehrere alte römische und persische Münzen, auch moderne Münzen mit Heiligenbildern, und Kreuze von falschem Gold, Karniole und Achate, in welchen Talismane gravirt waren u. s. w. Auch geschriebene Talismane, deren manche mit kalligraphischer Meisterschaft ausgeführt, suchte man mir um theures Geld anzuhängen. Persische Geldgier zeigte sich überhaupt in recht widerlicher Weise. Von allen Völkern, mit denen ich je in Berührung gekommen, scheint keines in solchem Grade auf den Besitz des Gemünzten versessen, wie das persische, und dieser Charakterzug fällt mehr und mehr auf, je näher man gen Osten dem ächt persischen Vollblutstamme kommt. Mag in Aserbeidschan auch das türkische Element physisch überwiegen, psychisch dominirt bereits der persische Geist.

Ein als Hekhim reisender Europäer hat von der persischen Geldsucht wenigstens den Vortheil, daß er sich der Zudringlichkeit seiner Patienten erwehren kann. Für seine Pillen und Mixturen braucht er nur Geld zu verlangen, und die erst so zudringliche Menge, wie groß auch ihr Glaube an die Wunderkraft des fränkischen Hekhim und seiner Pillen sein mag, zieht sich in stiller Resignation zurück. Wenn er auch der Erlösung seines Uebels sicher wäre, Geld würde der Perser dennoch nicht leicht zahlen, er müßte denn einen schon überzähligen Schatz von Tomans in seinem Hause vergraben haben.

Die Karawane legte am 9. Julius theils wegen Hitze und Futtermangels, theils des Stadtbesuches wegen nur einen kleinen Marsch von anderthalb Stunden zurück und lagerte am Fuße der Gebirgskette, welche die Hochebene von Choi von jener großen Fläche, die der salzreiche Urmiasee mit seinen theilweise so fruchtbaren und gesegneten Landschaften ausfüllt, scheidet.

Bei der Sicherheit der Straße fand ich es für besser, auch den folgenden Tag in der persischen Stadt zuzubringen und ihre Merkwürdigkeiten zu beschauen, die sich freilich für mich zunächst auf sehr wenige Gegenstände, nämlich auf den Bazar und das mir noch so fremdartige persische Volksleben beschränkten. Unter allen orientalischen Städten, die ich bisher gesehen, entsprach das äußere und innere Bild von Eriwan noch am meisten dem Stadtcharakter von Choi, und dies war früher zur Zeit der persischen Herrschaft im russischen Armenien zweifelsohne in noch höherem Grade der Fall. Der Commandant unserer Karawane, Kara-Gös, verweilte hier den ganzen Tag, theils um seine Klage wegen des Pferdediebstahls an der Grenze zu betreiben, theils auch um mit den persischen Zollbeamten sich zu verständigen. Der gewöhnliche Zollbetrag für jeden Waarenballen, der in dieser persischen Grenzstadt versteuert werden muß, beträgt 11 türkische Piaster. Unter dem Geleite eines unserer wegkundigen Armenier ritten wir Nachmittags bei schwüler Gewitterluft von Choi in der Richtung des Flüßchens Abasibu ab. Am erhöhten Ufer desselben lagerten unsere Leute. Die Pferde mußten abermals mit magerem Futter sich begnügen. Gegen Abend entlud sich unter heftigem Donner und Blitz ein gewaltiger Regenschauer, und wir mußten in aller Eile um unsere Zelte Canäle graben, um nicht von den an den Halden herabrieselnden Güssen unter Wasser gesetzt zu werden.

Tags darauf wurde die ziemlich hohe und steile Bergkette überschritten, welche uns vom Urmiasee trennte. Es war die schwierigste Passage, die wir seit dem Ueberschreiten des Hoschabunarpasses bei Erzerum gefunden. Der Siedepunkt auf der Paßhöhe betrug 94⁹⁄₁₀⁰. Die Gesteinformation bildet hier ein deutlich geschichtetes, sehr grobes Conglomerat, der schweizerischen Nagelflue am Rigi und Roßberg ziemlich ähnlich. Die

Schichten sind in der Regel bis 30 Fuß mächtig und fallen sehr steil von Süden nach Norden durchschnittlich in einem Winkel von 65 bis 70° ab in der Richtung von Süden nach Norden. Die erhebende Gewalt scheint hier von den plutonischen Bildungen an der Seeseite ausgegangen zu sein. Mit den mächtigen Schichten des groben Conglomerats wechsellagern dünnere Schichten von Thon und Mergel. Von Petrefacten bemerkte ich keine Spur.

Als wir die höchste Stelle des Passes erreicht hatten und gegen den südlichen Abhang vorrückten, wurde allmählig die dunkelbläuliche Fläche des großen See's von Urmia oder Urumia mit seinen sechs Felseneilanden sichtbar. Wir zogen an den Ortschaften Hanadan, Almaserai und Togdschi vorüber und lagerten zuletzt unweit der Ortschaft Hassan-Köi. Wir hatten hier das äußerste Nordwestende des großen Salzwasserbeckens erreicht. Der See hat hier eine schmale Verlängerung ähnlich wie der Wansee auf seiner Nordostseite. Der erste Anblick machte auf mich nicht die Wirkung, die ich erwartet hatte, und ich gestehe, daß ich nach den Beschreibungen der Reisenden, die ich gelesen oder gehört, diese persische Landschaft mir großartiger und malerischer vorgestellt, als sie wirklich ist. Das flache nördliche Ufer ragt kaum einen halben Fuß über die Wasserfläche. Sehr sanft und allmählig erhebt sich dann die Ebene bis gegen den Fuß der Berge, die hier eine kleine Stunde vom See entfernt beginnen. Die zahlreichen Ortschaften an der Nordseite waren hier von Reis- und Weizenfeldern, Baumwollenpflanzungen und Obstgärten in üppig grünen Kränzen umschlungen. Wad- und Schwimmvögel belebten die mit Salzpflanzen bedeckten Ufer. Ich begrüßte zu meiner Verwunderung lauter deutsche Landsleute, vor allen den gemeinen Kibitz und den hochbeinigen Strandreiter (Himantopus melanopterus). Unter den schwirrenden

Käfern summten am Abende viele Melolonthen um unser Zelt, worunter auch die **Melolontha Fullo**. Ein tiefer Morast, der zwischen unserm Lager und dem See lag, hinderte mich, bis dicht an das Ufer zu gelangen.

Am 11. Julius rückten wir dem Norduser des Urmiasee's entlang fünf Stunden weiter und schlugen unsern Lagerplatz eine halbe Stunde vom See entfernt nahe dem großen Dorfe Kaftatschmeh auf ziemlich grasreichem Grunde auf. Da hier kein Sumpf das Ufer schmälerte, konnte ich bis dicht an den Rand des Seebeckens gehen. Unserm Bivouak gegenüber lag die große Felsinsel, Schachi genannt, welche dritthalb Stunden vom Norduser entfernt aus dem hier schwärzlich grünen Wasser sich erhebt in durchschnittlicher Höhe von 4—500' über dem Spiegel. In besonders trockenen Sommern wird Schachi zur Halbinsel, indem das Niveau des See's dann um einige Fuß fällt. Die Bewohner können überhaupt bei niedrigem Wasserstande fast das ganze Jahr hindurch nach dem Markt von Tabris reitend gelangen, da der Theil des See's, der sie vom Ufer trennt, höchstens anderthalb Fuß Tiefe hat. Schachi hat wenig anbaufähigen Boden, meist nacktes Felsgestein mit fünf Ortschaften und einer armen Bevölkerung.

Die Aussicht nach der Südseite, wo der große persische Salzsee seine größte Ausdehnung hat, war uns durch die starre Felsmauer von Schachi theilweise verdeckt. An der offenen Seite konnte man gegen Süden kein Gebirge entdecken, nichts als eine unübersehbare glänzende Fläche, deren Färbung in der Nähe schwärzlich ins Dunkelgrün spielend, in der Ferne dunkelblau war, nur Wasser und Himmel bildeten den Hintergrund des Gesichtskreises. In südwestlicher Richtung aber tauchte am fernen Horizont ein schönes Alpengebirge mit schneeglänzenden Häuptern über dem einförmigen Proscenium empor. Nach den bedeu-

tenden Schneemassen zu urtheilen, welche jene Kette noch in dieser vorgerückten Jahreszeit bei ziemlich anhaltend warmer Witterung deckten, muß dessen Meereshöhe wohl immerhin 10,000' übersteigen. Auffallende Gipfelformen von spitzen Hörnern, Kuppen oder Pyramiden waren hier nicht zu bemerken. Die Richtung der Kette ist genau von Südost nach Nordwest. Nackte, ziemlich niedrige Felsberge ohne Schnee erheben sich an den westlichen Ufern und streichen mit jener Alpenkette parallel. Gegen Osten konnte man nur die Gipfel einzelner schneebedeckter Berge jenseits der Stadt Tabris erkennen.

Das Nordufer des Urmiasee's bildet eine große umfangreiche sehr flache Ebene, welche durchschnittlich eine Stunde breit und 12—14 Stunden lang in weitem Halbbogen von kahler, schneeloser Bergkette umsäumt sich zwischen Bergen und Seespiegel hinzieht. Das Gebirge scheint den Schnee wenigstens bis in den Juni hinein zu bewahren, und von diesem Umstande allein hängt die Bewohnbarkeit, Fruchtbarkeit und Blüthe dieser salzgeschwängerten Ebene ab. Die Felder bedürfen der Wässerung bis zum Beginn der eigentlichen heißen Jahreszeit, deren brennende Sonne die schnelle Reife befördert. Der Winter in diesen Gegenden ist im Verhältniß zu ihren Breitegraden strenge und von ziemlich langer Dauer. Viele Dörfer, in kurzen Zwischenräumen mit großen Gärten und Boskets umgeben, schmücken als lieblich grüne Oasen die Plaine, welche ohne sie von sehr einförmiger und trauriger Gestalt sein würde. Die Ebene in einiger Entfernung von den Dörfern ist mit Baumwollpflanzen und Getreidefeldern, hauptsächlich Weizen bedeckt, dessen schwere körnerreiche Aehren sich tief von den gelben Stengeln herabbeugten. An vielen Stellen war das Korn bereits geschnitten. Die vorherrschenden gelben Tinten dieser Strohfarbe sind nicht geeignet, den im Ganzen sehr monotonen Ein-

druck, welchen das Gemälde der Norduser des Urmiasee's bei so geringer Abwechslung der Farben und Formen macht, zu mildern.

In den fruchtbaren Gegenden der Ebene nähert sich der Anbau den Seeufern bis auf etwa 100—200′. Aber viele wüste Stellen unterbrechen die Cultur. Ueberall, wo der Salzgehalt zu stark angehäuft und die Erde durch eine Salzkruste von ½″ Dicke bedeckt ist, gedeiht keine Culturpflanze mehr. Es ist außer allem Zweifel, daß der See früher eine viel bedeutendere Ausdehnung hatte und bis ziemlich hoch an die Halden der nördlichen Berge emporreichte. Der Salzgehalt findet sich noch auf ziemlicher Höhe an allen Bergen, welche den Urmiasee und seine verschiedenen Uferflächen in engern oder weitern Schranken umgürten. Am Uferrande hat sich wenige Zolle über dem Wasserspiegel ein weicher Thon von bald grauweißer, bald bräunlicher Farbe abgesetzt, welcher im lauen Wasser plastisch wird und dergestalt an den Fingern klebt, daß man ihn nur mit Mühe und durch langes Waschen los werden kann. Nächst dem Thon liegen etwas weiter vom Ufer entfernt niedere Sanddünen aufgeschichtet, welche aus der Zerreibung von Gebirgsarten hervorgegangen, die von der Brandung an das Ufer gespült wurden. Weiter landeinwärts bauten größere Rollsteine von halber Faustgröße und darüber einen ziemlich breiten Saum, der mit dem nördlichen Ufer parallel läuft. Kalksteine, Sandsteine und Conglomerate bilden die Mehrzahl dieser Rollsteine, neben ihnen auch Porphyre, Trachyte, Quarze u. s. w. Offenbar deuten diese verschiedenen Ufergebilde die Wirkungen verschiedener Jahreszeiten an. In den Sommermonaten, wo der große Salzsee gewöhnlich so ruhig ist, wie ein Süßwasserteich in einem englischen Park, schlägt sich bei Verdunstung des Wassers die Thonschicht nieder. Bei höherem Wasserstande und

etwas bewegterer Fluth, besonders im Winter, wird der Sand von der Brandung ausgespült und während der Frühlings- und Herbststürme, wo nach den Aussagen unserer Armenier der See manchmal fast so arg wie das schwarze Meer tobt, thürmen die heftig anprallenden Wogen die größeren Rollsteine bis zu einer Entfernung von etwa 50' am Lande auf. Der See zeigt im Allgemeinen eine schwarzblaue Farbe. In größerer Entfernung vom Ufer über die Mitte des großen Beckens hinaus scheint das Wasser heller blau, am äußersten Südhorizont fast wie das sanfte Blau eines deutschen Maihimmels, während in der Nähe des Ufers das Wasser beinahe ganz schwarz hie und da mit grünlichem Thon gefärbt, dabei breiartig dick und durch halb und ganz aufgelöste Stoffe so schwer ist, daß fette Thierkörper z. B. Mastochsen, Schweine im Wasser nicht untersinken. Neben seinen verschiedenen chemisch aufgelösten Stoffen, welche unseres Wissens bisher nur von dem amerikanischen Geologen Hitchcock analysirt worden, enthält dasselbe eine ungeheure Masse von mechanisch beigemischten Materien, hauptsächlich verfaulte Pflanzentheile. Außer den organischen Resten, welche die verschiedenen Flüsse, Bäche und Wildwasser der umgebenden Gebirge dem Urmiasee zuführen, mögen hier wohl die faulenden Reste eigenthümlicher Sumpf-, Moor- und Wasserpflanzen zur Bildung dieser schwarzen schlammigen Masse von scharfem, widerwärtigem Geruche beitragen.

An vielen Uferstellen sind die Massen der theils vom See ausgeworfenen, theils im Wasser selbst noch schwimmenden faulen vegetabilischen Stoffe so ungeheuer groß, daß die Brandung, welche beim Abendwinde selbst im Sommer immer bemerkbar sein soll, plötzlich auf weite Strecken völlig unterbrochen wird. Das leichte Wellengekräusel vermag nicht die schwere, breiartige Wassermasse in Bewegung zu setzen, und es scheint

hiezu wie am todten Meer eines ziemlichen Sturmes zu bedürfen. An Stellen, wo diese Pflanzentheile in geringeren Massen nach dem Ufer geschwemmt werden, wird namentlich beim Südwind der Wellenschlag wieder bemerkbar. Am ganzen nordwestlichen Ufer des See's deckt den Grund eine kohlschwarze, weiche, breiartige Erde, welche offenbar aus dem Niederschlag verfaulter Organismen hervorgegangen ist, und aus der so abscheulich stinkende Gase sich entwickeln, daß ich es nicht lange in der Nähe aushalten konnte Derselbe Humus, der sich wahrscheinlich sehr gut zu Felddünger eignet, deckt auch an vielen Stellen die Ufer landeinwärts bis auf mehrere hundert Schritte. Am 12. Julius, wo unser Karawanenzug einen weitern Marsch von vier Stunden der Richtung des See's folgend in geringer Entfernung vom Ufer zurücklegte, konnte ich aller Bemühungen ungeachtet nicht dicht an den Stand des Wassers gelangen. Das ganze Gestade war mit einer fußhohen Schicht von dem gleichen dichten Schlammbrei bedeckt, dessen erhärtete Kruste unter dem Gewichte meines Körpers einbrach, so daß ich endlich den Versuch ganz aufgeben mußte. Die Flora und die niedere Thierwelt änderten hier plötzlich ihren Charakter. Es kamen eigenthümliche Salzpflanzen=, so wie Insectenformen vor, die ich in Transkaukasien und Armenien nie gefunden, worunter besonders die Geschlechter Adesmia, Scarabaeus, Oryctes und in vielen Cadavern die schöne Megacephala Euphratica. In den sumpfigen Bewässerungscanälen, welche in den See einmünden, fand ich in salzgeschwängertem Wasser große Emys=Arten, die ich theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihres scheußlichen Geruches, nach dem Verluste meines Weingeistvorrathes nicht mit mir nahm. Der Kopf dieser merkwürdigen Schildkröte war grün mit zwei gelben Streifen zu jeder Seite, welche von den Nasenlöchern bis zu den Augen liefen. Die Farbe des Thieres gelb

mit dunkelgrünen Streifen, die Oberseite der Schaale dunkelgrün, die untere gelb.

Am 13. Julius verließen wir die Seeufer, zogen in östlicher Richtung weiter und lagerten am Ufer eines Sumpfbaches, aus welchem ich mehrere Arten von Süßwasserkonchylien fischte, welche in Persien nicht eben zu den häufigen Erscheinungen gehören. Auch Landschnecken sind bei der im Allgemeinen vorherrschenden Trockenheit der Ebene und bei der Seltenheit der Kalkbildungen im Vergleich zu den krystallinischen Felsarten nicht häufig und nur in wenigen Arten repräsentirt, obwohl die Behauptung des berühmten französischen Reisenden Olivier, welcher bei längerem Aufenthalt und vielen Reisen in Persien nie eine Landschnecke gesehen haben will, absolut falsch ist.

Die große Stadt Tabris, welche in derselben Hochebene gelegen, die auch das gewaltige Salzwasserbecken des Urmiasee's von 80 Stunden Umfang einschließt, wurde endlich am 14. Julius bei guter Tagesstunde erreicht. Unsere Karawane hatte freilich bei überaus langsamer Wanderung und wegen der Sommerhitze und des Futtermangels gewöhnlich sehr kurzen Tagemärschen von Erzerum bis hieher 27 Tage gebraucht. Kara-Göz war nun mit seinen Waarenballen, Kadirtschis, Knechten und 360 Pferden glücklich an seinem Bestimmungsorte angelangt und lieferte seine Frachtgüter noch an demselben Tage an die reichen griechischen Großhäuser Ralli und Skuta ab. Er hatte auf so langer, mühsamer und gefährlicher Wanderung allerdings den Verlust von vier Waarenpäcken und sechs Pferden, so wie der Hosen einiger seiner Knechte zu beklagen, welche ihnen die rohen Kurden auf dem Chasi-Göl abgenommen. Mancher Tropfen Galle und manches graue Haar war ihm vielleicht aus diesem Verluste ersprossen, aber das glänzende Häufchen vollklingender Tomans, das ihm die Cassiere der reichen Griechen

in deren Comptoirs als Frachtlohn hinzählten, bewährte sich als heilkräftiger Balsam für seine angegriffene Leber, als solides Pflaster für sein wundes Herz. Ich traf den schwarzäugigen Karivan-Baschi noch an demselben Abend, als er das Comptoir der Herren Ralli und Comp. verlassen hatte. Die schönen Goldstücke, die er eingesackt, hatten über sein finsteres Gesicht einen gewissen Schimmer von Verklärung ausgegossen, und zum erstenmale sah ich um seinen immer ernsten, unheimlich zusammengezogenen Mund ein süßes Lächeln spielen. Er hatte, seitdem unser Handel in Erzerum sich zerschlagen, einen stummen Groll gegen mich im Busen getragen und richtete während der ganzen Reise nie ein Wort an mich. Alle Strapatzen, alle Gefahren, die wir zusammen ausgehalten und bestanden, hatten diesen Groll nicht ausgetilgt. Daß ich seiner Prellerei entgangen, konnte er nimmermehr vergeben. Aber jetzt bewirkte der Zauberklang des Rallischen Goldes, was die Wanderungen, die Wetterstürme und die räuberischen Kurden nicht zu erwirken vermochten. Kara-Göz trat mir mit freundlichem Schmunzeln entgegen, sagte mir, daß er bereits eine Rückfracht gefunden und fragte, ob ich für die Consuln Englands und Rußlands in Erzerum und Trapezunt keine Aufträge hätte. Wir schieden sonach völlig ausgesöhnt im besten Frieden, und meine Versicherung, daß ich nach meiner Rückkunft in Bajasid dem Pascha die nachdrückliche Bestrafung der kurdischen Räuber und strengere Polizei auf dem Khasi-Göl dringend empfehlen würde, schien mir vollends das ganze Herz des buckeligen Karivan-Baschi zu gewinnen.

Tabris oder Tauris ist gegenwärtig der Größe nach die zweite, der Bevölkerungszahl nach aber die erste Stadt des ganzen persischen Reiches. Sie liegt in einer nackten, traurigen Fläche, am Fuße eben so nackter, hoher, phantastisch gestalteter Felsberge, welche den nordöstlichen Stadttheil halb einkeilend

sich schroff in ziemlich malerisch geschwungenen Linien östlich über der Stadt erheben und mit ihrer röthlichen Färbung in ihrer äußern Erscheinung ziemliche Aehnlichkeit mit den kahlen Felsgruppen Siciliens haben. Für gewisse Landschaftsmaler, die eben nur das Nackte in der Natur lieben und kahle Felsenformen mit grellen, wechselnden Farbentönen und nicht allzu großartigen Massen ohne Vegetationskleid oder nur mit dürftigen Baumgruppen bewachsen den schönsten üppig grünen und wälderreichen Halden unserer deutschen Mittelgebirge und selbst den blumigsten Terrassen der Alpen von Helvetien und Tirol vorziehen, würden diese persischen Bergformen erwünschten Stoff zu Studien, Skizzen und effectreichen Bildern bieten. Der Botaniker oder der Naturfreund, welcher eben dieses Entzücken unserer pinselnden Landschäftler an kahlen und farbigen Gesteinmassen nicht theilt und der den grünen Schmelz der pflanzenreichen Scala eines Athos oder bithynischen Olymps allen nackten, dürren Felsen Griechenlands, Siciliens und Persiens vorzieht, dürfte an dem Anblick der Felsscenerie oberhalb der Stadt Tabris nur sehr mäßiges Ergötzen fühlen. Zum guten Glück hat hier die persische Gartenkunst im Bunde mit den freundlichen Wassernixen des entfernteren Sachantgebirges, dessen Quellen in diese Gegenden geleitet werden, dem Uebelstande einigermaßen abgeholfen und, wie bei Wielands Titania-Insel, neben dem zackigen Gewirre schroffer Steinwände und rauher Klippen ein kleines grünes Paradies geschaffen, das seinen jugendlichen Brautkranz unter den kahlen, gefurchten Scheitel der felsigen Stadtumgebung hindurchwindet. Hunderte und wieder hunderte von großen und kleinen Gärten und Gärtchen umgeben Tabris und liefern dem Luxus der Großen duftige Blumen und Schatten, den Küchen der Reichen und Armen Gemüse und köstliche Früchte.

Tabris hat 16,000 Häuser und nahe an 140,000 Einwoh-

ner. Straßen und Häuser sind im Ganzen so gleichförmig, daß es einige Zeit erfordert, um sich hier zurecht zu finden. Die Gabe des Ortssinns wird auf eine scharfe Probe gestellt, da hervorragende Gebäude oder Gegenstände, welche zur Orientirung dienen könnten, in dieser großen Stadt nur sehr sparsam vorhanden sind. Ich half mir hier gerade so, wie in den engen Straßen der Merceria von Venedig, indem ich immer der Richtung jener Gassen folgte, wo das Gewühl und Geschrei der Menschen und Lastthiere am stärksten war und die Richtung nach einem belebten Mittelpunkt, in Venedig nach dem Marcusplatz, in Tabris nach dem großen Bazar ankündigt, welcher im Verhältniß zur Größe der Stadt hier eine noch viel bedeutendere Rolle spielt, als der Bazar in Konstantinopel, und innerhalb dessen das eigentliche persische Volksleben concentrirt ist. Um nicht den Consuln, an welche ich empfohlen war, gleich bei meiner Ankunft in staubigen Reisekleidern zur Last zu fallen, mühte ich mich, ein Quartier ausfindig zu machen, in welchem ich mein Gepäcke einstweilen unterbringen wollte. Gleich bei meinem Eintritt in die Stadt machte ich Bekanntschaft mit einigen Kosaken, die zur Verfügung des russischen Consulats stehen, redete sie russisch an und bat sie, mich in einen Chan zu führen. Sie geleiteten mich in der That nach einem Haus, wo ich in einem schmutzigen Zimmer ein Dutzend Schnaps trinkender Russen, Armenier und freche Weibspersonen beisammen fand, welche eben in einer wilden Orgie begriffen schienen. Voll Ekel verließ ich das Haus und schickte meinen Dolmetscher ab, ein Zimmer in der Karawanserei zu miethen. Indessen führte mich der Zufall nach langem Umherirren an einem Hause vorüber, wo über dem Portal der gemalte englische Löwe und die britische Fahne das Generalconsulat J. Majestät der Königin von England ankündigten. Müde der langen vergeblichen Irrfahrt ließ ich mich durch einen der persischen Diener, welche nach Landes-

brauch unter der Thüre versammelt waren, bei Herrn Bonham melden. Ich fand den Consul im Gespräche mit dem Dr. Cassolani aus Malta, dem einzigen europäischen Arzte, welcher damals in Tabris lebte. Als ich meine Briefe übergab und meine Verlegenheit klagte, bot mir Dr. Cassolani sogleich auf das gefälligste ein Zimmer in seinem Hause an. Herr Bonham war zwar auch sehr gefällig, schien aber weniger gastfrei und, obwohl er ein sehr geräumiges Haus und eine sehr kleine Familie hatte, mochte er sich doch, ganz wie sein College Master Brant in Erzerum, nicht gerne geniren. Ich gestehe, daß ich von der englischen Gastfreundschaft im Oriente nicht eben die allergünstigste Ansicht gewonnen. Meine Briefe von Lord Aberdeen und Sir Stratford Canning hatten nicht die Wirkung, welche man nach der hohen Stellung dieser Staatsmänner billig erwarten durfte. Im russischen Asien verhalfen mir minder glänzende Recommandationen in der Regel zu einer freundlichen und wahrhaft gastfreien Aufnahme. Bei näherer Bekanntschaft und öfterem Wiedersehen machte freilich auch bei Mr. Bonham die trockene ächt englische Sprödigkeit und das formelle Wesen einem leichten Anflug von Gemüthlichkeit Platz. Er zeigte besonders warme Theilnahme für meine Mittheilungen aus dem Kaukasus und erwiederte mein Zutrauen durch belehrende Schilderungen über persische Zustände. Herr Bonham war mit einer Nichte von Sir Robert Peel verheirathet, einer eben so schönen, als anmuthigen und gebildeten Dame. Sie hatte die mannigfachen Mühseligkeiten und Gefahren der weiten Reise nicht gescheut und war unmittelbar nach ihrer Vermählung Herrn Bonham zu Schiff und Pferd nach seinem Bestimmungsort gefolgt. Auf stürmischer See und in trauriger Wildniß hatten die Beiden zusammen die Honigmonate des britischen Ehelebens verbracht, als deren Frucht ihnen ein liebliches Kind beschert ward, welches später mit ihnen über Indien nach China wanderte (wohin

Herr Bonham versetzt wurde), mithin schon im zartesten Alter die größten Weltreisen gemacht hat.

Im Hause des Dr. Cassolani war ich gut aufgehoben und lernte eine große Zahl von Persern aus allen Ständen kennen, welche von früh bis Abend sein Haus förmlich belagerten und von diesem weisen Hekhim, der durch eine gelungene Klumpfußoperation schnell in den Ruf außerordentlicher Leistungen gekommen, Abhülfe ihrer mannigfachen Gebrechen und Leiden hofften. Es meldeten sich mitunter Männer von überaus robuster Constitution, welche wahre Bilder der Kraft und Gesundheit schienen und dennoch von tiefen und mitunter schmerzhaften Uebeln geplagt waren. So kam unter Andern eines Tages ein reicher Perser von kolossaler Gestalt und fast bronzefarbigem Gesichtsteint, begleitet von vielen Dienern, wie es bei Reichen die Sitte erheischt. Dr. Cassolani sah ihn lange forschend an, bevor er mit ihm die Unterredung begann und äußerte auf italienisch zu mir: „Dieser Mann könnte zu einem Herkules als Modell sitzen und dennoch vermuthe ich, daß er durch übermäßige Ausschweifungen sich ein nervöses Leiden zugezogen. Es ist nicht das erstemal, daß ein solcher Riese zu mir gekommen, um von mir stärkende Mittel zu begehren, die ihm erlauben sollen, seiner Sinnenlust wie bisher zu fröhnen.“ Der Doctor hatte vollkommen richtig vermuthet. Der schöne kräftige Perser klagte über lähmende Gefühle in den Händen und gestand dem Arzt bei einer geheimen Unterredung, daß er dieses Leiden sich durch Excesse zugezogen und gewöhnlich im verstärkten Grade spüre, so oft er seinem starkbevölkerten Harem einen Besuch abstatte. Unter den übrigen Patienten waren die Augenkranken in unverhältnißmäßig großer Zahl vertreten. Dr. Cassolani operirte ein paarmal mit Glück den grauen Staar und sein Ruf verbreitete sich bald bis Teheran, wohin er später auf den ausdrücklichen Wunsch des gichtbrüchigen Mohamed-Schah übersiedelte.

Mit Inbegriff ihrer Gärten und Vorstädte hat die Stadt Tabris über dritthalb deutsche Meilen im Umfange und dürfte an Flächenraum hinter Wien oder Berlin kaum zurückstehen. Die meisten Häuser haben nur ein Stockwerk und bestehen aus demselben Baumaterial, wie in Choi und Eriwan, welches dem Straßenstaube die meiste Nahrung gibt und wohl zur Häufigkeit der Augenkrankheiten beiträgt. Die persische Architektur hatte bekanntlich nie einen großartigen Charakter, wie die ägyptische oder byzantinische und selbst die türkische mitunter zeigt z. B. in der großen Moschee Solimanieh. Aber in der Ornamentirung ist die persische Baukunst oft sehr graziös, und die Arabesken, die man an einzelnen Moscheen in den verfallenen Prachtpalästen von Ispahan und Schiras und selbst in der von Texier sorgfältig copirten Ruinenmoschee von Tabris noch erhalten sieht, finden in den Bauwerken anderer großer Städte des Orients kaum ihres Gleichen, am allerwenigsten in Konstantinopel, wo in dem neuen Sommerpalast des Großherrn am Bosporus die innere Ausstattung an übel verschwendeter Pracht wie an Geschmacklosigkeit wetteifert. Der Fayenzeschmuck, die Porzellanvertäfelung der maurischen Paläste, welche ich in Algier und Konstantine sah, steht hinter der persischen Kunst in Arabesken, gemalten Guirlanden und farbigen Wandverzierungen weit zurück, und selbst in Eriwan bemerkte der baierische Reisende Herr von Hallberg, daß alle dem orientalischen Geschmack nachgeahmten Decken und Wandarabesken in den Bauten Münchens dem zierlichen Wandschmucke des alten Sardarschlosses von Eriwan, welches heute ein simpler russischer Oberst bewohnt, merklich nachstehen. Im Aeußern der Gebäude zeigt sich die persische Baukunst, wie bemerkt, keineswegs zu ihrem Vortheile. Nirgends finden sich in Persien Moscheen, welche sich mit den moslemischen Tempeln in Konstantinopel, Brussa, Cairo messen können. Im Innern ist theilweise große Zierlich-

keit verschwendet und selbst in den Wohnungen minder bemittelter Perser zeigen die Zimmer doch in der Regel sauber geglättete Gypswände, und fast jeder wohlhabende Hausbesitzer hat sein Obst- und Blumengärtchen oder wenigstens einen von Mauern überragten Hof mit einigen Maulbeerbäumen, unter deren Schatten er auf weichem Teppiche ruhend der Kühle und frischen Luft genießt. Nargileh dampfend und Scherbet schlürfend, auch wohl bei dem Geplätscher einer Fontaine die üppigen Bewegungen tanzender Sclavinnen beschauend oder bei sorgfältig bewachten Thüren an der Seite seiner schönen Favöritin ruhend, die in ihrer verführerischen Haustracht von Flittergold und bunter Seide rauscht, feiert der Hausherr nach der Mahlzeit den Kef und versenkt sich in sein beschauliches Nichtsthun, das die eigentliche Wonne des Orientalen ist.

Wer das Glück hat, ein berühmter und vielbeschäftigter Hekhim zu sein, wie der Dr. Cassolani, welchen das Vertrauen der Reichen und Großen selbst in die Gemächer des Harems beruft, die mit Ausnahme des Hausherrn sonst jedem anderen männlichen Sterblichen verschlossen sind, der hat sich wohl manchmal an dem Anblick schöner morgenländischer Bilder ergötzt. Auch fränkischen Damen gestatten die persischen Großen sehr galant den Besuch ihrer Harems und Gärten. Uns sind leider diese Mysterien der innern persischen Hauseinrichtung in Tabris verschlossen geblieben und wir mußten uns mit den Besuchen einiger Wohnungen von Kaufleuten begnügen, welche noch einfachere Einrichtung zeigten, als die Consulathäuser Englands und Rußlands. Die Wände ihrer Stuben waren glänzend weiß geglättet ohne Frescomalereien oder Fayenzezierrathen. Der Luxus bestand lediglich in den Divans, in seidenen Kissen und orientalischen Teppichen, welche den Boden des Zimmers deckten. Der Harem nimmt gewöhnlich die hintere Seite des Hauses ein. Die Gärtchen waren reinlich gehalten

mit vielen Rosen, doch ohne Mannigfaltigkeit des Blumenflors. Freilich bei Behmen-Mirza, dem Sardar von Tabris und Bruder von Mohamed-Schah, ging's schon buntfarbiger und prächtiger her, wie mir Dr. Cassolani und Frau Bonham, die zu verschiedenen malen in das Innere der Sardarwohnung zugelassen wurden und selbst den Harem betreten durften, schilderten. Dort soll die Verzierungskunst der persischen Baumeister recht Hübsches geleistet haben und an Mormor- und Alabasterschmuck, Vergoldungen, Mosaik, Arabesken und selbst Glasmalereien ein Luxus angehäuft sein, welchen das einfache, schmucklose Aeußere des Sardarpalastes nicht im Geringsten vermuthen läßt. Alles Schöne haben die egoistischen Perser der Augenlust des Straßenpublicums und der Spaziergänger entzogen und für den Genuß der wenigen Privilegirten aufgespart, welche hohe Würden bekleiden oder durch Speculation, Betriebsamkeit und Zufall sich Reichthümer erworben haben und dem Herrscher gegenüber in einer Stellung sind, wo sie ihres Haussegens wenigstens hinter ihren vier hohen Mauern genießen können, ohne eine officielle Beraubung durch die weitreichende Hand des Schahs und Großvezirs fürchten zu dürfen. Uns gewährten die Straßenspaziergänge nichts, als den eben so einfarbigen als einförmigen Anblick aschgrauer Mauern mit persischem Kothmörtel übertüncht und hie und da von dem mächtig grünen Thronhimmel riesiger Maulbeerbäume und Platanen überragt.

Auch die persischen Schönen, welche fast eben so zahlreich als die Männer auf der Gasse wandeln, um die Bäder oder ihre Verwandten und Freundinnen zu besuchen, erscheinen hier nicht in jener buntfarbigen Glorie von Seide und Stickerei, womit sie in den Harems glänzen und die Augen ihrer Gatten und Herren ergötzen. Sie sind vom Kopf bis zu den Füßen in einfarbige Linnen, Mousseline oder grobe Baumwollzeuge förmlich

eingewickelt, und das Auge blickt nur durch die winzigen Oeffnungen einer gitterförmig gewebten Kopfhülle. Die Straßentracht der Türkinnen und Armenierinnen in Stambul und selbst der Maurinnen in Tunis und Algier, so streng man dort auch der gebotenen Gesichtsverhüllung nachzukommen sucht, würde in Tabris und Teheran für ganz unzüchtig gelten. Die verhüllten Maurinnen der Berberei lassen wenigstens die schwarzen stechenden Augen zwischen den weißen Mousselinetüchern frei herausschauen und die brünette Nasenwurzel dazu. Die Türkinnen in Konstantinopel gehen noch weiter und lassen mit den sinnlich brennenden Augen auch das ganze Näschen sehen, verbergen also nur Stirne, Mund und Kinn und gönnen nicht nur ihren Augen freien Ausblick über das bekannte Wonnebild der bosporischen Siebenhügelstadt, sondern lassen auch den männlichen Spaziergängern, welche bei den süßen Wassern unter milden Platanenschatten an ihnen vorüberwandeln, ziemlich ungehinderten Einblick in die wesentlichen Theile ihrer feinen Gesichtchen. Auch die Füßchen stecken dort weit ungenirter in den gelben Pantoffeln und lassen unter den weiten Hosen manchmal noch einen guten Theil der Wadencontouren sehen. Die christlichen Armenierinnen sind in dieser Beziehung fast noch liebenswürdiger und gefälliger und lassen von ihrem Gesichte so viel offen, daß man einen ziemlich deutlichen Begriff armenischer Schönheiten bekommt, auch wenn man sich lediglich mit dem Besuch der Straßen Pera's begnügt, ohne in armenische Häuser eingeführt zu werden. In Tabris hingegen ist der Phantasie grenzenloser Spielraum gegeben. Der hundertaugige Argus, wenn er auch durch hundert Herschelsche Riesenteleskope sähe, würde sich doch vergebliche Mühe machen, die geheimnißvollen Reize zu entziffern, welche unter diesen dichten Hüllen vergraben sind. Man sieht nur vermummte Gespenster, welche nichts Menschenähnliches haben und auf der Straße eben so leicht für

wandernde Säcke gelten könnten, welchen irgend ein persischer Zauberer ein Paar Füße angehext.

Um persisches Volksleben und Volkssitten im Großen zu studiren, ist der Bazar der einzige geeignete Ort. Wir sollten hier eigentlich im Plural sprechen, denn der Bazar von Tabris besteht aus mehreren Bazaren, ist ein Conglomerat sehr vieler Budenhallen. Häusliche Sitten und religiöses Ceremoniell sind in Tabris den Europäern unzugänglich, um so offener aufgeschlossen aber ist alles übrige. Das öffentliche Leben concentrirt sich ganz in den weiten Hallen und Höfen des Bazars, wo man Gewerbe, Kunst, Wissenschaft, sinnliche Genüsse, Luxus und Misere in wunderlichster Weise vermengt findet. Ich durchwandelte diesen Bazar täglich bald allein, bald in Begleitung meines Dolmetschers. Anfangs empfahl mir Dr. Cassolani die Führung und das Geleite eines seiner persischen Diener, der von dem Bazarpublicum und der Art, wie dasselbe zu behandeln war, geübte Kunde zu haben schien. Wenn Neugierige uns umdrängten, wenn zudringliche Verkäufer uns mit ihren Anträgen bestürmten oder die Schaar hungeriger Gaukler und Bettler mit ihrem Mitleid erregenden Klagerufen uns allzusehr zusetzten, wußte er mit seinen herkulischen Armen eine Gasse durch das Gedränge zu machen und die Unberufenen abzuweisen. Allmählig gewöhnte man sich an unsere tägliche Erscheinung und ließ uns unsere Bazarstudien in Ruhe machen.

Was uns gleich bei dem ersten Anblick des Bazars von Tauris am meisten auffiel, war die ungeheure Masse europäischer Waaren im Verhältniß zu den Erzeugnissen Asiens. Ueber drei Viertheile des Inhalts dieser Magazine und Buden stammten aus Europa, das meiste aus England. Baumwollzeuge, Tücher, Stahlwaaren aller Art wurden auf den ersten Blick als britische Erzeugnisse erkannt. Deutschland und Rußland lieferten hiezu die gröbern Artikel. Aus Oesterreich stammten beinahe

sämmtliche feinere Glaswaaren, worunter besonders viele Nargilehgläser nach orientalischem Geschmack mit bunter Farbenpracht überladen. Der Bernstein für die Tschibukspitzen, welche durch ganz Asien verbreitet sind, wird zwar größtentheils von den preußischen Ostseestädten geliefert, findet aber erst in Konstantinopel seine Verarbeitung. Die in Konstantinopel ansässigen böhmischen Glashändler waren seit einigen Jahren gegen den Bernstein in Concurrenz getreten, indem sie Tschibukspitzen aus böhmischem Glas von gelblich weißer Färbung lieferten, welche der beliebtesten Sorte von Bernstein täuschend ähnlich sahen, aber doch nur bei den ärmern Rauchern Gunst und Anklang fanden.

Die gröbsten und wohlfeilsten der vorräthigen Manufacturwaaren stammten aus Sachsen und Böhmen und besonders Rußland. Auch Nürnberger Spielwaaren bemerkte ich in ziemlicher Menge, z. B. kleine falsche Kinderuhren mit dem Locomotivbilde auf dem Zifferblatt und der deutschen Aufschrift: „Dampfwagenfahrt von Nürnberg nach Fürth.“ Sogar das lithographirte Bildniß Mohamed-Schahs, des gegenwärtigen Herrschers von Persien, führte deutsche Aufschrift und den Nürnberger Verlagsstempel. Auf vielen roh gearbeiteten Dosen, welche von Astrachan kamen, sah man das eben so roh gemalte Bildniß des Kaisers Nicolaus. Sogar die lithographirten Portraits von Benkendorf, Paskewitsch, Neidhard und andern russischen Generalen hingen unter Glas und Rahmen unter den Verkaufsgegenständen einer armenischen Bude. Rußland lieferte beinahe ausschließlich das Lederzeug und die gröbsten Tücher, England den raffinirten Zucker, der hier eine der gangbarsten Waaren ist.

Unter den asiatischen Waaren stammt das Schönste und Geschmackvollste aus Hindostan, besonders Shawls, Teppiche, Decken. Die minder fein gewebten Shawls, deren geschmack-

volle Färbung mitunter den bereits gerühmten persischen Sinn für hübsches Colorit und zierliche Zeichnung bewährt, kommen großentheils aus den südlichen Provinzen Persiens. Von orientalischen Waaren liefert Schiras die besten und solidesten Gegenstände, besonders Säbelklingen von ausgezeichneter Güte und mitunter überaus hohen Preisen. Man zeigte mir prächtig gearbeitete Klingen, in deren damascirten Stahlwellen Ornamentirungen und Arabesken von Gold, zum Theil Inschriften des Korans enthaltend eingearbeitet waren, deren Werth auf 200 Tomans oder persische Ducaten geschätzt ward. Von solchen kostbaren Gegenständen herrschte auf dem Bazar von Tabris freilich kein großer Ueberfluß. Denn mancher Reiche scheut sich, dergleichen zu kaufen, um nicht seinen Reichthum zu verrathen, und mancher Händler scheut sich, solche Waaren zu führen, um nicht die Habsucht des Sardars oder irgend eines persischen Prinzen damit zu erregen, welche oft Liebhaber von seltenen und auserlesenen Gegenständen, aber gewöhnlich die schlechtesten unzuverlässigsten Zahler sind.

Bei diesen persischen Waffen gilt im Allgemeinen, daß der Werth der Klinge den Werth der äußern Verzierung übersteigt. Luxusscheiden, prachtvolle Griffe von Gold, Elfenbein und Edelsteinen, wie man sie nicht nur in den Bazars von Konstantinopel und Cairo, sondern auch in Tiflis, ja sogar in Städten der Berberei öfters findet, sind in Persien nicht gebräuchlich oder jedenfalls höchst selten. Die größte Sorgfalt wird von den Waffenschmieden von Schiras stets auf die damascirte Klinge verwendet, welche aus einzelnen Stahlstriemen kalt zusammen geschmiedet wird und eine eben so anhaltende und ermüdende Arbeit als geübte Hand erfodert. Die Waffenschmiede von Tabris, Teheran und Ispahan haben es den berühmten Schwertfegern von Schiras in diesem Handwerk, das im Orient noch auf der Höhe der Kunst steht und in besonderem

Ansehn gehalten wird, noch immer nicht gleich zu thun vermocht. Waffen aus andern Gegenden des Orients und von anderer Form als die gewöhnlichen persischen Schießgewehre und gekrümmten Säbel z. B. arabische Yathagane, georgische Kinschals, von welchen die Waffenbuden Konstantinopels reichliche Auswahl enthalten, scheinen in Persien nicht beliebt. Wenigstens bemerkten wir im Bazar von Tabris außer einigen schlechten Schaschken und Kinschalen, die von Eriwan oder Tiflis kamen, nichts von solchen fremden Waffenstücken.

Merkwürdiger als die Waarenbuden sind die Werkstätten der Handwerker. Alle Metiers sind in diesem Bazar vertreten von den allerschwerfälligsten bis zu den feinsten. In der Regel sind die verwandten Professionen in nächster Nähe beisammen, was schon deshalb nothwendig scheint, weil nicht jedes Geschäft den Lärmen vertragen würde, der z. B. in der Nähe der Kupferschmiedewerkstätten herrscht. Ohnehin bringen Geschrei der Verkäufer und Träger, das Summen der plaudernden Gruppen und das rastlose Auf- und Abwogen der Durchgehenden Unruhe genug in diese Hallen. Bei den Schmieden bewunderte ich eben so sehr die Tactfertigkeit und Schnelligkeit der Schläge als die außerordentliche Kraftanstrengung. Sieben Männer schmiedeten in einer Werkstätte kupferne Wagschaalen: Vulcan selber hätte der Kunstfertigkeit dieser riesigen braunen Cyklopen des persischen Feuerlandes seinen Beifall zugeklatscht.

Als Gegensatz zu diesen lärmenden Metiers verdienen die persischen Schönschreiber Erwähnung, deren ich bereits im Bazar von Choi gesehen. Sie trieben beiläufig das gleiche Geschäft, wie die bekannten écrivains publics in den größern Städten Frankreichs und sind nicht besser als diese logirt und honorirt. Wer eine Petition an einen Großen oder irgend ein Geschäftsschreiben — Liebesbriefe sind in Persien nicht gebräuchlich und Figaro würde dort wenig lucrative Geschäfte machen — abzu-

fassen hat und des Schreibens nicht kundig ist, nimmt zu einem dieser öffentlichen Federfuchser seine Zuflucht. Dieselben verfertigen auch Talismane und Amulette mit Koransprüchen auf Pergamentpapier, deren kalligraphische Meisterschaft nichts zu wünschen übrig läßt und von unsern besten Schönschreibmeistern in Europa wenigstens nicht übertroffen würde.

Auch öffentliche Schulen sieht man mitten zwischen Magazinen und Buden. Der Lehrer-Mollah docirt gewöhnlich bei offener Thür und es herrscht in diesen Schulzimmern ein Gesumme wie in einem Bienenkorb. Ich trat ohne Umstände in einen dieser Schulsäle ein und grüßte den Schulmeister-Mollah, der statt des schwarzen zottigen Kalpaks einen weißen Turban trug und mich freundlich einlud, neben ihm Platz zu nehmen. Seine Zöglinge, etwa 60 an Zahl, saßen auf den Teppichen des Bodens ziemlich unordentlich im großen Halbkreise um den Meister. Die meisten waren Knaben von 10 bis 12 Jahren, doch mitunter auch einige olivenfarbige Lümmel von 17 bis 18 Jahren, die bereits ziemlich stattliche Schnurrbärte trugen und, wie mir der Lehrer sagte, sämmtlich vom Lande waren. Die Schüler lasen zusammen alle halblaut, plauderten aber auch ganz ungenirt mit einander, liefen hin und her, wechselten die Plätze und schienen von der Zucht und Ordnung unserer europäischen Schulen keinen Begriff zu haben. Neben der allgemeinen Leseübung, die hier jeder Schüler für sich trieb, nahm der Lehrer noch eine besondere vor, indem er einen Jungen nach dem andern zu sich rief, der ihm von einem vorgelegten Manuscript unter beständigem Kopfwiegen laut vorlesen mußte. Die sehr sauber geschriebenen Blätter, welche der Schulmeister den Zöglingen vorlegte, enthielten Verse von Hafis und Firdusi, welche diese niedlichen Jungen mit derselben Leichtigkeit lasen, wie der gelehrteste orientalische Professor einer deutschen Hochschule. Türkische Schriften und Bücher werden in den Schulen der Perser nicht gelesen. Auch

scheinen dort nur Wenige der türkischen Schriftsprache mächtig, obwohl die Volkssprache in ganz Aserbeidschan ein verdorbenes Türkisch ist. Das gewöhnliche Schulgeld, das dem Lehrer-Mollah bezahlt wird, beträgt einen Sahebgeran (30 Kreuzer) monatlich für den reicheren Schüler, einen Abbas (15 Kreuzer) für die Armen. Außerdem werden Extrageschenke gegeben. So gab einer der Zöglinge dem Meister in meiner Gegenwart ein halb Dutzend schöner Aepfel.

Musiker, Sänger, Taschenspieler, Gaukler und Mährchenerzähler tragen hier nicht wenig dazu bei, das ohnehin so bewegte und lärmende Bazarleben mannigfaltig und unterhaltend zu machen. Der Bazar von Konstantinopel ist gewiß viel umfangreicher und hat weit mannigfaltigere und prachtvollere Waaren, bietet aber auch lange nicht dieses wechselvolle Bild des Marktes von Tabris und ist vergleichsweise still und langweilig. Bei den Taschenspielern sah ich nichts von überraschenden Kunststücken, welche man sonst von indischen Gauklern rühmt. Alles war hier gewöhnlich und stand weit zurück hinter der Fingerfertigkeit und der Täuschungskunst eines Bosco oder Herrmann. Mährchenerzähler in Derwischkleidern fanden aufmerksame Zuhörer sowohl unter den Budenmännern als unter den Passanten. Ihr Vortrag war lebhaft und feurig, durch Stimme und Mimik suchten sie den Eindruck ihrer Wundergeschichten zu erhöhen. Im übrigen geht es hier wie auf den Jahrmärkten Deutschlands und wie in den Seestädten Italiens. Alle wollten gern hören und sehen, aber niemand wollte zahlen, und die Collecte lieferte gewöhnlich sehr magern Ertrag. Auf dem Marktplatz neben dem Bazar standen gewöhnlich die Musiker und Sänger. Als ich einer dieser hausirenden Künstlerbanden mich näherte, machte mir die hörlustige Menge bereitwilligst Platz. Zwei der Musiker legten ihre Instrumente weg, machten mir eine tiefe Reverenz und führten unaufgefordert, aber sicher in der Hoffnung eines guten Bakschisch,

groteske und obscöne Tänze aus. Der Rock der Feringhis ist auch in Tabris mehr respectirt als der Kaftan der Orientalen. Das Volk bezeigt ihm seine Veneration, will aber auch für jede Artigkeit, die es den Feringhis erweist, doppelt und dreifach bezahlt sein.

Die europäische Gesellschaft in Tabris ist fast ausschließlich durch die Mitglieder der Consulate Rußlands und Englands und durch die Geschäftsführer von vier griechischen Häusern Konstantinopels repräsentirt, welche letztere den europäisch-persischen Handel durch Capital, Landeskenntniß und Thätigkeit ausschließlich zu monopolisiren und alle einheimischen wie fremden Concurrenten zu verdrängen wußten. Der britische Generalconsul Bonham führte eine ziemlich einfache Haushaltung und begnügte sich die kleine europäische Colonie ein oder zwei mal in jedem Semester zu Tische zu laden. Sein stiller Charakter eben so wie sein häusliches Glück, der Besitz einer geistreichen, schönen und liebenswürdigen Gemahlin, der Lieblingsnichte Sir Robert Peels, mochten gleichmäßig die Ursache an dieser zurückgezogenen Lebensweise tragen, welche den übrigen unterhaltungslustigen und vergnügungssüchtigen Europäern wenig behagte und als britischer Egoismus interpretirt wurde. Ungleich beliebter waren die Herren vom russischen Consulate, welche aber auch ihr möglichstes thaten, durch artiges und liebenswürdiges Benehmen im Privatverkehr, wie durch offene Tafel die europäische Geselligkeit zu beleben und so zur Unterhaltung in einer trotz ihrer Größe und Handelsbewegung traurigen und langweiligen Stadt, wo man in der Regel nur zweimal des Monats Briefe und Zeitungen aus Europa bekommt, das ihrige beizutragen.

Das Gleiche konnte man auch von den griechischen Kaufleuten rühmen. Die Geschäfte der Herren Ralli und Comp., des reichsten der vier Häuser, welches wohl den ausgedehntesten Handelsverkehr in der Levante hat, besorgte damals ein gewisser

Morsopulo, ein ältlicher Herr von einfachem anspruchslosem Wesen und gefälligem, fast gutmüthigem Charakter, welcher in Tabris auch durch Hospitalität, Luxus und Freigebigkeit sich auszeichnete, das erste Haus machte und den Herren Consuls und ihren Attachés wie auch seinen griechischen Handelscollegen häufig glänzende Gastmähler gab. Dr. Cassolani führte mich gleich am Abend meiner Ankunft zu ihm, wo ich die gesammte europäische Gesellschaft von Tabris mit Ausnahme des Consuls Bonham versammelt fand, welche eben im Begriffe war zu Tafel zu gehen. Obwohl ich Herrn Morsopulo weder Creditbrief, noch Empfehlungsschreiben zu überreichen hatte, wurde ich gleichwohl mit der liebenswürdigsten Artigkeit aufgenommen und erhielt den Ehrenplatz neben Herrn von Osserow, welcher damals provisorisch dem russischen Generalconsulat vorstand.

Ein reisender Europäer gehört in Tabris nicht zu den häufigen Erscheinungen und die Ankunft eines solchen gibt in der kleinen europäischen Colonie immer manches zu reden. Man steckt dann gewöhnlich etwas wißbegierig die Köpfe zusammen, erkundigt sich nach des Fremden Nationalität und Herkommen und beeilt sich seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Neben Herrn Morsopulo können wir auch von den Herren Skuta und Sagranti die Zuvorkommenheit gegen den Fremden und ihren liebenswürdigen Eifer rühmen, ihm den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen. Russen, Engländer und Franzosen sieht man in Tabris natürlich öfter als andere Nationalitäten Europa's, da ihre Regierungen in Persien politische Geschäfte machen und in Teheran ihre diplomatischen Vertreter haben. Von reisenden Deutschen, welche hier gewesen, wußte man mir keinen zu nennen, als den österreichischen Naturforscher Kotschy und den alten originellen Baron Hallberg aus München, die aber beide flüchtig vorübergezogen ohne zu verweilen. Am Tage vor meiner Ankunft war ein Italiener Namens Foresti eingetroffen, welcher sich

für einen Doctor ausgab und an der offenen Tafel des Herrn Morfopulo bereits seinen Platz eingenommen hatte. Dieser sogenannte Doctor war, wie ich bereits in Erzerum erfahren, seit Jahren als wandernder Charlatan in der asiatischen Türkei bekannt und hatte bei gewandter Sprachkenntniß manche Paschas und Untergebene belogen und betrogen, ihnen bald heilkräftige Wundermixturen gegen alle möglichen Uebel für hohes Honorar verschrieben, bald mit seinen bergmännischen Kenntnissen sich brüstend Gold und Silber aufzufinden versprochen. Zuletzt machte der Charlatan natürlich überall Fiasco und selbst die heroischen Mägen der kurdischen Begs konnten Dr. Foresti's Latwergen nicht mehr vertragen. Ueberall zur Thüre hinausgeworfen versuchte er jetzt in Persien sein Glück. Als ich nach meiner Rückkehr vom Sahantgebirge ihn wieder in Tabris traf, hatte er bereits eine schöne Praxis, die aber meist aus incurablen Patienten bestand, welche Dr. Cassolani fortgeschickt hatte. Herr Foresti meinte, es sei in Persien für einen Feringhidoctor wohl Etwas zu machen. Vertrauen fehle nicht, nur halte es eben schwer, das Geld für die Medicamente einzutreiben, denn in diesem geldsüchtigen Lande wolle Niemand zahlen, selbst nicht der Reiche, nicht einmal der Sardar.

Jene Mahlzeit im Hause des Herrn Morfopulo gab mir bereits einen ersten Begriff von der üppigen Lebensweise, welche die ansässigen Europäer in Tabris führen. Nichts war gespart und die morgenländischen Delicatessen wechselten mit den feinsten Erfindungen abendländischer Kochkunst. Fische vom kaspischen Meer, Wildpret aus den Wäldern von Gilan, Trauben und Maulbeeren aus Aserbeidschan, die feinsten Pasteten, farbige Gelées und Champagner-Cliquot von bester Qualität in Eis gekühlt. Die Unterhaltung war sehr belebend. Die Conversation rollte vom Orient zum Occident ab und zu und während uns Herr von Osserow seine Schilderung des persischen Hofes in Te-

heran, Dr. Cassolani seine Erlebnisse und Erfahrungen in Erzerum und Tabris und der Pseudo-Hekhim Foresti seine Abenteuer unter den Kurden zum Besten gab, erzählte uns der junge Herr Maurokordato, ein Grieche von den elegantesten französischen Manieren und Verwandter des berühmten Staatsmanns in Athen, von Pariser Salons und Pariser Grisetten. Er hatte in der französischen Hauptstadt nicht lange vor seiner Versetzung nach Persien einige Jahre zugebracht, trug im Lande der Kaftans und Kalpaks noch immer vorzugsweise den eleganten Pariser Frack und die gelben Glacéhandschuhe und war natürlich in Erinnerung an den Glanz und die Freuden von Paris auf Tabris und das monotone Leben daselbst recht übel zu sprechen.

Mit dem alten Morfopulo plauderte ich inzwischen vom Handel. Er sagte mir, daß der Waarenabsatz in Persien und Centralasien sich von Jahr zu Jahr mindere, der Schmuggelhandel nach den transkaukasischen Provinzen Rußlands dagegen immer schwunghafter und einträglicher werde. Nahebei die Hälfte des Waarenimports über Trebisond und Erzerum bleibt in den Depots von Tabris zur Verfügung der russisch-armenischen Schmuggler und nimmt dann den Weg über den Araxes, wo die Käuflichkeit der Grenzzollbeamten und Kosakenoffiziere den Schleichhandel gar sehr erleichtern. Der Gewinn, welchen die griechischen Häuser in Tabris damals machten, war enorm. Ihre Geschäftsführer wurden aber auch sehr hoch bezahlt und einige hatten noch außerdem gewisse Procente des Nettoertrages. Die Herren Ralli stellen in der Regel an die Spitze ihres persischen Filialhauses einen Verwandten oder einen ihrer bewährtesten Commis, dem sie die Ansammlung eines Vermögens gönnen. Selten bleibt ein Geschäftsführer über sechs Jahre an seinem Posten. Der alte Morfopulo gestand mir, daß er fast ohne eigenes Vermögen nach Tabris gekommen sei, jetzt aber hinreichend gewonnen habe, um in Griechenland sorgenfrei zu leben. Er wolle noch ein Jahr zu-

warten, dann aber unfehlbar von den Geschäften sich zurückziehen und in Athen als Rentier seine Tage beschließen. An seine Stelle sollte dann Herr Sagranti kommen, welcher jetzt schon im Dienste der Herren Ralli sich ein hübsches Vermögen erworben hatte.

Die Mehrzahl dieser griechischen Herren, welche ich in Tabris fand, betrachteten ihren persischen Aufenthalt lediglich als einen guten Weg, um schnell zu Vermögen zu kommen. Keiner von ihnen dachte daran, hier für immer zu bleiben, keiner war vom Charakter der Bevölkerung, mit welcher man hier täglich verkehren mußte erbaut, keiner lobte die Freuden des Aufenthalts: Jeder aber schimpfte wacker auf das häßliche Klima eines Landes, wo man im Winter am geheizten Kamine fror, wo die Karawanen manchmal im Schnee versinken, während man im Sommer vor Staub und Hitze fast verschmachtet. Das materiell üppige Leben, welches diese Herren führten, versöhnte sie nicht mit diesem Aufenthalt, nur der Gewinn war der Magnet, der sie festhielt. Die lucrative Seite des Geschäfts und der Stand der Bilanz waren aber manchmal Schwankungen unterworfen und es fehlte auch in diesem Punkte nicht an Sorgen, welche ihnen manche Lebensstunde verbitterten. Oft reichte das Gerücht vom nahen Tode des Mohamed-Schah oder vom nahen Ausbruch eines Krieges mit der Pforte hin, die Käufer aus den südlichen Provinzen und die Karawanen Innerasiens von der Reise abzuschrecken. Man fürchtete, daß beim Tode des Schahs seine Oheime wieder das Panier der Empörung aufstecken und die persischen Provinzen durch Krieg und Anarchie zerreissen würden. Obwohl die Perser keine Zeitung lesen, machen politische Gerüchte, welche ihr Interesse betreffen, unglaublich schnell die Runde durch das Land. Die angekommenen Waaren bleiben dann plötzlich in großen Massen ungekauft liegen. Anderseits wurde freilich der Geschäftsgang durch das persönlich freundliche Einvernehmen, welches zwischen den Bevollmächtigten der vier

Häuser obwaltete, sehr gefördert. Man verständigte sich hinsichtlich des Waarenbedarfs, man half sich sogar zuweilen gegenseitig aus und hütete sich vor übertriebener gegenseitiger Concurrenz. Dagegen verbanden sich die vier Häuser gegen jeden fremden Concurrenten, der etwa Lust hatte, in Tabris Geschäfte zu machen und am Gewinn des persisch-europäischen Handels Antheil zu nehmen.

Nicht ohne Interesse ist das häusliche Verhältniß der Europäer in Tabris. Einige dieser Griechen waren verheirathet, hatten aber ihre Frauen in Konstantinopel zurückgelassen. Die meisten aber waren ebenso wie die Mitglieder des russischen Generalconsulats als Junggesellen gekommen. Sowohl von ihnen als von der Kategorie der Verheiratheten hatte jeder nach dem bei Europäern in Persien längst schon üblichen Gebrauch eine Nestorianerin für eine gewisse Zeit geehelicht. Die christliche Secte der Nestorianer, welche in Aserbeidschan fast noch zahlreicher als die armenisch-gregorianische ist, hat für Europäer besondere Vorliebe und findet nicht die mindesten Scrupel weder aus nationalen oder religiösen, noch aus sittlichen Rücksichten, ihre Töchter vertragsmäßig für eine bestimmte Zahl Jahre oder Monate und gegen eine festgesetzte Summe an Europäer zu verheirathen. Dieses Geschäft wird gewöhnlich mit aller Regelmäßigkeit und Förmlichkeit, stets in Gegenwart der Eltern oder der nächsten Verwandten des Mädchens, öfters sogar in Beisein eines nestorianischen Priesters, der hier vielleicht die Stelle des europäischen Notars vertritt, abgemacht. Man wetteifert sogar jedem neuen Ankömmling aus Europa, von dem man einen längern Aufenthalt voraussetzt, ein solches Mädchen aufzudringen. Der Reiche hat natürlich die Auswahl unter den Jüngsten und Schönsten. Sobald man über die Dauer dieses Matrimonio alla Carta, wie sie dort nach fremdem Sprachgebrauch zuweilen genannt wird, und über den vom Manne zu leistenden

Preis sich geeinigt hat, wird das Mädchen dem Europäer von den Verwandten in aller Förmlichkeit zugeführt. In den meisten Fällen zieht sogar die ganze elterliche Familie der Braut mit in das Haus des temporären Gemahls, der sie natürlich auf seine Kosten ernähren muß. Oefters wird dies zur ausdrücklichen Bedingung bei Abschluß des zeitlichen Ehebündnisses gemacht. Nicht nur sämmtliche griechische Kaufleute, sondern auch die Mitglieder des russischen Generalconsulats waren in dieser Form beweibt, und die Sitte ist bei den Europäern in Persien, besonders in Aserbeidschan bereits so alt und allgemein, daß das sittliche Gefühl dort nicht den geringsten Anstoß nimmt. Man fragt sich gegenseitig ganz unbefangen, wie sich die Frau Gemahlin befinde und was die Kinder machen. Jeder dieser Herren hatte einen Theil seiner Wohnung für die Frauengemächer reservirt und nannte denselben Harem. Die Frauen behielten die Lebensweise der Eingebornen bei, sowie auch die Tracht, verhüllten das Gesicht, wenn ein Fremder den Hausherrn besuchte, erschienen nie bei Tische, wenn der Gemahl Freunde bewirthete, füllten die Stunden, die ihnen der eheliche Umgang und die Pflege der Kinder übrig ließ, wie die mahomedanischen Perserinnen mit Putz und Badebesuch aus und erschienen wie diese auf offener Straße in dichten weißen Hüllen vom Haar bis zur Zehe. Eheliche Treue und zärtliche Pflege der Kinder kann man von diesen nestorianischen Frauen wohl rühmen. Bei gänzlichem Mangel an Bildung des Geistes und Gemüthes, schön, aber ohne Anmuth konnten sie wohl dem materiellen Bedürfniß der Männer genügen, nicht aber die Bestimmung einer Lebensgefährtin nach den Begriffen der gebildeten Stände in Europa ersetzen, wo bei geistigem Verständniß und ähnlicher Bildungsstufe die Frau auch Gedanken und Gefühle mit dem Manne zu theilen vermag und mit ihm auch in einem geistigen Bunde lebt. Wie wenig diese Art von persisch-fränkischer Ehe die Herren in Tabris befriedigte, bewies

der sehnsüchtige Ton, in welchem sie von ihren frühern Liebesverhältnissen in den großen Hauptstädten Europa's sprachen. Wie gern hätte Herr Maurokordato eine elegante Grisette und deren französische Grazie der schönsten Haremskönigin des Orients vorgezogen und wie schmachtete Herr von Osserow nach den reizenden Salondamen von St. Petersburg! Keiner von diesen Herren hat der regelmäßigen Schönheit, welche den Orientalinnen nicht abzusprechen ist, das Wort geredet. Aber jeder pries die Liebenswürdigkeit, die Anmuth, die reichen Ressourcen des Geistes und Herzens, welche man unter den gebildeten Frauen Europa's findet. Alle diese Eheherren schienen ihre nestorianischen Schönen höchst langweilig und reizlos zu finden und beneideten Herrn Bonham um den Besitz seiner so gebildeten, liebreizenden Frau.

Sobald nach Ablauf der festgesetzten Zeit der Ehecontract gelöst ist, wird ein neuer Vertrag geschlossen, wenn der Europäer nicht inzwischen seiner temporären Gattin müde geworden ist und ein ähnliches Verhältniß mit einer andern anknüpfen will. Die entlassene Frau findet um so schneller einen neuen Freier unter ihren Landsleuten und Glaubensgenossen, als sie demselben eine hübsche Baarschaft mitbringt, während sonst der heirathslustige Nestorianer seine Frau ihren Eltern abkaufen muß. Die aus dem zeitlichen Ehebunde mit dem Europäer hervorgegangenen Kinder gehen fast immer in den Besitz der Mutter über. Man versicherte mich, daß die nestorianischen Mütter für diese Kinder eine fast zärtlichere Liebe bewahren, als für die später im neuen Ehebündnisse Gebornen. Auch der nestorianische Stiefvater soll seine Pflichten gegen diese mit der Heirath an ihn übergehenden Kinder keineswegs vernachlässigen. Noch merkwürdiger ist, daß die europäischen Väter, sobald ihre Bestimmung sie in ihre Heimat zurückruft, ihre Kinder, wie es scheint, ganz ohne Gewissensscrupel zurücklassen und dann der

ungewissesten Zukunft preisgeben, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Nur ein einziger Fall ist mir bekannt, wo ein reicher Europäer eines dieser Kinder mit sich genommen. Der längere Aufenthalt im Orient scheint sehr geeignet selbst bei Männern, die sonst ganz redlichen Charakters sind, die Stimme der Natur, der Ehre und des Gewissens allmählig zu betäuben.

Mein Aufenthalt in Tabris war weniger durch Gassenwanderungen und Bazarbesuche als durch den Umgang mit Männern, welche in der Lage sich befanden, neben den Zuständen und Sitten des Volkes auch das Thun und Treiben seiner Regierer zu beobachten, sehr belehrend. Die Conversationsfrüchte, welche ich ein Jahr zuvor während meiner Reise durch Kolchis in der angenehmen Unterhaltung mit meinen Reisegefährten, den aus Teheran zurückkehrenden französischen Militairs, später in Erzerum aus dem Munde der diplomatischen Agenten Englands gepflückt, wurden in Persien durch die Mittheilungen der Herren von Osserow und Bonham, der französischen und amerikanischen Missionaire vermehrt und ergänzt. Ihre Schilderungen hatten für mich um so höhern Werth, als die meisten dieser Herren die politische, wie die ökonomische Lage Persiens seit einer Reihe von Jahren zu studiren Gelegenheit hatten und sich in der That alle Mühe gaben, das gesammelte Material durch ihre einheimischen Bekanntschaften zu vermehren. Bei diesen politischen Gesprächen mußten häufige Rückblicke auf die Geschichte Persiens aus den letzten Jahrzehnten, auf die Regierung Feth-Ali-Schahs und das Wirken des Kronprinzen Abbas-Mirza geworfen werden, ohne welche die politische Lage der Gegenwart unverständlich wäre. Darüber haben uns freilich die damals in Persien verweilenden britischen Militairs durch die Aufzeichnung ihrer Erlebnisse und Erfahrungen höchst schätzbare Aufschlüsse geliefert. Eine vortreffliche Darstellung dieser neuesten persischen Geschichte hauptsächlich nach englischen Quellen hat unser Ritter im 9. Bande seiner Erdkunde gegeben, auf welche wir den Leser verweisen müssen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Reise

nach

Persien und dem Lande der Kurden.

Von

Moritz Wagner.

Zweiter Band.

Mit einem Anhang:

Beiträge zur Völkerkunde und Naturgeschichte West-Asiens.



Leipzig,

Arnoldische Buchhandlung.

1852.

Inhalt.

X.

XI.

XII.

X.

Tabris. Historische Rückblicke auf ältere und neuere Zeiten. Persische Zustände unter Feth-Ali Schah und Abbas Mirza nach den Mittheilungen englischer Beobachter. Conversationsfrüchte über persische Verhältnisse unter Mohamed Schah. Hussein Chans Mission nach Frankreich. Französische Exercirmeister. Graf Damas. Charakterzüge Mohamed Schahs und Hadschi Mirza Agassi's. Kaiser Nicolaus und der persische Kronprinz. Häusliche Scenen. Die Russen und ihre Politik. Die Engländer und die Franzosen in Persien.

Tabris oder Tauris, das Kandsag der Armenier und Ganzaka der Byzantiner, wurde in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts durch den armenischen König Khosrow, der noch ein eifriger Anhänger des Feuercultus war, gegründet. Faustus von Byzanz nannte es zu Ende des vierten Jahrhunderts Kandsag Schahasdan d. h. „Ganzaka, die Königsstadt.“ Ritter glaubt nicht, daß diese Stadt identisch sei mit der alten Gazaka des Ptolemäus, welche in der Mitte des zweiten Jahrhunderts als urbs regia florirte. Letztere ist wohl die Gaza des Strabo, die erste Residenz der alten Könige, deren Namen später auf die Ecbatana secunda, die alte Stadt Tabris überging, von welcher Moses von Chorene in seiner armenischen Geschichte sagt, daß König Tiridates, welcher bekanntlich das

Christenthum in Vorderasien mit Ueberredung und Waffengewalt verbreitete, diese Stadt, die bereits mit sieben Mauern umgeben war, noch mehr befestigt und daselbst einen der Seinigen als Statthalter zurückgelassen habe.

Nach dem Bericht des armenischen Geographen Indschidschean erbaute der König Khosrow der Große, welcher im fortwährenden Kampf mit dem König Artaschir aus dem Königsgeschlecht der Sassaniden lebte, in der Provinz Varusch eine furchtbare Stadt mit sieben Mauern, welche er Davresch d. i. „diese (Da) ist zur Rache (i vresch) des Hasses“ nannte. In der Biographie von Narses dem Großen wird zwar König Tiridates als Erbauer der Stadt genannt. Doch ist nach der Meinung Indschidscheans nur der Wiederaufbau damit zu verstehen, da dieselbe im Jahr 321 n. Chr. von jenem Verbreiter des Christenthums erobert, dann aber wieder hergestellt und befestigt wurde.

Von den jüngern orientalischen Geographen und Historikern liegen über Tabris viele Berichte vor. Ebn Haukal nennt sie zuerst Tabriz und bezeichnet sie zu seiner Zeit als einen unbedeutenden Flecken. Abulfeda sagt, daß der Name Tauriz so nach der Aussprache des gemeinen Volks laute. Von den mahomedanischen Orientalen wird Zobeida Khatun, die Gemahlin Harun al Raschids als die Erbauerin der Stadt Tabris genannt, welche dieselbe im Jahr 791 n. Chr. wahrscheinlich an der Stelle eines verödeten Ortes neu errichten ließ. In den Jahren 858 und 1042 wurde die Stadt durch Erdbeben gänzlich zerstört, erstand aber stets wieder aus ihren Ruinen. Unter den Mongolen-Kaisern wird Gasan Khan als einer der Herrscher genannt, welcher Tabris vergrößerte und verschönerte. Unter den verschiedenartigen traurigen Schicksalen, welche diese durch ihre geographische Lage als Haupt- und Cen-

tralort der Provinz Aserbeidschan hochwichtige Stadt betroffen, war keines furchtbarer als das Rachegericht, welches der blutdürstige türkische Padischa Murad IV., der osmanische Nero, wie ihn Hammer Purgstall nennt, an der eroberten Stadt vollzog. Die prachtvollsten Gebäude und Denkmale, unter andern das Schloß und Grabmal des Mongolen-Kaisers Gasan Khan, wurden der Erde gleichgemacht. Ein Meer von Feuer und Rauch wogte über die Ebene. Die schöne Moschee Ussanhasan sicherte vor der vandalischen Wuth des Tyrannen nur der Ausspruch des Mufti, daß dieselbe von einem rechtgläubigen Sunniten, nicht von einem ketzerischen Schiiten erbaut worden sei.

Wenige Jahrzehnte später scheint sich die Stadt wieder zu großem Glanz erhoben zu haben, wie wir aus der Beschreibung des berühmten alten französischen Reisenden Chardin entnehmen, der sie 1673 besuchte. Nach seinen Angaben zählte Tabris damals 15,000 Häuser, auf den verschiedenen Bazaren 15,000 Buden mit 300 Karavansereis, 250 Moscheen und 550,000 Einwohnern. Diese Zahlen schmecken freilich nach arger Uebertreibung, obwohl der nicht immer genaue und gewissenhafte Chevalier Chardin sich auf die genauesten Erkundigungen beruft, die er eingezogen habe. Sicher aber scheint, daß Tabris später in Folge von Kriegen, von Anarchie und Erdbeben, von seinem damaligen Glanze im Laufe des 18. Jahrhunderts wieder stark herabgesunken war. Als Jahre der fürchterlichsten Erderschütterungen im alten Feuerlande Aserbeidschan werden 1727 und 1780 genannt. Die erste Katastrophe soll 70,000, die andere 40,000 Menschenleben in der Stadt gekostet haben, ungerechnet der Verheerungen in den kleinern Städten und Ortschaften der Provinz. Erdstöße spürte man seitdem bis auf die neuesten Tage. Jene unterirdischen Kräfte,

welche im weiten Halbring um dieses persische Vorstufenland Armeniens so viele Riesenvulcane aufgethürmt, deuten mit diesen Erschütterungen noch immer ihre Gegenwart an, obwohl ihre Gewalt schwächer geworden und die alten Feuerphänomene wenigstens nicht mehr zu Oberfläche gelangen. Auch im Centrum der Provinz Aserbeidschan finden sich Spuren einer anhaltenden vulcanischen Thätigkeit, Kegelberge mit wohlerhaltenen Kratern, Lavaströmen und Auswürflingen. Auf dem Markt von Tabris sah ich weiße Bimssteine und schwarze Schlackensteine voll von Poren, die so leicht waren, daß sie auf dem Wasser schwammen, von den Eingebornen in besondere Form gebracht und von den Persern und Kurden besonders zum Putzen ihrer Stahlwaffen gebraucht wurden. Das schreckliche Erdbeben von 1840, welches am Araxes so arge Verheerungen anrichtete, wurde in Tabris weniger gespürt.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war Tabris nach dem Berichte Kinneirs in einem ziemlich elenden Zustand, hatte schlechte Häuser und nur 30,000 Einwohner. Einige Jahre später scheint sie sich rasch erhoben zu haben. Morier und Ouseley fanden sie 1813 im besten Fortschritt, die moderne Stadt wurde immitten der alten Ruinen gebaut. Die von Ali Schah erbaute Burg Ark Ali Schah genannt, welche die Reisenden jener Zeit als das interessanteste Gebäude der Stadt bezeichnen, war vom jungen persischen Kronprinzen Abbas Mirza zu seinem Wohnpalast restaurirt und darin ein Arsenal mit Werkstätten und einer Kanonenbohranstalt angelegt worden. Mit der Lebensgeschichte des genannten hoffnungsreichen persischen Kronprinzen, der zum Unstern Persiens und der westasiatischen Europäisirung allzufrüh verblich, ohne die umfangreichen Reformprojecte, die er als Thronfolger adoptirt hatte, als Thronbesitzer zu einer großartigen Ausführung bringen und ins praktische Leben rufen zu können, ist

auch die Geschichte des neuesten Emporblühens der Hauptstadt Aserbeidschans so innig verwebt, daß wir nicht umhin können, aus der Schilderung europäischer, besonders englischer Reisebeschreiber, welche sich damals in Persien aufgehalten, namentlich Moriers, Ker Porters, Frasers u. s. w. die nähern Einzelheiten dieser Periode mitzutheilen, ohne welche die spätere Schilderung der politischen Zustände in diesem Theile von Persien aus der Zeit, in der wir uns daselbst aufgehalten, den meisten unserer Leser unverständlich bleiben würde. Wir folgen hier genau der Zusammenstellung, welche Karl Ritter aus den Werken der benannten Reisenden von dieser denkwürdigen Episode der neupersischen Geschichte gegeben, da wir sie nicht getreuer, vollständiger und anschaulicher darstellen könnten. Ritter vergleicht Abbas Mirza's rühmliche Anstrengungen, Persien der Barbarei zu entreißen und der europäischen Cultur sich zu nähern, mit dem rühmlichen Wirken Kublai Khans in China und Kaiser Abbars in Indien, die wie er über die Vorurtheile ihrer Zeit und ihrer Völker sich zu erheben wußten.

„Die seltsamste Erscheinung, sagt J. Morier als Augenzeuge, war es, auf altem iranischen Boden die Versuche der Einführung europäischer militairischer Disciplin im Widerstreit mit der alten Volksmeinung und dem tief eingewurzelten Fatalismus des Orients wahrzunehmen. Allerdings hatte früher Schah Nadir die größten Siege nur mit undisciplinirten Truppen davon getragen; aber er war nur ein Räuber an der Spitze seiner Horde, deren Feinde überall eben so undisciplinirt wie die seinen waren. Die kräftige Opposition von Janitscharen, wie einst in der Türkei, war hier nicht zu überwinden, wohl aber der Hohn des Hofes selbst, der Prinzen, der Großen im Reiche und im Volke zu besiegen. Abbas Mirza war allein der haltende Schlußstein des durch Napoleons Emissarien, Gardanne u. A.,

angeregten und unter begünstigenden Umständen durch Franzosen und russische Deserteurs neu eingeführten Systems, aus Ueberzeugung, daß nur durch Bildung einer Artillerie und durch die Disciplin das Perserheer gegen den drohenden disciplinirten Grenzfeind, die Russen, unüberwindlich sein würde, weil jeder frühere Widerstand ohne disciplinirte Truppen erfolglos geblieben war. Solange von dieser Seite die Gefahr gegen die Grenzprovinz, deren Gouvernement dem Kronprinzen anvertraut war, drohend blieb, so lange zeigten auch Ernst und Eifer ungewöhnliche Anstrengungen, die aber mit dem Fortschritt der Jahre, als der Prinz schon die Früchte der Aussaat zu früh ernten wollte, und die dem Perser zu lange Dauer des Wachsthums ermüdete, wieder in Ohnmacht zurücksanken. Der Gewinn jenes anfänglichen Eifers konnte bei dem plötzlich erfolgenden Tode von Vater und Großvater kaum noch durch die Treue des Beistandes der Europäer auf den Enkel und Sohn, den jetzigen Schah, übertragen und zur Sicherung seiner Thronbesteigung und Herrschaft angewendet werden. Um den tief eingewurzelten Haß gegen alles, was von den Feringhi kam, zu besiegen, wollte Abbas Mirza selbst erst als Recrut von Russen und Franzosen das Exercitium einlernen und die Uniform tragen, um mit seinem Beispiel voran zu gehen. Er fing mit 20 bis 30 Mann im geschlossenen Hofraume seines Palastes die Uebungen an, um nicht verlacht zu werden. Nachdem er sich selbst an die Spitze gestellt und seine Leute gewonnen, gab er dem Adel Befehl, die Muskete eben so zu führen. Da es an einheimischen Commandeurs fehlte, übergab er den französischen Offizieren, die zuerst mit Bonaparte's Embassade unter General Gardanne nach Persien gekommen waren, das Commando der großen Abtheilungen und hoffte dadurch großen Fortschritt gewonnen zu haben. Englands Politik merkte bald den Plan der Neufranken, und die Embassaden

Sir Hartford Jones' und General Malcolms wußten bald die Rathgeber Bonaparte's aus dem persischen Conseil zu verdrängen, die Disciplinirung aber behielten sie bei, setzten aber britische Commandeurs an die Stelle von jenen. Durch Abbas Mirza's jugendlichen Enthusiasmus, und dadurch, daß er der Tapferste und Vorderste bei jeder Arbeit, in jeder Schlacht war, zwang er die andern zur Nachfolge. Als die französische durch die englische Mission ganz verdrängt war, ging der Prinz darauf aus, sich mit dem Beistande der Briten eine Artillerie zu schaffen unter Lieutenant Lindsay's von Madras Vorstande, während Major Christie das Commando der Serbaz oder der Infanterie erhielt, dren Kern anfänglich aus den Ueberläufern der russischen Armee auf die persische Grenze gebildet worden war. Der Vorwurf, daß der Kronprinz so durch den „Rezam" (d. i. die Disciplin des neuen Exercitiums) der Feringhi die Religion des Islam untergrabe (denn es wurden z. B. die Bärte abgeschoren!), zog ihm zwar den Haß seiner eignen Brüder, zumal des mißgünstigen Ali Mirza und ein gewisses Mißtrauen der Perser zu, die Gemeinen, Iliyat, von den Wanderstämmen Aserbeidschans genommen, waren aber nach und nach ganz gut dressirt und eingeübt. Sie eigneten sich trefflich dazu, aber die persischen Offiziere legten überall selbst die größten Schwierigkeiten in den Weg. Nur die Energie des jugendlichen Charakters Abbas Mirza's, der damals von Freund wie Feind auch gelobt ward, der Adel seiner Gesinnung und seine persönliche Tapferkeit, dann die drohende Stellung der russischen Nachbarn und die liebenswürdigen, ja bezaubernden persönlichen Eigenschaften des Prinzen, sagt J. Morier, überwanden alle jene Hindernisse. Voll Naivität und Humor, ungemein wißbegierig, nicht ohne Erfolg in seinen militairischen Bestrebungen, den Studien ergeben, im Besitz der englischen und französischen Sprache, um-

geben von einer Bibliothek und Kartensammlung, selbst für die Aufnahme Aserbeidschans durch seinen Generalstab unter Colon. Monteiths Leitung bedacht, Einheimische wie Fremde gewinnend, gehört seine vorübergehende Erscheinung unstreitig zu den größten Merkwürdigkeiten von Tabris.

Keineswegs immer glücklich in der Grenzvertheidigung seiner Provinz gegen Georgien zeigte er, sagt Jaubert, jedoch den Russen frühzeitig, daß er kein verächtlicher, barbarischer Feind sei; er hatte stets die Gegner unerbittlich verfolgt, aber seine gefangenen Feinde immer großmüthig behandelt. Der Schah von Persien, Feth Ali, war stolz auf die Eigenschaften, aber mißtrauisch auf die Unternehmungen seines Thronfolgers gewesen; als er aber die erste Revue der wohldisciplinirten Truppen sich vor seinen Augen entwickeln sah, so war er entzückt über die Ordnung seiner rohen Nomaden, deren wilde Independenz, mit der er stets zu kämpfen gehabt, sich so schnell in die stricteste militairische Dressur umgewandelt zu haben schien, und er wähnte sich nun statt wilder Barbaren mit dem Lager eines geregelten Armeecorps umgeben. Dieser Eindruck war der fernern Durchführung des europäischen Militairsystems ungemein günstig, dem, wenn mit Consequenz und Nachdruck durchgeführt, allmählig auch Industrie, Handelsverkehr, Gewerbe, Schulunterricht und die verschiedensten Zweige der Civilisation durch die militairische Schule nachgefolgt sein würden.

Ker Porter, der, von Abbas Mirza für früher seinem Embassadeur in England, Abul Hassan Khan, geleistete Dienste als Gastfreund bei ihm aufgenommen, in seinem Gefolge, von ihm selbst dazu eingeladen und auf Händen getragen, die Reise im Jahre 1819 nach Hofe zum Nuruzfeste gemacht hat, meinte damals, wenn dieser Prinz zur Herrschaft in Persien gelange, so würden europäisches Recht und Gesetz durch ihn in seinem Reiche

Wurzel fassen. Dies hat sich anders gestellt, und noch scheint der Boden dazu dort nicht vorbereitet genug gewesen zu sein; es gehörten noch andere dazu als die junge europäische Schule am Hofe zu Tabris. Die sanguinischen Hoffnungen, die man auf den jugendlichen Kronprinzen gestellt, gingen mit seinem fortgeschrittenen Alter wohl auch keineswegs alle in Erfüllung. B. Fraser wenigstens, sein schärfster Kritiker, fand schon im Jahre 1822 gar manches an ihm zu tadeln. Er meinte, seine Europäisirung sei mehr kindische Lust am Neuen gewesen, als tieferes Staatsinteresse; seine persönliche Bravour sei nicht weit hergewesen; den Schmeicheleien sehr hold, sei er, voll Eitelkeit und Capricen und umgeben von schlechten Verwaltern, ungeschickt in Unterhandlungen geblieben und habe sich doch eigentlich nie wirklich populair zu machen gewußt.

Damals war das Arsenal in Tabris im trefflichsten Gange unter Mr. Armstrongs Leitung; die Gießereien lieferten ihre Feuerwaffen. Eine Anzahl von persischen Aerzten und Wundärzten, die auf des Prinzen Kosten ihre Studien in England gemacht, waren am Hofe und bei der Armee angestellt. Eine Druckerei war im Gange, die neuangelegte Papierfabrik brachte wegen Mangel an leinenen Lumpen noch nicht den gehofften Ertrag. Die begonnenen Grubenarbeiten und Bergwerke im Koflan Koh, wahrscheinlich auf Kupfererze von Williamson unternommen, aber durch den Geiz Abbas Mirza's, sagt Th. Lumsden, in Stocken gerathen, waren zwar mißlungen, dagegen späterhin doch andere in der mehr nördlichen Savellankette im Westen von Ahar angelegt und in neuester Zeit wirklich in Gang gekommen. Als aber die Leitung in den Werkstätten des Arsenals in die Hände der Perser statt der Europäer gelegt ward, ging Alles wieder rückwärts, die alte Unordnung riß wieder ein, die Magazine wurden nicht gefüllt, die Gelder veruntreut, die Fabriken

gaben geringen und schlechten Ertrag, der Geiz der Kadjaren hielt jeden Pfennig zurück. Die Beamten wurden so schlecht oder gar nicht wie die Truppen bezahlt, sie gingen auseinander und die Soldaten ohne Sold liefen vor den Ueberfällen der Türken in ihre Heimat.

Der unter Feth Ali Schah lange dauernde Friede im Innern des Perserreiches trug jedoch sehr vieles zum Wachsthum der Bevölkerung und des Wohlstandes von Persien und zur Sittigung seiner jüngern Generation bei; aber die Mängel der innern Verwaltung blieben, die Habsucht der Kadjarendynastie, die Willkür und innere Uneinigkeiten der Prinzen, die überall zu Gouverneurs der Provinzen eingesetzt waren, und die allgemeine Bestechlichkeit der Beamten hinderten selbst in der mit am besten versorgten Provinz Aserbeidschan den Aufschwung, deren sie durch ihre Lage und Stellung fähig gewesen sein würde. Damals (1819) saßen außer Abbas Mirza in Aserbeidschan noch neun andere seiner Brüder als Gouverneure der Hauptprovinzen in eben so vielen großen Residenzen des Reichs, jeder mit seinem königlichen Hofstaate, Schatze und Truppencorps ganz souverain in seinem Gouvernement; außer diesen aber in den höchsten Civilämtern stehenden hatte der Schah in den geringern noch 39 leibliche Söhne und von 140 Töchtern viele der Schwiegersöhne, die auf gleiche Weise innerhalb der Grenzen des Reichs untergebracht waren oder doch sein wollten. Dieser Zustand allein schon war an sich hinreichend, um keinem, auch dem Kronprinzen nicht, einen größern allgemeinern Einfluß über die Grenzen seiner Provinz hinaus zu gestatten, dagegen wohl um alle Theile des Landes gleichmäßig auszusaugen, dabei selbst zu verarmen und die Finanzen des Reichs wie alle übrigen Verhältnisse in die größte Verwirrung zu bringen. Nimmt man hierzu den unsichern Zustand und Ertrag des Abgabensystems, das auf wirkliche Ab-

gaben, auf Naturalien-Lieferungen und die Geschenke aller Großen am Nuruzfeste basirt ist, wo die regulairen Geldabgaben nur gering, die Geschenke aber ungeheuer sind, weil die erpreßten Summen, die den Erpressern am meisten zu Gute kommen, noch viel ungeheurer sind, so begreift man, wie mit dem größten Luxus und der größten Habgier der Beherrscher doch immerfort Finanznoth die Hemmung aller Unternehmungen sein muß.

Wie die Stellung des Kermanschah-Gouvernements gegen das türkische Paschalik von Bagdad einflußreich auf die Entwicklung der Südgrenze des Reichs geworden, so mußte die Stellung gegen das russische Transkaukasien und gegen das türkische Erzerum nothwendig seinen politischen und mercantilen Einfluß auch auf die westliche Grenzmark des Reiches, auf Aserbeidschan, ausüben. Denn ohne diesen Einfluß würde schon die begonnene Europäisirung nicht stattgefunden haben. Jene räumliche Stellung brachte eben hier den Orient mit dem Occident in die nächste Berührung.

Nach dem Kampfe der Russen und Perser, an deren Spitze Abbas Mirza den Krieg geführt, sollte durch britische Unterhandlung Sir Gore Ouseley's, des damaligen Gesandten in Persien, der Friede am Araxes vermittelt werden. J. Moriers Bericht aus jener Zeit versetzt uns in den Gang der Unterhandlungen, bei denen er selbst vorzüglich thätig war. Der Schah setzte sich deshalb mit seinem ganzen Hoflager von seiner Residenz aus nach Aserbeidschan in Bewegung. Das Land muß die Kosten jedweder Reise des Schah, wie seiner Prinzen, seiner Truppen, Eilboten und Gäste (Mehmans), das ist seiner ganzen Begleitung, tragen. Auch der ärmste turkomanische Zeltbewohner war und ist dazu verpflichtet, mit seiner letzten Habe die Magazine zu füllen. Für den Schah mußte stets das Beste geliefert werden, das feinste Mehl, Gerste, Stroh, Vieh, Wild, Fleisch, Obst u. s. w.

In der Ebene von Oujan war beim feierlichen Empfange des Schah auf der Grenze des Gouvernements Aserbeidschan alles von Seiten Abbas Mirza's geschehen, um den königlichen Gebieter in Erstaunen zu setzen über die Fortschritte, die sein Gouvernement durch die Europäisirung gewonnen hatte. Beim Istakkall d. i. der ersten Begrüßung warf sich der Prinz vor dem Fuße des königlichen Pferdes nieder und küßte (wie Absalon vor David, 2. Samuel. 14, 33) die Erde als Zeichen der Unterwürfigkeit und des Gehorsams. Er ging dann zu Fuß, mit seiner Muskete auf dem Rücken, vor dem Rosse des Schahs einher und bestieg das seinige nur erst, als dieser es ihm gebot. Der Schah wurde dann von dem disciplinirten Truppencorps mit Evolutionen, türkischer Musik u. s. w. empfangen, um ihn, ungeachtet der großen Geldspenden, doch noch in kriegerischer Stimmung gegen die Russen zu erhalten. Ein temporärer Palast war auf einem künstlichen Tepe zur Ueberschauung der weiten Plaine aufgebaut, mit Audienzhalle, Empfangzimmern (Anderun), Gemächern zum Harem u. s. w., auf vergoldeten Pfeilern, schimmernd mit Spiegeln, Krystallen, Gemälden decorirt, und mit dem Bala khaneh oder dem obern Stocke versehen, zu den Privatgemächern des Schah gehörend, um dort frische Luft zu schöpfen und das Zeltlager seiner Truppen in unermeßlicher Ausdehnung zu überblicken, das mit Pavillons und Bannern von allen Farben und Arten weit hin die ländliche Scene schmückte. Die Thüren der vielen Tausende der Zelte waren alle nach dem Königspalaste zu gerichtet, um davor das Serferan oder die Ceremonie des Kopfbückens gegen den Königssitz zu vollbringen. Die königlichen Prinzen in ihren Serperdehs, die Vezire und Oberoffiziere in ähnlichen Zelten waren in analogem Pompe umher mit ihren Gefolgen gruppirt. Die Truppencorps jedes Tribus waren für sich in gesonderten Divisionen, wie die

Bakhtiaris, die Affschars, die Irakis, die Shahipesend u. v. a., gestellt und durch Losung vertheilt. Dieser Anordnungen ungeachtet lief und stand Alles, sagt J. Morier, auf ächt orientalische Weise ganz verwirrt durcheinander, Mannschaft wie Vieh, Zelte und Boutiken, heiße Bäder und Kriegsgeräth, Luxusartikel und 12 Kanonen, die, unbrauchbar für die Action, zum Pomp für das Lager aufgefahren waren. Dem Schah war sein Harem in das Lager gefolgt, wie dem Darius zu seiner Zeit am Tage der Entscheidung; jeder der Oberoffiziere hatte seine warmen Bäder in der Nähe. Der Troß von 80,000 bis 90,000 Mann, davon die Hälfte Cavallerie, war unübersehbar, und Theuerung und Noth bald nothwendige Folge solcher Einrichtung, welche nur die Vorbereitung zum Schlusse einer schwebenden Friedensunterhandlung sein sollte. Nach vielen Ceremonien und Zeitverlust wegen Rangstreit und Etiquetten wurde beschlossen, statt der Correspondenzunterhandlungen die Friedenstractate zwischen Rußland und Persien durch Geschäftsführer in mündlicher Unterredung zum Ende zu führen, und dazu ein Convent zu Gulistan im Karadag anberaumt. Die Vollzieher des Geschäfts sollten von russischer Seite der Generalgouverneur von Georgien sein, von persischer Seite der Mirza Abul Hassan Khan.

So kam denn endlich der Friedenstractat von 1813 zu Stande, der seitdem die Grenze des russischen Transkaukasiens und Persiens gegen die europäische Seite mit einigen spätern Modificationen feststellte, deren Hauptgrenzlinie im Norden das Südufer des Araxes über Nakhitschewan und Eriwan hinauf gegen N. W. ausmacht, wie sie nach der Westseite die Gebirgslinie von da an direct südwärts über den hohen Ararat und den Scheide-Gebirgszug zwischen Urmia- und Van-See bis zum südlichen Taurus bildet, gegen die türkischen Paschaliks von Bajasid, Musch, Wan und Mosul. Dadurch schiebt sich nun Aser-

beidschans politische Umgrenzung keilförmig gegen N. W. zwischen die russischen und türkischen Territorien vor bis zur letzten persischen nordwestlichen Spitze, in welcher der hohe Ararat als Grenzstein dreier rivalisirenden Mächte mächtig thront.

Die genauern Details der damals bestimmten Grenzlinie, welche noch nicht in allen ihren Einzelheiten, selbst weder auf Sutherlands noch Monteiths Karten eingetragen waren, obwohl man die allgemeinen Hauptzüge auf ihnen wie auf andern z. B. der Generalstabskarte von Transkaukasien verfolgen kann, gibt J. Morier folgendermaßen an. Die Grenze beginnt am Kaspischen See, im Norden von Astara und südwärts des russisch gebliebenen Hafens Lankarun, mit der Plaine Adineh Bazar; sie zieht zum Shindanberge und von da auf der Küstenkette nordwärts (über Oujarud) und direct von Balarud nordwestwärts durch die Mitte der Sahara d. i. die Wüste Moghan bis zum Aras (Araxes) bei Yedibaluk, etwas oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Kur.

Von da war sie auf dem Südufer des ganzen Arasstromes gegen N. W. bestimmt worden aufwärts bis zu dessen Verein mit dem Kapanektschai im Rücken des Berges Megri. Vom rechten Ufer dieses letztgenannten Flusses war die Grenze von Karabag und Nakhitschewan im Norden des Aras über die Gipfel der Berge von Pembek und Aligez gezogen, und von diesen bis zu dem Winkel der Grenze von Shuragil über die Schneeberge durch Akad, und wiederum längs der Grenze von Shuragil und zwischen dem Dorfe von Misteri bis zu dem Arpatschai, dem linken Zuflusse des Araxes. — Aber diese letztere Grenze ist später durch den zweiten russischen Grenzkrieg (1826) modificirt, und der westliche Theil dieses damals noch zu Persien gehörigen Territoriums ganz zur armenischen Provinz Eriwan im transkaukasischen Gebiete gezogen worden, so daß die Grenze auf dem

Süduser des Araxes bis südwärts des Meridians von Eriwan blieb und dann direct gegen S. W. an den hohen Ararat sich anlehnte.

Rußland hat durch diese damals abgetretenen Landstrecken das Commando über alle Eingänge von Aserbeidschan an der Nordgrenze Persiens im Westen des Kaspischen Sees erhalten, so daß bei jedem Thronstreite ihm schon das Thor zu beiden Residenzen Tabris und Teheran eröffnet bleibt, denselben zu entscheiden. Rußlands politischer Einfluß am Hofe zu Teheran mußte seitdem unfehlbar wachsen, zumal da es dem Generalgouverneur von Georgien zugleich gelang, in freundschaftlichen Verkehr mit den Turkomanenstämmen an den Ostufern des Kaspischen See's zu treten, deren Gebiet beide Buchareien dominirt. Dadurch wurden ihm beide Ufer des Kaspischen See's und dessen Häfen auf der Ost- wie Westseite zugängig und dessen Beschiffung begünstigt; Astrakhan, die Mündungen des Kur und der Hafen von Lankarun konnten eine neue Bedeutung für den russischen Handel mit Innerasien gewinnen, da nun auch die persischen, indischen und chinesischen Waaren direct über diese Orte zunächst ihren Transit finden können. Nicht nur Rußland, sondern auch Persien hat seit dem Fortbestehen dieser friedlichen Grenzverhältnisse großen Gewinn von dem dadurch belebteren Handelsverkehr gezogen. Der Durchgang und gegenseitige Austausch sehr vieler Waaren ist seitdem immer im Zunehmen gewesen, und diese wachsenden Handelsverbindungen haben einen russischen Residenten für dieselben am Hofe zu Teheran unentbehrlich gemacht. Im Jahr 1819 führte Persien vorzüglich Seide, Brokate, Seidenzeuge, Baumwolle und Häute aus nach Tiflis und Astrakhan, von wo die Waaren auf dem Wasser oder auf den neugebauten Landstraßen in das Innere Moskowiens oder zum schwarzen Meere ihren Weg fanden. Rußland setzte dagegen weit mehr an

Industrie und Luxuswaaren, wie Tücher, Leder, Glaswaaren, Papier u. v. a. m., an Persien ab.

Im Jahre 1834 bemerkte Fraser, daß Tabris vorzüglich hierdurch unter allen Städten Persiens fast die einzige im blühenden Aufschwunge war. Während die übrigen alle in zahlreiche Ruinen zerfielen und ihre Populationen abnahmen, war die von Tabris zusehends gewachsen, und die Stadt immer größer und wohlhabender geworden. Nicht in Folge eines verbesserten Gouvernementssystems, meint derselbe, sei dies geschehen; denn wenn schon Abbas Mirza einige Verbesserungen in Feststellung der Revenuen auf einen sichern Fuß getroffen, so sei doch auch ihm die Wohlfahrt der Unterthanen dabei nur eine sehr untergeordnete Rücksicht geblieben, die bei den persischen Herrschern in der Regel gar nicht in Anschlag komme. Nur dadurch, daß er selbst mehr Theil nahm an den Geschäften als andere, kam in seinem Bereiche weniger willkürliche Erpressung als in andern Gouvernements vor; jedes Dorf war aber schon auf das Maximum seiner möglichsten Abgaben angewiesen. Seitdem er aber sein Gouvernement verließ, um an der Wiedereroberung von Khorasan zu arbeiten, sank Aserbeidschan allerdings wieder tiefer zurück unter der Tyrannei seiner Brüder.

Auch waren die Grenzverhältnisse gegen das türkische Nachbarland keineswegs dazu geeignet gewesen, von dieser Seite her den Wohlstand von Aserbeidschan u heben. J. B. Fraser kam 1822 nach Tabris, als Abbas Mirza eben in Fehde mit seinem türkischen Nachbar im Westen stand; wir erhalten durch ihn einen Blick in das Getriebe jener Zeit und der kleinlichen persischen Politik mit ihren Grenznachbarn, die immer nur auf den Augenblick berechnet erscheint. Ein Verwandter des Pascha von Bagdad hatte sich vor dessen Verfolgung nach Persien geflüchtet und in Tabris Schutz gefunden. Vom persischen Schah mit

Empfehlungsbriefen und Escorte zurückgeschickt, war ihm beim Großsultan Pardon ausgewirkt. Aber von neuem verfolgt floh er zum zweiten male nach Persien; die Türken aber ihm nach, nahmen seine Schutzgarde, Offiziere Abbas Mirza's, gefangen und schleppten ihn vom persischen Boden weg nach Tokat, wo er enthauptet ward. Es sollten zu gleicher Zeit persische Mekkapilger (Schiiten) auf dem Wege bei Damaskus von den Türken (Sunniten) insultirt, zumal Frauen des Schah von Persien und andere Große an den Zollstationen mißhandelt sein; weil man sie des Unterschleifs beschuldigte, wurde das Heiligthum ihrer Zelte verletzt. Zu diesen Thatsachen kam die Eifersucht Abbas Mirza's gegen seinen Bruder Mohammed Ali Mirza, Gouverneur von Kermanschah, der sich an den Osmanen in Bagdad gerieben und dadurch mächtig geworden war. Dessen Armee war an Zahl gewachsen, während die seinige sich vermindert hatte. Auch seinerseits sein Glück zu versuchen, überfiel er ohne Kriegserklärung, nach dortiger Art der Grenzgouverneure, die türkische Grenze und belagerte Bajasid (1821); einer seiner Generale drang sogar bis Diarbekr vor und plünderte Land und Ortschaften, trieb Beute und Heerden weg. Zwar wurde derselbe unter dem Schein der Mißbilligung von dem Gouvernement zurückberufen und durch Hinterlist ermordet; aber die Pforte ließ sich dadurch nicht irre machen, als Repressalien alles persische Eigenthum in der Türkei in Beschlag zu nehmen und alle persischen Handelsleute in Haft zu setzen. Abbas Mirza rückte nun mit einem Heere von 40,000 Mann ins Feld gegen die türkische Grenze; aber es fehlte ihm an Geld, und der Schah, sein Vater, unterstützte ihn nicht, seine Fehde nur als die eines Gouverneurs mit seinen Nachbarn ansehend. Die türkische Armee belagerte Topra-Kaleh, ihr eigenes Fort im Norden des Van-See's, das damals von Persern besetzt war. Abbas Mirza concentrirte seine Macht um

Choi und rückte von da dem Feinde entgegen. Es kam zum Gefecht, er siegte, die Türken flohen. Bis zum Paß Deear, 3 Tagemärsche von Topra-Kaleh jagte er ihnen nach. Hier brach die Cholera im Lager aus und die ganze Campagne war zu Ende; der zehnte Theil der Armee fand im Lager den Tod, der Rest nahm die Retirade; Alles löste sich damals, wie Monteith und Fraser als Augenzeugen berichteten, ganz plötzlich auf. Erfolglos war die ganze Unternehmung, die Cholera aber, die sich von Bagdad aus auf der Karawanenstraße über Hamadan und Senna verbreitet haben sollte, hatte auch schon Tabris erreicht und raffte dort (Mitte Juli) täglich schon 15 bis 20 Menschen hinweg. Sie und die Pest haben oft wiederholt dem Lande gleich große Wunden geschlagen, wie solche Kriege und das Kadjarensystem.

Der Friedenstractat, der bald darauf zwischen beiden geschwächten Regierungen durch Abbas Mirza und den Seraskier von Erzerum zu Stande kam, brachte dem Thronfolger geringen Gewinn. Die Grenzen beider Reiche blieben nach wie vor, die persischen Pilger sollten ferner den Schutz der Türken genießen, die kurdischen Ueberläufer sollten gegenseitig ausgeliefert werden, und das Gouvernement von Erzerum nicht wie bisher so häufig mit seinen Paschas wechseln, wodurch allerdings bei dessen ziemlicher Selbstständigkeit, wie bei dem von Bagdad, nur zu häufig Mißverhältnisse für den Grenznachbar herbeigeführt wurden.

Solange Abbas Mirza in Tabris selbst gegenwärtig war, blieb auch sein Einfluß vortheilhaft für den Flor dieser Stadt; seine Begünstigungen fielen aber in den letzten Lebensjahren weg, als er sein größtes Interesse der Wiederbesitznahme von Khorasan zuwandte. Seit Nadir Schahs Tode hatten, bis auf die Kadjarendynastie, alle persischen Monarchen die Oberherrschaft über diese Ostprovinz aufgegeben, weil dort sich die kleinen Dynasten aus Nadir Schahs Geschlechte selbstständig festsetzten und

durch die Afghanen gehalten wurden. Als diese Enkel Nadirs unter Ahmed Schah, dem Afghanenkönige, aus Kabulistan verdrängt wurden, wußten sie sich Asyle in Herat und Meschhed zu verschaffen. Zwar setzte der persische Schah, um seine Autorität dort herzustellen, einen seiner Söhne, Hassan Ali Mirza als Gouverneur in Khorasan ein, dessen Einfluß jedoch blieb bis auf die Siege des Thronerben Abbas Mirza über die dortigen Kurdenhäuptlinge (1831 und 1832) ohne Nachdruck. Seitdem erst hielt das persische Gouvernement den Gedanken fest, sich der verloren gegangenen Ostprovinzen des Reiches wieder zu bemächtigen, und zumal zunächst Herats als des wichtigsten Mittelpunktes des orientalisch-iranischen Verkehrs mit Indien und der Bucharei sich zu bemeistern. Hassan Ali, der Gouverneur von Khorasan, vermählte sich mit einer Prinzessin des Kamran, Fürsten von Herat, und hoffte durch Gewalt und List leichter in den Besitz von Herat zu kommen, aber Feth Ali Schah begünstigte diese Pläne seines Sohnes nicht. Als Al. Burnes durch Meschhed kam (1832), traf er dort den jungen Khosru Mirza, den Sohn des Kronprinzen Abbas Mirza, als Gouverneur dieser Stadt, umgeben von britischen Offizieren, die sein Heer organisirten. Feth Ali Schah schlug auch Abbas Mirza die Unterstützung zur Eroberung Herats ab. Er erkannte die Gefahr, die Grenze seines Reiches bis zu jenen feindlich gesinnten Stämmen und Secten auszudehnen, und zog es vor, im Bunde mit Herat zu stehen und diesem die selbstständige Vorhut seiner Ostgrenzen gegen die unruhigen Afghanenstämme und die indischen Mächte zu überlassen. Aber Abbas Mirza's Einfluß siegte über den des Vaters; er sandte 1833 seinen ältesten Sohn, Mohammed Mirza (jetzt Mohammed Schah), mit dem Heere zur Eroberung nach Herat. Der Feldzug mißglückte. Er selbst starb während der Belagerung, das Heer mußte retiriren. Mohammed Mirza kehrte

im Juni 1834 zum Hofe seines ebenfalls schon kranken Großvaters nach Teheran zurück, eilte aber, den Sitz seines eignen Gouvernements in Aserbeidschan zu erreichen, wohin ihn die englische Mission mit ihrem ganzen militairischen und politischen Einflusse begleitete. Schon im Herbste darauf starb auch Feth Ali Schah zu Ispahan auf einer Expedition, die er gegen seine rebellischen Söhne und Statthalter in Ispahan und Schiras unternommen hatte, nach 40jähriger Regierung im 80. Mondenjahre seines Alters (am 23. October 1834).

Die große Verwirrung, in welche das Perserreich nach jedem Thronwechsel gestürzt zu werden pflegt, wiederholte sich auch diesmal, und nur dem Einfluß des europäisirten und besser organisirten Gouvernements und Truppencorps von Aserbeidschan, wie vorzüglich der diesmal gemeinsamen treuen Fürsorge der damals freilich zu ihrem eigenen Interesse, wie für Persiens Wohlfahrt vereinigten russischen und vorzüglich britischen Mission, welche letztere sich glücklicherweise in Tabris befand, ist die glückliche Thronbesteigung des rechtmäßigen Thronerben ohne großes Blutvergießen zuzuschreiben. Diesen Einfluß übte diesmal durch europäische Principien das geordnetere Tabris auf das Wohl von Persien aus, als der junge Mohammed Schah noch in Tabris verweilte, bis er mit Beistand britischer Offiziere, die seine Armee commandirten, und mit Vorschüssen britischer Geldsummen zur Löhnung seiner Truppen versehen, seine Gouvernementsstadt verlassen und mit seinen Truppen am 2. Januar 1835 siegreich in der Königsstadt Teheran einziehen konnte, um sich dort krönen zu lassen.

Aus dieser Periode der Entscheidung für die neuesten Zustände Persiens, welche so eng an die Culturzustände von Tabris und Aserbeidschan geknüpft sind, denen wir deshalb bei unserer Darstellung auch eine besondere Aufmerksamkeit glaubten schuldig

zu sein, rühren unsere letzten Berichte von einsichtsvollen und merkwürdigen Augenzeugen her über diese Stadt und ihr zugehöriges Gouvernement, dem schwerlich wieder, wie die letzten Jahrzehnte hindurch, eine so bedeutende Reihe ausgezeichneter europäischer Beobachter und Augenzeugen zu Theil werden wird, die als Staatsmänner, Militairs, Missionaire, oder wissenschaftliche Reisende und Gelehrte der verschiedensten Art uns einen seltenen Reichthum von Berichten aus der ganzen letzteren Periode über diesen Theil des Orients überliefert haben.

Die Reihe dieser merkwürdigen Männer beginnt mit dem mit Recht durch seine Leistungen so berühmten afrikanischen Reisenden Browne, dessen Todesbericht wir hier nur noch die Vermuthung J. B. Frasers, der dessen goldenes Chronometer in den Händen des Schahs von Persien nach dessen Tode gesehen hatte (1821), beifügen, daß die Ermordung durch den Schah selbst wahrscheinlich veranlaßt worden, damals aus Mißtrauen gegen die Briten, ihnen keinen Blick in das gegen ihn aufrührerische Khorasan zu gönnen, weshalb auch zwei andere Europäer, die bis Meschhed vorgedrungen waren, dort ihren Tod gefunden haben sollen, und Fraser bei der Durchführung seiner Khorasanreise aller jener Energie bedurfte, die diesem Reisenden eigenthümlich war. Auf Browne folgte der christliche Missionair Martyns, der in Tabris seinen Sitz aufschlug, dessen ausgezeichneteste Wirksamkeit unter den moslemischen Persern seit seinem nur zu frühzeitigen Tode (14. August 1822) wohl von keinem Nachfolger wieder erreicht ward. Seine wirksame Polemik gegen den religiösen Dünkel und die Freigeisterei der Perser beruhte auf seiner tiefen Einweihung in sein Apostelamt, auf seiner vollendeten Kenntniß der Persersprache, in die er das neue Testament meisterhaft übersetzt hatte, und auf seinem wahrhaft frommen Lebenswandel, so daß die Perser dies selbst allgemein anerkennen mußten, und er bei

ihnen nur unter dem schönen Namen „Merdi Khodai" d. i. „der Mann Gottes" im Andenken geblieben ist. Damals traf ihn die englische Embassade zu Tabris zuerst unter Sir Gore Ouseley 1811 mit dessen Bruder, dem Orientalisten Will. Ouseley, und seinem Gesandtschaftssecretair J. Morier, denen wir so wichtige Bereicherung unserer Kenntniß von Persien verdanken, vor seinem Tode, der ihn später auf einer Reise zum armenischen Patriarchen nach Etschmiazin in Tokat ereilte. Er hinterließ bei seiner Abreise von Tabris seine theologischen mit den Mullahs gehabten Disputationen schriftlich und forderte sie auf, ihn zu widerlegen. Dies geschah nicht, weil sie nicht damit zu Stande kommen konnten. Auch die gelehrtesten Mullahs von Kerbela wußten nichts darauf zu erwiedern, obwohl der Kaimakan oder Premierminister Abbas Mirza's, Mirza Buzurg, damals sich dieser Angelegenheit sehr annahm. Später ist sie über dem politischen Treiben in Vergessenheit gekommen. Damals war es, als Browne, Capitain Monteith von den Madrasingenieurs und Snodgraff von der Bombayarmee ihre astronomischen Ortsbestimmungen und Aufnahmen zu Tabris begannen, denen späterhin unter Mitbeihülfe des indo-britischen Gouvernements die ganze Landesaufnahme gefolgt ist.

Damals commandirte dort Major d'Arcy Todd das Militairdepartement, dem wir Routiers und Messungen über Aserbeidschan verdanken. Die britischen Majore Stone, Christie, Lindsay, G. Willock, der Arzt Campbell, deren einige späterhin als sehr thätige Männer sich hervorthaten, waren dort angestellt, als zu Ouseley's ersten Versuchen zu Friedensunterhandlungen sich auch die russischen Offiziere Papoeuf und der K. Rath v. Freygang, durch seine Briefe über die kaukasischen Landschaften bekannt, für den Generalgouverneur von Georgien als Unterhändler einfanden. Die antiquarische Ausbeute, auf welche damals der Orien-

talist W. Ouseley ausging, war im modernen Tabris, das in dieser Hinsicht freilich nicht mit Balk, Schiras, Susa, Hamadan, oder andern Perserstädten rivalisiren kann, verhältnißmäßig nur gering und bestand nur aus Gold- und Silbermünzen mit arsacidischen und griechischen Legenden und einigen geschnittenen Steinen, deren Ergebniß auf Platte LIX. seines Reisewerks mitgetheilt ist. Als späterhin Ker Porter wiederholt auf dem Hin- und Rückwege seiner großen persischen Reise eine längere Zeit (im Sommer 1819 4 Monate) in Tabris verweilte, war dort ein bedeutender Zusammenfluß zur europäischen Umgestaltung zusammenwirkender Kräfte vereinigt, welche bei der Liebenswürdigkeit seines graziösen Gastfreundes, des Kronprinzen, ihm wohl zu sanguinische Hoffnungen eines glänzenderen Erfolges persischer Fortschritte einflößten. Englands Politik, verschieden von dem französischen Interesse, das früher festen Fuß in Persien gesucht hatte, um eine Militairstraße durch dieses Land nach Indien zu gewinnen, lag es vor allem daran, Persien in statu quo zu erhalten, durch seinen Einfluß zu dominiren und zu stärken, um durch dessen Vorhut eine undurchdringliche Barriere für seine Besitzungen in Indien sich zu erhalten. Deshalb förderte England damals nicht nur jene Organisirung der Infanterie und Artillerie des Heeres, sondern leistete auch große Subsidien, schickte mit General J. Malcolms, im Verlauf von 15 Jahren dreimal wiederholten, politischen Missionen jene zahlreiche Schaar britischer Offiziere aus Indien nach allen Richtungen durch ganz Persien zur Recognoscirung des Landes, deren Resultate wir in den classischen historischen Werken des Generals und in dem geographischen Memoire seines politischen Assistenten über Persien niedergelegt finden, mit welchem die wissenschaftlichere Kenntniß von Persien erst ihren Anfang nahm. Viele Offiziere und Volontairs der indo-britischen Armee wurden zur persischen Armee

geschickt, dort in dem Exercitium und in der Taktik zu instruiren, und viele Hunderte von Handwerkern und Künstlern aller Art dahin befördert, um auf europäische Weise alle zu der Ausrüstung eines Kriegsheeres, der Artillerie und Festungen gehörige Arbeiten zu leiten.

Der Vereinigungspunkt dieser Thätigkeit war und blieb Tabris, zumal da der bejahrte Feth Ali Schah in der letzten Reihe seiner Regierungsjahre das Departement der auswärtigen Angelegenheiten seines Reiches ganz in die Hände seines Thronerben in Tabris hatte übergehen lassen. Die Aufgabe war für die schon geschwächten Schultern nicht gering, die Arbeit groß, der Erfolg verhältnißmäßig gut, die tapfersten persischen Truppencorps, ohne alle Disciplin mit größter persönlicher Bravour wie wilde Thiere kämpfend, mußten früherhin doch nur zu oft dem geringern Feinde den Rücken kehren. Das Feudalwesen der unabhängigen Tribus, ihr Nomadenleben und die Willkür ihrer Heimkehr aus dem Kriegsfelde, ihre nur scheinbare Organisirung nach Stämmen, von einheimischen Häuptlingen geleitet, die eigentlich nur den Umständen folgten, der Mangel gleichartiger Bewaffnung, regelmäßiger Verproviantirung und der bei der neuen Organisation nothwendige weit größere Aufwand der Finanzmittel, alles dies legte nebst den früher genannten fortwährend die größten Schwierigkeiten der Ausführung entgegen, die immer nur theilweis auf gewisse Truppencorps beschränkt bleiben konnte.

Bei einer Population von etwa 12 Millionen Seelen und bei viertehalb Millionen Tomans d. i. gegen 2 Millionen Pfd. Sterl. Einkünften schätzte man die größte Zahl der waffenfähigen Mannschaft auf 250,000 Mann, vorzüglich Reitervolk, nach Tribus in Districten vertheilt, die unter einheimischen Chefs, jedoch niemals in Einklang, wirksam werden konnte.

Davon machten, außer etwa 2000 Cavalleristen von Söhnen der Großen im unmittelbaren Dienste des Schah und 10,000 Mann Reiterei, nur noch die 12,000 Mann Fußvolk die Djan Baze aus, ein im fortwährenden Solde stehendes Heer, die seit Schah Abbas' Zeiten (schon damals durch die Europäer, die Schirleys, eingerichtet, denen aber die Eifersucht der einheimischen Großen im Wege stand) gleich den türkischen Janitscharen Sultan Selims meist im Dienst bei Hofe standen, auch uniformirt waren und im Kriege wie im Frieden gegen die rebellischen Tribus und Horden gute Dienste thaten.

Statt dieser unsichern Macht war nun schon (1819) der Anfang zu einer zuverlässigern Stütze des Thrones der Kadjaren gebildet. Unter Colon. d'Arcy von der königlichen Artillerie und Major Lindsay vom Madras-Etablissement waren 6 Truppencorps Infanterie regulirt, jedes mit 6 Kanonen und Haubitzen; die Formirungen der Cavalleriecorps unter dem Colon. Drouville und unter Lieutenant Willock als Lanciers kamen, aus Nationalvorurtheil, sich selbst schon für vollendetere Cavalleristen haltend, weniger zur Reife. Auf diese Weise waren 11 bis 12,000 Mann, ein nicht zu verachtender Kern einer für den Orient nicht unbedeutenden Macht disciplinirter Truppen, schon damals gebildet, die, bis zu 50,000 herangewachsen, Persien zu größter Selbstständigkeit verholfen haben würden. Aber schon fingen die Kräfte zu erlahmen an, und aus unbekannten Gründen traten nach und nach alle britische Offiziere von diesen Truppen ab, bei deren Infanterie nur der einzige britische Commandeur Capitain Hart zurückblieb.

Derselbe Capitain Hart, der Reisegefährte Major Keppels und Lambs, die 1824 Tabris besuchten, war damals Commandeur der Leibgarde des Kronprinzen, Dr. Mc. Neill und nachher Dr. Cormick waren dessen Leibärzte. Der Major Bacon, Capi-

tain Rich. Wilbraham, Verfasser der Reisen in Transkaukasien, waren dort gegenwärtig; ebenfalls der russische Chargé d'Affaires Colonel Mazerowitch, so daß zu einem Gastmahle bei diesem die seltsamste Völkerkarte, wie dies nur in Tabris möglich war, von christlichen Gästen vieler Nationen und Diener von allen Religionsbekenntnissen beisammen sich befanden; einige 20 Personen: Franzosen, Spanier, Italiener, Deutsche, Holländer, Russen, Griechen, Briten, Slavonier, Armenier, Georgier, Araber, Perser; und von Dienern: Russen, Perser, Indier, Türken, Kalmüken, Tartaren. Später, 1829, machte der deutsche Reisende Prof. Schulz dort während acht Monaten seine orientalischen, der deutsche Missionair Hörnle 1831 seine kurdischen Studien und Forschungen; seit 1830 begründeten hier die Nordamerikaner Eli Smith und Dwight ihre evangelische Mission für die Nestorianer, die erst später unter Mr. Perkins und Dr. Grant nach Urmia übergesiedelt wurde (1832).

Zu jener Zeit brachte der um Persien hochverdiente Colonel J. Macdonald Kinneir, seit 1826 politischer Resident am Hofe des Schah, welcher den Frieden 1826 zwischen Persien und Rußland vermittelte, die letzten Jahre seines Lebens hier zu (er starb 1831); ihm und seinen Geschäftsführern folgten die Gebrüder Willock, früher Commandeurs der persischen Truppen, Sir H. Willock, welchem letztern, dem Residenten zu Tabris, wir die Rettung des Schulzischen Nachlasses verdanken.

In diese Zeit der letzten, schon geschwächten Lebensperiode Abbas Mirza's fällt E. Smiths sehr unbefangenes Urtheil über die Stellung dieses Prinzen und die Zustände von Tabris. Abbas Mirza zog auch ihn durch seine glänzenden Eigenschaften an; aber übertrieben war sein Ruhm und die Hoffnung, die man auf ihn als auf einen Reformator in Persien gesetzt hatte.

Er war noch immer Patron der Europäer und ihrer Neuerungen Stütze; er übte Toleranz gegen alle Religionen: aber sein ausschweifender Lebenswandel, wie bei allen persischen Großen, hatte ihn sehr heruntergebracht und seinen Charakter vielfach befleckt; er war Trinker, Geizhals, Doppelzüngler geworden, riß voll Habsucht Alles an sich und herrschte ganz nach Willkür, wie seine Vorgänger. Das Eigenthum der Fremden respectirte er jedoch mehr als sie; die Kurdenräuberei hatte er unterdrückt; aber die Justiz war verkäuflich, die Gouverneur- und Beamtenstellen wurden den Meistbietenden überlassen, von der Leitung seines unumschränkten Kaimakan (Groß-Vezirs) war der gute wie der böse Gang der Dinge abhängig.

Tabris war zur blühendsten Stadt im persischen Reiche geworden, nicht durch die Anstrengungen des Gouverneurs, sondern durch den während gesicherter politischer Zustände belebteren Handel und Verkehr. Die Industrie war nur wenig gehoben; Weberstühle in den meisten der Familien der Stadtbewohner sorgten für das nächste Bedürfniß der Bekleidung des gemeinen Mannes; die wenigen Seidenweber, welche das Product von Mazenderan verarbeiteten, lieferten nichts von Bedeutung; die Kramläden der Stadt nur die gemeinste Waare. Alles andere, wofür vielseitiges Bedürfniß und luxuriöseres Leben erweckt war, mußte durch Importen herbeigeschafft werden. Die Magazine der Karawansereis zu Tabris füllten sich mit den Industriewaaren und den Luxusartikeln des reichen Indiens und Europa's; der Transito von Konstantinopel über den Pontus und aus Rußland über den Kaspischen See durch Aserbeidschan war ungemein gestiegen. Jährlich schätzte man den Werth des Durchgangs russischer Waaren von Astrakhan auf diesem Wege durch Tabris allein auf 600,000 Toman (300,000 Pf. Sterl., oder 1,800,000 Dollar). Die Gewebe von Kasch-

mir wurden von den indischen Kaufleuten selbst bis hieher gebracht und für den Bazar von Konstantinopel gegen Manufacturwaaren aus Europa umgesetzt. Vom britischen Indien wurden die Waaren über Abuschir, eben so wie die arabischen auf diesem Wege oder über Bagdad eingeführt. Der ganze Handel war bis dahin noch in den Händen der Einheimischen geblieben, welche sich dadurch ungemein bereicherten. Noch hatte sich kein englisches, kein europäisches Handelshaus in Tabris etablirt; der vielen glänzenden Embassaden der Briten ungeachtet hatte England noch keinen Handelstractat mit Persien zu Stande gebracht. In Trapezunt war der nächste englische Consul mit der Freiheit, durch seine Agenten Geschäfte mit Tabris zu machen; Erzerum wurde zur Commandite, um auf kürzerem Wege und wohlfeiler die englischen Waaren zu erhalten als zuvor ausschließlich über Abuschir, wo der Landestransport durch 1200 englische Miles für die Ladung 10 bis 14 Tomans Kosten verursachte, während derselbe über Trapezunt nur halb so weit und um die Hälfte wohlfeiler ist. Dieses Fortschrittes ungeachtet, dessen Gewinn größtentheils den Eingebornen als activen Handelsleuten zu Theil ward, lockte die Unsicherheit des politischen Zustandes von Persien noch keinen Großhandel von Europa dahin, zumal bei der noch vorherrschenden Gewöhnung der persischen Einkäufer, dem Markte von Stambul am Bosporus vor allen anderen den Vorzug einzuräumen.

Mit diesen Angaben stimmen auch die des jüngsten, trefflichen, in Persien ganz einheimisch gewordenen Beobachters J. B. Fraser, überein, der unmittelbar vor und nach dem jüngsten Regierungswechsel, welcher den gegenwärtigen Zustand der Dinge in diesem Reiche herbeigeführt hat, in Tabris war. Er erholte sich hier (1843) zunächst von seinen Abenteuern in Ghi-

lan, Mazenderan und den Talisch-Alpen, als Abbas Mirza gestorben, dessen ältester Prinz und nächster Thronerbe, Mohammed Mirza, im Sommer aus Khorasan zurückgekehrt, seinen Gouvernementssitz an der russischen und türkischen Grenze zu Tabris einnahm, während sein Großvater, der greise Feth Ali Schah, schon seinem Ende nahe war.

Zwar hatte früher Ker Porter unter den großen Veränderungen, die im Oriente vorgingen, auch die veränderte Prinzenerziehung gegen die frühere Zeit mitaufgezählt, wo sie nur im Harem eingeschlossen blieben, bis ihre Zucht einem Mullah übergeben ward, eine Erziehungsweise, aus der freilich nicht viel Gutes hervorgehen konnte. Abbas Mirza hatte besser für den Unterricht seiner Nachkommenschaft gesorgt, sie im Lesen, Schreiben, in der Astronomie, Mathematik, Poesie u. s. w. belehren lassen und mit allem bekannt zu machen geboten, was innerhalb und außerhalb des Palastes vorgehe; aber doch scheint darum das Rechte auch nicht getroffen worden und keine Verbesserung derselben erzielt worden zu sein.

Der junge, erst 28 Jahr alte Prinz Mohammed, von sehr corpulenter Gestalt, entwickelte in dieser allerdings kritischen Lage doch sehr wenig Energie des Charakters, keine Vorsorge für die Zukunft und ließ gedankenlos sein Schicksal ganz in den ungeschickten Händen seines Kaimakan und der politisch klügern, für sein Wohl besser besorgten Fremdlinge, weil dies auch zugleich das ihrige war.

Die Truppen von Tabris standen bei seiner Rückkehr im Felde gegen die türkische Grenze, von britischen Offizieren geführt, um Verhandlungen einzuleiten und Tractate zu schließen mit den kurdischen Wandertribus, welche auf jener Grenze hin und her ziehen und bei jedem Regierungswechsel von größter Bedeutung werden können. Die Provinz war während seines Vaters

Abwesenheit ausgesogen durch seine Brüder und die Beamten, denen derselbe das Gouvernement überlassen hatte. Der Hof war selbst in Khorasan arm geworden; in Aserbeidschan waren die Cassen leer, die beiden Brüder (Jehangir und Khosrow Mirza) mußten nun zur Strafe ihrer schlechten Verwaltung in das Gefängniß nach Ardebil abgeführt werden. Die Macht im Lande war und blieb concentrirt in der Person des Kaimakan oder Premierministers Mirza Abul Cassim, eines Mannes von ausgezeichneten Eigenschaften, welcher als der genaueste Kenner des Landes, der berechnendste Finanzier, aber dabei als der schlaueste politische Intriguant, als ein wortbrüchiger Betrüger und Heuchler, der alles versprach und nichts hielt, ein Schlemmer, voll Anmaßung, Grobheit und Habsucht, dessen unumschränkter Einfluß selbst dem Prinzen unerträglich ward, geschildert wird und der bald nach der Thronbesteigung Mohammeds in einem Anfalle des Zorns nach des Schahs Befehle erdrosselt ward. Damals war dennoch nach Frasers wiederholter Versicherung Tabris der blühendste Ort im Reiche (1834), weil er unabhängig von dem Gouvernement, durch den unternehmenden, sehr thätigen Kaufmannsstand zum Hauptemporium für Ost- und Südpersien sich erhoben hatte, und das Entrepot geworden war auf den hier sich durchkreuzenden, stark besuchten Karawanenstraßen, nordwärts durch Kaukasien und Tiflis zum russischen, wie westwärts durch Asia Minor nach Konstantinopel zum türkischen Reiche und zum neu belebten Verkehr des Mittelmeeres mit den Europäern. Aus Indien, der Tartarei und Bucharei führte die Heratroute ihre Waaren herbei. Von Tiflis und Rescht kamen alle russischen Producte für den Consumo der südlichen und westlichen persischen Provinzen, so wie die geringe Zahl russischer Fabrikate, die durch den hemmenden Zolltarif der Capitale Transkaukasiens, Tiflis, zu exportiren gestattet

waren. Ueber Erzerum kam dagegen die ganze Fluth der Waaren von Stambul, wie der englischen Fabrikate über Trapezunt, oder auf dem anatolischen Landwege über Tokat hierher. Den Gesammtumsatz des europäischen Handels, den russischen mit eingeschlossen, schätzt Fraser auf eine Million Pfund Sterling an Werth und eben so reich den des heimischen Binnenverkehrs, eine Geldsumme, welche für ein so geldarmes und entvölkertes Land wie Persien als sehr bedeutend erscheint und den sichtbar sich hebenden Wohlstand der Bewohner von Tabris in neuerer Zeit, aller orientalischen politischen Wechsel ungeachtet, hinreichend erklärt. Aus dieser Stadt kann man sich auf die eine Weise durch die kurze Strecke von 80 Stunden Wegs nach Tiflis, wo ganz europäisches Leben vorherrschend geworden ist, auf das schnellste aus dem Orient in den Occident zurückbegeben, oder auch in der andern Richtung, die nicht viel entfernter ist, über Erzerum nach Trapezunt übersiedeln, von wo in wenigen Stunden die europäische Welt am Bosporus erreicht wird. Diese eigenthümliche Stellung zu Europa theilt keine der andern persischen Capitalen; es wird dieser daher fortan in dem nun immer wachsenden Verkehr mit dem Occident wohl eine immer höhere Bedeutung in Beziehung auf die Civilisation des Perserreiches zu Theil werden."

So weit folgten wir der vortrefflichen Darstellung Ritters von jener merkwürdigen Episode der persischen Geschichte unter Feth-Ali-Schah, wo dessen hoffnungsvoller Sohn Abbas-Mirza, der seinen alten Vater an Talent, Einsicht und Thätigkeit so weit überragte, mehr als dieser selbst die Zügel der Regierung leitete, den europäischen Rathgebern sein Ohr öffnete und den Reformideen Europa's (zunächst freilich nur in militairischen Dingen) in das Herz von Asien Bahn brach. Selbst die Herrscher in Afghanistan und Bochara konnten sich nicht ganz außer-

halb der Bewegung halten, mußten militairische Neuerungen einführen und Exercirmeister kommen lassen, welche einige Kenntniß von den militairischen Einrichtungen Europa's hatten und ihren ungeregelten Truppenhaufen etwas von jener Ordnung und Disciplin beizubringen wußten, in welcher die eigentliche Geheimlehre des europäischen Uebergewichts über die asiatische Barbarei besteht und die für jene Herrscher wenigstens ein sicheres Mittel war, der Anarchie im Innern Meister zu werden und ihren schwankenden Thronen eine feste Stütze zu geben.

Die Hoffnungen sanguinischer Politiker, welche von diesen nothwendigen Neuerungen eine Wiedergeburt oder Verjüngung asiatischer Völker erwarteten, die nach Anderer Ansicht ihre große historische Rolle für immer ausgespielt haben und nie wieder aus ihrer Versunkenheit sich erheben werden, sind freilich unbefriedigt geblieben. Der Fortschritt der Völker ist überhaupt stets und überall nur ein Werk der Zeit gewesen und wo man durch Sprünge oder Revolutionen den Fortschritt unnatürlich vorwärts trieb, hat sich das immer nach wenigen fieberhaften Jahren durch Reaction und Abspannung gerächt. Das organische Wachsthum, der wirklich wohlthätige und sichere Fortschritt eines Volkes bedarf der Jahrhunderte. So wird auch Asien sich nicht so schnell aus dem langsamen Siechthum erholen, in welches es politische Katastrophen, verheerende Kriege, Anarchie und lähmender Despotismus während der letzten Jahrhunderte gebracht. Persien ist überdieß durch weite Länderstrecken von Europa und dem anziehenden Einfluß seiner Cultur getrennt. Das türkische Asien ist fast auf derselben Stufe des Zerfalls und der Zerrüttung und die Reformbestrebungen der Pforte in den letzten Jahrzehnten haben dort noch weit weniger Wurzel gefaßt und Segen gebracht, als in der europäischen Türkei. Wäre der bewegliche, fleißige und industriöse Perserstamm mit seinen vortrefflichen

Geistesanlagen und höchst geschmeidigem Charakter an der Stelle der arbeitscheuen und culturunfähigen Türken, welche nur im Kriegshandwerk Großes geleistet, Bewohner der Länder am schwarzen Meer und Beherrscher des Bosporus und der Dardanellen, so würde auch die europäische Bildung im Orient einen ungleich empfänglicheren Boden gefunden und ganz andere Resultate hervorgebracht haben. Der lernbegierige, eifrige und gewinnsüchtige Perser würde sich schnell die Mittel und Vortheile der europäischen Technik angeeignet und der Culturpropaganda nach Asien eine breite und starke Brücke geschlagen haben. Der Türke wird trotz seiner mannigfachen ehrenwerthen Eigenschaften selbst im europäischen Reformrock ein Barbar bleiben, wird sich weder den Fleiß, noch das schaffende Genie der abendländischen Völker aneignen, wird schneller von den Lastern als von den Tugenden Europa's angesteckt sein und im Contact mit unserer Cultur jene ehrenwerthen alttürkischen Charakterzüge: die Worttreue, die Redlichkeit, den ehrlichen Sinn einbüßen. Für Persien war das wesentlichste Hinderniß des Fortschritts seine übergroße Entfernung von Europa. Als europäisches Nachbarreich hätten selbst seine schlechten Herrscher sich der Reform nicht entziehen können und der Contact mit Europa hätte bei diesem Volk einen schaffenden Geist geweckt auch ohne Impuls von oben, den bei den Türken Mahmud II. gab ohne damit Großes zu erreichen. Unter den weit bildungsfähigeren, lebenskräftigeren und rührigeren Persern könnte noch heute ein Regenerator, welcher mit dem feurigen Willen und der Thatkraft die Einsicht und Beharrlichkeit des großen Peter verbände, Ungeheures wirken und im Herzen Asiens zwischen Rußland und Britisch-Indien ein starkes und mächtiges Culturreich gründen. In der Türkei wäre dies bei der Degeneration der Race, bei der Fäulniß der Charaktere unter den höhern Ständen, bei dem

numerischen Mißverhältniß der türkischen Bevölkerung gegen die Raja nicht mehr möglich.

Abbas-Mirza, welcher in den ersten Jahren seines Auftretens die Freunde des Orients und der Reform zu so überschwenglichen Hoffnungen berechtigte, war, wie der Leser aus obiger Zustammenstellung der Berichte und Mittheilungen bewährter Augenzeugen der persischen Verhältnisse jener Periode ersehen, keineswegs der Mann, dessen ein so tief gesunkenes Reich zu seiner Wiederauferstehung bedurfte. Er wurde das frühe Opfer sinnlicher Leidenschaft und auf seinen krankhaften Sohn Mohamed-Mirza, welcher nach dem Willen seines alten Großvaters Feth-Ali-Schah zum persischen Thronerben ausersehen war, hatten sich nur die sinnliche Genußsucht und frühe Hinfälligkeit des Vaters, nicht sein leichter Anflug von Genie, nicht seine ritterlichen Eigenschaften, nicht sein jugendlicher Enthusiasmus für Neuerungen und Verbesserungen und für die Einrichtungen Europa's vererbt. Seine Thronbesteigung stieß gegen die allgemeine Erwartung auf geringeren Widerstand als zu erwarten war. In diesen ruinirten, verwahrlosten Provinzen, in diesen verfallnen und verkommenen Städten konnten nicht einmal die Elemente eines kräftigen und hartnäckigen Bürgerkrieges geweckt werden, obwohl die Lust dazu den zahlreichen Thronprätendenten nicht fehlte. Feth-Ali-Schah hatte in den letzten Jahren seiner Herrschaft, wo sein alternder Geist immer schwächer und seine Laster von Geiz, Habsucht und Ueppigkeit immer stärker wurden, die Verwaltung und Einkünfte der Provinzen des Reichs ganz seinen vielen Söhnen überlasser. Er pflegte damit die vielköpfige Hydra der Prätendenten und Parteiungen. Als ihn endlich in Ispahan im Jahr 1843 der Tod erreichte, suchte jeder seiner Söhne seinen Anhang zu vermehren, um des verwaisten Thrones sich zu bemeistern. Aber

die materiellen Mittel reichten nicht aus zur Befriedigung ihrer Herrschergelüste. Diese Mittel waren eben so armselig und bettelhaft, als ihr Charakter schwach, als ihr Geist impotent war. So reichte die geringe Macht von Abbas-Mirza's jungem Sohne und die Unterstützung, welche ihm britisches Gold und die Organisirung eines kleinen disciplinirten Truppencorps unter dem Commando der englischen Offiziere Nisbitt und Sir Henry Bethune Lindsay zuführte, vollkommen hin, den Erfolg des Thronerben zu sichern, den Zile Sultan, welcher sich zu Teheran in aller Eile zum Schah von Persien hatte ausrufen lassen, wieder zu stürzen, die rebellischen Oheime in Fars zu Paaren zu treiben und siegreich den Einzug in der neuen persischen Capitale zu halten. Die Kadscharen Dynastie erhielt sich gegen alle Erwartung trotz der physischen und moralischen Erbärmlichkeit ihrer Mitglieder. Das persische Reich war zu tief zerrüttet und geschwächt und die Nachbarreiche ihrer Seits zu ohnmächtig, um Mohamed-Mirza und seinen europäischen Protectoren einen ebenbürtigen Rivalen entgegenstellen zu können. Auch das Affscharen-Geschlecht war zu versunken und zu verkommen, um aus seiner Mitte gegen die herrschende Kadscharenfamilie einen Mann vom Schlage Nadir-Schahs barbarischen Angedenkens aber ächt morgenländischen Heldengepräges als Führer einer Parteibewegung zu stellen. Selbst in den fernsten Provinzen siegte überall die von britischen Commandanten streng aufrecht erhaltene europäische Disciplin der neuformirten Truppen über die asiatische Unordnung, Impotenz und Barbarei. Die rebellischen Oheime vermochten diesen kleinen Corps nur ohnmächtigen Widerstand entgegen zu stellen und wurden großentheils als Gefangene nach Teheran geschickt, wo die einen, wie man sagt, der Cholera oder der Kerkerluft erlagen, die anderen

aber später Gnade fanden, und theilweise wieder als Statthalter angestellt wurden.

In den ersten Jahren der Herrschaft Mohamed-Schahs, als sein Körperumfang und seine Freßbegierde noch geringer waren und von der bösen Gicht, welche ihm später den Thron zum leidenvollen Marterstuhle machte, noch kaum die ersten Vorboten sich eingestellt hatten, spukte in dem jungen Fürsten etwas von den ehrgeizigen Gelüsten seines Vaters. Er beschloß, sich das abtrünnige Khorasan wieder zu unterwerfen und die Eroberung Herats zu vollenden, welche ihm und seinem Vater Abbas-Mirza früher nicht geglückt war. Die britische Mission, welche die Erhaltung unabhängiger Herrscher auf den verschiedenen Thronen von Afghanistan als dem Interesse Englands und seiner Herrschaft in Indien am besten entsprechend erachtete und jede Schwächung der mohamedanischen Mittelstaaten zwischen den Grenzen Englands und Rußlands durch gegenseitige Kriege als eine Calamität, als eine Gefahr für die Zukunft des indischen Reiches betrachtete, suchte vergeblich den jungen Herrscher von diesem Plan abzubringen, welchen die russische Mission insgeheim zu unterstützen schien. Ob die Vergrößerung Persiens durch Herats Eroberung, ob die Erstarkung seiner neugebildeten militairischen Macht durch solche kleine Uebungsfeldzüge gegen die minder starken moslemischen Nachbarfürsten gerade in Rußlands Interesse lag oder ein Nachtheil für England war, haben gründliche Kenner der dortigen Verhältnisse mit Recht bezweifelt. Ich habe in Erzerum und Tabris mit Engländern verkehrt, welche die orientalischen und namentlich persischen Zustände aus jahrelanger eigener Anschauung und gründlicher Erfahrung kannten und die gleichwohl die Meinung Moriers theilten, daß die englische Regierung der politischen Wichtigkeit Persiens viel zu großen Werth beilege und seiner freundschaftlichen Verbindung mit

diesem Lande und seinem Einflusse am Hofe von Teheran weit größere Opfer bringe, als dieser geschwächte, zerrüttete und verarmte Staat zumal bei seiner großen Entfernung von den Grenzen Indiens verdiene. Rußland aber hat als nächster Nachbar allerdings ein näheres Interesse und wenn der damalige russische Gesandte Graf Simonitsch insgeheim die Eroberungsentwürfe des jungen Schah begünstigte, so geschah es wohl eigentlich nur, um den britischen Einfluß zu verdrängen und Englands politischen und militairischen Agenten in Persien entgegenzuwirken. Hätte damals der englische Gesandte Sir Henry Ellis dem Feldzuge gegen Herat das Wort geredet, so würde Graf Simonitsch wahrscheinlich für den Frieden intriguirt haben. Russischer und englischer Einfluß führen sich am Hofe von Teheran beständig Krieg und oft geht der persönliche Eifer und die persönliche Eifersucht der Diplomaten beider Großmächte und ihres untergeordneten Personals, welches in der Thätigkeit und in den Ränken der Diplomatie ein specifisches Mittel gegen die tödliche Langweile ihres freudlosen Aufenthaltes in der persischen Capitale sucht, viel weiter, als der Wunsch und Wille ihrer Regierungen. Trotz der Erklärung von Sir Henry Ellis, daß England sich durch die Eroberung irgend eines Territoriums von Afghanistan verletzt sehen würde, wurden die Vorbereitungen zur Expedition unausgesetzt betrieben.

Aus diesem Grunde verließen im Juni 1837 alle britischen Offiziere die persische Armee. Die russische Mission aber unterstützte die Unternehmung mit ihrem Rathe und begleitete den Schah auf diesem Feldzuge bis unter die Mauern von Herat, wo der blöde Kamram-Schah und sein kluger Vezir Yar Mohamed, der gleichfalls den europäischen Neuerungen im Militairwesen hold war, sich zum hartnäckigen Widerstand rüsteten. Anderseits hatten sich Dost Mohamed von Kabul und Kohundil

Khan von Kandahak Persien genähert und um die Freundschaft des jungen Schahs so wie seines mächtigen russischen Protectors nachgesucht. Bedroht von den Waffen Runschid Singhs und der Engländer glaubten diese afghanischen Fürsten an Persien und Rußland eine Stütze suchen zu müssen, obwohl das letztere zu entfernt und das erstere zu schwach und zu zerrüttet war, um ihnen irgend wirksamen Beistand gewähren zu können. Bekanntlich war der persische Kriegszug gegen Herat und die Belagerung dieser Stadt im Jahr 1838 erfolglos. Ermüdet und durch Entbehrungen und Krankheiten geschwächt kehrte das schlecht geführte persische Expeditionscorps zurück und von dieser Zeit an war der gichtbrüchige Schah von allen Eroberungsgelüsten radical geheilt, während sein physisches Leiden und die Schwäche seines Geistes und Charakters von Jahr zu Jahr zunahmen.

In dieser Zeit geschah es, daß auch einmal der französische Einfluß am persischen Hofe sich wieder geltend zu machen suchte. Seit der Bonapartistischen Mission, deren Schicksal Jaubert beschrieben, zu Anfang dieses Jahrhunderts, hatte Frankreich keinen ernstlichen Versuch mehr gemacht, in die politischen Verhältnisse Innerasiens sich zu mischen. Frankreich steht mit Persien in fast keinerlei mercantilischem Verkehr. Sein Interesse an der Erhaltung des persischen Staats, an seiner Erstarkung oder seinem Verfall ist noch weit geringer als das Interesse Oesterreichs, welches dem Orient doch viel näher liegt, auch mehr Fabrikate nach Persien absetzt und schon durch sein geographisches wie politisches Verhältniß Rußland gegenüber angewiesen ist, dessen östliche Politik zu überwachen. Das französische Cabinet aber hat von seinen Pflichten, die Würde Frankreichs als Großmacht nach allen Seiten hin zu behaupten und seinen politischen Einfluß auszudehnen, in der Regel eine andere Ansicht gehabt, als

das Wiener Cabinet, das sich nicht einmal in die Händel mischen wollte, die vor seinen eigenen Thoren statt hatten.

Mohamed-Schah hatte bei all' seiner geistigen Beschränktheit, seiner Sorglosigkeit und Apathie doch Einsicht genug, um zu erkennen, daß er die Besteigung und Behauptung seines Thrones lediglich den militairischen Verbesserungen verdanke, welche britische Offiziere in das zerrüttete persische Heerwesen gebracht hatten. Er begriff auch, daß die ungeschmälerte Erhaltung des Reiches gegen die Ambition seiner Oheime und Nachbarfürsten lediglich von der Erhaltung der militairischen Einrichtungen auf europäischem Fuße und besonders von der strengen Disciplin abhänge. Da England schmollte und Rußland ein zu gefährlicher Nachbar und Rival war, um Offizieren seiner Wahl die Dressur und das Commando persischer Truppen anzuvertrauen, so erinnerten sich die Weisen am Hofe von Teheran, daß es außer diesen beiden Feringhimächten, den einzigen, die der gemeine Perser kennt, noch andere in Europa gäbe. Die politische Wissenschaft und Staatenkenntniß ist in Teheran noch heute nicht viel erleuchteter, als zur Zeit, wo sie der geistreiche Morier studirte und persifflirte. Sein unübertroffener Roman Hadschi-Baba zeichnet die Zustände, den Geist und die Sitten der Perser in schärferen Umrissen als alle Reisebeschreibungen. Das Schema der europäischen Staatenkunde, welches der persische Exbarbier und neugebackene Diplomat als Product türkischer Conversation entworfen und seinem Minister der auswärtigen Angelegenheiten eingereicht hatte, bildet ungefähr noch heute die Grundlage der Kenntniß persischer Diplomaten in ihrem Verkehr mit Europa. Vermehrt ward dieses Wissen nur durch die ferne Kunde der französischen Glanzzeit und der Thaten Napoleons, dessen Gesandtschaft in Persien nicht unwillkommen war, denn sie brachte Geschenke. Der persische Hof erinnerte sich in seiner Verlegen-

heit der alten Dienstanerbietungen Frankreichs und stellte an diese Großmacht, der man mehr Vertrauen schenken durfte, da sie in Asien keine Besitzungen hatte, das Gesuch um Exercirmeister.

Hussein-Khan, ein schöner Mann und gewandter Intriguant, sonst aber nicht von bestem aristokratischem Vollblut oder von besonderm Ansehn, wurde mit dieser Mission betraut. In Paris machte man von der Ankunft dieser persischen Gesandtschaft mehr Aufhebens als sie verdiente. Die Franzosen, welche weder gerne reisen noch fremde Länderkunde studiren, stellen sich Persien anders vor als es ist und denken, wenn sie vom Orient hören, an die arabischen Mährchen, an Harun al Raschid und die Wunder von Bagdad. Die französischen Reisebeschreibungen aus dem vorigen Jahrhundert gehören zu den schlechtesten und unzuverlässigsten, die wir besitzen, und tragen mehr dazu bei, die Begriffe zu verwirren als aufzuklären. Tavernier, Chardin und andere der frühern Berichterstatter über Persien waren Juweliere, Kaufleute oder wie Clavijo, Olearius Gesandte, die, wie Ritter ganz richtig bemerkt, auf die Höfe und Audienzen, auf die Etiquette, auf Prunk und Geschmeide übertriebenen Werth legten und von dem Lande nur die Capitalen und Emporien an den großen Lagerstraßen sahen, von dem Binnenlande und dem Volke nur wenig. Erst die neuern Reisenden, besonders die Engländer haben uns über Persien, über den Verfall dieses Reiches und über den elenden verkommenen Zustand seiner Bevölkerung treuen Bericht gegeben und die nackte, dürre Wahrheit gesagt Das unwissende französische Publicum hat ihre Bücher freilich nicht gelesen und mochte wohl auch um so lieber an seinem alten Irrthum festhalten als die französische Nationaleitelkeit bei dem glänzenden Empfang dieser persischen Gesandtschaft im Thronsale der Tuilerien mehr Befriedigung fand, wenn sie

wähnte dieselbe komme vom mächtigen Herrscher eines blühenden Reiches, um Frankreich und dem Staatsoberhaupt zu huldigen.

Hussein-Khan, welchen der Zufall oder eine Anwandlung von gnädiger Laune des Schah zu dieser Mission berufen, spielte seine Rolle in Paris vortrefflich und durchschaute schnell genug die Natur der Franzosen, bei welchen der größte Charlatan in der Regel die besten Geschäfte macht. Daß von seinem armen und geizigen Hofe die gesandtschaftliche Reisecasse überaus kärglich versehen worden, setzte ihn nicht in Verlegenheit. Sein Kalpak, sein seidener Kaftan und sein persischer Gesandtschaftstitel verschafften ihm bei den Pariser Gastwirthen wie bei den Boutiquiers im Palais royal hinreichenden Credit. Er machte Einkäufe, angeblich im Auftrag seines Hofes, um den persischen Großen einen Begriff von den Wundererzeugnissen der französischen Industrie beizubringen. Den eigentlichen Zweck seiner Mission betrieb er als Nebensache und fiel bei Anwerbung französischer Heeresinstructoren seiner Seits dem französischen Charlatanismus in die Hände. Als Ludwig Philipp für den persischen Gesandten die Schulden zahlen sollte, welche derselbe in seinem Hotel gemacht, sank dessen Ansehen in den Tuilerien und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Hussein-Khan besuchte auch England, wo man aber den Charakter dieser persischen Mission und Missionaire kühler prüfte und richtiger durchschaute. Auch haben ihnen dort die Budenmänner der City schwerlich unbeschränkten Credit bewilligt.

Ob der Schah später die Ehrenschulden seiner Gesandtschaft hat bezahlen lassen, ist uns nicht bekannt. Nur das haben wir mit Sicherheit erfahren, daß im Augenblick, wo Hussein-Khan mit seinem Gefolge in Teheran wieder einzog, auch alle Maulthiere und Pferde mit Kisten und Kästchen der Gesandtschaft von den Hofgendarmen allsogleich in Empfang genommen wurden, ohne

daß man dem Exgesandten gönnte, mit den Pariser Luxusartikeln sein Haus zu schmücken Als er sich zur Audienz bei seinem erhabenen Gebieter einfand, dankte ihm dieser lächelnd für die schönen Sachen, die er ihm aus den Feringhiländern mitgebracht habe.

Mit den Modeartikeln der Pariser Boulevards und des Palais royal war auch ein Dutzend französischer Militairs gekommen, meist entlassene Unteroffiziere, die sich den Titel Colonels gaben und mit buntschäckigen Phantasieuniformen schmückten. Am meisten wußte sich Graf Damas, ein Mann von vorgerückten Jahren und gewandten Weltmannsmanieren am persischen Hofe breit und wichtig zu machen. Dieser kecke Charlatan und Abenteurer, welcher in der französischen Kaiserzeit subalterner Offizier gewesen, und ein bedeutendes Familienvermögen durchgebracht hatte, ließ sich gleich von seiner Frau und noch drei weiblichen Verwandten nach Persien begleiten. Sein keckes Auftreten imponirte hier, seine Aufschneidereien fanden Glauben. Gleich bei der ersten Audienz setzte er sich ohne Umstände in Gegenwart des Schah auf den Divan mit der Bemerkung, er habe in der Schlacht bei Austerlitz, wo er und Kaiser Napoleon die Russen geschlagen, eine Kugel in den Leib bekommen, die ihm zeitweise Schmerzen verursache, und das Stehen sauer mache. Der entsetzliche Verstoß gegen die Hofetiquette, welcher das gesammte Hofschranzenvolk in Erstaunen setzte, brachte merkwürdig genug eine dem französischen Charlatan nicht ungünstige Wirkung hervor. Das martialische Gesicht, der graue Schnurrbart und die weißen Haare, der aristokratische Anstand und die zuversichtliche Haltung des Franzosen kamen ihm zu statten und imponirten dem Schah und seinem Vezir, welche meinten, ein Mann, welcher mit so ungewöhnlicher Dreistigkeit auftrete, müsse auch ungewöhnliche Verdienste haben und Ungewöhnliches leisten können.

Der gichtbrüchige Schah fand überdieß Gefallen an der Conversation mit dem französischen Edelmann, dem es ein paar mal gelang, Sr. Hoheit zum Lachen zu bringen und somit zu gesteigertem Appetit und besserer Verdauung zu verhelfen. Graf Damas wußte auch den Schah zu überzeugen, daß er allein den Kaiser Napoleon durch seinen Einfluß und seine Ueberredungskunst von dem Plane zurückgebracht habe, einen Eroberungszug nach Persien zu unternehmen. Gleich nach beendigter Audienz empfing Graf Damas seine Ernennung zum persischen General und die Herren Delacroix und Pigeon wurden ihm als Ordonnanzoffiziere beigegeben. Ein anderer französischer Veteran Namens Seminot, welcher besonders die Gunst des alten Vezirs Hadschi-Mirza Agassi zu gewinnen wußte, fand gleichfalls Huld und Gnade und den Generalstitel. Die übrigen französischen Instructoren mußten sich mit etwas geringeren Graden und Titeln begnügen. Abbé Vidal war als Professor der französischen Sprache verschrieben worden und sollte dem Kronprinzen Unterricht ertheilen. Letzterer, damals ein neunjähriger Knabe, war bei dem Besuche des Kaisers Nicolaus im russischen Armenien, also nicht lange Zeit zuvor mit zahlreichem Gefolge nach Eriwan gesandt worden, dort den russischen Zaren zu begrüßen. Da dem Kaiser Nicolaus die steif ceremonielle Unterredung im persischen Phrasenton mittelst der Dolmetscher zu langweilig dünkte, nahm er ohne Umstände den Knaben, setzte ihn auf sein kolossales Bein und ließ ihn darauf schaukeln, indem er ihm zugleich mit den spitzen Enden seines Schnurrbarts die zarten Wangen kitzelte. Der kleine Perserprinz und sein Gefolge waren über diese ungenirte kaiserliche Liebkosung, die freilich gegen die persische Hofetiquette noch ungleich mehr verstieß, als das Setzen des Grafen Damas in Gegenwart des Herrschers, nicht wenig überrascht. Auch soll die Riesengestalt des Moskof-Kaisers, der den persischen

Thronfolger wie eine Puppe behandelte, ebenso wie sein martialischer Schnurrbart und der kriegerische Pomp. der ihn umgab, auf den kleinen Perser, der heute die Krone trägt, von unauslöschlichem Eindruck gewesen sein. Damals also machte sich am Hofe von Teheran der Wunsch geltend, daß der Thronfolger die europäische Umgangssprache lernen möge, die ihm die künftige Verlegenheit ersparen und zum rechten Wort verhelfen sollte, falls es einem russischen Herrscher aus Langweile über die endlosen Complimente und Redeblumen persischer Rhetorik wieder einmal einfallen sollte, ihn auf seinen Knieen zu schaukeln und mit dem Schnurrbart zu kratzen.

Mit den Herren Delacroix, Pigeon und dem Abbé Vidal bin ich vier Jahre später in Tiflis zusammen getroffen und machte in ihrer Gesellschaft die Reise durch Imerethien und Mingrelien nach Trapezunt. Es waren liebenswürdige Franzosen und angenehme Gesellschafter, deren Umgang und Mittheilungen für mich von besonders belehrender Art gewesen, da diese Herren die Beobachtung und Erfahrung eines beinahe vierjährigen Aufenthalts in Persien hinter sich hatten. Es erging diesen Herren in Persien ziemlich ähnlich wie nicht nur den meisten Militairs, sondern auch den Berg- und Forstmännern und andern Geschäftsleuten, welche in die Dienste der Pforte getreten waren. Sie waren anfangs voll redlichen Eifers und voll der Hoffnung etwas Nützliches zu wirken, etwas Dauerhaftes zu schaffen. Wie in der Türkei die Paschas so nahmen hier der Schah, der Vezir, die persischen Beamten und Militairs die Verbesserungsvorschläge auf das bereitwilligste an, schenkten jedem angeregten Reformproject ihren Beifall, versprachen ihre thätigste Unterstützung und überflossen in Phrasen des Dankes und Lobes, wenn die Formation einer neuen Compagnie oder Schwadron von ausgehobenen Recruten gelungen war oder ein paar Batterien auf den

Laffetten sich schwerfällig bewegten. Der erste Feuereifer war aber eben so schnell verraucht, besonders als die Perser merkten, daß die Reformen Geld kosteten. Die Perser sind überhaupt in Geldsachen weit schwieriger und kleinlicher als die Türken, welche doch hie und da eine Anwandlung von Generosität haben. Es gibt wirklich türkische Große, welche noch lieber Geld verschwenden als einnehmen und nicht nur Prunk lieben, sondern von wahrer Freigebigkeit beseelt sind, eine Eigenschaft, die man in Persien kaum dem Namen nach kennt. Bei der Leere des Schatzes, bei der Verarmung des Volks und der unglaublichen Unordnung und Zerrüttung der Staatsfinanzen sind auch die Soldauszahlungen in Persien viel unregelmäßiger als in der Türkei, wo der Staatshaushalt mit der Reform wenn auch nicht wesentliche Verbesserungen doch mehr Ordnung gewonnen hat und die Beamtenbesoldungen wenigstens für die angestellten Europäer in den letzten Jahren ziemlich regelmäßig flossen.

Die Gleichgültigkeit, Trägheit und Sorglosigkeit der orientalischen Behörden wirkt contagiös auf die meisten angestellten Europäer, deren reformirender Eifer gewöhnlich eben so schnell erkaltet, wie das Interesse der Morgenländer an kostspieligen Experimenten, welche lange Zeit erfordern, um augenfällig gute Resultate hervorzubringen. Neben der Indifferenz, dem Phlegma und dem Geize der Orientalen ist ihr Mißtrauen das Haupthinderniß jeder gedeihlichen Wirksamkeit selbst der wirklich pflichtgetreuen und berufeifrigen Europäer in ihren Diensten, deren Zahl nicht groß ist. Dieses charakteristische Mißtrauen und die tiefe, fast unauslöschliche innere Antipathie des Morgenländers gegen den Europäer, welche zeitweise verstummt, aber nie verschwindet, gehören zu jenen Grundzügen des orientalischen Wesens, welche dem Fortschritt fast unübersteigliche Schranken entgegensetzen. Ohne eine große politische Revolution ist wahrschein-

lich auch die zu einer höhern Culturstufe unumgänglich nothwendige moralische Besserung des orientalischen Charakters namentlich der höhern Stände unerreichbar.

Mohamed-Schah wurde durch seine Gicht und Corpulenz abgehalten, den militairischen Uebungen öfter beizuwohnen. Er alterte früh und saß am liebsten auf den weichen Kissen seines Divans, die er nur bei außerordentlichen Gelegenheiten verließ, um sich auf den Sattel heben zu lassen. Seinen frühern Kaimakan Mirza-Abul-Kassim hatte er in einer Anwandlung von zorniger Laune erdrosseln lassen. Seitdem fungirte der alte Lehrer des Schah Hadschi-Mirza-Agassi, im Lande gewöhnlich nur der Hadschi genannt, als Großvezir. Dieser alte Mollah war ein wunderlicher Kauz, galt für gelehrt und weise, auch für andächtig und beinahe heilig, erschien aber den Europäern bald als ein alter listiger Fuchs, bald als ein Tollhäusler. Seinem Amte war er nicht gewachsen. Es fehlten ihm eben so sehr Kenntnisse des Landes und praktischer Blick, als Redlichkeit und Pflichttreue gegen den Staat. Aber nach solchen Eigenschaften wird in Persien nicht gefragt. Das Vertrauen und die Gunst des Schah sind allein entscheidend. Der alte Hadschi durfte die seltsamsten Tollheiten begehen, die Staatsgelder mit unsinnigen Projecten verschleudern, die Provinzen, die Ortschaften an die unwürdigsten Statthalter und Verwalter vergeben und für seinen eigenen Hausschatz ungeheure Summen erpressen. Der lahme Schah, auf welchen der alte Mollah bei zunehmender körperlicher Hinfälligkeit einen unbegreiflichen persönlichen Einfluß ausübte, ließ das Alles geschehen und wies die Klagenden mit der gewöhnlichen Bemerkung zurück: der Hadschi sei ein eben so weiser als heiliger Mann, und wenn er es jedem nicht recht machen könne, so sei eben die menschliche Unvollkommenheit daran schuld. Der unglückliche Monarch, der bei seinen körperlichen Leiden oft

Anwandlungen von schwarzgallichter Laune und Zornausbrüchen unterworfen war, auch manchmal ein Vergnügen fand, der Execution grausamer Strafen, die er verhängte, persönlich beizuwohnen, blieb bis ans Ende seines Lebens gegen seinen Vezir voll unerschütterlicher Langmuth. Seinem schwachen Geiste hatte sich nun einmal die fixe Ueberzeugung eingeprägt, daß ein frömmerer und weiserer Mann als der Hadschi, sein alter Lehrer, in dem verderbten Perserlande nicht zu finden sei. Abul-Kassim war dem ersten Ausbruch seiner üblen Laune zum Opfer gefallen; Mirza-Agassi passirte glücklich durch alle leiblichen und geistigen Krankheitskrisen seines Gebieters, ohne dessen Gunst einzubüßen. Man sagte freilich damals in Persien, daß äußerer Einfluß der siegreichen Behauptung des Vezirpostens durch den unfähigen alten Hadschi nicht fremd gewesen. Der Mollah, der oft sehr eigensinnig war und gutgemeinten Rathschlägen starrköpfigen Widerstand entgegen stellte, benahm sich gleichwohl zahm und geschmeidig, so oft Graf Medem im Namen Rußlands einen Wink fallen ließ. Was kümmerte im Grund Rußland das Unglück dieses Staates. Welches Interesse hatte es auch, der Verödung des Landes, der Entvölkerung und Verarmung der Städte durch die schändliche Wirthschaft eines habsüchtigen Heuchlers oder Tollhäuslers sich entgegenzustellen? Je abscheulicher das persische Regierungssystem war, je schneller all' seine innern Kräfte versiegten, je elender und unglücklicher sich das Volk fühlte, desto leichter wurde die künftige Oberherrschaft Rußlands in diesen Ländern angebahnt, desto gründlicher wurden alle Hindernisse des siegreichen Fortschreitens russischer Propaganda durch die Gewalt der Waffen und des religiösen Einflusses auf die christlichen Völkerschaften bei Seite geschafft, desto freier und bequemer findet ein künftiger Eroberer auf dem russischen Thron die Wege zur Befriedigung seines orientalischen Ehrgeizes, desto

weniger drückend wird diesen Völkern selbst das russische System erscheinen, das in seiner Härte doch mehr Ordnung und Methode hat und neben der despotischen Willkür, die seine Vollstrecker ausüben, doch auch manches Gute schafft, manche materielle Verbesserung mit kräftiger Faust den unterworfenen Völkern aufzwingt.

Hadschi-Mirza-Agassi's Hauptleidenschaft nächst der Vermehrung seiner vollen Tomankisten war die von den Engländern eingeführte Kanonenbohrerei. Unabläßig waren die Werkstätten in Teheran thätig, Geschütze von verschiedenstem Namen und Kaliber zu gießen und zu bohren. Die Provinzstatthalter konnten nicht Metall genug herbeischaffen, dieser seltsamen Kanonenpassion des alten Hadschi zu genügen. Nicht nur ein Theil der Saa duraut — so heißt man in Persien die unregelmäßigen Abgaben, Geschenke und Strafgelder, die in die Staatscasse fließen, — sondern auch von den Maleyat oder regulairen Abgaben wurde ein nahmhafter Theil in Kanonenmaterial geleistet. Alle Woche mußte wenigstens Ein Geschütz gegossen werden, sonst war der Hadschi übler Laune, und irgend einer von den Großen oder Beamten fiel als Opfer seines Zorns in Ungnade. Auch seinem Gebieter wußte der Vezir einen Theil dieser seltsamen Liebhaberei für neugegossene Kanonen beizubringen. Viel weniger lag ihm daran, die neuen Geschütze auch manoeuvrirfähig zu machen, sie auf solide Laffetten zu bringen, mit Protzkästen zu versehen und für gute Zugpferde zu sorgen. Herr Delacroix, der ihm hierüber Organisationspläne und Kostenüberschläge als Instructor der Artillerie vorlegte, fand kühle Aufnahme. Die Kosten der Bespannung erschienen dem Vezir zu hoch. Er wollte lieber Kanonen ohne Laffetten, ohne Protzkästen, ohne Pferde haben und Herrn Delacroix gelang es mit Mühe, ein paar armselige Batterien zu formiren. Uebrigens war der

Vezir auch Liebhaber von militairischen Paraden, von Manövres und Exercitien, freilich ohne das Geringste davon zu verstehen. Je toller und wilder es dabei durcheinander ging, je mehr Pulver verknallt wurde, je dichtere Staubwolken unter den Hufen der trotz ihrer schönen Pferde und sattelfesten Reiter grundschlechten Cavallerie emporwirbelten, desto befriedigter kehrte der alte Hadschi nach Hause oder in das Serail zurück, um den lahmen Schah auf dem Divankissen die gesehenen Militairfortschritte zu schildern und zu preisen.

Die französischen Militairs, müde der Hindernisse und Intriguen, die ihre Projecte durchkreuzten und ihre Thätigkeit lähmten, gaben ihre Versuche am Ende auf und ließen dem eigensinnigen Vezir und seinen Creaturen das Feld frei. Graf Damas, welcher am wenigsten von allen wirkte, erfreute sich nicht lange seines Generaltitels und Sardargehalts. Er kränkelte fortwährend am Fieber und starb schon im zweiten Jahr seines Aufenthalts. Seine Gattin und seine Nichte folgten ihm ins Grab. Er hatte vor seinem Tode noch manche ärgerliche Stunde, denn die Auszahlung des versprochenen Gehalts wurde immer knapper und unregelmäßiger. Er mußte seine Ordonnanzoffiziere und Dragomane unzähligemal an den geizigen Vezir schicken. Zuletzt wirkten alle Mahnungen und Drohungen nicht mehr. Die französischen Militairs, welche ihren rückständigen accordmäßigen Sold für die freilich sehr geringen Dienste, welche sie nach ihrem eigenen Geständniß dem persischen Staat geleistet, nicht zu erhalten vermochten, mußten die Fürsprache des russischen Gesandten anrufen. Graf Medem, ein Mann von höchst ehrenwerthem Charakter und liebenswürdigen Manieren, ließ sich aus rein persönlicher Gefälligkeit bewegen, seinen Dragoman in dieser Angelegenheit zu Mirza-Agassi zu schicken. Das Fürwort des russischen Gesandten that auch augenblickliche Wir-

kung. Die Ansprüche der Franzosen wurden befriedigt, Soldrückstände und Rückreisevergütung in klingenden Tomans ausbezahlt und überdieß jedem noch der große persische Sonnen- und Löwenorden in falschen Diamanten verabreicht. Damit war nun auch das Heilmittel für die getäuschten Erwartungen und die unbefriedigten Wünsche dieser etwas abenteuerlichen jungen Männer gefunden, mancher bittere Aerger versüßt, und mit dem prunkhaften Titel persischer Colonels und Ordensritter begaben sie sich in Begleitung der beiden übriggebliebenen Damen von der Damasschen Familie und eines ganzen Trosses von Papageien und Windhunden sammt einer schönen Collection persischer Curiositäten über Tiflis und Konstantinopel nach Hause. Nur der alte Seminot blieb zurück, weil er in seinem Vaterlande Frankreich kein passendes Brod mehr zu finden hoffte und daher lieber das Gnadenbrod des Schahs fortessen wollte, wenn es ihm auch oft in so langen Zwischenräumen verabreicht wurde, daß dieses persische Gnadenbrod fast einem langsamen Hungertode gleich kam.

Auch der Abbé Vidal legte Amt und Geschäft nieder, nahm gleichfalls die Vermittlung des Grafen Medem zur Befriedigung seiner Geldforderungen an und folgte seinen rückkehrenden militairischen Landsleuten. Dieser Priester war ein jovialer Lebemann, überaus tolerant und beinahe gar zu weltlich gesinnt, übrigens ein Mann von Geist und vielen Kenntnissen, den ich nach meiner Rückkehr aus Persien in Smyrna wiedertraf, wo er auf der Kanzel wie auf dem Lehrstuhl Glück machte. In Tiflis, wo ich diesem Abbé zum erstenmal begegnete, sah er nichts weniger als einem geistlichen Herrn gleich, trug einen langen Schnurrbart und einen Jägerrock, ritt auf die Fuchsjagd und wohnte jedem Vergnügen und Kurzweil bei, die seine muntern Landsleute in der Besitzung des alten französischen

Wirths Jean Paul an den Kuraufern trieben und erfanden. Der Abbé gab uns dort öfter lehrreiche Schilderungen seiner persischen Erlebnisse zum Besten. Er hatte, wie fast alle Europäer, die schlechteste Meinung vom Charakter der Perser, die er als lügnerisch, heuchlerisch, spitzbübisch schilderte. Doch meinte auch er, daß der Charakter des persischen gemeinen Volks lange nicht so grundverdorben, so unverbesserlich sei wie der der bessern Stände in den Städten. Wie einmal der Statthalter von Urmia dem Missionair Hörnle, der ihm eine Strafpredigt wegen seiner Lügen gehalten, ganz unbefangen sagte: jeder Perser lüge solange sich seine Zunge bewege, so erzählte uns auch der Abbé Vidal eine Reihe von Zügen, die einen merkwürdigen Beleg lieferten, wie stark dieses Erzlaster am persischen Hofe eingenistet war. Denn selbst der Schah auf seinem seidenen Divan öffnete selten den Mund, ohne ein paar Lügen zu sagen, obwohl er seiner Stellung als absoluter Despot, dessen Wille über jedem Gesetz steht, nicht eben nöthig hatte, sich dieses Mittels zu bedienen. Die Lüge ist in Persien Lebensgewohnheit und das Kind saugt sie in der Muttermilch ein. Abbé Vidal hatte Gelegenheit, manchen Blick in das Innere des Hofgetriebes wie in die Familienverhältnisse der Großen von Teheran zu werfen. Er hatte es nicht durchsetzen können, den Kronprinzen im Französischen zu unterrichten. Die Mollahs und selbst der alte Hadschi intriguirten zu stark gegen ihn. Doch hat man ihm gestattet einige Hofpagen und Kinder von persischen Großen im Französischen zu unterrichten. Er rühmte mir die leichte Auffassungsgabe der Kinder, welche selbst bei geringem Fleiß das fremde Idiom sich leicht aneigneten. Als er Teheran verließ, gab es dort eine ziemliche Anzahl netter schwarzaugiger Buben mit spitzigen Lammfellmützen und seidenen Hängärmeln, welche das Französische fast so elegant, wie ein befrackter Pariser par-

lirten. List, Verstellungskunst und Heuchelei ist schon dem Knaben im zartesten Alter eigen. Alles Wissen des christlichen Europa hätte Abbé Vidal den kleinen Persern leichter beibringen können, als die christliche Moral in ihrer praktischen Anwendung. Auf den Verstand und das Wissen der Jugend, meinte der Abbé, könne ein europäischer Lehrer wohl fördernd einwirken. Was aber die Kunst betreffe, auch das sittliche Gefühl der persischen Stadtjugend zu wecken oder zu bessern, auf ihr Herz oder Gemüth zu wirken, die schönen Worte von Tugend, Nächstenliebe, Milde, Uneigennützigkeit, Edelsinn, die freilich auch in Europa nur bei einer sehr kleinen Minorität in praktische Uebung kommen, zur That zu machen oder selbst nur zu richtiger Verständniß und Anerkennung zu bringen, was diese Aufgabe betreffe, so müsse er freilich seinen Nachfolgern, welche Aehnliches zu unternehmen beabsichtigen, das traurige Bekenntniß zurufen: Lasciate ogni speranza!

Auch von dem persischen Familienleben entwarf der Abbé kein günstiges Bild. Ueberall bemerkte er den früh keimenden Bruderzwist, Neid und Haß. Die Kinderblicke sind schon vom zarten Alter an auf die väterliche Hinterlassenschaft gerichtet und, ihren künftigen Erbantheil möglichst groß zu machen, dahin geht schon frühzeitig ihr Dichten und Trachten und daher auch ihr gegenseitiges Buhlen um die väterliche Gunst. Die Kinder werden je nach dem Reize und Einflusse ihrer Mütter sehr ungleich behandelt. Der Vater, welcher den einen Sohn in prächtige Stoffe kleidet und mit leckern Bissen füttert, läßt seinen andern Sohn, den ihm eine weniger geliebte Frau geboren, darben. Aus so ungleicher Vertheilung der väterlichen Gunst erklärt sich leicht der frühe Bruderhaß.

Eine der französischen Damen schilderte uns ihre Harembesuche. In dem Harem eines Mollah fand sie auch eine Deutsche

aus der Colonie Katharinenfeld in Georgien, welche bei dem Ueberfall dieses Dorfes durch Kurden und Tartaren schon als kleines Mädchen geraubt und nach Persien verkauft worden. Sie hatte ihre Muttersprache wie die Erinnerung an ihre Eltern fast vergessen. Dasselbe Schicksal und die gleiche Resignation hatten noch einige andere deutsche Frauen, die bei jener Katastrophe aus ihrer Heimat fortgeschleppt wurden und nie wiederkehrten. Ein deutscher Bauer von Katharinenfeld erhielt einmal ganz unerwartet von seiner verschwundenen Ehehälfte einen Brief, worin sie ihm mit ganz zärtlichen Worten gestand, daß sie einen persischen Priester geheirathet und diesem diverse Kinder geboren habe, das Haremsleben ganz erträglich finde und ihm dringend rathe, auch wieder zu heirathen.

Als bei dem zunehmenden Gichtleiden Mohamed-Schahs alle Mixturen persischer Heilkünstler, alle Amulette und Talismane der Mollahs keine Wirkung hervorbrachten, nahm er endlich auch seine Zuflucht zur ärztlichen Kunst der Europäer. Die verschiedenen Consulatsdoctoren, auch Dr. Cassolani in Tabris erhielt eine Einladung, sich nach Teheran zu verfügen. Aber das Uebel spottete der Medizin, das Lebensfäßlein des leidenden Herrschers rollte unaufhaltsam den Berg hinab und unter all' den Doctorhüten, die der kranke Schah gerufen, fand sich kein Sisyphus, der es wieder heraufwälzte. Bei diesem Leiden war der Perserfürst häufig Anfällen der übelsten Laune unterworfen. Wie den schwarzgallichten Trebisonder Abdullah Pascha ärgerte es ihn, daß so viele Hunderttausende seiner Sclaven, deren Leben und Eigenthum in seiner Gewalt stand, gesund umher gingen und munter die Beine bewegten, während er selbst fremde Hülfe bedurfte, um vom Throne oder Diwan herabzusteigen. Auch sein Verdauungsvermögen war nicht im Verhältniß zu seiner Eßlust. In solchem Zustande von Langweile,

schlechter Digestion und übler Gemüthsstimmung mußte er, wie andere Tyrannen, Menschen leiden sehen, um sein eigenes Leiden leichter zu tragen. Da mußte manches Ohr und manche Nase in seiner Gegenwart abgeschnitten, manche Hofdiener halbtodt geprügelt werden, um seine lahmen Nerven aufzuregen und ihm zu besserm Appetit zu verhelfen. Seine grausamen Gelüste konnte er nicht in großartiger Weise befriedigen wie ein Timur, ein Nadir-Schah oder Mohamed-Aga, denn die milder gewordene Zeit und die Gegenwart der europäischen Repräsentanten läßt seit der wiederholten Demüthigung des Schahs durch russische Waffen ein schrankenloses Tyrannenwüthen selbst in Persien heute so wenig mehr zu, als in der Türkei. Hatte der arme gichtleidende Mohamed-Schah auch nicht die Ungeheuerfigur jener fürchterlichen Völkerquäler aus früheren kraftvolleren Zeiten des Orients, so bemerkte man dagegen in der kleinlichen Ausübung seiner Tyrannenlust einen gewissen Humor, welchen die Geschichte weniger von den finstern Despoten des Orients, als von den Scepter tragenden Bösewichtern des Occidents erzählt, z. B. von Nero, von Iwan dem Schrecklichen und dem französischen Ludwig XI. Ein besonderes Vergnügen fand Mohamed-Schah, wie mir der Abbé Vidal erzählte, daran, die Väter unter seinem Hofgesinde, über die er sich gerade ärgerte, durch die Hände ihrer eigenen Söhne in seiner Gegenwart prügeln zu lassen. Zu diesem Schauspiele lachte er dann oft so, daß er sich den Wanst halten mußte, sein Leiden auf ein paar Augenblicke vergaß, und mit besserem Appetit sein Pilav frühstückte.

Hinrichtungen würde er oft vorgenommen haben, wenn ihn der alte Vezir nicht abgehalten hätte. Hadschi-Mirza-Agassi liebte die güldenen Tomans und die kupfernen Kanonen, nicht aber das Blutvergießen und die Menschenquälereien. So oft

er von einem Todesurtheil durch den Mund des Schahs gesprochen hörte, eilte er in das Serail, machte seinem königlichen Zögling sanfte Vorwürfe und wußte die Vollziehung der Blutsentenz zu hintertreiben, die dann gewöhnlich in eine Ducatenbuße umgewandelt wurde, von welcher der milde menschenfreundliche Vezir natürlich den besten Theil bekam.

Die Köpfe hat seine humane Intervention Vielen gerettet, die Nasen und Ohren konnte er nicht so gut beschützen. Auch bei dem Prügeln hat seine Fürsprache nicht immer genützt. Doch gibt es in Persien noch heute wie zu Hadschi-Baba's Zeit gegen die Vollziehung tyrannischer Befehle ein sehr probates Mittel. Der Verurtheilte unterhandelt gewöhnlich mit dem Henker und Büttel im Moment der Execution. So oft das Messer gewetzt oder der Stock geschwungen ist lispelt der Delinquent seinem Peiniger eine gewisse Zahl in die Ohren, die er dann oft verdoppelt oder verdreifacht, wenn der Prügelmeister oder Ohrabschneider harthörig ist und mit der Execution vorwärts schreitet. Je höher die ausgesprochene Ziffer der zu zahlenden Tomans ist, desto milder fällt dann auch die Vollziehung der Strafe aus und von dem verurtheilten Ohrenpaar wird dann oft nur ein halbes Läppchen abgeschnitten, um ein paar Blutstropfen zu vergießen und dann den Kalpak tiefer herab über die blutige Stelle zu ziehen. In Persien ist die Corruption noch verbreiteter und allgemeiner, als selbst in Rußland und in der Türkei. Die Verkäuflichkeit der Justiz und die Bestechlichkeit reichen bis zum Throne hinauf. Herr Delacroix erzählte mir hierüber folgende charakteristische Thatsache, die noch Alles übertrifft, was uns Hadschi-Baba in seinen Memoiren über persische Corruption mitgetheilt hat. Mohamed-Schah wollte eines Tages einer Jagd beiwohnen, wo das eingefangene Wild an ihm vorbeigetrieben und von ihm aus bequemer Lage in ziemlicher Nähe todtgeschossen werden

sollte. Durch ein Versehen des Oberjägermeisters oder Wildaufsehers waren die zum Tod bestimmten Thiere früher losgelassen worden, bevor noch der Schah seinen mörderischen Logensitz eingenommen hatte. Ein Theil des Wildes war glücklich entkommen. Der Herrscher aber ergrimmte und verurtheilte den Wildaufseher zum Verlust seiner Ohren. Das Urtheil sollte in seiner Gegenwart vollzogen werden. Der Oberjägermeister aber war ein vermögender Mann und flüsterte den Schergen ein leises Angebot von Tomans in die Ohren, wenn sie mit den seinigen glimpflich umgehen würden. Der Schah, vor dem inzwischen ein anderer Klageproceß verhandelt wurde, hörte etwas von jener leisen Unterredung. Sein Zorn war etwas erkaltet. Er ließ dem Wildaufseher die angebotene Tomanssumme verdoppeln und für seinen eigenen königlichen Säckel einstreichen, schenkte ihm aber die Strafe und hat sich also selber das verurtheilte Ohrenpaar bezahlen lassen.

Die Kadscharendynastie hat keinen Herrscher aufzuweisen, der dem Affscharen Nadir Schah als Heerführer und Eroberer auch nur entfernt zu vergleichen wäre. Vielleicht eben deshalb ist ihr Haß gegen das Affscharengeschlecht so tief. Die Gebeine jenes großen Eroberers mußten auf Mohamed-Schahs Befehl ausgegraben und unter der Thorschwelle seines Palastes beigesetzt werden, damit der Herrscher ein eben so raffinirtes als lächerliches Rachegelüste befriedigen, und sagen konnte, er habe Nadirs Asche unter seine Füße getreten, so oft er den Palast verließ, um zu Pferde zu steigen.

Mit der Hinfälligkeit des persischen Staates ist auch in die persische Herrschertyrannei eine gewisse Impotenz gekommen. So wenig als auf dem türkischen Herrscherthrone von Byzanz ein Murad IV. mehr möglich wäre, selbst wenn der herrschende Osmanensprößling alle Eigenschaften und Gelüste dazu hätte,

eben so wenig könnten die fürchterlichen Dämone, welche wechselsweise in den beiden letzten Jahrhunderten das persische Scepter führten, dort die frühere Rolle spielen. Ihren Blutbefehlen würde in so großartigem Maßstabe nicht mehr gehorcht werden. Verwicklung mit den Gesandtschaften Rußlands und Englands und Verlust des Thrones würden die Folge sein, wenn in dieser milder gewordenen Zeit ein persischer Herrscher wie früher Anwandlungen von blutdürstiger Raserei sich hingeben und seine Mordgelüste nicht zeitgemäß moderiren wollte.

Selbst die politischen Gegner Rußlands müssen, wenn sie die persisch-russischen Verhältnisse kennen und einer unparteiischen Anschauung fähig sind, zugeben, daß Rußlands Verfahren gegen diesen Nachbarstaat ein gemäßigtes, beinahe großmüthiges war. Als eine fanatische Pöbelrotte in Teheran den russischen Gesandtschaftspalast erstürmte und den Gesandten erschlug, hat das russische Cabinet doch weder den gerechtfertigten Anlaß zu einem Kriege genommen, noch andere Concessionen gefordert als die Bestrafung der Schuldigen. Selbst von der letzten Kriegsschuld wurde ein namhafter Theil nachgelassen. Als Paskewitsch siegreich bis an den Urmiasee vordrang, stand es in der Macht Rußlands jene schönen Provinzen am kaspischen Meere Ghilan und Masenderan, die von Firdusi besungenen Paradiesgärten, welche Peter der Große bereits erobert hatte, zurückzufordern. Der Besitz dieser herrlichen Küstenländer hätte für das russische Transkaukasien einen unschätzbaren Werth. Der nordöstliche Abhang der Akburskette gegen das kaspische Meer ist reich an Mineralien, besonders an Steinkohlen und der Boden ist von unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Das Klima ist zwar ungesund und würde vielen nordischen Ansiedlern das Leben kosten. Aber in Rußland wird bekanntlich, wenn es sich um die Ausführung staatlicher Entwürfe handelt, nach Menschenopfern

zuletzt gefragt. In dem milden Klima Masenderans gedeihen die meisten Südgewächse, welche auf den kalten Plateaus und in den Thälern Georgiens nicht fortkommen oder nur dürftig durch Kunstpflege gedeihen. Der russische Major Woskobrimikoff vom Minencorps hat dort herrliche Steinkohlenlager und Gänge von silberhaltigem Blei und Kupfer entdeckt. An Schiffbauholz ist in den jungfräulichen Urwäldern ein fast unerschöpflicher Reichthum vorhanden Selbst Palmen gedeihen in dieser milden Luft, während in den russischen Küstengegenden des Kaspiasee's bei Derbent und Baku nicht einmal der Oelbaum die Winterkälte erträgt. Die russische Schifffahrt und der Handel auf dem kaspischen Meer würden erst durch den Besitz dieser Provinzen zu einiger Bedeutung gelangen. Auch die Häfen sind an der Südküste sicherer und geräumiger als an den östlichen und nördlichen Gestaden. Die russischen Agenten im Orient drücken den Wunsch, diese blühenden aber unter persischem Scepter fast uncultivirten und verwahrlosten Provinzen wieder mit dem großen nordischen Reiche als äußerste Anhängsel vereinigt zu sehen, ziemlich unverblümt aus. Auch in Tabris sprachen die Diplomaten des Generalconsulats ganz wie die Militairs in Tiflis und Eriwan: „Gilan und Masenderan müssen uns gehören und in Petersburg wird man früher oder später Einsicht in die nothwendigen Consequenzen einer Festsetzung der russischen Herrschaft jenseits des Kaukasus und in die Bedürfnisse dieser Provinzen nehmen, die nur durch eine bessere Arrondirung am kaspischen wie am schwarzen Meere zu einer Bedeutung und Blüthe gelangen und für Rußland eine Quelle des Wohlstandes werden können, während sie ihm jetzt eine kostspielige Last sind.“

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß man solche Stimmen, die man jetzt in den russischen Gouverneurssalons von Tiflis

wie in den Gesandtschaftshotels und Consulathäusern Rußlands im moslemischen Orient alle Tage hören kann, auch zur Zeit schon laut sich äußerten, als Paskewitsch in Tabris stand und mit dem Schwerte den Persern die Friedensbedingungen in die Feder dictiren konnte. Aber Kaiser Nicolaus und Kanzler Nesselrode haben nun einmal den Grundsatz, in Asien gemäßigt aufzutreten und hier nur langsam Schritt für Schritt vorwärts zu rücken, da sie zu gleicher Zeit ihre Blicke nach Westen, auf die drohenden Explosionen des Revolutionsherdes richten wollen. Solange die polnische Frage nicht definitiv erledigt ist, äußerte einmal ein heller staatsmännischer Kopf auf der französischen Rednerbühne, besinnt man sich in Petersburg bei jedem Schritt, den man nach Osten vorwärts macht.

Kaiser Nicolaus ist keineswegs wie sein großer Vorgänger Peter I. und seine große Großmutter Katharina II. von kriegerischer Ruhmeslust und Vergrößerungssucht geplagt. Er leistete darin nur so viel, als ein durch die Natur und sein Verhängniß auf Eroberungen angewiesener Staat leisten mußte. Den Fuß auf den Nacken der europäischen Demokratie zu setzen, macht ihm mehr Vergnügen, als ihm selbst die Eroberung des himmlischen Reiches und die Installirung russischer Generalgouverneure in Peking und Nanking gewähren würden. Aber anderseits ist die Cabinetspolitik in Petersburg auch unter Kaiser Nicolaus keineswegs so ganz friedliebend, so genügsam und uneigennützig, wie sie von Rußlands politischen Bewunderern gepriesen wird. Die Festungsbauten von Eriwan und Gumri, die Werfte von Nicolajeff und die Flotte von Sebastopol stehen eben so wie die militairischen Demonstrationen Rußlands an der Donau den falschen Lobpreisungen russischer Genügsamkeit als beredte Widersprüche entgegen. Kaiser Nicolaus hat nicht den Ehrgeiz, Persien und die Türkei heute schon zu erobern,

aber er ist in aller Stille emsig bedacht, jedem seiner ehrgeizigen Nachfolger die Wege der Eroberung zu bahnen. Persien und das türkische Asien werden, wenn nicht inzwischen ein neuer Sturm von Westen losbraust oder, was sehr unwahrscheinlich ist, im Innern des Reiches selbst Bewegungen entstehen, dem russischen Koloß in den nächsten Jahrzehnten wie überreife Birnen von selber in den Schoos fallen, ohne daß er seine langen Beine dort viel wird bewegen müssen.

Nach der Ansicht der russischen Agenten im Orient war das Petersburger Cabinet beim Friedensschlusse mit Persien viel zu gemäßigt. Man begnügte sich mit der Araxesgrenze, mit Eriwan und Nachitschewan und mit dem Zuwachs eines schmalen Striches am heiligen Berge Ararat, so wie der Küste von Lenkoran und der Gebirge von Talysch. Etschmiadzin, der alte berühmte Patriarchensitz Armeniens lag freilich innerhalb der Grenzen dieser neuen Acquisition und damit waren sowohl ein verstärkter religiöser Einfluß auf die in Persien und der Türkei seßhaften und im ganzen übrigen Orient zerstreuten Armenier gewonnen als stillthätige Elemente einer russischen Propaganda weit über die gegenwärtigen Grenzen hinaus geweckt. Wer aber Rußlands Stärke und Persiens Schwäche kennt, mag sich immer noch über die Mäßigung des russischen Cabinets wundern, das den besiegten und gedemüthigten Schah auch zur Abtretung von Gilan und Masenderan wie jenes wichtigsten Theiles von Aserbeidschan, welchen das russische Heer bereits occupirt hielt, hätte zwingen können. Eine Fortsetzung des Krieges, ein Wiederaufflammen der verlorenen Energie Feth-Ali-Schahs und der Kampflust Abbas-Mirza's hätte nur das Mißverhältniß der beiderseitigen Kräfte und Persiens Ohnmacht noch nackter und schimpflicher geoffenbart. Einem Marsche der russischen Armee nach Teheran standen damals nur die entmuthigten Haufen

einer fast aufgelösten Armee entgegen. So wie der persische Staat bereits zu jener Zeit in einen Zustand der Schwäche und Zerrüttung, welcher seitdem noch ärger geworden, herabgesunken war, bedurfte der russische Riese kaum nur der Mühe des Bückens, um schöne Länder aufzuheben und mit den herrlichen Küstenprovinzen im Süden des kaspischen Meeres das Gewicht und den Werth seines asiatischen Reiches jenseits des Kaukasus zu vermehren. England würde wegen einiger persischer Provinzen schwerlich einen Krieg mit Rußland angefangen haben, und den übrigen Großmächten konnte an einer Ausdehnung Rußlands in jener Richtung wenig gelegen sein. Die eifrigen Agenten und Freunde Rußlands im Orient beklagen noch heute die damalige Mäßigung des Cabinets von St. Petersburg. Der Kaiser selbst, meinen sie, würdige nicht gehörig den Werth eines so schönen Länderzuwachses. Der Gedanke eines orientalischen Weltreiches unter seinem Scepter scheint den Kaiser Nicolaus nie erwärmt zu haben selbst nicht zur Zeit, wo er jünger war und seine morgenländischen Provinzen nicht aus persönlicher Anschauung kannte. Seit seinem dortigen Besuche im J. 1837 scheint Kriegslust und Vergrößerungssucht nach Westasien hin bei ihm nicht zugenommen zu haben. Der Anblick der transkaukasischen Provinzen, namentlich der Araxesländer entsprach nicht seiner Vorstellung, wie er sich damals selbst gegen den Generalgouverneur von Rosen geäußert haben soll. Für ein halbes Jahrhundert, meinte er, habe man noch hinreichend zu thun, um Transkaukasien ganz nach seinem Sinn d. h. im Geiste russischer Casernendisciplin zu organisiren. Ist es einmal so weit gekommen, daß man die russische Recrutirung bis an den Araxes ausdehnen und Georgier, Armenier und Tartaren ohne alle Inconvenienzen mitten unter Groß- und Kleinrussen in die graue Montur stecken kann, dann ist den

kaiserlichen Wünschen Genüge geschehen; die russische Aufgabe nach der noch gegenwärtig herrschenden Petersburger Hof- und Cabinetsansicht in jenen Provinzen gelöst und der Doppeladler mag dann seine Schwingen zum weitern Fluge schütteln, um auch die Völker jenseits dieses Grenzflusses an russisches Commando und russische Casernenzucht zu gewöhnen.

Herr von Osserow bemühte sich mir den Geist der Mäßigung zu rühmen, welche in allen Instructionen des Petersburger Cabinets für die russische Gesandtschaft in Teheran vorwalte. Alle Vorschläge und Wünsche Rußlands in Betreff des Grenzverkehrs und der Handelserleichterung seien stets mehr im bittenden als befehlenden Tone dem Schah und seinem Vezir mitgetheilt worden. Rußland habe nie die Sprache des Siegers geführt, selten oder nie den ohnmächtigen Schah an Rußlands Uebermacht, an Persiens Schwäche und Hülflosigkeit erinnert. Nur ein einziges mal sei dem Grafen Medem durch eine Depesche vorgeschrieben worden, in drohender Weise aufzutreten. Es betraf die Auslieferung russischer Deserteurs, deren Zahl etwa auf 800 gestiegen war. Die meisten dieser Ueberläufer waren dem regulairen Militair des Schahs einverleibt worden. Durch Annahme des Islam glaubten sie sich gegen die Auslieferung geschützt. Mohamed-Schah und Hadschi-Mirza-Agassi setzten anfangs dem russischen Begehren entschiedene Weigerung entgegen. Erst als Graf Medem mit einer Kriegserklärung drohte und der russische Generalgouverneur von Tiflis Truppen an den Araxes marschiren ließ, wankte der hartnäckige Widerstand und die russische Forderung ward endlich zugestanden. Jene Unglücklichen wurden truppweise gefesselt an die Grenze gebracht und den russischen Behörden überliefert. Doch gelang es einigen Hunderten theils in die Türkei zu entkommen, theils im Innern des Landes sich zu verbergen. Andere russische Forde-

rungen und Wünsche wurden nur theilweise erfüllt und Graf Medem sollte im Weigerungsfalle nicht darauf bestehen z. B. in Betreff der Regulirung der Küstenfahrten am Kaspiasee, der Ausbeute der Steinkohlenlager von Masenderan und der reichen Wälder von Gilan zum Behuf des Schiffbaues. Dagegen ward die Errichtung einer russischen Wachtpostenlinie zwischen dem Hafen Engeli und Teheran für die Sicherheit der einzelnen Reisenden und zur Erleichterung des russisch-persischen Handelsverkehrs zugestanden.

Die englische Diplomatie in Teheran genoß unter Mohamed-Schah lange nicht mehr des hohen Einflusses, welchen sie unter dem alten Feth-Ali-Schah besessen, besonders bei Lebzeiten des Kronprinzen Abbas-Mirza, welcher für die Engländer eine so ausgesprochene Vorliebe hatte. Auch die zunehmende Sparsamkeit der britischen Regierung, welche weder wie früher Subsidien zahlte, noch nach altem Brauche prächtige Geschenke an den Schah und die Großen Persiens von Zeit zu Zeit gelangen ließ, war wenig geeignet den britischen Einfluß zu erhöhen. Oberst Shiel spielte neben dem Grafen Medem, welcher mit reichen Geldmitteln ausgestattet war und dessen gewandte Manieren und liebenswürdiger Charakter zu dem glatten Wesen der Perser besser paßte, eine ziemlich unbedeutende Rolle, obwohl die Mitglieder der britischen Gesandtschaft den Russen an Kenntniß des Orients und Erfahrung ziemlich überlegen waren. Seitdem der Plan der Eroberung Herats am Hofe von Teheran aufgegeben war, trat hier keine Frage von erster Wichtigkeit in den Vordergrund. In der persisch-türkischen Streitfrage übernahm die englische Diplomatie in Gemeinschaft mit der russischen das Vermittleramt. Da aber die Unterhandlungen hierüber in Erzerum gepflogen wurden, wo Persien durch einen außerordentlichen Gesandten vertreten war, erregte diese Frage in Teheran weder

Interesse noch Besorgnisse. Die Differenzen waren an und für sich zu unbedeutend, um zu einem Kriege auch nur den Vorwand zu geben. Bei der Ohnmacht und der finanziellen Zerrüttung Persiens wie der Türkei war voraus zu sehen, daß es nicht zum Schlagen kommen werde, obwohl es zu Teheran bei Hofe an Drohungen und Prahlereien nicht fehlte. Bei der Hartnäckigkeit beider Höfe war Nachgiebigkeit besonders in Betreff der Grenzregulirung von keiner Seite zu erwarten und so sah man voraus, daß die Streitfrage nach jahrelangen Verhandlungen doch in der Schwebe bleiben werde.

Kurze Zeit vor meiner Ankunft in Tabris hatte Frankreich als außerordentlichen Gesandten am Hofe von Teheran den Grafen von Sartiges beglaubigt. Verschiedene Umstände trafen zusammen, welche das französische Cabinet von der Nothwendigkeit einer politischen Verbindung und diplomatischen Vertretung in Persien überzeugten. Die entlassenen französischen Militairs hatten bittere Klagen in die Heimat geschrieben: daß man die „große Nation“ im Orient zu wenig kenne und respectire, daß in Ermangelung eines officiellen Repräsentanten Frankreichs die Fürsprache des russischen Gesandten angerufen werden mußte, um ihre wohlbegründeten Ansprüche und Forderungen durchzusetzen, ein Umstand, welcher für Franzosen allerdings demüthigend genug war. Dazu kam dann die türkisch-persische Streitfrage, über deren Wesen die französische Botschaft in Konstantinopel so wenig Bestimmtes erfahren konnte. Endlich erfolgte auch ein Gewaltstreich gegen die französischen Lazzaristen in Urmia. Der frühere Statthalter von Urmia, ein Oheim des Schahs, welcher eine besondere Vorliebe für die Franzosen hatte, schenkte den Lazzaristen und ihrer Gemeinde eine Kirche, welche er widerrechtlich den Nestorianern abgenommen hatte. Nach seiner Absetzung petitionirten die Nestorianer um Rückgabe der

Kirche, deren Besitz ihnen durch den neuen Beg von Urmia zuerkannt wurde. Die französischen Missionaire nahmen sich der Katholiken an, während die amerikanischen Missionaire als Protestanten für den rechtmäßigen Anspruch der Nestorianer all' ihren Einfluß aufboten. Bei zunehmender Erbitterung in Urmia, wo die Katholiken nur ein sehr kleines Häuflein bilden, hatten die Lazzaristen einen schweren Stand. Der nestorianische Pöbel insultirte sie und drohte ihre Wohnungen zu stürmen. Die Endentscheidung in dieser Sache wurde der Weisheit des Schahs oder vielmehr des in seinem Namen herrschenden Vezirs überlassen. Da der Bericht des Beg von Urmia, welcher von dem nestorianischen Klerus durch Geldgeschenke gewonnen war, einen sehr feindseligen Geist gegen die katholischen Christen athmete, entschloß sich Mirza-Agassi kurzen Prozeß zu machen und die Lazzaristen von Persien auszuweisen. Er konnte dies um so sicherer wagen, als auch die russische wie die englische Diplomatie, welche die Versuche Frankreichs, in Persien politischen und religiösen Einfluß zu gewinnen, mit schelem Auge betrachteten, im Geheimen gegen die französischen Missionaire arbeiteten. Die Lazzaristen zogen sich nach Mosul zurück mit Ausnahme eines Missionairs, der sich in Tabris aufhielt und um den die persischen Behörden sich nicht weiter zu bekümmern schienen.

Heftige Beschwerden gingen von Seite der Lazzaristen an den französischen Botschafter nach Konstantinopel. Der gesammte französische Klerus im Orient unterstützte sie mit frommem Eifer, am meisten aber der bekannte französische Schriftsteller Eugen Boré, welcher noch jetzt in Konstantinopel lebt und im Solde der Lyoner Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens steht. Laut ertönten die Klagen über Verfolgung der Katholiken, über Beleidigung Frankreichs in der Person jener

Missionaire und die Intervention der französischen Regierung in Persien ward offen angerufen. Der Graf v. Bourqueney machte selbst Herrn Guizot den Vorschlag einen jungen Attaché der Gesandtschaft, den Grafen von Sartiges nach Teheran zu schicken, sowie auch einen französischen Consulatposten in Erzerum vorläufig zur Beobachtung des Ganges der Unterhandlungen in der persisch-türkischen Streitfrage zu errichten. Herr Guizot, der es wie seine Vorgänger dem französischen Interesse angemessen fand, daß Frankreich als erste Schutzmacht der katholischen Christen im Orient gelte und der zugleich auch die Nothwendigkeit der Ausdehnung des politischen Einflusses Frankreichs im Osten erkannte, gab seine Zustimmung. Herr Goep ging als französischer Consul nach Erzerum und drei Monate später trat der Graf von Sartiges seine Reise nach Teheran an, wo er mit äußeren Ehrenbezeugungen um so lieber empfangen wurde, als er dem Schah und dem Hadschi reiche Geschenke mitbrachte. Ueber Stellung und Einfluß dieses Gesandten am persischen Hofe konnten wir nichts Bestimmtes erfahren, Graf Medem und Oberst Shiel empfingen den neuen diplomatischen Collegen, welcher den Einfluß Frankreichs als rivalisirende Macht neben Rußland und England geltend machen sollte, mit kühler Artigkeit und Zurückhaltung. Den Lazzaristen wurde die Rückkehr nach Urmia gestattet. Die Kirche aber blieb im Besitze der Nestorianer.

XI.

Ausflug nach dem Sahantgebirge. Geologisches. Die Thermalquelle von Liwan. Die Grotte Iskanderiah. Naturcharakter des Sahant. Maragha und seine Geschichte. Besuch in Herbi. Das Lustschloß Halat-Buschan. Rückkehr nach Tabris. Reise nach dem Südufer des Urmiasee's. Mirza Ali. Sirdari. Ilehitschi. Mamegan. Die Stadt Duchalchan. Ein Abenteuer und eine persische Gerichtsscene. Aufenthalt in Daschgesan. Die petreficirenden Quellen und die Marmorbrüche. Geognostische Beobachtungen. Weiterreise nach Binab.

An einem heißen Julimorgen, wo das Thermometer bald nach Sonnenaufgang 23° R. anzeigte, ritt ich in Begleitung des Dr. Cassolani und eines persischen Führers von Tabris in südlicher Richtung nach der Gebirgsgruppe des Sahant, welche sich nahe an 4000' über dem Spiegel des Urmiasee's und 8400' über dem schwarzen Meer erhebt, und deren quellenreiche Abhänge nach dem Urmiasee und seinen östlichen Ebenen das meiste Wasser aussenden. Die Hitze war in den letzten Tagen meines Aufenthaltes in Tabris unausstehlich geworden und ihre Qual durch den Staub, welchen die periodischen Tageswinde in Wolken durch die Gassen jagten, ohne die heiße Atmosphäre zu kühlen, vermehrt. Wer nicht durch seine Verhältnisse an die Stadt gebunden war floh nach den kühlern Terrassen

des Sahant und bezog in einem der grünen Thäler oder Schluchten dieser ziemlich malerischen Gebirgsgruppe am Ufer einer der Quellen oder rauschenden Bäche sein Sommerquartier. Auch die Consuln flüchten gewöhnlich Mitte Juli in die kühleren Höhen. Herr von Osserow, der russische Generalconsul, hatte in der Nähe des Dorfes Herbi am Ufer des Flüßchens Wasmisch-tschai mit sämmtlichen Attachés des Consulats seine Zelte aufgeschlagen und gedachte hier bis Mitte September zu verweilen. Unserer Verabredung gemäß sollten wir mit ihm in einem der höchsten Sahantthäler bei der Thermalquelle von Liwan zusammentreffen. Dr. Cassolani wünschte dringend diese Quelle, deren heilkräftige Wunder von den einheimischen Hekhims hoch gepriesen werden, näher zu untersuchen.

Die Hügel, welche die Vorstufen der Sahantgruppe bilden, bestehen aus Mergel, Conglomerat und Kalktuff, sämmtlich zur Molasseformation gehörig, die auch Petrefacten enthält. Die isolirte Gebirgsgruppe des Sahant selbst, welche der Hochebene Aserbeidschans als Gebirgsinsel aufgelagert ist und sich in gleicher Richtung mit dem Urmiasee von Süden nach Norden zieht, besteht aus Trachytporphyr, dem in der Richtung von Liwan ein Kalktuff aufgelagert ist, welcher große Puddinge von verschiedenen Felsarten, theils eckige, theils gerundete Fragmente von Trachyt, Porphyr und Kalk einschließt. Diese Puddingschichten wechsellagern mit Kalkmergel ohne eingeschlossene Geschiebe. Etwas tiefer im Gebirge bemerkten wir jene seltsam gestalteten Felsen voll Löcher und Höhlungen, deren bereits der britische Oberst Monteith erwähnt, welcher im Auftrage des Kronprinzen Abbas-Mirza das Sahantgebirge in verschiedenen Richtungen durchstreifte, um vornehmlich dessen Quellenreichthum kennen zu lernen, da die Stadt Tabris einzig von dorther gutes Trinkwasser erhält. Monteith will auf der niedern Kette am Ufer des

Flüßchens Wasmisch-tschai (er nennt ihn Bosmitsch-Fluß) Thonschieferformation mit Gyps und leichten Spuren von Kohlenlagern beobachtet haben, von welchen wir nichts bemerkten. Richtig ist seine Angabe über den merklichen Temperaturunterschied zwischen dem Plateau von Tabris und den ersten Sahantterrassen. Hier zeigte das Thermometer gegen 2 Uhr Nachmittags nur 24° R., während um dieselbe Tagesstunde in Tabris das Quecksilber bis auf 31° R. stieg. Noch bevor wir das Dorf Liwan erreichten, bemerkten wir an den Abhängen des Gebirgs viele durch Wildbäche erzeugte Erdpyramiden von ähnlicher Größe wie die berühmten Erdpyramiden von Botzen.

Liwan ist ein großes Dorf mit überaus fruchtbarer Umgebung. Gärten, Wiesen und Felder ziehen sich um den Ort. Das Getreide war bereits geschnitten, höchst üppig stand der Luzernerklee. Die Bevölkerung von Liwan sieht im Verhältniß zur persischen Landbevölkerung beinahe behäbig aus. Die Männer sind hochgewachsen, muskulös, von schönen Gesichtszügen und stark gebräuntem Teint. Die berühmte Eisenquelle, welche in ziemlicher Entfernung oberhalb des Dorfes aus einer Schlucht entspringt, hat eine Temperatur von 31° C. und scheint außer kohlensaurem Kalk besonders Eisenoxyd zu enthalten, welches dem Niederschlag die gelblichte Färbung gibt. Ueber dieser Quelle ist ein kleines Badhaus mit gewölbtem Dach, dessen Form den Grabcapellen der Marabuts in Algerien ähnelt, erbaut. Von nah und fern kommen zahlreiche Gäste herbei, die sich bald der Gesundheit, bald des Vergnügens wegen baden. Noch andere eisenhaltige Thermalquellen von gleicher Temperatur entspringen in der Nähe. Auf einer Insel, die der Wasmisch-tschai bildet, zeigte man mir noch eine schwefelwasserstoffhaltige Mineralquelle, die eine Temperatur von 14° C. hatte. Etwas höher im Gebirge entspringt ein sehr wohlschmeckender

Säuerling. Die Schluchten des Sahant scheinen überhaupt sehr reich an Mineralquellen. In der Nähe des Dorfes Wasmitsch befindet sich jene Grotte Iskanderiah, welche bereits Tavernier, Ouseley, Browne und zuletzt Oberst Monteith besucht und beschrieben haben. Sie liegt an der Mündung einer Thalspalte von Saad Abad, einem der westlichen Zuflüsse des Aigi und hat Aehnlichkeit mit der berühmten Hundsgrotte bei Neapel. Ihr Zugang ist sehr beschwerlich, ihre mephitischen Dünste werden erst in einer gewissen Tiefe bemerkt. Viele wilde Thiere scheinen hier den Tod gefunden zu haben, wie die vermoderten Knochen andeuten. Nach einer unter den Eingebornen herrschenden Sage soll in dem todbringenden Pfuhl dieser Höhle ein Schatz Iskanders (Alexanders) oder seines Vezirs des weisen Aristhatalis verborgen sein.

Wir verweilten einen Tag an der Quelle von Liwan. Die Herren v. Osserow, Daniskoff und Gussef waren bereits in Begleitung von Dienern und Kosaken einige Stunden vor uns eingetroffen und hatten ihre Zelte auf einer kleinen Bergwiese in der engen Thalkluft aufgeschlagen. Auch die nestorianischen Frauen waren diesen Herren gefolgt. Jeder derselben hatte neben seinem geräumigen Zelte noch ein kleineres für das Harem aufgeschlagen. Trotz der Einsamkeit dieser Gegend ließen sich die Damen nie außerhalb des Zeltes ohne Gesichtshülle sehen. Während sich meine Begleiter mit Baden belustigten, machte ich Ausflüge nach den Abhängen des Gebirges. Ueberall wo der massige Kern desselben zu Tage tritt, ist das Gestein porphyrartiger Trachyt mit den sogenannten glasigen Feldspathkrystallen (Ryakolith) ganz ähnlich dem kaukasischen Trachyt. Auch der Vegetationscharakter dieses persischen Gebirges ist dem kaukasischen ähnlich. Ich fand hier eine Menge Arten von subalpinen Pflanzen, welche ich ein Jahr zuvor in den Hochthälern

des Kaukasus bei Kobi und Keschand gefunden. Doch zeigt die Flora hier lange nicht dieselbe Mannigfaltigkeit wie in der kaukasischen Centralkette. Auch die hier fliegenden Gebirgsschmetterlinge besonders von den Geschlechtern Argynnis und Hipparchia stimmen im Wesentlichen mit den kaukasischen oder armenischen Arten überein. Auf den höchsten kahlen Felshöhen des Sahant soll der Steinbock und das kaukasische Schaf (Ovis Gmelini) nicht selten, jedoch schwer zu schießen sein. Einer unserer Gefährten schoß einen Hasen, wahrscheinlich eine noch unbeschriebene Art, von dem gemeinen Lepus timidus durch Größe, Länge und Form der Ohren, hellere Färbung und feinere Haare merklich unterschieden.

Monteith hat alle Quellen und Gewässer des Sahantgebirges untersucht und durch Beobachtungen und Messungen die Kenntniß der physischen Beschaffenheit dieses Gebirges ansehnlich bereichert. Alle Gewässer des Sahant fließen nach Monteiths Beobachtung dem Urmiasee zu mit Ausnahme des Karangu-Flusses, welcher durch Haschterud in östlicher Richtung nach dem kaspischen See strömt. Keines dieser Sahantflüßchen hat bedeutenden Wasserreichthum, aber alle sind ein Segen für das Flachland, das durch ihre Ableitung in Canäle an vielen Punkten, wo ohne künstliche Bewässerung keine Cultur gedeihen und der Blick nur öder Wüste begegnen würde, zum blühenden Garten umgewandelt ist. Wenige Stunden von unserm Bivouak am Wasmisch-tschai entfernt lag das Städtchen Maragha am gleichnamigen Fluß, im Mittelalter besonders berühmt durch die Sternwarte des großen persischen Astronomen Nassyr-Eddyn, welcher dem wie ein Meteor auftauchenden mongolischen Herrscher Hulaku Khan, dem mächtigen Eroberer Vorderasiens, zu seinen kriegerischen Plänen das günstigste Horoskop gestellt hatte. Hulaku Khan, welcher mit seinen

wilden mongolischen Reiterschwärmen einem wandernden Heuschreckenheere vergleichbar, sich auf die damals blühenden Provinzen Westpersiens und Mesopotamiens stürzte, den morschen Thron der Kalifen in Bagdad niederwarf, die Festen der Assassinen eroberte und Armenien, Georgien, Kleinasien und den größten Theil von Persien seiner kurzen Herrschaft unterwarf, nachdem er plündernd und verheerend diese Länder durchzogen, schlug in Maragha seine Residenz auf. Hier ließ er auf einer Anhöhe eine sehr feste Burg erbauen, um darin seine unermeßlichen Schätze zu wahren. Alles Gold und Silber, das er auf seinen Eroberungszügen erbeutet, ließ er münzen und zu Balisch (eine mongolische Münze von Silber und Gold) schlagen. Aus Dankbarkeit für seinen Astronomen Nassyr-Eddyn, welcher die Siegeslaufbahn seines Gebieters in den Sternen gelesen, ließ Hulaku Khan jenes Observatorium erbauen, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einen großen wissenschaftlichen Glanz auf diese früher wenig bekannte Stadt warf, die bald der Sitz einer ganzen Akademie von orientalischen Gelehrten wurde, deren Vorsitz der genannte Hofastrolog führte. Hulaku Khan genoß nicht lange seines Kriegsruhms und seiner Schätze. Er starb schon nach 10jähriger Herrschaft im J. 1264 zu Maragha und ihm folgte bald seine Gemahlin Daghus Khatun ins Grab, die eine Christin war und deren Andenken im Orient lange gesegnet wurde. Beider Grabstätten sollen noch existiren. Der britische Gesandtschaftssecretair Morier erwähnt zuerst der mit Sculptur versehenen Sarkophage, auf welchen die Figuren von Waffen, Büchern, Künstlerinstrumenten und ein Reiterbild eingemeiselt sind. Maragha bestand als Stadt schon vor Hulaku. Nach Abulfeda soll dieselbe von Merwan, dem letzten Kalifen der Ommajaden im J. 744 erbaut worden sein. Später war sie die Residenz seldschukischer Emire. Im J. 1221

wurde die Stadt durch den mongolischen Weltstürmer Dschingis Khan erobert und zerstört. Erst Hulaku, angezogen durch die Lieblichkeit der Lage in einem grünen Thal, richtete sie wieder aus ihren Ruinen auf. Kinneir und Morier waren die letzten Reisenden, welche Maragha besucht und uns dürftige Berichte über ihren gegenwärtigen Zustand hinterlassen hatten.

Mein Wunsch, diese durch Geschichte und Schicksale so berühmte Stadt, in welcher freilich nur wenig Spuren ihres mittelalterlichen Glanzes übrig geblieben, zu besuchen, scheiterte an dem Widerwillen meiner Reisegefährten, welche bei der drückenden Hitze nicht zu bewegen waren, den Ritt über die steilen Bergpfade fortzusetzen. Leider hatte ich meinen Dolmetsch und die Packpferde in Tabris zurückgelassen und so entschloß ich mich der Einladung des Herrn von Osserow folgend meine Reisegefährten nach Herbi zu begleiten, wohin die Harems der russischen Consulatsherren bereits aufgebrochen waren. Wir ritten dem Wismisch-tschai entlang abwärts durch das schmale Thal, welches von Fruchtbarkeit und üppigem Grün strotzte, während die Berghalden zu beiden Seiten, der Befeuchtung entbehrend, kahl und dürr in die grüne Mulde abfielen. Wir gelangten zuerst zur großen Ortschaft Bineh, welche reizende Gärten hat. In der Nähe von Herbi erweitert sich das Thal. Auf einer schönen von Bächen durchrauschten Thalwiese unter dem Schatten kolossaler Weiden und Pappeln erblickten wir die Zelte der russischen Consulatsherren mit ihren Harems und dem Dienertroß. Ein Dutzend Kosaken hielt in der Nähe Wache. Herr v. Osserow empfing uns hier mit seiner gewöhnlichen Hospitalität. Wir nahmen im offenen Zelte unser Abendmahl ein und erfreuten uns der milden Abendkühle und der lieblichen Gegend mit ihrer frischen Vegetation. Bei dem vorherrschenden trockenen Charakter der persischen Landschaften ist dem Reisenden ein

solcher Anblick besonders in der trockenen Zeit des Hochsommers, wo im Gebirge selten, in der Plaine fast nie Regen fällt, nicht häufig gegönnt. Wir saßen hier bis fast um Mitternacht und horchten mit Interesse den Schilderungen, die uns Herr v. Osserow von den politischen Zuständen Persiens, welche er in Teheran als Mitglied der Gesandtschaft durch eine Reihe von Jahren beobachtet hatte, entwarf. Als einer entomologischen Merkwürdigkeit macht mein Tagebuch von den graubeflügelten Schaben (Tineae) Erwähnung, welche angezogen durch die Lichthelle in nie gesehenen Schwärmen uns umschwirrten und durch ihre Masse mehr als einmal die Kerzenflammen erstickten.

Tags darauf kehrte ich in Begleitung des Dr. Cassolani über Halat-Buschan nach Tabris zurück, nachdem wir von den Herren Osserow, Daniskoff und Gussef, dankbar für ihre gastfreundliche Aufnahme, Abschied genommen. Bei Halat-Buschan liegt auf einer Insel in einem künstlichen See ein Lustschloß des Sardars von Tabris. Nach altem Brauche kommt jeder Sardar einmal des Jahres hieher, um mit feierlichem Pomp den Ehrenmantel anzuziehen. Das kleine Lustschloß ist aus Backsteinen erbaut und sein Inneres im persischen Geschmack eingerichtet. Die gewölbte Decke des untern Saales ist mit bunten Fresken bedeckt, welche kleine Landschaften, Bäume, Blumen, Vögel darstellend uns von der persischen Malerkunst eben keinen vortheilhaften Begriff geben. Durch bemalte Fensterscheiben bricht sich matt das Sonnenlicht. Solches Dämmerlicht liebt die wohlige Sinnenlust der Perser, und namentlich die Frauengemächer der meisten Großen haben solche gemalte Fenster. Halat-Buschan mit seinen vielen Pappeln und Weidenbäumen und der ziemlich üppigen niedern Pflanzendecke bildet in der sonst dürren, kahlen und sonnverbrannten Landschaft von Tabris gleich wie das Thal von Herbi eine liebliche Oase, welche

früher noch ungleich schöner und schattiger gewesen sein soll. Behmen Mirza, der gegenwärtige Sardar und Bruder des Schahs, ließ hier, aus Geldverlegenheit wie man sagt, kurz nach dem Antritt seines Amtes, 3000 der stärksten Bäume fällen, verkaufte sie zu einem Toman das Stück und beraubte damit die Gegend ihrer schönsten Zierde.

Während meiner kurzen Abwesenheit von Tabris hatte der englische Generalconsul Bonham von Behmen Mirza, dem Sardar von Aserbeidschan und Bruder Mohamed Schahs, einen Ferman für mich erlangt, worin sowohl den Behörden des Landes als sämmtlichen Unterthanen Seiner Hoheit in den bestimmtesten Ausdrücken der Befehl ertheilt war, meine wissenschaftlichen Reisezwecke nach Kräften zu fördern und mir überall gastfreundliche Aufnahme angedeihen zu lassen. Dieser offene Geleitsbrief, der mit dem Siegel und der Unterschrift des Sardars versehen war, sollte mir nicht nur in den kleinen persischen Ortschaften, wo es weder Karawansereien noch Chans gab und die Hospitalität der Bewohner in verdächtigem Rufe stand, sondern auch bei jenen wandernden Kurdenhorden im Süden des großen Urmiasee's und auf dem Grenzgebirge zwischen Persien und der Türkei gute Aufnahme und Obdach sichern.

Um dem geschriebenen Befehl des Sardars noch mehr Nachdruck zu verleihen hatte Behmen Mirza noch einen Kawassen seines Hofgefolges auf Herrn Bonhams Bitte zu meiner Verfügung gestellt. Obwohl die persischen Sardare, gedrängt und eingeschüchtert von den europäischen Consuln, mittelst der Nachhülfe ihrer kleinen regulairen Truppencorps weit mehr als früher für die Sicherheit der Reisenden und die Bewachung der verrufensten Gegenden sorgten und nach dem Beispiele der türkischen Paschas den Räubersinn der nomadisirenden Grenzkurden zu zügeln, ihnen mehr Respect vor dem Eigenthum einzuflößen such-

ten, so hat doch selten ein dauernder Erfolg ihren guten Willen belohnt und das unglückliche Ende der Reisenden Browne und Schulz ist bei den hiesigen Europäern noch in frischem, schauerlichem Andenken. Die Beraubung und Mißhandlung des britischen Consuls Abbot hatte später nicht nur die Europäer, sondern auch die einheimischen Behörden nicht wenig alarmirt. In Persien wie in der Türkei ist bei den Regierenden der Wunsch vorherrschend, ihre Völker der europäischen Civilisation zu nähern und in den Augen der Feringhis nicht für rohe Barbaren ohne Zucht und Gesetz zu gelten. Deshalb geschieht auch von den obersten Landesbehörden das möglichste, den reisenden Europäer gegen den Fanatismus oder Räubersinn der Landbevölkerung zu schützen, ihm selbst unter jenen nomadischen Kurdenhorden, welche kaum die Autorität der Schahs anerkennen und ihren Beg oder Lagerhäuptling mehr als den Sardar respectiren, kein Haar krümmen zu lassen.

Mirza Ali, der Kawaß des Sardars, war ein hagerer, gebräunter Perser, nicht über mittlere Größe und von nichts weniger als imposanter Figur. Sein bärtiges Gesicht trug nicht einmal jenen Stempel der Schlauheit und des verschmitzten Sinnes, welcher in persischen Physiognomien selten mangelt. Auch seine Kleidung hatte nichts ausgezeichnetes und als Waffe trug er nur einen schlechten Carabiner und den gewöhnlichen Krummsäbel. Dennoch sollte, wie Herr Bonham mich versicherte, die Begleitung dieses Mannes in den entlegenen Gegenden nicht wenig beitragen, die Wirkung des Fermans zu erhöhen, namentlich in Orten, wo niemand der Schriftsprache kundig ist und ein kräftiger Dolmetsch, welcher des Sardars Willen den Leuten mündlich kund gibt, immerhin ein nothwendiger Begleiter ist. Ich mußte mir daher diese Vermehrung meines Reisegefolges gefallen lassen und Herrn Bonham und dem Sardar noch dankbar

dafür sein, obwohl der Sold eines solchen Kawassen ungerechnet der vermehrten Verzehrungskosten für Pferd und Reiter täglich einen persischen Ducaten kostet.

Mein Reiseproject war zunächst nach den südlichen Gegenden des Urmiasee's gerichtet, die zu jenen Landschaften Vorderasiens gehören, welche geographisch noch am wenigsten bekannt sind, auch dem Ethnographen, dem Archäologen und Naturforscher die Lösung mancher Räthsel versprechen. Die Gebirge von Türkisch-Kurdistan stoßen südlich von Sauk-Bulak wie ein breiter Keil in das persische Territorium hinein. Es leben hier wandernde oder halb seßhafte Kurdenstämme, eben so jesidische und christlich-nestorianische Stämme, welche man kaum dem Namen nach kennt, über deren Ursprung, Geschichte, Sitten und Lebensweise höchst selten ein Augenzeuge berichtet hat. Ker Porter ist der erste europäische Reisende, welcher im Jahr 1818 einen flüchtigen Streifzug durch jene Gegenden und eine vollständige Rundfahrt um den Urmiasee gemacht hat, ohne jedoch den Contouren der Küstenumsäumung von Persiens todtem Meer immer genau zu folgen. Er scheint sich selbst bei den zugänglichen Uferstellen, deren es besonders an der Süd- und Ostseite nicht viele gibt, in der Regel vom Gestade ziemlich entfernt gehalten zu haben. Sein Reisejournal läßt viele Lücken, welche auch durch die späteren britischen Reisebeschreiber Kinneir, Fraser, Monteith nicht ausgefüllt worden sind. Von allen Gegenden Westasiens gehört jener Theil von Türkisch- und Persisch-Kurdistan, welchen die hohe Mauer der Zagros-Alpen als ein mächtiger Wasserscheider durchzieht, die Wiege der Zabflüsse, der Wohnsitz des gefürchteten Häuptlings der Hakkari-Kurden und das ganze große Dreieck zwischen dem Wan- und Urmiasee, dem Zab Ala und dem Tigris, in dessen Centrum das noch immer so geheimnißvolle Land Dschulamerk mit den höchsten Eis-

gen Medicamenten meiner Reiseapotheke abfertigen mußte, um ihrer los zu werden. Als gegen Abend die Hitze sich mäßigte, ließ ich wieder satteln. Nach zweistündigem Ritt erreichten wir das Dorf Ilehitschi, wo ich ein Nachtquartier nahm und wie gewöhnlich in einem Weingarten auf meiner Burka bivouakirte.

Tags darauf kamen wir an der großen Ortschaft Mamegan vorüber, welche terrassenförmig auf einer sanft abfallenden Berghalde erbaut ist. Ich kaufte hier auf dem Bazar einen durch ungemein große Ohren ausgezeichneten persischen Gebirgshasen. Die Neugierde der Bevölkerung war höchst lästig. Ein reisender Feringhi ist in diesen Gegenden eine überaus seltene Erscheinung. Bis zum Städtchen Duchalchan*) war das Land, welches wir durchzogen, eine dürre traurige Ebene, die nicht der kleinste Bach bewässerte. Wegen fast gänzlichen Mangels an befruchtender Feuchtigkeit war der Feldbau hier sehr beschränkt. Magere Sand- und Salzpflanzen bedecken stellenweise diese trostlose Einöde. Auf dem Boden liefen ziemlich zahlreich dieselben Melasomengattungen, welche man auch auf den salzgeschwängerten Sanddünen des Mittelmeeres findet. In besonders vielen Individuen waren die Gattungen Erodius, Pimelia und Blaps vertreten. Nur in der nächsten Umgebung der Dörfer, wo die dürftigsten Wasseradern des Sahant von den Bewohnern in künstliche Canäle geleitet und zur Bewässerung des dürren Bodens aufgefangen werden, gibt es einige grüne Gärten.

In Duchalchan hatten wir ein unangenehmes Abenteuer. Als unsere kleine Karawane über den Marktplatz ritt, hatte sich persischer Pöbel in großer Zahl versammelt, der uns mit Lachen und Pfeifen begrüßte. Als er uns ruhig weiter ziehen sah, fielen höhnische Schimpfworte und zuletzt Kieselsteine. Der Pole,

*) Dekergan auf den englischen Karten.

durch einen Steinwurf an der linken Hand verwundet, sprang vom Pferde und stürzte mit geschwungenem Säbel mitten unter den Pöbelhaufen, den muthmaßlichen Thäter am Kragen festhaltend. Der Pöbel brüllte, wagte aber nicht, den Gefangenen zu befreien. Mirza Ali war mit mir voran um die Straßenecke geritten. Als wir den Tumult hörten, schwenkten wir die Pferde und eilten dem Polen zu Hülfe. Es war nicht eben nöthig, diesem feigen Volk mit gezogenen Pistolen zu drohen. Denn obwohl einige Hunderte auf dem Platze und in den annähernden Gassen zurückblieben und fortfuhren zu schreien und zu schimpfen, wagte doch keiner, den jungen Burschen der starken Faust des Polen zu entreißen. Der Kawaß band dem Gefangenen die Hände und wir führten ihn zum Kadi, vor dessen offener Gerichtshalle unsere kleine Karawane stille hielt, während die Masse im weiten Halbkreise, doch in respectvoller Entfernung, vor dem Hause in plaudernden Gruppen stand. Der Zorn und Muthwille schien verschwunden und einige Graubärte in der Menge suchten das Loos des Gefangenen durch Bitten zu mildern. Da ich es aber auf Zureden des Kawassen für nöthig fand ein Exempel zu statuiren, trat ich in die offene Gerichtshalle ein.

Der Kadi Mirza Tschebir, ein langbärtiger schöner Perser in ausgewählter Kleidung saß im vollen Bewußtsein seiner Würde auf dem Divan und verhandelte so eben den Proceß zwischen einem Städter und Bauern. Als er mich in meinem seltsamen Aufzuge mit hohen grusinischen Reiterstiefeln über seine brodirten Teppiche marschiren sah, schnitt er ein finsteres Gesicht, denn nach Landesbrauch darf der Boden des Gerichtshauses nur mit bloßen Füßen berührt werden. Kaum hatte der Kadi jedoch einen Blick auf meinen Ferman geworfen, als sich seine düstere Miene in ein höfliches Lächeln aufklärte. Er ließ die Streiten-

den bei Seite treten und verhandelte sogleich unseren Proceß. Als der Pole den Hergang erzählt und dem Kadi seine wunde Hand gezeigt hatte, sagte Letzterer zu mir: „es ist doch ein gar schlechtes Volk hier zu Land. Die Feringhi dürfen nicht glauben, daß wir es an Ohrenabschneiden und Prügeln fehlen lassen. Aber so viele Executionen wir auch vornehmen, gibt es doch immer neue Verbrechen.“

Mirza Tschebir wandte nach diesen Worten das Auge von mir und warf einen fürchterlichen Blick auf den Angeklagten, den ein Tschausch am Arme festhielt. Der junge Mensch war bleich, zitterte und weinte. Ich hatte Mitleid mit dem armen Schelm, dessen Schuld nicht einmal genau constatirt werden konnte, da doch einige Dutzend Kieselsteine von den Pöbelfäusten geworfen worden und man nicht wissen konnte, wer eigentlich meinen Dolmetsch verwundet hatte. Als auch der Kawaß zur Bekräftigung der Erzählung Saremba's seinen Bericht abgestattet, gab der Kadi dem nächsten Gerichtsdiener einen Wink und sprach halb laut einige mir unverständliche Worte. Der Angeklagte schien ihre Bedeutung besser verstanden zu haben, denn er lamentirte wehmüthig und bat um Gnade. Es handelte sich um nichts Geringeres als um den Verlust seines Ohrenpaares, die ein mit scharfem Messer bereitstehender Tschausch, welcher in derartigen Operationen eine geübte Hand zu haben schien, auf Mirza Tschebirs Befehl zu amputiren im Begriffe stand. Natürlich protestirte ich jetzt als Kläger feierlich und energisch gegen diese Sentenz und der Pole mußte dem Kadi meine Strafpredigt über die barbarische Justiz des Perserlandes wörtlich übersetzen. Mirza Tschebir hörte dieselbe mit großer Gemüthsruhe an und begnügte sich kühl zu erwiedern, daß eben jedes Land auch im Justizfach seine eigenthümlichen Bräuche habe und daß man ohne so abschreckende Strafmittel das Volk

gar nicht mehr in Furcht und Respect halten könne. Er schien übrigens nicht unzufrieden, daß ich selbst für eine Milderung der Strafe stimmte, denn aller Wahrscheinlichkeit nach hatte mehr der Respect vor meinem Ferman und die Befürchtung einer Reclamation in Tabris als die Gerechtigkeitsliebe den Kadi bestimmt, eine so exemplarische Strafe zu verhängen. Der junge Delinquent schien wohlhabend genug, durch das Opfer einiger Tomans sein Ohrenpaar zu retten. Wahrscheinlich hatte es dabei sein Bewenden. Ich verließ mit meinen Leuten das Richterhaus, nachdem ich dem Kadi eine genauere Untersuchung der Sache anempfohlen und von ihm das Versprechen erhalten hatte, wenigstens in dieser Sache kein Strafurtheil vollziehen zu lassen, welches unsere europäischen Humanitätsgefühle so tief verletzte.

Wir setzten unsere Reise fort und gelangten nach zweistündigem Ritt an den Fuß des Nedili-Dagh, der ein westlicher Ausläufer des Sahantgebirges ist. Am Fuße dieser Bergkette entspringt ein reicher Eisensäuerling, der viel kohlensaueren Kalk, Kieselerde und Eisenoxydul niederschlägt und eine Temperatur von 23° Celsius hat. Tadapan-su ist der Name dieser Quelle, die, wie der Führer uns versicherte, im Lande eines besonders heilkräftigen Rufes genießt. Neben dem Quellsprudel ist ein Badhäuschen erbaut. Die höheren Gipfel des Nedili-Dagh bestehen aus trachytischem Porphyr, auf den niedrigen Abhängen gegen das Seeufer lagert ein harter Kalktuff.

Von der Höhe dieser Berge überschaut man ein ausgedehntes schönes Panorama von wahrhaft malerischer Wirkung. Das große Salzwasserbecken des Urmiasee's, seine mitunter recht seltsam gestalteten Ufer und die hohen schneereichen Gebirge, welche die salzgeschwängerten Hochebenen des alten Feuerlandes mit ihren zahlreichen Dörfern und Städten, mit ihren üppig

blühenden Gartenlandschaften und traurigen Wüsteneien in prachtvoller Majestät umgürten, ist fast in seiner ganzen Ausdehnung zu überschauen. Am schönsten nahm sich die Halbinsel Schahi mit ihren malerisch geschwungenen Felsgipfeln, welche in zackigen Kronen sich hoch über die blaugrüne Wasserfläche erheben, im landschaftlichen Proscenium aus. Von dieser Seite gesehen hatte dieselbe einige Aehnlichkeit mit der Insel Capri im Golf von Neapel, deren pitoreske Contouren bekanntlich alle Landschaftszeichner bewundern. An der Ostseite der Schahiinsel war die Ebene mit einer halbzolldicken Salzkruste bedeckt. Mit dem Fernrohr sah man einige Gruppen der Schahi-Bewohner nach Tabris auf den Markt reitend. Die Pferde schienen in dem salzigen Sumpfboden oft bis an die Knie einzubrechen. Das Niveau des Urmiasee's war während meines kurzen Aufenthaltes in Tabris und im Sahantgebirge um fast einen halben Fuß gefallen.

Am Abend desselben Tages erreichten wir das Dörfchen Daschgesan, eine kleine Viertelstunde vom Seeufer entfernt und den berühmten Marmorbrüchen, welche den schönsten alten und neueren Bauwerken Persiens und ganz Vorderasiens das prächtige Material lieferten, zunächst gelegen. Das Dorf steht erst seit wenigen Jahrzehnten und wird von Morier dem einzigen europäischen Reisenden, welcher vor mir diese Steinbrüche und die benachbarten petreſirirenden Quellen besucht und beschrieben hat, nicht genannt. Die von ihm erwähnte Ortschaft Scheramin-Köi liegt eine Viertelstunde weiter landeinwärts in der Nachbarschaft des Dorfes Chanajeh-Köi, dessen Bewohner sich außer den Steinmetzarbeiten auch mit Obstbau und Feldcultur beschäftigen und ziemlich hübsche Gärten besitzen. Die Ebene, in welcher diese drei Ortschaften liegen, hat etwa eine deutsche Meile im Umfang und ist in Halbmondform von mit-

telhohen Bergen eingefaßt. Am Fuße der östlichen und südlichen Berge breiten sich schöne Saatfelder aus mit Waizen, Reis, Baumwolle und Sesam (Ricinus) bepflanzt. Gegen das Seeufer ist der Boden steril und in der nächsten Umgebung der Quellen gedeiht keine Art von Cultur. Daschgesan, wo ich eine Woche verweilte, ist das ärmste von den genannten Dörfern, ohne Gärten, sogar ohne süßes Trinkwasser. Der ganze Ort zählt nur etwa zwanzig Häuschen, deren Mauern theils aus Tuff, theils aus den herrlichsten Marmortrümmern bestehen, welche mit Koth zusammengekittet sind. Elendere Wohnsitze aus prächtigerem Baumaterial kann man sich nicht denken.

Die Umgegend von Daschgesan gehört in geologischer Beziehung zu den merkwürdigsten und räthselvollsten, die ich je kennen gelernt habe. Nach der noch heute sowohl bei den Eingebornen als unter den europäischen Geographen vorherrschenden Ansicht ist der berühmte halbdurchsichtige alabasterartige Marmor am Urmiasee das fortdauernde Product von Quellbildungen. Als solches wird dieser Marmor nicht nur von den älteren und neueren britischen Reisenden in Persien, welche nicht selbst an Ort und Stelle gewesen, sondern selbst von Morier bezeichnet, der die Reise nach Scheramin ausdrücklich in der Absicht machte, die Marmorschichten und den Proceß ihrer Bildung zu beobachten. Seine Beschreibung der Quellen selbst ist zwar lückenhaft, aber nicht ungetreu. Grundfalsch dagegen ist seine Meinung, daß aus dem Absatze der Quellen noch heute das gleiche prachtvolle Steinproduct hervorgehe, mit welchem die persischen Großen seit Jahrhunderten vorzugsweise ihre Gotteshäuser, Paläste und Gräber schmückten.

Die meisten Quellen, welche in früheren Epochen wirklich periodisch durch ihren reinen Kalkniederschlag jene Marmorschichten bildeten, sprudeln heute nur an der Nordseite der Ebene.

Ich zählte deren im Ganzen 37, von welchen der kleinere Theil am Fuße der hohen Tuffkalkfelsen entspringt, von welchen zweifelsohne vor Zeiten das Wasser sämmtlicher Quellen in die Ebene sich ergoß und hier einen kleinen See bildete, in welchen die reinsten Quellen bei vollkommener Ruhe ihre Marmorschichten, die trüberen ihren schmutzigen Tuff absetzten. Nachdem durch den fortschreitenden Bau der Tufffelsen die Quellen sich selber ihren Canal verstopft hatten, brachen sie in größerer Entfernung davon, meist an tiefer liegenden Stellen der Ebene, wo der Boden geringere Widerstandsfähigkeit zeigte, wieder hervor. Ganz ähnliche Erscheinungen haben wir bei den berühmten Thermalquellen von Hammane-Meskhutin im Atlasgebirge, welche aber lange nicht so kalkreich sind und bei vielen Quellen Anatoliens, besonders an der Karawanenstraße zwischen Trapezunt und Erzerum beobachtet. In der Ebene von Daschgesan selbst sprudeln die meisten Quellen aus kleinen conischen Erhöhungen, welche sie durch ihren Niederschlag einige Fuß über der Bodenfläche gebaut haben und deren Ränder sehr sanft gegen die Ebene abfallen. Das Mundloch der Quelle befindet sich stets in der Mitte der conischen Erhöhung.

Durch einen schmalen Canal von der Breite und Tiefe weniger Zolle fließt das Wasser in südlicher Richtung der Ebene zu. Keiner dieser Canäle ist über einige hundert Schritte lang. Zerbröckelter Kalktuff und dieselbe schwarzgrüne, schlammartige höchst eigenthümliche Materie, welche sich rings um die Ufer des Urmiasee's angehäuft findet und an manchen Stellen sich meilenweit landeinwärts erstreckt, verstopfen diese Quellrinnen und das Wasser tritt dann über dessen Ränder in die niedrigen Theile der Ebene aus, seine verschiedenartigen Tuffschichten bildend. Die meisten dieser Quellen fließen nur schwach, andere im ziemlich ergiebigen Sprudel. Ihre Temperatur ist 18° nach der

Scala des hunderttheiligen Thermometers. Dem Geschmack nach scheint Bittersalz über den Eisengehalt vorzuherrschen. Der Niederschlag in der nächsten Nähe der Quellen ist bald grau, bald röthlich oder gelb gefärbt, je nach der Beimischung von Metalloxyden. Daß eine gewisse Tendenz zur Marmorbildung bei diesen Quellen noch immer vorherrschend ist, beweisen die vielen papierdünnen, schneeweißen und vollkommen reinen Kalkschichten, die sich noch jetzt in der nächsten Umgebung der Mundlöcher mancher Quellen bilden. Aber selbst dieses dünne Präparat, welches zweifelsohne in früheren Zeiten bei ganz ungestörter Bauarbeit der Quellen und wahrscheinlich unter verschiedenen Temperaturverhältnissen zur Bildung der eigentlichen Marmorschichten diente, gelingt jetzt nicht an allen Stellen. Die gröberen Bestandtheile des Wassers mischen sich mit den feineren und bilden den gewöhnlichen schmutzig grauen Tuff, der sich mit dem milchweißen Niederschlag anderer Quellen mischt, deren dünner Schichtenbau auch hier durch die Fußtritte vorüberwandelnder Menschen und Viehheerden alsbald wieder zerstört wird. Der Bau wirklicher Marmorschichten gelingt diesen Quellen nirgends mehr, wie ich mich durch genaue Besichtigung der Localität überzeugte. Offenbar ist der frühere Standort der Quellen auf den höher gelegenen Tuffkalkfelsen, wo sich zuerst die trüberen, unreinen Bestandtheile des Wassers absetzten und den schmutziggrau gefärbten Tuff bildeten, während das über die geneigten Schichten hinwegfließende Wasser an den tieferen Stellen der Ebene sich zu einem See sammelte und bei seiner Verdünstung in vollkommener Ungestörtheit die horizontal reinweißen Kalkschichten niederschlug, der Marmorbildung günstiger.

Auf den höheren Tuffkalkfelsen im Norden hat man bis jetzt keinen Marmor entdeckt, wahrscheinlich findet sich derselbe auch hier in den tieferen Schichten. Aber Bohrversuche scheint

man nicht angestellt zu haben, obwohl die schönsten und reichhaltigsten Schichten in den Steinbrüchen der Ebene nahebei erschöpft scheinen. Gegenwärtig wird das prachtvolle Gestein nur noch in der Plaine am Fuße der nördlichen Tuffkalkberge gebrochen, wo eine höchst instructive Reihenfolge von Schichten durch Menschenhände aufgeschlossen liegt. Ein Kalktuff von schmutzig grauer Farbe, von vielen Löchern und Höhlungen durchsetzt, bildet die oberste Schicht und enthält viele halbfossile Pflanzenreste und Abdrücke von Stengeln und Blättern. Eisenoxyd gibt ihm an vielen Stellen einen röthlichen Ton. In der Tiefe nehmen die Tuffkalkschichten an Mächtigkeit wie an Härte zu. Die obersten Schichten sind selten über 1½ Zoll mächtig, die dreizehnte Schicht von oben herab gezählt, hat bereits eine Mächtigkeit von 6 Zoll. Die Färbung dieser Schichten wird in der Tiefe immer lichter, bis allmählig der Tuff in wahren Marmor übergeht. Den obern Rand der Schichten, welche unmittelbar über dem alabasterartigen Gestein lagern, überkleidet eine Kruste des gewöhnlichen Tuffs, während gegen die Mitte das Gestein in milchweißer lichter Färbung und in einer der tieferen Marmorschicht bereits sehr ähnlichen Beschaffenheit mit einem dieser Felsart eigenthümlichen quarzartigen Fettglanz vorkommt. Die eigentlichen Marmorschichten, welche unmittelbar darunter folgen, sind von 6'' bis 1' mächtig. Dieser Marmor ist von sehr verschiedener Färbung, Zeichnung und Schönheit. In den meisten Schichten ist eine trübgelbe oder weißliche Färbung vorherrschend. Die schönsten Varietäten sind milchweiß, citronengelb oder rosenroth. Ich habe Handstücke mitgebracht, welche dem Rosenquarz unserer deutschen Alpen täuschend ähnlich sehen. Ein eigenthümlicher Fettglanz, ähnlich wie der des Quarzes, charakterisirt die meisten Varietäten dieses Gesteins. Sein Bruch ist splitterig, manchmal über-

gehend ins Flachmuschlige. Beigemengte Oxyde geben ihm oft eine überaus zierliche Zeichnung. Ich fand von diesem Marmor auch mitunter sehr große Stücke von kugeliger Form, um welche sich dünne Schichten concentrisch angesetzt hatten. Zerschlug man diese Kugeln, so sah man ganz ähnliche kreisförmige Linien, wie bei den Jahresringen der Bäume. In dieser kugeligen Form scheint der Marmor, jedoch nur als Tropfsteingebilde, aufzutreten. Zwischen den verschiedenen Tuffkalkschichten befinden sich nämlich öfters hohle Räume, wo der untere Rand der Tuffschicht mit prächtigen Marmor-Stalaktiten ausgekleidet ist. Diese Stalaktiten bildeten sich hier offenbar später als die oberhalb lagernden Tuffschichten, durch deren Poren das darüber hinströmende Quellwasser mit seinen feinsten Kalktheilen hindurchsickerte und zwischen der Schichtenabsonderung allenthalben verschiedenartige Tropfsteinbildungen vom reinsten kohlensaueren Kalk absetzte. An Stellen, wo das Gestein ein dichteres Gefüge hat, ist es weniger durch Löcher und kleine drusenförmige Höhlungen durchsetzt, wie in anderen Schichten, wo der Werth der ausgehämmerten Steintafeln durch diese hohlen Räume sehr geschmälert wird. Mit Ausnahme der ganz trüben Varietäten sind die Marmortafeln, wenn sie nicht die Dicke eines Zolls überschreiten, gewöhnlich mehr oder minder durchschimmernd und man kann, wenn man sie gegen die Sonne hält, die Umrisse der sie haltenden Hand durch das Gestein erkennen. Je durchsichtiger und reiner das Gestein ist, desto höher ist in der Regel sein Werth. Nach einer chemischen Analyse des amerikanischen Geologen Hitchcock enthält dieser prächtige Marmor:

Kohlensaueres Eisenoxydul	2.93	Theile.
Kohlensauere Bittererde	1.33	—
Kohlensaueren Kalk	95.74	—
	100.00	

Ein ähnlicher Quellmarmor von der Landschaft Salmas im Nordwesten des Urmiasee's, welchen derselbe amerikanische Geolog untersuchte, enthielt an kohlensauerem Eisenoxydul fast um die Hälfte weniger. Die schönste reinweiße Varietät dieses Gesteins fand ich an den räthselhaften Grabmonumenten des Felsschlosses Gertschin-Kaleh, im Westen des Urmiasee's.

Den hohlen Ton, welchen Morier beim Fußtritt über diesen Steinbrüchen beobachtet haben will, habe ich nicht wahrnehmen können, noch weniger die schwefeligen Dünste in der Luft. Der widerliche Geruch, den man hier spürt, ist der gewöhnliche, der an den meisten Uferstellen des Urmiasee's herrscht und von der bereits in meinen früheren Skizzen mehrhaft erwähnten schwarzgrünen, salzgeschwängerten, eigenthümlich stinkenden Materie herrührt, welche auf dem Grunde des See's wahrscheinlich aus faulenden Vegetabilien entsteht und in den umgrenzenden Ebenen sehr weit landeinwärts verbreitet ist, eine Erscheinung, welche in Verbindung mit anderen Beobachtungen auf eine früher viel bedeutendere Ausdehnung des Seebeckens unwiderleglich hindeutet. In Moriers kurzer Beschreibung dieser Localität ist überhaupt manches Ungereimte, wie auch der Geolog Hitchcock sehr scharfsinnig vermuthet hat, obwohl er nicht selber in diesen Gegenden gewesen. Wenn Morier den petreficirten Sumpf dieser Quellenumgebung mit dem Aussehen einer gefrorenen Wasserfläche vergleicht, so ist das ziemlich richtig, ebenso die Bemerkung, daß das Wasser hier allenthalben die Tendenz zeige, sich in Steinschichten zu erhärten. Grundfalsch dagegen ist die Behauptung Moriers, daß aus derselben Operation, wie wir sie gegenwärtig bei Daschgesan vor Augen sehen, aus jenen papierbogendünnen Schichten, welche die conischen Erhöhungen um die Mundlöcher der Quellen überdecken, das gleiche schöne reine Kalkproduct hervorgehe, welches man in

ganz Vorderasien unter dem Namen Tabris-Marmor bewundert. Ich habe bei einer sehr genauen Untersuchung dieses merkwürdigen Territoriums nicht eine einzige Stelle gefunden, wo wirkliche Marmorschichten nahe an der Oberfläche des Bodens zu Tag treten. Ueberall bildet der schmutziggraue oder bräunliche Tuff die höheren Schichten, und der schöne durchsichtige Marmor erscheint erst in ziemlicher Tiefe. Unter demselben folgt dann eine Reihe gewöhnlicher Tuffschichten, welche dann wieder mit schönen Marmorschichten wechsellagern. Wie räthselhaft auch der Hergang dieser Marmorbildung ist, so drängen sich doch hier bei genauer Beobachtung zwei sichere Thatsachen auf:

1) fand hier die Marmorbildung nur in periodisch abgeschlossenen Zeiten statt, nach welchen die Quellen die Fähigkeit, dieses reine Gestein hervorzubringen, wieder verloren haben;

2) seit einer langen Reihe von Jahren ist hier kein eigentlicher Marmor mehr aus dem Quellabsatz hervorgegangen.

Die geistreiche Hypothese Hitchcocks, dessen Scharfsinn wir um so mehr bewundern müssen, da er diese geologisch höchst wichtigen Localitäten nicht einmal selbst besucht hat: daß der Marmor bei einer früher weit höheren Temperatur des Wassers, wo diese Quellen gleich jenen berühmten Travertin bildenden heißen Quellen im Himmelaya als wirkliche Thermalquellen reicher an Wasser wie an kohlensauerem Kalk dem Boden entsprudelten, sich gebildet habe, hat viel Wahrscheinliches für sich. Die zahlreichen vulkanischen Bildungen rings um den Urmiasee, die erloschenen Feuerberge der Gegend von Tabris, deren wir bereits erwähnten, die in früheren Zeiträumen periodisch wiederkehrenden Feuererscheinungen und Eruptionen in diesem Lande, wo in der frühesten historischen Zeit dem Feuer eine allgemein göttliche Verehrung gewidmet war und Spuren des alten Feuercultus sich bis auf den heutigen Tag im Volke vorfinden, könn-

ten vielleicht den Schlüssel zur Lösung dieser geologischen Räthsel liefern und den periodischen Wechsel der Temperatur wie der chemischen Bestandtheile dieser Quellen so wie der petrographischen Beschaffenheit ihrer Steinbildungen erklären.

Von Daschgesan machte ich fast täglich Spaziergänge nach dem Seeufer. Man konnte sich auch hier wie an vielen Stellen des nördlichen Ufers nur auf etwa 50 Schritte nähern, da man in der schwarzgrünen Sumpfmaterie, die hier mit einer dünnen Salzkruste überdeckt war, bis an die Kniee einsank. Eine ungeheuere Herde von Wad- und Schwimmvögeln, welche sich in verschiedene Gruppen zertheilte, war sichtbar, doch leider außer Schußweite. Nie scheinen diese Thiere durch Jäger erschreckt worden zu sein. Selbst die stärksten Flintenschüsse, die ich abfeuerte, konnten sie nicht zum Auffliegen bringen. So karg und einförmig hier die Vegetation ist, so reich scheint dagegen die Insectenfauna zu sein. Das salzige Ufer war mit zahllosen Käfer-Cadavern bedeckt, worunter vorherrschend die Gattungen: Megacephala, Cicindela, Adesmia, Pimelia und eine noch unbeschriebene Art von Scarabaeus. Diese Koleopteren scheinen sich hier eines überaus kurzen Lebens zu erfreuen und nur im Frühling würde der entomoligische Sammler an diesen Ufern reiche Ausbeute machen. Obwohl es mir trotz aller Anstrengungen nirgends gelang, den salzigen Morast ganz zu überschreiten und bis an den Rand des Wassers zu kommen, so konnte ich doch von der Felshöhe im Norden der Ebene deutlich wahrnehmen, daß hier die Tuffkalkschichten bis unter das Niveau des See's fortsetzen. Als einer besonderen Merkwürdigkeit erwähnt mein Tagebuch noch der ziemlich geräumigen natürlichen Höhlen in diesen Tufffelsen, welche später durch künstliche Nachhülfe erweitert worden zu sein scheinen. Die Bewohner von Daschgesan bedienten sich ihrer zur Aufbewahrung des Seesal-

zes. In diese Höhlen ziehen sich bei einbrechender Dämmerung viele interessante Tagschmetterlinge zurück. Ich erbeutete hier eine neue wunderschöne Art von Satyrus, welche Herrig-Schäffer beschrieben hat.

Nachdem ich eine volle Woche in Daschgesan zugebracht, setzte ich meine Reise nach der Südseite des Urmiasee's fort. Ueberall suchte ich dem Gestade so viel wie möglich nahe zu kommen, da eine neue Untersuchung der Ufer von Persiens todtem Meere, welches vor mir nur der britische Reisende Ker-Porter (i. J. 1818) ziemlich flüchtig und in einem allzu weiten Kreise umwanderte, das nächste geographische Problem war, dessen Lösung mir besonders am Herzen lag. Eine vollkommene Rundreise um den Urmiasee war jedenfalls ausführbar, während der projectirte Ausflug über die Zagros-Alpen nach Türkisch-Kurdistan, der beabsichtigte Besuch in Rewandoz und Dschulamerk nach den Ansichten des Sardars Behmen Mirza und des Consuls Bonham ein unter den zerrütteten Verhältnissen der Gegenwart kaum ausführbares Unternehmen war.

Die Gebirgskette, welche als westlicher Ausläufer des Sahant die Südseite der Ebene von Daschgesan umgrenzt, besteht aus Schiefer-Conglomeraten und einem dichten hellfarbigen Kalk. Wasser und Vegetation sind auf den Abhängen desselben sehr sparsam. Von Mineralquellen und Tuff oder Marmorbildung bemerkte ich keine Spur. Nach dreistündigem Ritt hatten wir dieses öde, kahle Steingebirge hinter uns und traten n eine große freundliche Ebene ein, welche mit vielen Dörfern und Anbau bedeckt ist. Das Städtchen Binab, welches einen ziemlich belebten Bazar hat, und von Obst- und Weingärten umgeben ist, erreichten wir gegen Abend nach achtstündiger Tagesreise. Auf dem ganzen Wege von Daschgesan bis Binab war nicht ein einziger Bach zu überschreiten. Alle Wasser, welche der

Sahant in dieser Richtung herabsendet, werden von Gärtnern und Feldbauern abgezapft und zur Befeuchtung des Bodens völlig verbraucht. Bis zum kleinen Maraghafluß im Süden von Binab, dessen Bett im Hochsommer überaus wasserarm ist, erreicht in den trockenen Monaten kein einziges Sahantflüßchen dieser Gegend das Wasserbecken des Urmiasee's, da vor dem Ende seines natürlichen Laufes durch künstliche Canäle der durstige Boden hier alle Gebirgswasser aufsaugt. Auch hier gelang es mir nirgends, den äußersten Rand des Seebeckens zu erreichen. Der salzige Uferschlamm machte alle Annäherungsversuche fruchtlos. Die große Ebene war belebt durch zahlreiche Vögelschwärme. Staaren und prächtig gefiederte Beerenfresser (Merops Apiaster) schwärmten um die Dörfer. Wilde Tauben und Steppenhühner (Pterocles arenarius) suchten nach den Körnerresten auf den geschnittenen Feldern. Letztere waren ziemlich scheu und ließen sich nicht leicht auf Schußweite beschleichen, während man von den wilden Tauben hier mit wenigen Schüssen mehr erlegte, als man für seine Reiseküche brauchte.

In Binab fanden wir recht freundliche Aufnahme nebst schmackhaftem Lammbraten, vortrefflichem Pilav und ziemlich genießbaren Früchten. Der persische Wirth, der uns am Kochfeuer Gesellschaft leistete, rieth uns für die folgenden Tage, wo wir nach Ueberschreitung des Dschagatuflusses in das eigentliche Kurdenland eintreten und die Hospitalität wilder und fast unabhängiger Nomadenstämme in Anspruch nehmen sollten, zur äußersten Vorsicht und Wachsamkeit. Die Sage von dem jüngsten Trauerspiel im christlichen Alpenlande Dschulamerk, von den Waffentriumphen und Gräueln, welche die Häuptlinge Nurullah Beg und Beder Chan gegen die unglücklichen Nestorianer verübt hatten, war auch bis in diese Gegenden gedrungen. Der

tumultuarische und räuberische Sinn der kurdischen Grenznomaden war durch diese Vorgänge allenthalben geweckt und genährt. Die persischen Steuereinnehmer konnten selbst unter den nächsten Kurdenstämmen jenseits des Dschagatu nur mit größter Mühe die Abgaben eintreiben. Die Clans und Stämme oberhalb Sauk-Bulak verweigerten jede Zahlung und drohten dem Sardar, sich an die Hakkari anzuschließen, mit welchen sie bisher in häufiger Fehde gelebt.

XII.

Von Binab nach Persisch-Kurdistan — Der Dschagatufluß — Landschaftscharakter — Eine Nacht unter kurdischen Nomaden — Charakterzüge der Kurden. Die südlichen Uferlandschaften des Urmiasee's. Eine Vogeljagd. Sauk Bulak. Zustände von Kurdistan. Ritt nach Serdascht und Rückkehr nach Sauk Bulak. Balista. Babari. Der ungastliche Nestorianer. Turkman. Ein Abenteuer unter persischen Frauen.

Unter dem niederschlagenden Eindruck der Erzählung unsers persischen Hauswirths in Binab von den bedrohlichen Zuständen Kurdistans und der fanatischen Aufregung, welche die Siege der Hakkari- und der Buhdan-Kurden über die chaldäischen Christen auf alle nomadisirenden und seßhaften kurdischen Stämme diesseits wie jenseits der Zagroskette hervorgerufen, traten wir am 19. August die Reise nach dem eigentlichen Kurdenlande an. Ich ordnete unsere kleine Karawane so, daß Mirza Ali, in dessen Händen der Ferman des Sardars war, an der Seite unsers Wegführers stets eine Strecke voran reiten mußte, um mit den Kurden, auf welche wir jenseits des Dschagatu stoßen sollten, zu parlamentiren, ihnen den friedlichen und harmlosen Zweck unserer Reise auseinander zu setzen und sie mit der Autorität seines Amtes und Namens, wie mit den Befehlen des Statthalters von Tabris bekannt zu machen. Der Pole

Saremba und der Armenier Pilosch sollten bei den Pferden verweilen und das Gepäcke nie aus den Augen verlieren, während der persische Reisende, der sich in Binab uns angeschlossen, bei der Nachhut ritt. Ich selbst hielt es für nothwendig, mich öfters von der Karawane zu entfernen, um die Gegend zu beiden Seiten des Weges zu recognosciren. Da ich das beste Pferd ritt und seinen flinken Beinen vertraute, konnte ich manchmal auch auf größere Entfernungen hinter der Karawane zurückbleiben, wenn es schöne Pflanzen oder seltene Insecten zu sammeln gab. Nie aber trennte ich mich von meiner Doppelflinte. Bevor wir von Binab aufbrachen, wurden alle Gewehre und Pistolen meiner Begleitung sorgfältig untersucht, ob sie im schußfertigen Zustande seien. Bekanntlich imponirt den räuberischen Kurden nichts mehr als europäische Feuerwaffen, deren Wirkung sie im letzten russisch-persischen Kriege kennen gelernt und denen der gemeine Kurde nur seine Bambuslanze, der Häuptling seine elende Luntenflinte entgegen zu stellen hat. Die Kurden sind scharfe Beobachter und gute Rechner und wissen eben so sehr die Stärke des Widerstandes wie den Werth der Beute abzuschätzen. Neigt sich die Wagschaale nicht bedeutend zu Gunsten der Letztern, so hat der Reisende unter jenen Stämmen, welche noch einigermaßen die Autorität des persischen oder türkischen Statthalters respectiren, keine allzu großen Gefahren zu erwarten, wenn auch das Gefühl vollkommener Sicherheit im Kurdenlande nirgends existirt.

Ueber den Maraghafluß führt südlich von Binab eine solide Brücke mit fünf Spitzbögen. Im Frühling soll der Fluß sein weites und tiefes Bett ganz ausfüllen und sehr reißend sein, im Spätsommer ist er seicht und so wasserarm, daß man hier kaum eine Strömung nach dem See bemerkt. Nach dreistündigem Ritt erreichten wir die Ufer des Dschagatu, welcher nicht

wie die nordöstlichen Gewässer des Urmiasee's auf den Sahant-gipfeln, sondern auf den höheren Bergen im Süden, die als Fortsetzung der Zagroskette südöstlich in die Landschaft Ardelan abfallen, entspringt und nach einem Laufe von nahebei 1½ Breitegraden in die südlichen Sumpfebenen des Urmiasee's ausmündet. Der Dschagatu bildet noch heute wie zur Zeit der Wanderung Ker-Porters die Grenze zwischen den kurdisch redenden Nomadenstämmen, welche meist Sunniten sind und den türkisch sprechenden Persern Aserbeidschans, welche sich zur Secte Ali's bekennen. Selten mischen sich die Dorfbevölkerungen der beiden moslemischen Secten, obwohl sie Nachbarn sind und unter der gleichen Herrschaft stehen, während man chaldäische Christen und selbst jesidische Teufelsanbeter mit den seßhaften Kurden nicht selten gemengt findet. Ich ließ die Karawane am rechten Ufer des Dschagatu Halt machen und während meine Leute den Rest der gestrigen Küche und die Pferde ihre gewöhnliche Gerstenration verzehrten, badete ich im Fluß, welcher selbst in der trockenen Jahreszeit ziemlich viel Wasser und eine ansehnliche Breite hat, aber an den meisten Stellen gefahrlos durchwadet werden kann. Nach kurzer Rast überschritten wir gegen Mittag den persisch-kurdischen Grenzfluß. Der Landschaftscharakter änderte sich hier. Noch von Daschgesan aus gesehen ist das Bild des alpenumgürteten See's trotz der wilden Einsamkeit, welche an der Ostseite den vorherrschenden Charakter bildet, sehr malerisch. Jenseits des Dschagatu wird der Anblick der Gegend immer öder und trauriger und gegen das Ufer des Takauflüßchens, das weiter südöstlich die Landschaft durchströmt, hat das Gemälde dieser öden Sumpfflächen eine schauerliche Monotomie.

Nachdem wir nahebei drei Stunden geritten, ohne einem Menschen zu begegnen, erblickten wir endlich in der Ferne schwarze Zelte, welche ein altes ruinenhaftes Gebäude umgaben und einen

Trupp kurdischer Reiter, welche eben mit der Heerde von der Weide kamen. Die schwarzen persischen Lammfellmützen waren verschwunden und wir hatten es wieder mit hellfarbigen kurdischen Filzmützen und feuerfarbigen Turbans zu thun.

Die Luchsaugen der Kurden schienen uns bereits bemerkt zu haben, bevor wir noch ihre Zelte erblickt hatten. Ein prächtiger Häuptling von edlem Gesichtsprofil mit dichtem rabenschwarzem Barte und einem ungeheuern Wulst von buntfarbigen Shawls um den Rand der Filzmütze gewunden kam mit einigen Reitern dem Kawassen entgegen. Während Mirza Ali mit ihnen parlamentirte, ließ ich die Packpferde Halt machen und betrachtete in der Entfernung von einigen hundert Schritten mit meinem Fernrohre die Gruppe. Zu meiner unangenehmen Verwunderung bemerkte ich, daß die Haltung des persischen Kawassen eben so demüthig, als die Miene des kurdischen Häuptlings stolz und übermüthig war. Mirza Ali hielt den Ferman in der Hand, welchen der Kurde nicht lesen konnte, dessen Siegel und Unterschrift er gleichwohl aufmerksam musterte. Nach einer Unterredung, welche beinahe eine Viertelstunde dauerte, kam Mirza Ali zu uns zurückgeritten und versicherte uns, daß Kamir-Aga, der Neffe des eigentlichen Clanoberhauptes uns in dessen Namen willkommen heiße. Wir durften uns jetzt, wie der Kawaß feierlich betheuerte, der kurdischen Hospitalität ohne Besorgniß anvertrauen. Denn dieses räuberische Hirtenvolk ehrt bekanntlich die Gastfreundschaft unter seinem Zelte, wie alle orientalischen Nomaden. Wenn man von Mord, Plünderungen und Raubthaten im Kurdenlande hört, so darf man hier ganz so, wie bei den Beduinen Arabiens und Nordafrika's versichert sein, daß solche Thaten nie in den Dörfern und Lagern, nicht einmal in deren Nähe vorfallen, sondern stets draußen in der Wildniß oder an

den Wegen und Straßen, wo das religiöse Gesetz der Gastfreundschaft nicht mehr gilt.

Der greise Häuptling Schader-Aga, ein hochbejahrter Mann mit welkem, dürrem Gesicht, das mehr Verdacht als Ehrfurcht einflößte, empfing uns in der Mitte der um ihn versammelten Bevölkerung mit dem gewöhnlichen würdevollen Anstand, welcher keinem morgenländischen Großen fehlt, auch wenn er ein Barbar und Räuber ist. Man hatte so eben zu unserm Empfange Teppiche auf dem Boden ausgebreitet und mit Polstern belegt. Mit höflicher Geberde bedeutete mir der Häuptling, auf dem Polster Platz zu nehmen, ersuchte mich aber zuvor, dem Landesbrauche gemäß die Stiefel auszuziehen. So ungerne ich aus Furcht vor den Ungeziefern, welche bei den Kurden noch mehr als bei den Persern zu den primitiven und seßhaften Ansiedlern von jedem Hausgeräthe gehören, welches Haar und Wolle trägt, der Einladung folgte, glaubte ich hier doch mich einmal dem Brauche fügen zu müssen, um bei diesen Wilden nicht gleich Anstoß zu erregen. Der harte Blick und der rauhe Kehlton des graubärtigen Häuptlings, der zwar noch körperlich rüstig, aber beinahe taub war, hatte nichts sehr Beruhigendes noch Erfreuliches. Dem Polen wurde es anfangs schwer, sich mit dem Häuptling türkisch zu verständigen. Der Kawaß, welcher das kurdische Idiom einigermaßen verstand, mußte ihm öfters zu Hülfe kommen und selbst den Dolmetsch machen. Bald erfuhren wir, daß wir es mit einem Lager der Mukri-Kurden zu thun hatten, welche zu den alten Bekannten des Reisenden Ker-Porter gehören, der vor 30 Jahren als der erste Europäer diese Gegend flüchtig durchstreifte und bei den Kurden eine ziemlich gastfreundliche Aufnahme fand. Ich mußte wie er zu meiner persönlichen Sicherheit die Rolle des Hekhim spielen, um bei diesem argwöhnischen Volke keinen Verdacht hinsichtlich der Reisezwecke zu erre-

gen. Ein Arzt, der heilkräftige Pflanzen oder Quellen zu entdecken sucht und bereitwillig ist, seine Medicamente gratis auszutheilen, ist bei den Kurden nie ein ganz unwillkommener Gast. So gesund und muskulös die Kurden im Allgemeinen aussehen, so fehlen doch Krankheiten und Gebrechen bei diesem Volke so wenig wie bei den Arabern der Wüste oder bei den Bewohnern unserer deutschen Alpen.

Kaum hatte ich das Kästchen meiner Reiseapotheke geöffnet, als sich Patienten in Menge meldeten. Manche waren mit ganz unheilbaren Leiden behaftet. Aber selbst eine Kurdin, welche seit zehn Jahren völlig gelähmt war und von den rüstigen Armen ihrer Söhne herbeigetragen wurde, hoffte noch durch irgend eine Wundermixtur des fremden Feringhidoctors wieder frische Beine zu bekommen. Ich mußte ihr irgend eine stärkende Flüssigkeit geben, um nur ihre zudringlichen Klagen los zu werden. Jeder wirkliche oder eingebildete Kranke war zufrieden, sobald er einige Pillen oder Pulver aus dem Arzneikasten in Empfang genommen hatte. Auch die an Altersschwäche leidenden Greise drückten mir dankend die Hand und riefen einen kurdischen Segengruß wenn sie ein paar Tropfen von Pfeffermünzessenz auf Zucker hinuntergeschluckt hatten und dessen angenehme Wirkung auf den Magen spürten.

Während der Vertheilung der verschiedenen Medicamente hatte mich der alte Schader-Aga mit dem harten Blick seiner grauen Augen aufmerksam beobachtet. Als Alle abgefertigt waren, sagte er zu dem Polen: „Ich glaube, Gott hat deinen Herrn, den weisen Hekhim, zu mir geschickt, um mir wieder zum Gehör zu verhelfen. Möge er seine Kunst erproben. Wir wollen euch gerne bei uns behalten, solange es euch gefällt. Deinem Herrn wollen wir täglich Kaimak bereiten und jeden Freitag ein Lamm braten. Euch anderen soll es keinen Tag an Pi-

law und Jauert und eueren Pferden nicht an gutem Futter fehlen.“

Der Pole übersetzte mir das Ansinnen wie die Einladung des Häuptlings und ihm meine dankende Antwort nebst der Bemerkung: daß die europäische Medizin, wie hoch sie auch im Glauben der Orientalen (welche ihr mehr Wunderkraft zutrauen als wir Abendländer selbst) stehen möge, doch noch kein Mittel gefunden habe, die natürliche Harthörigkeit eines alterschwachen Mannes von achtzig Jahren zu curiren. Mit dieser Antwort war Schader-Aga keineswegs zufrieden und meinte, eine so wohl ausgestattete Reiseapotheke wie die meinige müsse unter den verschiedenartigen Büchsen und Flaschen doch auch irgend eine Mixtur gegen die Taubheit enthalten. Er wurde mit seiner Forderung immer dringender, versprach uns für den Abend ein frischgeschlachtetes Lamm und schmackhaften Kewab am Spieße gebraten und drohte am Ende, uns gar nicht weiter ziehen zu lassen, ohne ein Rettungsmittel für seine harten Ohren.

Wir hielten nun Rath zusammen und hofften der lästigen Zudringlichkeit des alten Kurden durch ein unschuldiges Mittel los zu werden. Auf mein Geheiß stopfte ihm der Dolmetsch Baumwolle mit Olivenöl getränkt in beide Ohren, nachdem er ihm zuvor mit sehr lauter Stimme gesagt, daß er bei Anwendung des Mittels, welches wir ihm geben würden, in der ersten Zeit gar nichts hören, aber bei fortgesetztem Gebrauche desselben eine sehr heilsame Wirkung spüren werde. Ein paar Löffel der besten Magenessenz, die ich mit mir führte, unter Zuckerwasser gemischt, machte den alten Mann ziemlich zufrieden. Er versicherte uns am Abend, daß er wieder kräftigern Appetit verspüre und hoffte damit zugleich den Anfang einer Linderung seiner Taubheit zu begrüßen. Wir hatten einige Mühe, unsern Ernst

zu behaupten. Mein Dolmetsch war mehr als einmal nahe daran, durch den Ausbruch seines mühsam zurückgehaltenen Lachens dem arzneigläubigen Häuptling die Täuschung zu verrathen.

Als wir einige Stunden beisammen gesessen und den Freundschaftstschibuk mit einander geraucht hatten, nahm die lästige Neugierde der Kurden etwas ab. Der Kawaß und der Pole erkundigten sich nach dem Weg durch die Pässe des Serdaschtgebirges, welches südwestlich von Sauk-Bulak die Vorstufe eines südlichen Ausläufers der Zagroskette bildet und das wir in den nächsten Tagen überschreiten wollten, um in das Gebiet der Hakkari zu gelangen. Kamir-Aga, der Neffe des Häuptlings, welcher bei dessen Kinderlosigkeit zu seinem Nachfolger bestimmt war, schilderte den Weg als sehr gefährlich, entwarf ein höchst abschreckendes Bild von der Wildheit und dem Blutdurst der Hakkari- und Rewandozstämme und rieth uns dringend von dem Versuch, durch die Serdaschtpässe in die oberen Zabthäler zu gehen, ab.

Während der Pole mit dem jungen Kurdenhäuptling das Gespräch fortsetzte, gelang es mir der frechen Neugier der Kurden und Kurdinnen zu entwischen, indem ich unter dem Vorwande, medizinische Kräuter zu suchen, einen Spaziergang nach den Ufern des nahegelegenen Garbarflüßchens machte, wo ich viele Gramineen und seltene Sumpfpflanzen fand, auch auf den feuchten Uferstellen einige hübsche Cicindelen erbeutete. Die Ufer waren von Wasserschnepfen und Sumpfvögeln belebt, deren ich mehrere in großer Nähe schoß. Um die Blumen der sumpfigen Wiesen schwirrte Plusia Gamma und fast jeder Schritt durch das Gras brachte eine hier ungemein häufige Catocala-Art zum Auffliegen.

Als ich von dieser kleinen botanischen Excursion wieder zum Lager zurückkehrte, waren Kewab und Pilav bereitet und der

ehlüsterne Blick meiner Leute, welche die Mahlzeit nicht ohne meine Gegenwart beginnen wollten, hatte mich längst sehnsüchtig gesucht. Der alte Häuptling machte mir Vorwürfe, daß ich mich allein so weit vom Lager entfernt habe. Er sei, meinte er, nicht nur dem Sardar von Tabris, dessen Schreiben mich empfohlen, sondern Gott selber für die persönliche Sicherheit eines von ihm aufgenommenen und beherbergten Gastes verantwortlich. Es gebe in dieser Gegend nicht nur viele wilde Thiere, sondern auch böse Menschen, welche sich kein Gewissen daraus machten, einem einzelnen Wanderer ein Leid zuzufügen. Auf meine Erwiederung, daß ich nächst meinem guten Stern der Sicherheit meiner Feuerwaffen vertraue, wünschte der Alte eine Probe meiner Schießkunst zu sehen. Ich zeigte ihm die geschossenen Bekassinen, worüber er und die andern Kurden sehr verwundert waren, denn sie glaubten, da sie von Schroten nichts wissen, daß ich die schlanken Vögel in ihrem Zickzackfluge mit der Kugel geschossen. Als ich vor ihren Augen mit einer gezogenen Pistole auf 30 Schritt ein dünnes Bäumchen traf, war der Beifallsruf der Jungen und Alten allgemein. Kamir-Aga bat mich, ihm meine Pistolen zu schenken, und als ich ihm vorstellte, daß ich dieser Waffen bei meiner Wanderung durch so gefährliche Gegenden nicht entbehren könne, mußte ich ihm versprechen, nach meiner Rückkehr für ihn ein solches Pistolenpaar in Europa zu bestellen, für welches er jeden Preis zu bezahlen versprach.

Der Abend endigte mit einem allgemeinen Gebet. Der greise Schader-Aga stieg selbst auf den kleinen Thurm des verfallenen Hauses, welches in der Mitte des Lagers stand und nach seiner soliden Bauart zu schließen aus sehr alter Zeit stammte. Von Inscriptionen oder anderen Zeichen, welche auf die Spur seines Ursprungs oder seiner früheren Bestimmung leiten konnten, war nichts zu entdecken. Der alte Häuptling,

welcher zugleich die Stelle eines Muezzin und Mollah vertrat, mahnte seine Gemeinde mit der stärksten Anstrengung seiner brüllenden Baßstimme zur Andacht, stieg dann vom Thurme herab und verrichtete mit entblößten Füßen auf dem Teppich stehend, den Blick nach Süden gewendet, das Gebet. Die ganze männliche Bevölkerung des Kurdenlagers folgte seinem Beispiel und die gleichen Ceremonien wiederholten sich am folgenden Morgen mit Sonnenaufgang. Hätten wir nach der ermüdenden Anstrengung des vergangenen Tages auch noch süßer und fester geschlummert, Schader-Aga's Stimme, deren heulender Baßton dem Dromedargeschrei ziemlich ähnlich war, würde uns doch aufgerüttelt haben.

Nach beendigtem Morgengebet herrschte große Bewegung im Lager. Die jungen Kurden trieben die Heerden zur Weide, nachdem das Melkgeschäft durch die Frauenhände abgethan war. Das Hornvieh sah klein und mager aus. Sechs kurdische Kühe liefern noch kaum dieselbe Quantität Milch, wie eine starke Kuh von Schwyz oder Unterwalden. Auch hat die Milch hier lange nicht den kräftigen Geschmack unserer Alpenkühe. Dagegen sind die Heerdenthiere dieses Landes genügsamer und abgehärteter und scharren sich, während des sehr harten Winters, ihr Futter selbst aus dem Schnee. Den Brauch des Heumachens kennen nur wenige Kurdenstämme und die Stallfütterung ist in diesem Lande gar nicht in Anwendung. Die Pferde in Persisch-Kurdistan sind stark, flink und dauerhaft, stehen aber doch der persischen Race an Leichtigkeit und Schönheit, den Turkomanenpferden an Größe, der armenischen Race von Karabagh an Stärke, der arabischen Race aber in allen Eigenschaften nach.

Schader-Aga war am Morgen von sehr guter Laune. Der Pole hatte ihm die ölgetränkte Baumwolle aus den Ohren gezogen und der alte Häuptling bildete sich ein, heute bereits

entschieden besser als gestern zu hören. Wir mußten ihm noch einen Vorrath von Baumwolle und Oel zurücklassen und schmunzelnd ersuchte mich der alte Häuptling noch um ein weiteres Fläschchen jenes Wunderelixirs, das seinem Magen gestern so wohl gethan und seinen altersteifen Gliedern frische Lebenswärme eingehaucht habe. Dafür ließ er uns die Reste der gestrigen Mahlzeit reichen und frischen Kaffe bereiten, zu dessen Würze er sich von mir noch den nöthigen Zucker erbat.

Die freche Zudringlichkeit der Kurden war diesen Morgen noch ärger als am Abend zuvor. Sie wollten nicht nur wieder Medicamente haben, sondern auch noch Flaschen und Büchsen dazu und zeigten keinen Dank für das Empfangene. Kamir-Aga, der uns bis jetzt noch mit seiner Zudringlichkeit verschont hatte, vertraute nun, als er das an seinem alten harthörigen Oheim vollbrachte Wunder sah, meinem Dolmetsch an, daß er bereits an starker Abnahme des Geschlechtstriebes leide und von mir ein Mittel zur Stärkung des Beischlafes wünsche. Betrachtete man die schöne athletische sechs Fuß hohe Gestalt dieses Kurden, der noch in der Blüthe des Lebens stand und dem Aussehen nach wohl kaum das vierzigste Jahr zurückgelegt hatte (kein Kurde erinnert sich genau seines Alters), so konnte man sich des Erstaunens über dieses Bekenntniß nicht erwehren. Ich empfahl ihm den Gebrauch der Bäder im salz- und jodreichen Wasser des Urmiasee's. Ein so einfaches Mittel aber wollte dem Häuptlinge nicht gefallen. Er hatte mir am Abend zuvor von einer Mineralquelle gesprochen, welche das Erdreich, dem sie entquillt, roth färbe und allem Anscheine nach ein Eisensäuerling war. Er schlug mir vor, mich nach dieser Quelle zu geleiten, um vielleicht, wie ich ihm Hoffnung machte, durch den innern Gebrauch dieses Wassers die frühere Stärke wieder zu erlangen. Diese Quelle lag nach seiner Beschreibung seitwärts

von Tasch-Tebe und auf halbem Wege nach Sauk-Bulak. Ich nahm den Vorschlag an und ritt, nachdem Leute und Pferde gesättigt waren, mit ihm und einem anderen kurdischen Führer in südwestlicher Richtung weiter.

Sehr bezeichnend für den Charakter der Kurden war unser Abschied von den Mukri-Nomaden und dem alten Schader-Aga. Ich bot ihm (weniger aus Freigebigkeit als um den Grad von Zartgefühl und Hospitalität eines Kurdenhäuptlings zu erproben) vier Sahefgerans als Bezahlung der Bewirthung an. Komisch stand dem gefurchten Antlitz des Alten der sichtbare Widerstreit zwischen dem Gebote der Religion, dem Pflichtgefühl der Gastfreundschaft und der gemeinsten Habsucht und Geldgierde. Er und seine Leute hatten einen guten Theil meiner Reiseapotheke geplündert und glaubten von mir wahre Wundermittel zur Heilung unheilbarer Uebel empfangen zu haben. Daß nun auch noch ein klingender Ersatz fur die wenigen Speisen, die er uns gegeben, folgen würde, hatte der Kurde offenbar selbst nicht erwartet. Um so freudiger war nun seine Ueberraschung. Anfangs machte er Miene, keine Bezahlung nehmen zu wollen. Während er eine zurückweisende Bewegung mit der Hand machte und einige mir unverständliche Worte sprach, heftete er den Blick immer fester und gieriger auf die vier Silbermünzen. Ein Lächeln von ganz unbeschreiblicher Art zuckte dabei über sein verwittertes Gesicht. Zuletzt streckte er maschinenmäßig, wie durch unüberstehliche Zaubergewalt gezwungen, die welken Finger nach dem Silber aus, welches dann plötzlich unter seinen weiten Kaftan verschwand.

Die beiden Kurden führten uns einen abscheulichen Weg durch unabsehbare Moräste ohne eine Spur von gebahntem Pfad. Hohe Sumpfpflanzen, Schilf und Binsen ragten oft bis über Reiters Höhe hinaus und versperrten die Aussicht in die freie

Fläche. Während die Kurden ein uns unverständliches Gespräch in ihrem Idiom führten, warf Kamir-Aga seine hablüsternen Raubvogelaugen so oft auf unsere Packpferde, daß Furcht und Argwohn bei mir wie bei meinen Leuten erwachten. Der Gegend völlig unkundig waren wir ganz in der Gewalt dieser Barbaren und mußten jeden Augenblick fürchten, in einen Hinterhalt gelockt zu werden, wo gegen einen überlegenen Reiterhaufen uns keine Hoffnung erfolgreichen Widerstandes blieb. Bei unserer schwachen Zahl konnte trotz unseren guten Feuerwaffen eine berittene Bande von demselben Mukristamme, den wir verlassen, uns so leicht an irgend einer einsamen Stelle überwältigen. In dem nächsten Moraste konnten die Kurden unsere Leichname versenken, ohne eine Spur ihres Verbrechens zu hinterlassen und der Sardar Behmen Mirza hätte bei dem besten Willen vielleicht nicht einmal die Mittel gehabt, unseren Tod zu rächen. Als wir nach zweistündigem Ritt durch den sumpfigen Weiher geriethen, welcher auf der Karte zwischen Tasch-Tebe und Ferochsad im Süden von Sauk-Bulak ziemlich richtig angezeigt ist, wadeten unsere Pferde bis an die Brust im Wasser und wir bestürmten unsere kurdischen Führer mit bitteren Vorwürfen, daß sie uns in diese weglose scheußliche Wildniß gebracht hatten. Der Binsenwald war hier so dicht, daß er jede Aussicht verdeckte und ich gestehe, daß ich eine häßlichere Gegend wie diese schlammige Südebenen am Urmiasee auf allen meinen Reisen nicht gesehen habe.

Endlich arbeiteten sich unsere armen unermüdlichen Pferde aus dem nassen Schilfwalde heraus und wir kamen auf eine ziemlich trockene Wiese mit freiem Ueberblick der südwestlichen Gebirge Kurdistans und der weiten morastigen Plaine bis nahe dem Gestade des großen Salzsee's, dessen Anblick uns durch einen niedrigen Hügelzug, welcher den von Süden herströmen-

den Gewässern auf dieser Seite den freien Abfluß nach dem See sperrte, entzogen ward. Gegen Südosten dehnte sich der große Weiher aus, welchen wir so eben theilweise durchwadet hatten.

Bevor wir noch die Stelle erreichten, wo nach der Andeutung Kamir-Aga's die Mineralquelle entsprang, gesellten sich zwei andere berittene Kurden zu unseren Führern. Das unerwartete Begegnen dieser beiden lanzenbewaffneten Krieger in der pfadlosen Wildniß vermehrte unseren Argwohn. Als die Kurden ihre Pferde zu tummeln anfingen und unter wildem Geschrei in immer engerem Kreise um unser Gepäck jagten, wohl nur um ihre Reiterkünste und Kampfweise zu zeigen, warnte ich den Polen auf seiner Hut zu sein. Er hatte die wilden Völker des Orients im Laufe seiner transkaukasischen Schicksale hinreichend kennen gelernt, um ihnen zu mißtrauen und fürchtete wie ich, daß diese Kurden jeden Augenblick bereit sein möchten, aus der vorgeblichen Komödie Ernst zu machen. Plötzlich sprengte Kamir-Aga, seinen Silberschimmel in vollen Galopp werfend, mit eingelegter Bambuslanze auf den Polen zu, der unter dem Scheine, als wolle auch er auf den Spaß eingehen, sein Doppelgewehr auf den Kurden anschlug. Kamir-Aga brach in ein wildes Gelächter aus, warf sein Pferd herum und sprengte mit gefällter Lanze gegen mich. Ich streckte ihm eben so schnell meine beiden Pistolen entgegen mit einer Bewegung, die dem Kurden andeutete, daß ich wie der Pole auf meiner Hut und wie er bereit sei, Ernst aus dem Scherze zu machen, wenn es Noth thue. Unter jauchzendem Gelächter senkten die Kurden ihre Lanzen und jagten wieder im weiten Kreise um unsere Karawane her. Das Ganze glich ziemlich der Fantasia der Beduinen in Nordafrika, welche bei größerer Zahl der wilden Reiter, in malerischerer Tracht und bei größerer Schönheit der Pferde-Race in der afrikanischen Meditscha und in den Ebenen der Provinz

Oran mich oft so entzückt hatten. Auch Kamir-Aga war sehr prächtig anzuschauen mit seinem schönen energischen Gesicht und Adlerprofil, das mich an die schönen Helden Tscherkessiens erinnerte. An Reitkunst, kriegerischer Haltung und pitoreskem Wurf des faltenreichen Mantels stand der Kurdenhäuptling den imposantesten Kriegergestalten, die ich in den Thälern des Atlas und des Kaukasus gesehen, nicht nach. Weniger vortheilhaft sahen seine Begleiter aus. Bei den kurdischen Physionomien fehlt ein allgemeiner bestimmter Typus und Alles deutet bei den Bewohnern der Karduchenberge wie bei den Atlas-Kabylen auf eine starke Mischung der Race.

Endlich hatten wir die Stelle erreicht, wo ein schöner Eisensäuerling in reichem Sprudel dem Boden entquoll. Der hunderttheilige Thermometer zeigte in diesem Wasser 21°. Der Boden umher war mit einer dicken Tuffkalkkruste, durch Eisenoxyd gelbröthlich gefärbt, belegt. Der Eisengehalt dieser Quelle war so stark, daß er mir (wie die Quellen am Kreuzberge im Kaukasus) schon nach dem Genuß von zwei mäßigen Bechern Kopfweh verursachte. Ich ließ hier die Packpferde Halt machen und grasen, schärfte jedoch meinen Leuten die äußerste Wachsamkeit ein. Die ungeheuere Menge von Wasservögeln, die ich in so großer Zahl nicht einmal an den einsamen Ufern des afrikanischen See Fezzara der Provinz Konstantine wahrgenommen, lockte zur Jagd und ich schoß vor den Augen der Kurden einen braunen sichelschnäbligen Ibis (Ibis falcinellus) als er eben krächzend in ziemlicher Nähe unseres Bivouaks aus dem Schilfe aufflog. Der Schuß und noch mehr der Sturz des Vogels aus der Luft hatte eine eigenthümliche Wirkung, welche für das Studium der Vogelsitten nicht ohne Interesse ist. Hunderte und Tausende von Wadvögeln und Schwimmvögeln erhoben sich aus dem Schilfe, flogen in mannichfaltigster Weise schreiend und pfei-

fend, kreischend und krächzend herbei und schauten aus der Luft auf den gefallenen Ibis herab. Einige senkten sich zu ihm ins Wasser, als wollten sie ihm zu Hülfe kommen oder sehen was aus ihm geworden. Es waren darunter besonders viele weiße und graue Reiher, Wasserhühner, Ibise, Strandreiter u. s. w. Andere hochbeinige Wadvögelarten, wie Flamingos und schwarze Störche flogen in einer anderen Richtung. Als ich in den Schwarm über uns einen zweiten Schuß abfeuerte, der einen Strandreiter (Himantopus rufipes) zum Fall brachte, stäubte die ganze Masse der Vögel mit verstärktem Kreischen auseinander. Bekanntlich tödten die Kurden keinen Vogel. An den einsamen Ufern dieses Sumpfsee's war vielleicht noch nie ein Schuß gefallen. Erst als der zweite Knall wieder einem Vogel das Lebenslicht ausblies, schienen die befiederten Thiere dessen tödtliche Bedeutung zu merken und flogen entsetzt und krächzend nach allen Richtungen von dannen. Die Kurden, welche wieder glaubten, daß das Gewehr mit Kugeln geladen, machten mir unverdiente Complimente. Ich hatte gute Gründe, sie bei ihrem Glauben zu lassen.

Kamir-Aga, der in der Hoffnung erhöhter Zeugungskraft und fruchtbaren Beischlafes aus der Stahlquelle mit vollen Zügen getrunken, nahm jetzt Abschied von uns und kehrte mit seinen Gefährten in das Lager zurück. Er hatte, wie er dem Polen erzählte, den letzten russisch-persischen Feldzug mitgemacht, und das Cavalleriecontingent des Clans der Mukri-Kurden commandirt. Damals unter der strengen Regierung Feth-Ali Schahs, wo der ritterliche Kronprinz Abbas-Mirza die Kriegsrüstungen besonders in dieser Provinz mit Feuereifer betrieb und mittelst seiner regulairen Truppen auch die Kurdenstämme im Zaume hielt, zeigten sich letztere willfähriger und gehorsamer gegen den Herrscher von Teheran als gegenwärtig, wo Verfall

und Unordnung, namentlich in diesen kurdisch-persischen Grenzgegenden in arger Weise überhand genommen.

Von Kembir-Köi — so heißt diese Gegend nach einem verlassenen Kurdendorf in der Nähe — nach Sauk-Bulak wanderten wir fortwährend durch pfadlose Wildnisse. Erst in der Nähe dieser Capitale von Persisch-Kurdistan wird der Landschaftscharakter freundlicher. Die morastige Ebene geht allmählig in ein trockenes Hügelland über, die Bergwasser laufen im Süden wieder in einem geregelten Bett. Sauk-Bulak liegt am südlichen Ende eines grünen Thales, zählt etwa 600 ärmliche Steinhütten und eine Bevölkerung von beiläufig 2000 Seelen, deren überwiegende Anzahl kurdischen Ursprungs ist. Die Zahl der Nestorianer ist seit Ker-Porters Besuch hier zusammen geschmolzen und beträgt kaum 50 Familien. Der alte Bonda-Chan, welcher den britischen Reisenden damals gastfreundlich aufgenommen hatte, war längst zu den Vätern versammelt. Seit seinem Tode führte sein Sohn Abdullah-Chan den Oberbefehl. Derselbe war aber eben auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen und während seiner Abwesenheit waren die Regierungsgeschäfte in den Händen eines alten Mollah, dessen Hospitalität wir nicht eben rühmen können. Er quartierte uns in dem elenden Häuschen eines Nestorianers ein und obwohl er meinen persischen Ferman lesen konnte, war er nicht sehr bereitwillig, meine Reisezwecke zu fördern. Unser Plan war zunächst von Sauk-Bulak nach Tokta und Jeltomar nach den Serdascht-Bergen vorzudringen, dort eine starke kurdische Escorte zu nehmen und über den Darupaß nach dem Gebirgsdorf Kunamassi zu gehen, welches in einem Hochthal des Quellgebietes von Zab-Asfal gelegen ist und wo der kühne Reisende Ker-Porter dreißig Jahre früher in entgegengesetzter Richtung mitten im Winter seine gefahrvolle Reise über das wilde Karduchengebirge an-

trat. Von Kunamassi wollte ich sodann durch die gebirgige terra incognita nach dem nördlichen Hakkari-Lande bis zum Zab-Ala vordringen und einem der nordöstlichen Zuflüsse dieses Stromes folgend über Rewandoz und die Pässe des Dschawur-Dagh nach den westlichen Ufern des Urmiasee's zurückkehren.

Der Häuptling von Sauk-Bulak, welchem ich diesen Plan mittheilte, erklärte dessen Ausführung für eine Unmöglichkeit. Die Drohungen des Pascha von Mossul wegen der anmaßenden Haltung Beder-Chans, des Häuptlings der Buhdan-Kurden, welcher damals auf dem Gipfel seiner Macht stand und seit der Unterwerfung der Nestorianer in Dschulamerk Lust zu tragen schien, sich zum unabhängigen Herrscher des ganzen Kurdenlandes von den Ufern des Vansee's bis zu den Hochthälern der Zabflüsse aufzuwerfen, hatten alle Stämme alarmirt. Der Häuptling der Hakkari Nurullah-Beg, welcher den Beder-Chan zu dem Einfall in Dschulamerk überredet hatte, fürchtete einen Besuch der türkischen Nizamtruppen, welche von Mossul aus in zwei Tagmärschen die Ufer des Zab-Ala erreichen und seinem Laufe folgend leicht bis Rewandoz vordringen konnten. Die Stimmung in diesen kurdischen Grenzgauen, deren Stämme sich von jeher durch unbändige Streitlust und Unabhängigkeitssinn unter allen Kurdentribus hervorgethan, war in Folge des Gerüchtes eines nahen Feldzuges der Türken schwieriger und ungünstiger als je. Jeder fremde Reisende, meinte der Mollah, auch wenn er vom persischen Gebiete nach Kurdistan komme, werde von den Grenzkurden als türkischer Kundschafter betrachtet werden und sein Leben äußerst gefährdet sein. Die Aufregung habe sich bis unter die Nomadenstämme des Serdascht-Gebirges verbreitet und die Reise über den Darupaß sei jetzt selbst mit einer starken Escorte ein mißliches Unternehmen.

Die Nestorianer und Armenier des Städtchens, bei welchen

ich, dem Bericht des Mollah mißtrauend, durch meinen Dragoman Erkundigung einziehen ließ, bestätigten genau diese Mittheilungen. In früheren Zeiten, sagten sie, habe man auf diesem Wege die Reise nach Suleimanieh ohne alle Gefahr machen können und das Geleite von wenigen kurdischen Reitern habe zur Sicherheit der kleinen Karawanen hingereicht. Dagegen sei ihnen auch aus früherer Zeit kein Beispiel bekannt, daß ein christlicher Eingeborner durch das Hakkari-Land über Rewandoz nach Dschulamerk gelangt sei. Nur durch die Pässe des Dschawur-Dagh im Norden sei der Verkehr zwischen den Nestorianern auf persischem Gebiete und ihren unabhängigen Stamm- und Glaubensgenossen im Hakkari-Lande und in Dschulamerk, dessen Patriarch auch über die Nestorianer auf persischem Gebiet die oberste geistliche Autorität übte, der Verkehr möglich gewesen. Auch Mirza Ali, der sich auf mein Geheiß mit den Männern der Kriegerkaste des Ortes in Verkehr setzte und ihnen für das Geleite durch den Darupaß in meinem Namen eine gute Belohnung versprach, brachte mir keine erfreuliche Kunde. Alle Kurden erklärten das Unternehmen als höchst gefährlich und riethen uns, von der Ausführung abzustehen.

Am folgenden Morgen entschloß ich mich in Begleitung eines Nestorianers mit einer Escorte von sechs kurdischen Lanzenreitern eine vorläufige Recognoscirung bis an den Fuß der Serdascht-Berge zu machen. Mirza Ali und der Armenier Pilosch blieben mit dem Gepäck in Sauk-Bulak zurück. Der wackere Pole Saremba begleitete mich und erklärte sich bereit, jede Gefahr zu theilen, mir überall zu folgen, wohin ich auch immer gehen werde. Ich kann die Hingebung dieses braven Menschen, welcher meines Wissens gegenwärtig in Konstantinopel unter ziemlich drückenden Verhältnissen lebt und dessen Dienste ich jedem künftigen Entdeckungsreisenden empfehle, der

Lust haben sollte, in dem Karduchenlande sein Glück zu versuchen und die Schleier jener kurdischen terra incognita*) zwischen den Wiegen der beiden Zabflüsse zu lüften, nicht genug rühmen.

Die Berge oberhalb Sauk-Bulak bestehen aus demselben groben Conglomerat von Puddingsteinen, welche ich später auf den Gebirgen östlich von Urmia genauer untersuchte. In den höheren Bergen gegen Serdascht treten plutonische Gebilde, vorherrschend ein schöner Granit, zu Tage, in welchem körniger Kalk eingelagert ist. Die Vegetation dieser Berge ist sparsam.

*) Seitdem der tapfere Renegat Omer Pascha die streitbaren Stämme des Buhdangebirges zu Paaren getrieben, jeden kurdischen Widerstand durch Taktik und Kanonen gebrochen und Beder-Chan, den mächtigsten Häuptling Kurdistans als Gefangenen nach Konstantinopel geschickt hat, hatte eine Entdeckungsreise in diese Gegenden unendlich mehr Aussicht glücklichen Erfolges. Die türkischen Truppen drangen damals östlich vom Tigris und im Süden des Vansee's, wo die besten Karten von Türkisch-Asien eine so große völlig unerforschte Lücke zeigen, in Gegenden ein, welche nie der Fuß eines Europäers betreten hat, in welche selbst die kühnsten britischen Reisenden nicht einzudringen wagten. Die Ausführung eines Unternehmens, welches zur Zeit meiner Reise durch Persisch-Kurdistan höchst schwierig, vielleicht unmöglich war, könnte jetzt, nach meiner Ueberzeugung, mit nicht sehr bedeutendem Aufwande an Geld und Kräften glücklich stattfinden. Abgesehen von dem geographischen und naturgeschichtlichen Interesse würde eine genaue Untersuchung der topographischen Verhältnisse dieses Landes auch manche historische Räthsel über den Rückzug der Zehntausend lösen und zu Xenophons classischer Beschreibung einen wichtigen Commentar liefern. Bekanntlich fand der Rückzug der Griechen durch das Quellland des Zab statt, wo sie bald die Angriffe der sie verfolgenden persischen Reiterei bald den Widerstand der wilden Eingebornen zurückzuschlagen hatten. Auch das Schlachtfeld von Gaugamela, wo Alexander den Darius schlug, war in der Nähe des großen Zab. Noch heute fehlt uns eine genaue topographische Beschreibung dieses Schlachtfeldes.

Nur die Ränder der Bäche zeigen üppiges Grün, nur wo genügende Feuchtigkeit im Hochsommer ist, hat die Bergflora mehr Mannigfaltigkeit der Formen. Eigentliche Wälder fehlen. Die Jagd scheint nur sehr mäßige Ausbeute zu liefern. Auch die niedere Thierwelt ist hier sehr dürftig repräsentirt. Wir übernachteten zwischen Beiran und Hassan-Agas unter den Zelten eines kleinen kurdischen Nomadenlagers vom Stamme der Bilbos. Es waren arme Leute, die uns außer Jauert nichts anzubieten hatten. Ihre Physionomien waren wild und häßlich, ihr Anzug sehr zerlumpt. Das Geleite unserer kurdischen Reiter gab uns hinreichendes Gefühl der Sicherheit. Auch gewöhnten wir uns allmählig an den Anblick wilder Räubergestalten, ohne gleich an das Schlimmste zu denken. Ueber den Zustand des Landes jenseits der Berge konnten die kurdischen Hirten uns keine Auskunft geben, meinten aber, daß der Häuptling von Serdascht uns sicher nach Suleimanieh geleiten könne. Tags darauf erreichten wir nach einem Ritt über eine steile Berghalde das verfallene Grenzfort Serdascht, dessen Commandant Abas-Chan, ein Kurde, gewöhnlich die Escorten für die Karawanen nach Suleimanieh liefert.

Serdascht liegt auf dem grünen Abhang des gleichnamigen Gebirges am linken Ufer des Baches Ak-su. Von hier übersteigt man gewöhnlich die eigentliche Wasserscheide durch den Darupaß, welchen die Eingebornen auch Hamal-Dagh (Lastträgerberg) nennen. Abas-Chan zeigte seine Bereitwilligkeit mir eine Escorte von zehn Reitern zu geben, welche mich sicher über das Gebirge nach Suleimanieh führen sollte. Aber ein Eindringen in die Thäler nördlich von Zab-Asfal und die Reise durch das Hakkari-Gebiet über Rewandoz nach Dschulamerk erklärte auch er für eine Unmöglichkeit. „Die Hakkari, äußerte er, plündern und morden selbst ihre eigenen Glaubensgenossen,

einen Franghi und Christen werden sie noch weniger schonen." Er weigerte sich auch geradezu, mir nach den nördlichen Gegenden eine Escorte mit zu geben. Als ich die Unmöglichkeit einsah, meinen Reiseplan in nordwestlicher Richtung zu verfolgen, beschloß ich auf den Besuch in Suleimanieh, welches als hinreichend bekannt und beschrieben wenig Interesse darbot, zu verzichten und direct nach Sauk-Bulak auf demselben Wege, den ich gekommen, zurückzukehren, von dort aber die Richtung nach den südwestlichen Ufern des Urmiasee's einzuschlagen.

Als wir am folgenden Tage die kurdische Capitale wieder erreichten, fanden wir den Perser und den Armenier bei der Mahlzeit im Hause unsers nestorianischen Wirths. Beide hatten während meiner Abwesenheit nicht versäumt, sich den Bauch zu pflegen, und der arme Nestorianer, der kaum für sich und seine Familie zu leben hatte, klagte über ihren entsetzlichen Appetit. Schon am Abend, noch vor meiner Abreise äußerte der Nestorianer mit ganz orientalischer Naivetät, daß er ein recht schönes Geschenk für seine gezwungene Hospitalität von mir zu erhalten hoffe. Mirza Ali zeigte oder heuchelte über meine Rückkehr lebhafte Freude. Er habe, äußerte er, sich gleich nach meiner Abreise Vorwürfe gemacht, daß er mich mit den Kurden in die Berge ziehen ließ. Wenn mir dort ein Unfall begegnet wäre, hätte die Verantwortlichkeit und die Strafe des Sardars zuvörderst ihn getroffen. „Und wer hätte mir die bedungenen Tomans für meine Begleitung bezahlt, wenn die Kurden dich ermordet hätten!" setzte der Kawaß mit einem Stoßseufzer hinzu.

Tags darauf zogen wir von Sauk-Bulak in nordwestlicher Richtung ab und erblickten nach vierstündigem Ritt wieder die Fläche des Urmiasee's, welche den Glanz der Mittagssonne in dem leichten Gekräusel seiner tausend Wogen prächtig reflectirte. Wir gelangten hier dicht an das Ufer, welches an der äußersten

Südwestspitze von Kalkfelsen umgürtet ist, welche ziemlich schroff in den See abfallen. Der Kalk ist dicht, hart und von lichter Färbung, petrographisch dem oberen Jurakalk sehr ähnlich. Ich fand bei kurzem Verweilen an dieser Stelle ziemlich viele versteinerte Muscheln besonders von den Gattungen: Pecten und Terebratula, welche nicht ohne einige Mühe von den harten Felsen loszuschlagen waren. Dieselbe Formation setzte auch unter dem See fort, der hier tiefer ist, als an den meisten zugänglichen Uferstellen im Norden und Osten. Auffallender Weise war auch hier der häßliche Geruch des Wassers noch sehr vorherrschend, obwohl kein Schlamm das Ufer bedeckte und kein Sumpf die nächste Umgebung berührt.

Wir übernachteten im Dorf Balista, welches eine kleine halbe Stunde vom See entfernt liegt. Ein Theil des Ortes ist auf dem Abhange eines Berges erbaut, mit Mauern umgeben und bildet eine Art Festung. Wir sahen hier zum erstenmale wieder einen schönen, stolzen Baumschlag. Dickstämmige Maulbeerbäume von mächtiger Höhe und Ausbreitung der Aeste zieren die nächste Landschaft, welche im Halbkessel von Bergen umschlossen ist. Nach der Seeseite war die Aussicht frei und lieblich. Die Mehrzahl der Bewohner besteht aus Kurden. Von türkisch redenden Persern sollen hier nahe bei fünfzig Familien wohnen. Je näher man der Stadt Urmia rückt, desto mehr schwindet die kurdische Bevölkerung und wird durch Perser und Nestorianer ersetzt. Die Weide auf den Berghalden im Norden wird dürftiger, die Bodencultur in der Ebene nimmt dagegen zu. Jenseits des Flusses Burranduß verschwinden die wilden Physionomien und die malerische Tracht der Kurden in der Ebene wie am Fuße der Berge. Nur auf den höheren Halden und Kämmen des türkisch-persischen Grenzgebirges ziehen noch nomadisirende Kurdentribus umher. Der Burranduß im

Westen und der Dschagatu im Südosten bilden die Grenzen von Persisch-Kurdistan. Die Kurdenstämme dieses Landstrichs, welche die Oberhoheit des Schahs von Persien wirklich oder dem Namen nach anerkennen, sind hier in geographischem Zusammenhange mit ihren Stammes- und Glaubensbrüdern, welche in der asiatischen Türkei das weite Territorium zwischen dem Tigris, den Seen Van und Urmia und den Südebenen Mesopotamiens bewohnen. In diesem großen Berggebiet ist die kurdische Nationalität beinahe ausschließlich vorherrschend. In den östlichen Gebirgslandschaften Aserbeidschans tritt die kurdische Bevölkerung nicht mehr in großen zusammenhängenden Massen auf, sondern bewohnt nur inselartig einzelne Gebirgsgegenden, wo sie von türkischen und persischen Völkern umgeben ist.

Die große fruchtbare Ebene von Urmia kündigte sich jenseits des Burranduß-tschai in ihrer blühendsten Gestalt an. Alle Dörfer waren durch einen breiten grünen Kranz von Bäumen und Feldern umwunden. Wir hielten die Mittagsruhe im Dorf Babari, welches dicht am Ufer des genannten Flusses recht lieblich gelegen ist. Die Bevölkerung besteht zur größern Hälfte aus Nestorianern. Armenische und chaldäische Katholiken bilden die Minderzahl. Wir wurden von der Bevölkerung wenig freundlich aufgenommen und ein Nestorianer, in dessen schattenreichem Garten wir die heißen Tagesstunden zubringen wollten, weigerte sich gradezu uns aufzunehmen. Zum erstenmale seit meiner Abreise von Tabris hatte ich mich über einen wirklich ungastlichen Empfang zu beklagen. Selbst die wilden sunnitischen Kurden hatten uns bereitwillig unter ihren Zelten ein Obdach gestattet und hier wollten uns Christen nicht einmal die Ruhe unter ihren Bäumen gönnen.

Mirza Ali machte summarischen Proceß, indem er mit aller Gemüthsruhe den ungastlichen Nestorianer mit der Peitsche

prügelte und ihm dann erst den Ferman des Sardars zeigte. Von hier an zeigte der Kawaß überhaupt eine gewisse Tendenz zur Brutalität, die mehr als einmal meine ernstliche Intervention nöthig machte. Gegen die Perser am östlichen Ufer hatte er sich in der Regel sehr artig, gegen die halbfreien Kurden im Süden sogar demüthig benommen. An den gedrückten Christen der Urmiaebene schien er sich nun für die frühere Selbstbeherrschung schadlos halten und seiner persischen Prügelsucht, welche der Dienst bei einem Sardar selten zu mindern pflegt, freiesten Lauf gönnen zu wollen.

Bei dem Nestorianer hatte übrigens die grobe Lection gut angeschlagen. Er wurde plötzlich von kriechender Demuth und gestattete uns nicht nur die Mittagruhe in seinem Garten, sondern setzte uns auch noch von dessen besten Früchten vor. Sein wenig zuvorkommendes Benehmen bei der ersten Begrüßung suchte er dadurch zu entschuldigen, daß er und die übrigen Dorfbewohner durch gewaltsame Einquartierung von persischen Gensd'armen, Beamten und Offizieren oft und viel zu leiden hätten. An eine Vergütung für die Bewirthung sei nie zu denken gewesen. Man sei gewöhnlich froh, wenn die Einquartierten nach Befriedigung ihres Magens weiter ziehen, ohne den Garten zu beschädigen oder den Hauswirth zu mißhandeln. Ohnehin sei die Bevölkerung des Ortes durch Abgaben schwer gedrückt, arm und unglücklich. Für die Miethe seines Obstgartens habe er an den persischen Großen, welchem die Gunst des Schahs zum Besitze dieses Ortes verholfen, alljährlich die schwere Summe von vierzig Tomans zu zahlen.

Als nachmittags die brennende Sonnenhitze sich etwas gemäßigt hatte, ließ ich satteln und wir ritten weiter nach der großen persischen Ortschaft Turkman, welche drei Stunden südlich von der Stadt Urmia zwischen lieblichen Wein- und Obst-

gärten gelegen ist. Hier hielten wir Nachtquartier und lagerten in dem Garten eines wohlhabenden Persers. Die Bäume beugten sich unter der Last köstlicher Aepfel, welche von geringer Größe, aber äußerst lieblichem Geschmack waren. Hier begegnete mir ein artiges Abenteuer, das eine heitere Episode unsers ziemlich einförmigen Reiselebens bildete.

Nach verzehrtem Pilav lag ich in meine Burka eingehüllt in halbem Schlummer, als mich das Schluchzen und Seufzen eines Menschen störte, dessen Gestalt ich in der Dunkelheit nicht recht erkennen konnte. Anfangs kümmerte ich mich nicht um ihn und hoffte, die Störung werde von selber aufhören. Als die weinerlichen Töne in verstärktem Grade fortdauerten, rief ich meinen Dolmetsch, um des Mannes Kummer zu erforschen. Es sei, sagte mir der Pole, der Sohn meines persischen Hauswirths, dessen Frau eben im Sterben liege. Man habe von der Ankunft eines fränkischen Hekhim gehört und nur der schüchterne Respect habe den Perser abgehalten, mich in der Ruhe zu stören und die Bitte zu formuliren, ihn nach seiner Wohnung zu begleiten. Ich folgte dem Manne mit größter Bereitwilligkeit, da ich durch diesen Zufall zum erstenmal das Innere eines persischen Harems beschauen zu können hoffte. Der Pole mußte unser Arzneikästchen mitnehmen und so verfügten wir uns mit dem weinenden und klagenden jungen Perser nach dem inneren Hofraume eines Hauses, wo unter der offenen Gallerie eine Gruppe weiblicher Gestalten verschiedenen Alters in hübscher persischer Haustracht um eine scheinbar ohnmächtige Frau stand, die auf den Teppichen und Polstern des Bodens ausgestreckt mit geschlossenen Augen lag. Es war ein recht hübsches junges Weib von höchstens zwanzig Jahren; um das in zierlichen Flechten lang herabwallende Haar war ein Tuch von bunter Seide geschlungen, das nur die Stirne verhüllte. Die Gesichtsfarbe war

seltsamerweise nicht blaß wie bei einer Ohnmächtigen und der Puls schlug ziemlich regelmäßig. Ich ließ Eiswasser bringen, welches selten in einem persischen Hause fehlt, spritzte damit der Ohnmächtigen ins hübsche Gesichtchen und hielt ihr zugleich ein Fläschchen mit Salmiakgeist unter das feine Näschen.

In demselben Augenblick schlug die Ohnmächtige ihre schwarzen Augen auf und sprang erschrocken in die Höhe, bedeckte aber allsogleich mit einem lauten Geschrei ihr Gesicht, als sie die beiden fremden Männergestalten in ihrem seltsamen Anzug erblickte. Eine alte Frau riß der jungen die Hände vom Gesicht und redete ihr eifrig zu: sie dürfe sich schon vor dem Fremden sehen lassen, der ja ein Hekhim sei. Die anderen Weiber schlugen mit der Hand auf die Brust und riefen: diesen Hekhim hat Allah zur Rettung gesandt! Alle, auch die versammelten Männer der Familie schienen an ein ärztliches Wunder, fast an eine Erweckung vom Tode zu glauben, obwohl sie selbst gewiß mit gleichem Erfolge das einfache Mittel hätten anwenden können, welches die Ohnmächtige so schnell zur Besinnung gebracht. Die hübsche Patientin sah noch immer sehr scheu auf uns mit ihren schüchternen Gazellenaugen, ließ es aber doch geschehen, daß ich ihr hübsches Händchen noch einmal faßte, um die Pulsschläge zu zählen.

Ich ließ ihr noch ein Glas Eiswasser bringen und entfernte mich dann mit dem Polen unter den leicht verdienten Segensrufen der Anwesenden, um auf der Rasendecke des Aepfelgartens die milde Augustnacht süß zu verschlafen. Pilosch und der Kawaß, welche von dem ärztlichen Wunder bereits gehört hatten, füllten ihre Reisesäcke mit den köstlichen Aepfeln, die sie an Zahlungsstatt für die glückliche Cur sich mit gutem Gewissen aneignen zu dürfen glaubten.

XIII.

Ankunft in Urmia. Die amerikanischen Missionaire. Aufenthalt in Seïr. Ausflug nach dem Grenzgebirge Kurdistans. Geognostische Verhältnisse. Besuch am westlichen Seeufer und im Dorf Gödize. Grabhügel der Feueranbeter. Die Nestorianer am Urmiasee und in Kurdistan. Der Untergang der nestorianischen Alpenrepublik in Dschulamerk — eine Episode aus der neuesten Geschichte des Orients.

Die Stadt Urmia, welche dem großen See ihren Namen gibt, erreichten wir Tags darauf in früher Stunde. Der Beg ließ uns in das Haus einer Nestorianerin einquartieren, deren Mann zu Handelszwecken nach Tabris gegangen war. Urmia ist eine hübschgelegene, ansehnliche Stadt von nahebei 30,000 Einwohnern, größtentheils Persern. Sie ist von Mauern und schönen Obstgärten umgeben, welche sich bis in das Innere der Stadt fortziehen und die einzelnen Häuser von einander trennen. Der Bazar ist belebt, steht aber an Größe, an Mannigfaltigkeit der Waaren und der eigenthümlichen Erscheinungen dem Bazar von Tabris weit nach. Eigentliche Alterthümer scheint die Stadt nicht zu besitzen. Es ist ungewiß, ob die heutige Stadt Urmia identisch mit jener Thebarmai der Alten ist, welche Kaiser Heraklius zu Anfang des siebenten Jahrhunderts mit einem Heerhaufen besuchte, um dort einen

Feuertempel zu zerstören. Die ältesten griechischen Geographen Strabo und Ptolemäus machen von ihr keine Erwähnung. Auch in der alten armenischen Geographie findet man keine Nachricht von Urmia, das erst dem arabischen Geographen Ebn Haukal im zehnten Jahrhundert bekannt wurde. Abulfeda nennt sie später „eine ausgezeichnete Stadt," die mit Mauern umgeben von ziemlichem Umfange sei und an der Grenze der Ebene und der Berge auf der Westseite des See's liege, welchen dieser arabische Geograph Tala oder Tela nennt nach dem Namen des Schlosses auf einer Insel, welches Halaku zur Aufbewahrung seiner Schätze erbaut habe. Ker-Porter war der erste Europäer, welcher sie im Jahre 1819 besucht und als Augenzeuge beschrieben hat.

Seit 1831 haben sich nordamerikanische Missionaire in Urmia niedergelassen, nicht um die Mahomedaner zu bekehren (— ein solcher Versuch wäre eben so ungereimt als unausführbar, wie jeder Kenner der Menschen und Dinge im Orient weiß —) sondern um durch Lehre und Beispiel auf die empfänglicheren sogenannten chaldäischen Christen, unter denen wir sowohl die Anhänger der Lehre des Nestorius als die unirten Chaldäer verstehen, zu wirken. Den amerikanischen Missionairen folgten die französischen Lazzaristen, welche bemerkten, daß diese Gegend am Westufer des Urmiasee's auch für römische Propaganda kein undankbarer Boden sei. Die Thätigkeit des Pater Garzoni für Ausbreitung des katholischen Glaubens hatte sich schon früher über einen großen Theil von Vorderasien bis über Amadia hinaus erstreckt und war in vielen Gegenden von einem merkwürdigen Erfolge begleitet. Wo nicht das religiöse Bedürfniß die orientalischen Christen ihm entgegen führte, wirkte die materielle Noth. Ein Mann, welcher der Gunst oder mindestens des Schutzes der moslemischen Herrscher genoß, konnte nach der

Meinung der Eingebornen auch ihr Protector gegen die Willkür der Satrapen, gegen den Druck und die Habsucht der Großen sein. Auch die Basler evangelische Mission hatte früher in Persien einige Versuche gemacht, den mahomedanischen wie den christlichen Eingebornen das Evangelium in ihrer Weise zu predigen, schienen aber früher als die beharrlichen Nordamerikaner an der glücklichen Lösung ihrer Aufgabe zu verzweifeln. Seitdem die Missionaire Haas, Hörle und Schneider im Jahre 1837 Persien verlassen, ist von der Basler Mission kein Versuch mehr in den Gegenden am Urmiasee wiederholt worden.

Die amerikanischen Missionaire hatten kaum von meiner Ankunft Kunde erhalten, als sie mich einluden, sie in ihrem Sommersitze zu besuchen. Der Ueberbringer ihrer Einladung war ein geborner Deutscher, der aber seit seinem vieljährigen Aufenthalte im Orient, wo er außer dem Englischen auch das türkische, kurdische und syrisch-chaldäische Idiom erlernte, seine Muttersprache fast vergessen hatte. Er war früher Israelite und hatte sich zur presbyterianischen Kirche bekehrt. Jetzt stand er in Diensten der Mission, von deren Andachtswärme, Frömmigkeit und Bekehrungseifer bis jetzt erst ein sehr bescheidenes Maß auf ihn übergegangen schien. Mit der Einladung der gastfreundlichen Missionaire hatte der junge Mann zugleich ein wohlgesatteltes prachtvolles Reitpferd für mich mitgebracht, das mich an der Seite des Führers in munterem Galopp nach dem malerischen Missionssitze hinauf brachte.

Seïr — so heißt die Sommerresidenz der Amerikaner — ist eine kleine Stunde von der Stadt Urmia entfernt recht malerisch und lieblich gelegen. Ein einstöckiges und einförmiges Gebäude, etwa 50 Schritte in der Länge und einer Caserne nicht unähnlich, ist von einer mit vier Thürmen flankirten Mauer umschlossen und krönt die oberste Terrasse eines Hügels, von deren

Höhe herab man einen wunderbaren Ueberblick der großen blühenden Ebene von Urmia mit ihren 360 Ortschaften, ihren Flüssen, Gärten und Pflanzungen, sowie des großen Salzsee's, der hier nach Norden und Süden sich über einen vollen Breitegrad ausdehnt und der verschiedenen Bergketten genießt, welche die Seeufer in einem bald enger, bald weiter gezogenen Eirund umgürten und von welchen die östlichen und westlichen Ketten alpine Höhe erreichen, auch den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt sind. Die Mauer schließt nebst dem Hause auch einen kleinen Hof und Gemüsegarten mit Fruchtbäumen und Weinstöcken ein und ist solid genug gebaut, um dem Anlauf einiger tausend Kurden, selbst bei sehr mittelmäßiger Vertheidigung Trotz zu bieten. Dicht an der Grenze des Gebietes wilder und unbändiger Raubhorden hat eine so massive Bauart für eine Missionsanstalt allerdings dringend Noth gethan und wie klug auch die Missionaire für mögliche Fälle der Gefahr und der Bedrängniß Sorge getragen, so genießen die geistlichen Herren doch keineswegs das frohe Gefühl der leiblichen Sicherheit. Denn sollte ein ähnlicher Sturm, wie er im Jahr 1843 die christliche Alpenveste von Dschulamerk, welche man für eine durch die Natur selbst uneinnehmbare Völkerburg zwischen den beiden islamitischen Reichen gehalten, getroffen hat, sich über die Alburskette*) wälzen und die Nestorianerwohnsitze der persischen Ebene heimsuchen, so dürfte der Beg von Urmia mit seiner armseligen Mannschaft schwerlich im Stande sein, diesen kriegerischen Raubhorden den Eingang zu wehren. Die Nestorianer von Urmia aber wenn sie auch Zeit hätten, dem Missionssitze zu Hülfe zu eilen und hinter wohl bewehrten Mauern sich zu ver-

*) So ist der Name dieser Grenzkette, welche die englischen Karten Dschawur-Dagh oder Arghi-Dagh nennen.

theidigen, sind zu friedsam und zu energielos, zu entwöhnt des Waffenhandwerks und zu gewöhnt an Druck und Sclaverei, um von ihnen kräftigere Thaten zu erwarten, als von ihren freien und kriegerischen Glaubensgenossen, den Tijari's, die sich selbst hinter ihren Felsmauern der Ueberzahl und fanatischen Wuth der sunnitischen Kurden nicht erwehren konnten.

Von den geistlichen Bewohnern des Missionssitzes Seïr waren drei verheirathet und jeder derselben fühlte sich im Besitze einer sittigen, anmuthigen Hausfrau und blühender Kinder, denen das persische Klima die Rosen nicht von den frischen, runden Wangen geraubt, recht glücklich. Durch Verstand, Erfahrung und Gelehrsamkeit schien Mr. Perkins (der auch ein recht interessantes Werk über die Schicksale der Mission und über Charakter, Sitten und Lebensweise der Nestorianer veröffentlicht hat) der Hervorragendste unter seinen Collegen zu sein, den Herren Holtey, Stoddart und Stacking, welche ihm sonst an Frömmigkeit und Berufstreue nicht nachstanden. Drei andere Missionaire, die Herren Johns, Marrick, Prad und der Arzt der Mission Dr. Reith bewohnten die Stadt Urmia, waren aber eben in Seïr auf Besuch anwesend. Von den Tagen, die ich in diesem lieblichen Landsitz zugebracht, von den guten und frommen Menschen, die ich hier kennen gelernt, von den freundlichen Predigerfrauen und von Mr. Perkins holdem Töchterchen Judith, die im zarten Alter schon zweimal die Reise über den Ocean, das schwarze Meer und das wilde Kardùchenland gemacht, von den nestorianischen Dorfschönen der Nachbarschaft mit ihren buntfarbigen malerischen Kleidern und den demantsprühenden Augen des Morgenlandes, von dem Gurren der Tauben und dem Zwitschern der Staaren und Bienenfresser, die um das Dach des behäbigen Hauses schwärmen und auf den Zweigen der Gartenbäume sich wiegen, in denen der frische Wind

vom Kurdengebirge melodisch säuselt und damals die heiße Augustatmosphäre kühlte — von dem idyllischen Gesammtbilde dieser Missionairresidenz, dessen Eindruck nach langen Kreuz- und Querzügen im Lande betrügerischer Perser und räuberischer Kurden doppelt wohlthuend war, könnte eine gewandte Touristenfeder wie die unsers Landsmanns Kohl eine noch anmuthigere Schilderung liefern, als von einem deutschen Colonistenhäuschen in der südrussischen Steppe. Meinem Vorsatze getreu, nur das Neue und Wichtige aus diesen wenig bekannten und noch von keinem deutschen Reisenden geschilderten Gegenden dem Leser vorzuführen, beschränke ich mich auf wenige Einzelheiten.

Die Ebene von Urmia ist nahebei 12 Stunden lang und 4½ Stunden breit. Man übersieht sie von Seïr herab fast in der ganzen Ausdehnung. Der Wasserreichthum, der von den schneereichen Kämmen und Abhängen der kurdischen Alpen nach dieser Ebene sich ergießt, sichert ihr die außerordentliche Fruchtbarkeit. Einen fleißigern Anbau des Bodens, eine zweckmäßigere Benutzung des Wassers durch künstliche Canäle und eine dichtere Bevölkerung als hier habe ich nirgends in der Welt gefunden, nicht einmal in den gesegneten Ebenen der Lombardei. Man erblickt hier Dorf an Dorf, Garten an Garten, Feld an Feld, soweit der Blick reicht, ziemlich ähnlich, wie an den reichcultivirten Ufern des Züricher See's, freilich ohne die palastähnlichen Landhäuser, ohne die Reinlichkeit, das Comfort und die Bildung der Schweizer und ohne den Segen ihrer bürgerlichen Freiheit bei dem Volke. Mitten in diesem paradiesisch fruchtbaren Lande Persiens herrscht Armuth, Elend, Hunger. Außer den 65,000 Toman, welche die Bevölkerung der Ebene von Urmia an Abgaben dem Staatsschatz von Teheran zu entrichten hat, verfallen die unglücklichen Bewohner der schändlichsten Raubsucht und Erpressung der persischen Beamten und der Adeligen, an welche

die Gunst und Laune des Schahs die Dörfer verschenkt. Gleichwie in dem fruchtstrotzenden Boden das Nildelta bleibt von dem Mehl des Getreides, das der Bauer hier mit seinem Schweiße gedüngt, kaum so viel übrig, um ihn und die Seinigen vom Hungertode zu retten und es gibt Leute, die aus Furcht vor dem tyrannischen Druck ihrer Herren das Ei nicht zu essen wagen, das ihnen die eigene Henne gelegt. Bei einem Ausflug, den ich später in nördlicher Richtung machte, verweigerten mir die Bauern trotz der angebotenen Bezahlung das Futter für die Pferde, obwohl ihre Scheunen mit vollen Garben angefüllt waren. Sie dürften, sagten sie, bei empfindlicher Körperstrafe kein Körnlein davon verkaufen, bevor ihr Herr die Ernte nicht genau besichtigt und seinen Antheil davon genommen habe.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts in Seïr machte ich mit den Missionairen einen Ausflug nach dem Grenzgebirge Kurdistans. Die Herren waren sämmtlich vortrefflich beritten. Ein schöneres Pferd, als der schneeweiße Schimmel, welchen Mr. Perkins ritt, habe ich nie im Morgenlande gesehen. Jede Bewegung dieses prächtigen Thieres, welches aus dem Marstalle Mohamed-Schahs um einen bedeutenden Preis erkauft war, hatte unbeschreibliche Grazie. Am schönsten nahm es sich aus wenn es trank und auf den Knien der beiden Vorderbeine sich niederließ. Auf den Felskanten und dem rauhen Steingerölle der Berghalden Kurdistans bewährte sich das Thier als ein eben so sicherer Bergsteiger wie die Pferde kurdischer Race und auf dem flachen Boden der Ebene unterhalb Seïr ließ es letztere im Rennen weit hinter sich. Die Missionaire, welche bedeutende Summen von den nordamerikanischen Gesellschaften zur Verbreitung des Christenthums beziehen, leben nicht nur sehr comfortabel, sondern selbst mit einigem Luxus, wovon besonders ihr Marstall,

der mit Pferden von fast allen orientalischen Racen gefüllt ist, gültiges Zeugniß gibt.

Das Gebirge im Westen von Urmia, welches die hohe Wasserscheide zwischen dem Flußsystem des Zab, der in mannigfachen Windungen durch größtentheils unbekannte Thäler dem Tigris zuströmt und den vielen Flüßchen, welche die östlichen Ufer des Urmiasee's im kurzen Laufe durchschreitend in dessen großem Salzwasserbecken sich begraben, behält hier die allgemeine Hauptrichtung von Südost nach Nordwest bei, welche den meisten Gebirgen Asiens eigenthümlich ist. Von den Nestorianern diesseits wie jenseits der Kette wird dieselbe Alburs genannt mit demselben Namen, den auch das Gebirge nordwärts von Teheran führt. Den höchsten Gipfel nannten mir die Eingebornen Scheidan-Dagh (Teufelsberg). Nächst ihm scheint der Aju-Dagh (Bärenberg) sich aus der Kette zur höchsten selbstständigen Gipfelform zu erheben. Ein anderer hoher Berg, welcher den ganzen Sommer hindurch Schneelasten trägt, wurde mir als Hertschin-Dagh bezeichnet. Diese Berge übertreffen die Gipfel des Sahant, welche jenseits der Wasserfläche des Urmiasee's mit ihren mächtigen Felshörnern in die reine Himmelsbläue hineinstießen, an Höhe, wie die größeren Schneelasten beweisen. Nach der freilich unsicheren relativen Schätzung des Augenmaßes dürfte die Höhe dieser Berge zwischen 10- und 11,000' betragen. Die Nähe der mächtigen Gebirgswand verdeckte uns die Gipfel der höchsten Berge Kurdistans, welche am Dschidda- und Dschawur-Dagh, dicht an der Grenze zwischen den Stämmen der kurdischen Hakkari und der chaldäischen Tijari eine Höhe von 13- bis 14,000' (15,000 nach Monteith) mit ewigen Firnen und Gletschern nach der Schätzung der britischen Reisenden, welche sie in einiger Entfernung gesehen, erreichen sollen. Dem Namen nach bildet dieses Gebirge

die staatliche Grenze zwischen Persien und der Türkei. In Wirklichkeit aber sind nicht nur die höchsten Kämme und Grahte, sondern auch die höher gelegenen Terrassen, die mit Alpenkräutern bedeckten grünen Halden und die oberen Flußthäler des Baranduß, des Schaher-tschai, Nasslu-tschai, welche die Ebene von Urmia durchströmen und der anderen Gewässer, welche weiter nordwärts durch die Landschaft Salmas fließen, sowie der Thäler und Schluchten, durch welche der Zab-Ala westlich von Rewandoz seine verschiedenen Zuflüsse erhält, weder türkisch noch persisch, sondern von freien und streitbaren Kurden bewohnt, welche bald seßhaft in Dörfern wohnen, bald als Nomaden umherziehen und zu denen sich die Steuerbeamten der Paschas und Sardare seit undenklichen Zeiten nicht gewagt haben. In den tieferen Stellen der Berghalden, welche man gefahrlos durchstreifen kann, liegen ärmliche Dörfer, deren Bewohner meist affscharischen Ursprungs sind. Die Affscharen, welche vielleicht den zahlreichsten Stamm Westasiens bilden, sprechen einen verdorbenen türkischen Dialekt und sind wohl der Masse nach türkischen Blutes, obwohl aller Wahrscheinlichkeit nach auch kurdische Elemente und selbst persische Bestandtheile dem Volke beigemischt sind. Aus diesem Stamme, der heute zur äußersten Machtlosigkeit herabgesunken, war Nadir-Schah entsprungen, vielleicht der gewaltigste Kriegsheld, welchen die persische Geschichte kennt.

Der Kamm und die höchsten Gipfel dieses Kurdengebirges, welche wir nicht besteigen konnten, scheinen aus trachytischem Porphyr zu bestehen gleich wie die gegenüberliegenden Gipfel des Sahant. Die obersten Bäche, deren Zusammenfluß den Nasslu-tschai bildet, führen fast nur diese Felsart als Gerölle in ihrem Bett. Die Formation der Voralpen, wie wir die niedrigeren Berge, welche dem Alburs als Stufen dienen, nennen

9 *

wollen, besteht aus wechsellagernden Schichten von Sandstein, Kalkstein und grobem Conglomerat. Die Mächtigkeit ihrer Schichten, deren Absonderung hier sehr deutlich ist, variirt zwischen ½ bis 20 Fuß. Die obersten Schichten sind die mächtigsten und schließen in einem kalkigen Bindemittel, das in Salzsäuere stark aufbraust, sowohl eckige Felsstücke als abgerundete Geschiebe der verschiedensten Größe ein, welche sehr verschiedenen krystallinischen Felsarten angehören. Rother Granit, Syenit, Gabbro, Quarzfels, Porphyr, Trachyt, dichte und körnige Kalksteine sind zu einer sehr festen Masse zusammengebacken. Diese Conglomerate gehören allem Anschein nach, wie die Nagelfluh des Rigi, der sie petrographisch sehr nahe kommen, zu den Gliedern der Molasse. Nach dem Hervortreten der älteren plutonischen und vulcanischen Bildungen war diese Gegend noch von einem Binnenmeer bedeckt, aus welchem die höchsten Berge inselartig emporragten und durch ihre herabströmenden Gewässer das Gerölle dem Meeresboden zuführten. Nach deren Ablagerung erfolgte die eigentliche Hebung des Landes, wahrscheinlich zur Zeit wo die Granit- und Gabbroberge an den nordwestlichen Ufern des Urmiasee's aus Spalten hervortraten. Die Zeit wo die Feuerberge Westpersiens und Armeniens thätig waren und ihre dunklen basaltischen und doleritischen Laven in der Umgebung ihrer Krater anhäuften, gehört wohl einer spätern geologischen Epoche an. Die Schichten dieses Conglomerats fallen meist unter einem Winkel von nahebei 20° gegen die See ab. Zerborstene oder gewundene Schichten wie an der Nagelfluh des Rigi habe ich auf den Abhängen des kurdischen Alburs nirgends beobachtet.

Die amerikanischen Missionaire, welche für meine naturgeschichtlichen Arbeiten ein reges Interesse zeigten und mir besonders bei dem Felsartensammeln hülfreiche Hand boten, begleite-

ten mich auch nach den merkwürdigsten Punkten der Ebene und bis zu den Ufern des See's. Die große Ebene von Urmia ist im Norden und Süden durch Querjoche, welche von den kurdischen Voralpen bis an die Ufer des See's auslaufen, ziemlich scharf abgegrenzt. Aus dem im Ganzen sehr flachen Boden der Plaine ragen einzelne nackte Hügel, mitunter selbst höhere Felsen und in der Nähe des Seeufers die ziemlich ansehnliche Berggruppe des Besau-Dagh mit drei Hauptgipfeln inselartig empor. Außer diesen natürlichen Erhöhungen sieht man aber auch künstliche Hügel von regelmäßiger Form, mit ebenem Gipfel, ähnlich den berühmten Mohillen oder Kurganen in den südrussischen Steppen und den alten Grabhügeln bei Kertsch am schwarzen Meer, aber größer, umfangreicher und nicht conisch geformt wie letzterer. Diese Hügel am Urmiasee sind mit Dammerde, Wiesen oder Feldern überdeckt. Unter dieser Dammerde findet man sehr viel Holzasche, menschliche Skelette und Thierknochen, zertrümmerte Thongeschirre, Kupfer- und Silbermünzen, welche der großen Mehrzahl nach ganz abgeschliffen und unkenntlich sind. Diejenigen Münzen, deren Gepräge man noch erkennen konnte, stammten größtentheils aus der Zeit der römischen Herrschaft, die geringere Zahl aus der älteren persischen Zeit. Wir besuchten zwei dieser Hügel bei dem Dorf Degalu. Man erkannte hier die Spuren großartiger Ausgrabungen, Höhlen von über hundert Schritt Länge, durch die man zweifelsohne vermeintlichen Schätzen nachgespürt hat. Silbermünzen, wenn auch in geringer Zahl, werden bei solchen Ausgrabungen gewöhnlich erbeutet. Im schlimmsten Falle liefert die nie fehlende Holzasche, welche zur Düngung der Felder verwendet wird, den Schatzgräbern einigen Ersatz für die Mühe. Die Eingebornen geben diesen künstlichen Erhöhungen, deren Ursprung und Bedeutung man nicht kennt, keine andere Benennung als Tepe,

Hügel, und schreiben nach der herrschenden Sage ihre Entstehung dem Zoroaster, den Magiern und den alten Feueranbetern zu.

Am 30. August wurde eine Seefahrt verabredet, wozu der gefällige Mr. Perkins eines der Schiffe gemiethet hatte, welche an gewissen Wochentagen die Fahrt vom westlichen Urmiagestade nach den östlichen Ufern machen. Der frühere Statthalter von Urmia Malek Kassim Mirza, ein jüngerer Bruder Abbas-Mirza's und Oheims des damaligen Königs von Persien Mohamed-Schah, hatte diese Schiffe auf seine Kosten erbauen lassen. Dieser persische Prinz, welcher theilweise in den Fußstapfen seines seligen Bruders wandelt und an den europäischen Einrichtungen und Moden Geschmack gewonnen hat, auch fertig französisch und englisch spricht und die Unterhaltung mit gebildeten Europäern liebt, ist ein wunderlicher Kauz, über welchen mir von den in Aserbeidschan lebenden Europäern eben so viel Schlimmes als Gutes erzählt wurde. Malek Kassim hatte, indem er seinen gestickten persischen Hängärmel-Kaftan mit einem Rock nach europäischem Schnitt vertauschte und andere äußerliche Neuerungen auf europäischen Fuß einführte, den Lastern des Orients nicht entsagt. Unsere Erfindungen, die augenfälligen Wunder unserer Industrie, selbst unsere wissenschaftlichen Forschungen und Speculationen von uns zu borgen, ihnen auf islamischer Erde das Bürgerrecht zu gewähren, dazu finden sich aufgeklärte Große im mohamedanischen Orient nicht selten willfährig und zuvorkommend. Nur die christlich-europäische Moral, die Grundsätze der Humanität, des Patriotismus und der Ehre, die im Grunde mehr die fortschreitende Bildung und Freiheit in den europäischen Landen, als das Evangelium zur rechten Anerkennung und theilweise zu praktischer Geltung gebracht hat, wollen im Morgenlande nirgends em-

pfänglichen Boden finden, am allerwenigsten bei den grundverdorbenen Großen des Perserlandes.

Durch Intriguen, welche die Feinde Malek Kassims am Hofe von Teheran angezettelt hatten, war dieser Prinz schon einige Jahre vor meinem Aufenthalt in Urmia von der dortigen Statthalterstelle vertrieben worden. Ein reiches Geschenk für den Großvezir Hadschi-Mirza Agassi hätte ihn allein retten können. Aber der Prinz hatte theils mit schlechten indnstriellen Experimenten, zu welchen ihn die kenntnißlosen Charlatane seiner Umgebung gerathen, theils mit Luxus und Excessen, Vermögen und Einkommen verpraßt. Das arme Volk war unter diesem civilisirten Statthalter nicht weniger gedrückt, mißhandelt und ausgesaugt worden als unter seinen barbarischen Vorgängern und Nachfolgern, die nicht wie er Lamartine's philanthropische Poesien lasen, nicht das Französische mit Eleganz parlirten. Fast alle technischen Verbesserungen, die er eingeführt, waren bereits wieder ins Stocken gerathen, sogar die Schifffahrt auf dem See, die immer unregelmäßiger und schlechter wurde. Als wir das Gestade erreichten, fand sich das bestellte Schiff nicht vor. Es lag an der „Pferdeinsel,“ fast in der Mitte des See's und sollte leck und schadhaft sein. Die Fahrzeuge wurden mir überhaupt als sehr schwerfällig geschildert, auch trotz ihrer Größe weder sicher noch segelgewandt. Der Urmiasee könnte mit leichten Booten sicher befahren werden, da nur die stärksten Orkane sein schweres Salzwasser in heftige Bewegung setzen können. Selten soll hier die Brandung eine ähnliche Stärke, nie die Wogen eine so bedeutende Höhe wie am Wansee erreichen. Die amerikanische Mission besaß ein eigenes Boot, welches in einer kleinen Bucht nahe den Felsen des Besau-Dagh lag. Als wir nach der Uferstelle kamen, fanden wir nur noch einen Haufen Asche. Die Eingebornen hatten es in Brand gesteckt, wohl

nur, um sich der Nägel und des eisernen Beschläges desto leichter zu bemächtigen. Damit war unsere letzte Hoffnung einer Fahrt nach den Inseln in Rauch aufgegangen. Wir mußten uns mit dem frischen Bad begnügen, das bei einer Lufttemperatur von 29° R. allerdings eine Wohlthat war. —

Wäre der Urmiasee im Mittelpunkt Europa's gelegen, unsere Heilkünstler würden wahrscheinlich Tausende ihrer Patienten und Convalescenten, welchen die ganze pharmaceutische Vorrathskammer nicht wieder zur verlornen Kraft und Gesundheit verhelfen konnte, an seine Ufer schicken und wer weiß, ob es an irgend einem Badort der Welt erfolgreichere Kuren gäbe. Wenigstens kann ich aus persönlicher Erfahrung versichern, daß zehn Nordseebäder von Dieppe oder Helgoland noch lange keine ähnlicherregende Wirkung, keinen gleichkräftigen Reiz auf die Haut üben als das Wasser dieses See's, dessen Salz- und Jodgehalt selbst den des todten Meeres so weit noch übertrifft. Man kommt aus diesem Wasser krebsroth und dabei überaus gestärkt und erfrischt an die Luft. Der Urmiasee hätte als Kurort vor der Nordsee auch den Vortheil, daß die Bäder hier selbst bei Sturm völlig gefahrlos sind. Denn abgesehen von seiner Seichtigkeit — bis eine halbe Stunde vom Ufer hat der See noch nicht die Tiefe von 6' — reicht bei der Schwere des Wassers die geringste Bewegung mit Hand oder Fuß hin sich an der Oberfläche zu erhalten. Beleibte Menschen, die sich der Länge nach ausstrecken, schwimmen selbst ohne Bewegung und werden durch das schwere Solwasser getragen. Eingeborne soll man hier selten oder nie baden sehen.

Der Naturcharakter ist hier ziemlich der gleiche wie an den nördlichen Ufern. Nur an wenigen felsigen Stellen kann man bis an den äußersten Uferrand gelangen ohne den eigenthümlichen, dunkelgrünen, mit Salz und Vegetabilien geschwängerten

Schlamm zu durchwaten, welchen der See fast allenthalben um seine Ufer anhäuft. Auch die fortdauernde Bildung von Thonschichten, in welche die von den Flüssen zugeführten und von der Brandung nach dem Ufer gespülten Rollsteine eingebacken werden, ist hier ganz der gleiche wie an der Nordseite. Was man von der völligen Unbelebtheit des Urmiasee's gesagt und geschrieben, ist irrig. Allerdings leben weder Fische noch Mollusken in seinem salzreichen Wasser, dagegen kleine Crustaceen von höchst eigenthümlicher Bildung in ungeheuerer Zahl. Diese sehr kleinen und feinen geschwänzten Geschöpfe gingen mir leider trotz der sorgfältigsten Verpackung zwischen spiritusgetränkter Baumwolle zu Grunde. Sie bilden wahrscheinlich eine ganz neue Familie der Crustenthiere und dienen wahrscheinlich den Schaaren von Wasservögeln, die man auf diesem See erblickt, zur einzigen Nahrung. Auffallend ist, daß Keiner der englischen Reisenden, welche am Urmiasee gewesen, diesen Thierchen Erwähnung macht. Ritters Vermuthung, daß bei der Masse von Schwimmvögeln dem salzigen Wasser nicht jedes animalische Leben fehlen könne, war vollkommen richtig.

Der östliche Abfall der Felsgruppe des Besau-Dagh springt ziemlich weit in den See hinein und bildet ein wahres Cap. Die Basis dieses Vorgebirges, an welchem sich die dunklen und stinkenden Wogen des See's bei mäßiger Brandung brechen, besteht aus einem groben Conglomerat, ähnlich der Nagelfluth. In der bindenden Masse walten bald die thonigen bald die kalkigen Bestandtheile vor. Einige Handstücke, die ich losgeschlagen, brausten in Säuern stark, andere kaum sichtbar. Große und kleine, eckige und gerundete Stücke von trachytischem Porphyr sind in dieser Masse sehr fest eingeknetet. Dagegen fehlen die Geschiebe anderer Felsarten, welche in den Conglomeraten

oberhalb Seïr so häufig vorkommen, beinahe gänzlich. Die Gipfel des Besau-Dagh bestehen aus vulcanischem Porphyr.

Mr. Perkins schlug mir, um mich für die mißglückte Wasserexpedition schadlos zu halten, einen Besuch in dem großen nestorianischen Dorf Gödipe vor, welches eine halbe Stunde vom See entfernt liegt. Sein College Mr. Staking predigte eben in der Nachbarschaft. Wir begegneten unterwegs vielen Nestorianern, welche mit Kornschneiden oder Dreschen beschäftigt waren. Ihre Tracht ist die persische, ihre gebräunten Gesichter kamen mir aber viel mildern und freundlicheren Ausdrucks vor als die der moslemischen Bewohner dieses Landes. Der Missionair wurde von den Leuten überaus freundlich begrüßt. Die Männer ließen ihre Feldarbeiten im Stiche, näherten sich uns und erwiederten, nachdem sie ehrfurchtsvoll die Hand nach orientalischem Brauche auf die Brust gelegt, den cordialen amerikanischen Händedruck. Auch die Mädchen und Frauen grüßten freundlich und sittig. Unter den Jungfrauen, welche die Arbeit in heißer Sonne noch nicht um Gesundheit und rosige Farbe gebracht hat, sieht man viele frische Gestalten, deren kräftige Schönheit durch die bunten Farben der malerischen Tracht sehr gehoben wird.

In Gödipe kehrten wir im Hause eines Priesters ein, welcher mit Mr. Perkins auf sehr freundlichem Fuße zu stehen schien. Wir wurden auf das artigste empfangen und bekamen alle Gerichte zu essen, welche der nestorianische Speisezettel kennt. Die Frau Priesterin gehörte nicht zu den Reizendsten ihres Geschlechts, leistete aber als Köchin Vorzügliches. Mehr Augenweide als ihr Anblick gewährte des Missionsdieners Joannes junge, blühende, bildschöne Frau, die nicht nur sehr hübsch und geschmackvoll, sondern auch überaus reinlich gekleidet war. Sie hatte nur das Kinn bis an den Rand der Unterlippe mit einem

weißen Tuch verhüllt, der übrige Theil des Gesichtes war frei und wir konnten, da sie ganz unbefangen sich näherte und uns bei Tisch mit vieler Anmuth bediente, ihre feine Haut, den zarten Teint, die halb griechische Nase, die reichen schwarzen Zöpfe und die prächtigen Augen so lange bewundern, als wir Lust hatten. Gleich der Frau Priesterin trug sie eine Bernsteinkette um den Hals, an welcher viele russische Silbermünzen hingen. Der junge Ehemann, der uns begleitet hatte, wohnt von seiner jungen Frau getrennt im Missionshause, darf sie aber wöchentlich dreimal besuchen. Er schien ganz zufrieden, heute ausnahmsweise bei seinem hübschen Weibchen ein paar Stunden verweilen zu dürfen. Orientalische Eifersüchtelei scheint nicht zu den vorherrschenden Charakterzügen dieser Nestorianer zu gehören. Joannes redete seiner Frau zu, doch recht artig und freundlich gegen den fremden Gast zu sein. Sie zeigte mir auf sein Geheiß all ihren Putz und schenkte mir ein Stück davon, das sie mit eigenen Händen brodirt hatte, zum Angedenken.

Joannes war ein sehr gutmüthiger junger Mensch, der wirklich fromm und gemüthvoll und den Missionairen von Herzen, nicht blos aus selbstsüchtigem Interesse ergeben schien. Europa und Amerika waren ihm die gelobten Länder, die er so gerne auch einmal besucht hätte. Er klagte mir seine Sehnsucht dorthin und bat mich, doch das Mögliche für ihn zu thun, daß er diese Sehnsucht stillen könne. Sogar sein schönes junges Weib wollte er dann gerne auf ein paar Jahr im Stiche lassen. Der andere Missionsdiener, jener deutsche Exjude, der mich nach Seïr geleitet hatte, meinte freilich: es sei bei seinem Collegen Joannes nicht sowohl ein frommer Pilgerdrang, der ihm den Besuch in den Ländern der Civilisation und der Christenheit so wünschenswerth mache, sondern Egoismus und ehrgei-

zige Speculation. Letzterer bildete sich nemlich ein bei guter Kenntniß des Englischen und besserer Kenntniß der Landessprache eben so gut wie Mr. Perkins oder Mr. Staking den Missionair spielen und seinen Landsleuten und Glaubensgenossen „Etwas vorpredigen zu können." Amerika's Glaubenssendlinge werden so glänzend honorirt und die reichen Mitglieder der Missionsgesellschaften von New-Orleans und Philadelphia, welche gegen die Negersclaverei und die Verfolgung der armen Rothhäute durch Donnerbüchsen und Bluthunde noch nie eine christliche Stimme erhoben, aber gerne Hunderttausende von Dollars zur Unterhaltung ihrer nutzlosen Missionsanstalten im Orient bezahlen, könnten wohl auch einmal mit eingebornen Orientalen den Versuch wagen, das Evangelium nach ihrer Form und auf ihre Kosten predigen zu lassen. Als Missionsdiener war Joannes ein Individuum von sehr mäßiger Bedeutung im Lande. Als Missionair, der mit über die Geldcassa der Mission verfügen konnte, mußte ihm selbst der hohe Klerus des Landes den Hof machen, was Grund genug war, den Ehrzeiz eines nestorianischen Jünglings zu reizen.

Nach der Mahlzeit besuchte uns der ehrwürdige Bischof Mar-Ilia, der ungeachtet seines weißen Bartes noch ein Mann im besten Lebensalter, dabei wohl genährt und von frischer Röthe der runden Wangen war. Sein Anstand war sehr würdevoll, die Augen freundlich, das Benehmen fein und gegen den Missionair von ausnehmender Rücksicht und Artigkeit. Er trug eine feuerrothe nach hinten kapuzenartig herabfallende Bischofsmütze, um welche ein buntes Tuch turbanartig geschlungen war. Der übrige Theil seiner Kleidung hatte nichts Ausgezeichnetes, bestand aber aus feinern Stoffen. Seit der Flucht des Patriarchen von Dschulamerk nach Mossul übte Mar-Ilia unter den nestorianischen Gemeinden auf persischem Gebiet die oberste geist-

liche Autorität. Er hatte guten Grund, gegen Mr. Perkins höflich und rücksichtsvoll zu sein, ihn auch das Evangelium nach presbyterianischer Weise ungestört predigen zu lassen; denn er empfing aus den Händen der Mission einen ansehnlichen Monatgehalt, welcher die Einnahme, die ihm von den Gemeinden des Landes zufloß, um das Doppelte übertraf. Ganz die gleiche Bewandtniß hatte es auch mit den Priestern der niederen Grade, deren kriechende Artigkeit gegen die Missionaire sich durch ihre Armuth, ihre Geldsucht und den Monatssold, den sie von den Amerikanern erhielten, sattsam erklärte. Interessant waren mir die Mittheilungen, welche ich bei dieser Gelegenheit aus dem Munde des Bischofs über die Ereignisse im Hakkarigebiet und Dschulamerk und über die gesellschaftlichen Zustände des nestorianischen Volks erhielt.

Auf die sogenannten syrisch-chaldäischen Stämme in der Ebene von Urmia und im gebirgigen Kurdenlande, auf ihren Charakter, Sitten und Gebräuche kommen wir bei einer andern Gelegenheit zurück. Hier nur wenige Bemerkungen über dieses Volk und den seit dem Jahre 1843 untergegangenen christlichen Alpenstaat im Innern Kurdistans, der hinter den hohen Felsmauern der Zabthäler seine Freiheit und Unabhängigkeit seit undenklichen Zeiten zu behaupten wußte. Der Ursprung der Nestorianer als Volk ist ungewiß. Die Hypothese des amerikanischen Missionars Dr. Grant (des einzigen gebildeten Reisenden, dem es bis heute gelungen ist, von Mossul in westöstlicher Richtung über Amadia durch die Zabthäler und durch den zugänglichsten Theil des Hakkarigebietes bis zur Stadt Dschulamerk inmitten der Nestorianerrepublik vorzudringen) daß die heute sogenannten chaldäischen Christen die verloren gegangenen zehn Stämme Israels seien, entbehrt noch gar sehr des gültigen historischen Beweises. Sie selbst nennen sich Nassrani,

oft mit dem Beisatze Suriani, was so viel heißen will als „syrische Nazaräer.“ Nach der Untersuchung des Orientalisten Professor Rödiger ist die Sprache der Nestorianer eine aramäische Vulgärsprache. Rödiger hält dieses Neusyrische für eine entartete Tochter der altsyrischen Mutter. Die beiden christlichen Secten der Nestorianer und der Jakobiten in Westpersien und im türkischen Kurdistan sprechen dieses eigenthümliche Idiom, welches mit dem Kurdischen das durch neuere Forschungen in die zahlreiche Classe der indo-europäischen Sprachen verwiesen ist und in seinem Bau dem Persischen am nächsten kommt, in keiner grammatischen Verwandtschaft steht. Wie dieses Volk nach seinen heutigen Wohnsitzen, wo es gänzlich isolirt von sprach- und glaubensverwandten Völkern mitten unter türkisch- und kurdischredenden Stämmen in der Ethnographie Vorderasiens eine so eigenthümliche Stelle einnimmt, gekommen ist, darüber herrscht gänzliches Dunkel, das weder durch historische Quellen, noch durch Sagen aufgeklärt wird. An gewagten Hypothesen hat es darüber nicht gefehlt. Die frühesten Mittheilungen über die Existenz des nestorianischen Gebirgsstaates verdanken wir den Nachrichten, welche der katholische Missionar Pater Garzoni während seines Aufenthalts in Amadia in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gesammelt hat. Später haben Rich, Monteith, Walsh, Eli Smith und in neuester Zeit der unlängst verblichene kühne Missionar Dr. Grant nähere Bemerkungen über diese interessante Bevölkerung mitgetheilt. Die Chaldäer (wie sie nach der vom römischen Stuhl ausgegangenen Benennung mehr in kirchlicher als in ethnographischer Beziehung genannt werden) nahmen frühzeitig die Lehren des Bischofs Nestorius an, welcher im Jahre 439 nach Christus wegen Ketzerei seines Amtes entsetzt wurde. Die gesonderte Lage ihres Landes hatte sie auf der Grenze der Byzantiner- und Sas-

sanidenherrschaften, welche gegenseitig in fortdauernden Kriegen begriffen waren, frühzeitig dem directen Einflusse der griechischen Kirche entzogen; sie blieben nestorianische Häretiker in der ursprünglichen Form, die einzigen, bei denen sich diese vielleicht in solcher Ursprünglichkeit erhalten hat. Diese Secte ist in geographisch isolirten Gliedern über einen sehr großen Theil von Asien verbreitet und reicht selbst bis an die Grenzen China's. In Persien und Kurdistan gehören die Nestorianer zu zwölf verschiedenen Districten. Den zahlreichsten Stamm bilden die Tijari in dem von christlichen und kurdischen Stämmen gemischten Berglande Hakkari, in welchem auch die Hauptstadt der Nestorianer Dschulamerk nordwestlich vom Zab-Ala, die der ganzen christlichen Alpenrepublik ihren Namen gab, gelegen ist. Ihr geistliches Oberhaupt, welches zugleich auch das weltliche Regiment führt, ist der Patriarch Mar-Schimon, welcher vor dem Kurdeneinfall im Jahr 1843 eine Stunde von Dschulamerk zu Kotsch-Hanes, später in Diß, einem befestigten Dorf residirte. Ihn erkannten auch die persischen Nestorianer als Oberhaupt der Kirche an. Doch herrschte wegen der geographischen Schwierigkeiten zwischen den Nestorianern der persischen Ebene, welche das schwere Joch der Satrapen fühlten und ihren Glaubensbrüdern im türkisch-kurdischen Gebirgslande, welche unbehelligt von den türkischen Statthaltern an die Pforte nicht einmal Tribut zahlten, nur ein schwacher Verkehr, der sich auf gelegentliche Reisen einzelner Priester nach Kotsch-Hanes beschränkt zu haben scheint. Die Gesammtzahl der Nestorianer zwischen dem Tigris und dem Urmiasee wird verschieden angegeben, dürfte sich nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung der amerikanischen Missionaire auf höchstens 70,000 Individuen belaufen, von welchen die Tijari vor dem Jahre 1843 nahebei die Hälfte ausmachten.

Der Charakter dieser Nestorianer wird sehr verschieden geschildert. Im gebirgigen Kurdistan sind sie wild, tapfer und habsüchtig; sie gleichen ziemlich den Kurden, mit welchen sie in vielen Orten gemischt wohnen. Viehzucht ist ihre Hauptbeschäftigung. In der Ebene von Urmia sind sie dagegen Landbauern und haben unter persischer Herrschaft im Allgemeinen sowohl den feigen, servilen, lügnerischen und trügerischen Sinn, als auch die höflichen, einschmeichelnden Manieren ihrer nächsten Nachbarn angenommen. Die amerikanischen Missionaire fanden bei den Nestorianern von Urmia schon deshalb eine freundliche Aufnahme, weil letztere einsahen, daß durch die Anwesenheit dieser Männer in europäischer Kleidung dem tyrannischen Wüthen der persischen Großen und Adeligen ein Damm gesetzt sei, daß die Berichte dieser Männer nach Tabris oder Teheran nicht ganz ohne Wirkung bleiben, daß sie an ihnen Beschützer oder wenigstens Vermittler finden würden, wenn durch einen Statthalterwechsel das Joch noch härter werden sollte als es bisher gewesen. Ueberdieß streuten die reichen Missionaire ihre klingenden Wohlthaten mit vollen Händen aus, unterrichteten die Jugend nicht nur unentgeltlich, sondern gaben den Schülern noch Wochengelder. In die Liturgie, in die äußern Glaubensformeln der Nestorianer mischten sie sich nicht, verlangten keine Aenderung ihrer kirchlichen Gebräuche, bezeugten dem historischen Charakter des Nestorius, des Stifters der Secte, von dessen Geschichte selbst die unwissenden eingebornen Priester nur wenig, das gemeine Volk gar nichts weiß, ihre Achtung und befreundeten sich durch Geldspenden mit dem hohen und dem niedern Klerus.

Glänzender Resultate in Bezug auf Besserung der Sittlichkeit, Anregung durch tugendhafte Beispiele und Beförderung der Bildung und Aufklärung kann sich die amerikanische Mission bis

heute nicht rühmen. Das hat mir selbst Herr Perkins gestanden, welcher meinte, daß man bei der älteren Generation fast jede Hoffnung aufgeben und alle Kraft der Lehre wie des Beispiels der Jugend zuwenden müsse. Diese Seite ihrer Bemühungen wird von den älteren Nestorianern am wenigsten nach Verdienst erkannt und gewürdigt. Jeder Bischof erhält von den Amerikanern einen Monatgehalt von 300 türkischen Piastern, der gewöhnliche Geistliche von 150 bis 200 Piastern. Unter der Bedingung, daß diese Gehalte regelmäßig fortbezahlt werden, läßt es sich der nestorianische Klerus gefallen, daß die Missionaire in den Dörfern predigen, Schulen halten und der Jugend die Grundsätze der christlichen Tugend verdolmetschen, welche von der eingebornen Priesterschaft nicht gelehrt und noch weniger geübt werden. Ohne diese Besoldung oder Bestechung der Priesterschaft zu einem guten Zwecke würden die Missionaire im Lande sich nicht behaupten können. Selbst den Bauer treibt nur Geldsucht wenn er sein Kind in die Missionsschule schickt. Jeder Schüler erhält wöchentlich einen Sahefgeran und so klein dieses Geschenk ist, würde ein Aufhören desselben doch die Schulen schnell entvölkern. Die Anstalt in Urmia kostet den Missionsgesellschaften Nordamerika's über 50,000 Dollars jährlich, die Unterhaltung der übrigen im ganzen türkischen Orient zerstreuten Missionaire fast das Dreifache dieser Summe. Außer einigen Israeliten, die wohl mehr die Noth oder Speculation als innerer Seelendrang zur Bekehrung getrieben, haben diese kostspieligen Missionen Amerika's der christlichen Kirche noch keinen Gläubigen gewonnen. Mit Recht meinte ein reisender englischer Geistlicher, mit dem ich einst im türkischen Orient zusammentraf: die Amerikaner könnten ihre Bekehrungsversuche mit besserm Erfolge und geringeren Kosten in ihrer nächsten Nachbarschaft,

unter den heidnischen Rothhäuten der westlichen Wildnisse der Vereinigten Staaten anstellen, statt ihre Missionaire mit ungeheuerem Geldaufwand nach dem fernen mahomedanischen Orient zu senden, wo das Christenthum gegen den Islam noch nie einen Fuß breit Boden gewonnen hat. Jeder Kenner des moslemischen Morgenlandes weiß, daß unter den Anhängern des Propheten heutigen Tages jeder Versuch christlicher Proselytenmacherei das unnützeste Geschäft ist, das man dort treiben kann. Unter den christlichen Secten des Orients mag es den abendländischen Missionairen wohl gelingen, mitunter empfängliche Gemüther für ihre Tugendlehren und dankbare Herzen für die Linderung materiellen Elends zu finden. Aber die errungenen Resultate stehen auch hier bis heute in keinem Verhältniß zu den gebrachten Opfern.

Die Amerikaner werden von den christlichen wie von den moslemischen Eingebornen für höchst achtbare und tugendreiche, aber auch für recht seltsame Männer oder richtiger gesagt für eine Art tugendhafter Narren gehalten, welche ein frommer Wahnsinn von ihrer Heimat hinweg über Länder und Meere getrieben. Es gehörte eine gewisse Zeit dazu, bis die Eingebornen zu dieser für die Zwecke der Mission nicht ungünstigen Ansicht ihres Charakters und ihrer Tendenzen kamen. Denn anfangs waren selbst die Christen, besonders die nestorianischen Priester etwas scheu und mißtrauisch und die Perser und Türken glaubten fest, daß die Fremden durch ihr religiöses Auftreten nur politische Zwecke verbergen wollten, daß sie geheime Agenten Englands seien. Bei näherer Kenntniß und längerem Umgang mußte dieser Verdacht schwinden, da die Missionaire sich nicht um Politik bekümmerten, und nächst ihren religiösen und humanen Zwecken, nur den Wissenschaften, der Sprachkunde und der Alterthumsforschung ihre Zeit widmeten. Nur bei den von Na-

tur sehr mißtrauischen Persern mag noch nicht jeder Funke von Argwohn erloschen sein.

Auch mit den Nestorianern im Hakkari-Gebiet und in Dschulamerk trat die amerikanische Mission von Mossul aus in Verkehr. Dem kühnen Dr. Grant, Arzt der Mission, gelang es im J. 1839, als der erste gebildete Reisende in das christliche Gebirgsland Dschulamerk einzudringen, wo er bei dem Patriarchen Mar-Schimon in Kotsch-Hanes eine gastfreundliche Aufnahme fand, auch die Hauptstadt Dschulamerk, welche eine Bevölkerung von 12,000 Seelen haben soll, selbst besuchte. Damals war dieses nach dem Ausspruche des Missionairs „wilde aber edelgesinnte Bergvolk“ noch im vollen Genusse seiner Freiheit, noch im stolzesten Bewußtsein seiner Kraft. Nie, sagten sie dem Dr. Grant, habe ein Feind gewagt, ihr Gebirgsland zu betreten; selbst Mahomed und Omar der Eroberer hätten nicht eindringen können. Nur einen Wunsch fand er bei ihnen allgemein rege, nemlich sich an eine christliche Herrschaft anschließen zu können, mit einer fremden, nicht mahomedanischen sondern christlichen Macht in Gemeinschaft zu treten und durch ihre Heerschaaren ihr Beistand zu leisten, ein Zutritt, der nach der Meinung Dr. Grants bei der Stellung und der anerkannten Tapferkeit dieser nestorianischen Tijari von großer Entscheidung sein würde. Selbst unser scharfsinniger Ritter meinte, als er den wichtigen geographischen Bericht des Dr. Grant an den britischen Obersten Shiel in Teheran gelesen, „daß dieses so vergessene und von seiner Schwesterkirche selbst verachtete Volk bei der Versunkenheit und Zerspaltung ihrer moslemischen Umgebungen noch zu einer großen Bestimmung durch die Vorsehung aufbewahrt werde.“

Diese Vermuthung hat sich bei späteren Ereignissen leider nicht bestätigt. Was Mahomed und Omar nie gewagt hatten,

vielleicht weil die Armuth und die wilde Lage eines Hirtenlandes für moslemische Eroberer wenig Reiz hatten, das führte der Häuptling der kurdischen Stämme im Buhdangebirge schon vier Jahre nach Dr. Grants Besuch aus. Nurullah-Beg, der Häuptling der Hakkari-Kurden und Nachfolger des einäugigen Mustapha-Chan von Rewandoz, welchen Reschid Pascha gefangen nahm, ist ein wilder, kriegerischer und raubsüchtiger Kurde, dem es längst nach einer guten Beute bei den Christen der oberen Zabthäler gelüstete. Waren letztere auch arm im Vergleiche mit den Bewohnern der großen Städte und der fruchtbaren Ebenen, so hatten ihre Habseligkeiten, ihre schönen Heerden doch noch Reiz genug für einen kurdischen Räuberfürsten. Nurullah-Beg*) hielt sich selbst nicht für stark genug, um ganz auf eigene Faust sein Waffenglück gegen diese christlichen Bewohner der höchsten Schneeberge zu versuchen, deren kriegerischer Ruf höher stand als er verdiente. Der Beg von Rewandoz lud daher zu diesem schwierigen Unternehmen den mächtigeren Häuptling Beder-Chan ein, dessen Macht sich über alle Gebirgsstämme des Buhdan zwischen dem Tigris und dem Zab-Ala erstreckte. Seine befestigte Residenz lag nur wenige Tagreisen von Dschesireh entfernt, in einem wilden, schwer zugänglichen

*) Nurullah-Beg gilt im Kurdenlande für den eigentlichen Mörder des deutschen Professors Schulz. Er war schon zur Zeit, wo Mustapha-Chan in Rewandoz residirte, ein angesehener Kurdenhäuptling. In dem Glauben, daß der deutsche Gelehrte in seinem Gepäcke viel Geld und Kostbarkeiten verborgen habe, gab Nurullah-Beg der Escorte, welche aus seinen Leuten bestand, den Befehl, den fremden Franghi vor dem Eintritt in das persische Gebiet zu ermorden. Im Augenblick als Schulz in einem der obersten Thäler des Zab mit seiner Escorte vor einem Felsen lagernd eine Keilinschrift copirte, wurde er von einem Kurden rückwärts durch den Kopf geschossen.

Theil des Gebirges und bestand aus zwei festen Castellen, aus welchen er ohne Artillerie nicht zu vertreiben war.

Die Macht dieses fanatischen, ehrlüsternen und unternehmenden Häuptlings war so gefürchtet in ganz Kurdistan, daß selbst der türkische Pascha in Mossul nichts gegen ihn zu unternehmen wagte, vielmehr sich eifrig um seine Freundschaft bewarb. Kurze Zeit vor dem Zuge Beder-Chans nach Dschulamerk hatte er eine Zusammenkunft mit dem Pascha an den Ufern des Tigris. Letzterer kam nach dem verabredeten Platze mit 600 regulairen Soldaten gezogen und war mehr erschrocken vielleicht noch als verwundert bei dem Anblick der Zelte des Buhdanhäuptlings, welcher statt des gewöhnlichen Reitergefolges, das er mitzubringen versprochen, mit nicht weniger als 6000 bewaffneten Kurden sich gelagert hatte. Der Pascha, der kein Zeichen von Furcht merken lassen wollte, gab heimlich den Befehl, in aller Eile noch eine weitere Nizamverstärkung mit sechs Kanonen aus Mossul kommen zu lassen. Erst als diese eingetroffen war, kamen ihm Muth und Vertrauen wieder. Der türkische Statthalter und der kurdische Räuberhauptmann blieben einen Tag beisammen, hatten eine lange Unterredung und schieden als die besten Freunde. Nach der Meinung der Nestorianer war damals der Zug Beder-Chans gegen Dschulamerk verabredet und vom Pascha gutgeheißen worden.

Dr. Grant, der von dem Plane des Kurdenhäuptlings wußte, suchte noch kurz vor dessen Aufbruch der Katastrophe vorzubeugen. Frieden stiften und Versöhnen ist eine so schöne, eines christlichen Missionairs vollkommen würdige Rolle und Dr. Grant hat sich durch eine Reise, welche er mitten durch das Gebiet der wildesten und unbändigsten Kurdenstämme nach der Residenz des Beder-Chan mit Gefahr seines Lebens unternahm, um ein furchtbares Blutvergießen zu hindern, gewiß

einen dauernderen Ruhm erworben als durch seine gelehrten Untersuchungen über die zehn verloren gegangenen Stämme Israels. Der Missionair wurde von Beder-Chan nach kurdischem Brauche gastfreundlich aufgenommen und ruhig hörte ihn der Häuptling an, der mit ihm den Tschibuk rauchte und aus derselben Schüssel aß. Die nestorianischen Freunde des amerikanischen Doctors äußerten damals: das Lamm habe mit dem Löwen gespeist.

Aber die Beredtsamkeit des Friedenspredigers vermochte nicht, den Fanatismus und den Ehrgeiz Beder-Chans, den persönlichen Haß und den Rachedurst Nurullah-Begs, welcher gegen den Patriarchen schon früher in kleinen Fehden gekämpft und den Kürzeren gezogen hatte, zu dämpfen so wenig wie ihre gemeinschaftliche Raublust, die auch Mohamed-Chan vom Wansee, der dritte Kurdenhäuptling im Bunde, welcher zum bevorstehenden Zuge gegen Dschulamerk sein Reitercontingent geschickt, redlich mit ihnen theilte.

Nach dem Urtheil der britischen Agenten im Orient waren freilich die nestorianischen Tijari des Interesses, welches europäische Diplomaten, namentlich Sir Stratford Canning und Oberst Shiel wohl auf Antrieb der Missionaire jenem christlichen Alpenstaat schenkten, wenig würdig und die Herren Brant und Stevens schilderten mir diese Bergbewohner in ganz anderem Lichte als Dr. Grant und meinten, die Tijari seien ebenso rauh, wild, räuberisch und beutelustig wie ihre Nachbaren, die Kurden, ja ihr Patriarch sei eigentlich um kein Haar besser als Nurullah-Beg selber. Seit Jahren seien Diebstähle und Räubereien zwischen den Nestorianern und Kurden an der Tagesordnung gewesen, daher der gegenseitige Groll. Aber wer eigentlich das Opfer des Andern und auf wessen Seite die

wägende Gerechtigkeit die Schaale der Schuld tiefer senke, das könne Niemand mit Bestimmtheit sagen.

Manche waren sogar der Meinung, daß die christlichen Bergbewohner unter der Leitung ihres geistlichen Oberhauptes in ihren Raubunternehmungen noch kecker und glücklicher gewesen als die Kurden unter der Anführung ihres weltlichen Häuptlings, was freilich sehr übertrieben scheint. Denn nach dem bösen Klang zu urtheilen, welchen der Name eines Nurullah-Beg selbst unter der Bevölkerung von Persisch-Kurdistan hatte, ließ sich doch kaum annehmen, daß er der Bestohlene, der Beraubte, das Opfer des christlichen Patriarchen sein könne. Wenn man auch die übertrieben günstige Meinung, welche Dr. Grant über den Charakter der Nestorianer in Kurdistan vielleicht mehr aus Berechnung als fester Ueberzeugung veröffentlicht hat, nicht so unbedingt zu theilen vermag und die christlichen Völker des Orients überhaupt für verdorbener hält als sie den geistlichen Lehrern aus dem Abendlande erscheinen, so braucht man doch nicht alles zu glauben, was gewisse Engländer den Nestorianern aus entgegengesetzten Gründen anzuhängen suchen. Nach Allem was ich über diese nestorianischen Tijari erfahren, erschienen sie mir noch immer etwas besser als die Räuberstämme ihrer Umgebung und wenn sie den Kurden Raub mit Raub und Blut mit Blut vergalten, so ließ sich dies auch als eine Art Nothwehr rechtfertigen. Die reine Wahrheit zu erfahren, hält in jenen Ländern überaus schwer. Alle Orientalen ohne Unterschied der Religion sind in Lüge und Verstellung wohl bewandert und bei den abendländischen Augenzeugen, welche dort leben, findet sich selten ein ganz vorurtheilsfreier und unparteiischer Mann, welcher Menschen und Zustände in ihrer wahren Gestalt erblickt und alle persönlichen Neigungen und Antipathien unterdrückend nur der Wahrheit die Ehre gibt.

Wenn auch das Urtheil der Herren Brant, Stevens, Farrant über die Nestorianer allzu hart und irrig sein sollte (— sie schilderten mir die Tijari als Leute, welche an Gütern, die durch Raub und Diebstahl gewonnen, mehr Freude haben als an dem durch Fleiß und Arbeit erworbenen Besitz und den Patriarchen Mar-Schimon als einen ungebildeten, trotzigen und störrischen Mann, welcher in Charakter und Benehmen von einem gewöhnlichen Kurdenhäuptling nicht zu unterscheiden sei —), so haben die Berichte der amerikanischen Missionaire doch mindestens die kriegerische Kraft und die politische Bedeutsamkeit dieses christlichen Alpenvolks in Kurdistan übertrieben. Vermochten diese Bergbewohner, welche sich gegen Dr. Grant gerühmt, daß sie den Heerschaaren der größten Welteroberer Trotz geboten, doch nicht einmal den wilden Banden eines kurdischen Räuberhauptmanns zu widerstehen. Von dem Bildungsgrade und der Sinnesart des Patriarchen geben die Briefe, welche er zu wiederholtenmalen an die Mission von Urmia geschrieben, kein sehr günstiges Zeugniß. Man erkennt darin die Schmeichelei und Heuchelei gepaart mit der gemeinsten Habsucht, indem er nach Erschöpfung aller möglichen Lobesphrasen die Missionaire sehr naiv ersucht, ihm doch eine Uhr und ein Teleskop zu schenken.

Die Banden Nurullah-Begs begannen die Feindseligkeiten in dem District Diß, wo damals der Patriarch residirte. Die Nestorianer ließen sich, obwohl sie längst von den Rüstungen und Plänen der Kurden wußten, überfallen und leisteten geringen Widerstand. Der Patriarch dachte nur an sich, indem er sich mit einigen Getreuen noch zu guter Zeit und so rasch wie möglich aus dem Staube machte. Dafür wurden seine Mutter und seine Brüder auf das grausamste erwürgt und Tausende seiner Gemeinde fielen unter dem Würgestahl der Kurden.

Nach der Meinung des Herrn Stevens hat die Rohheit, der hartnäckige und unversöhnliche Sinn des Patriarchen zum Theil das Ungewitter über das Haupt seines Volkes gebracht. Statt nun dem grollenden Sturm, den er wenigstens nicht auf gütlichem Wege abzuwenden suchte, mannhaft die Stirne zu bieten, die Heerde seiner Gläubigen um sich zu schaaren und sie mit dem Kreuze in der Hand zum Widerstand gegen die Kurden im Namen der Religion zu entflammen, fand es der heilige Mann für rathsamer, sein Volk im Stiche lassend auf raschem Pferde nach Mossul zu galoppiren. Die zahlreichen Kriegsschaaren Beder-Chans und Mohamed-Chans folgten den Hakkari-Kurden auf dem Fuße und von allen Seiten drangen nun die nach Blut und Beute lechzenden Horden in das Gebirge der Nestorianer ein.

Der Rauch der brennenden Dörfer wirbelte über die Schneehäupter des Dawur-Dagh, das Todesröcheln der Männer und der Schrei mißhandelter Weiber mischte sich mit dem Triumphgeheule der Kurden. Die Wehrlosigkeit des Geschlechts und Alters fand so wenig Gnade wie die Unschuld der Kinder. Fast die Hälfte der nestorianischen Tijari soll bei dieser Katastrophe gefallen sein. Ein kleiner Theil flüchtete sich nach Persien; einige Tausende blieben als Gefangene und Sclaven in der Gewalt der kurdischen Häuptlinge. Selbst die Bibliothek des Patriarchen wurde verbrannt. Nur an einer einzigen Stelle leistete eine kleine Schaar einen heroischen Widerstand. Das Dorf Sespatoi, welches auf einem steilen Felsen lag, wurde auf das äußerste vertheidigt. Als die Uebermacht der Kurden unwiderstehlich vordrang, fielen sämmtliche Vertheidiger nach der verzweifeltsten Gegenwehr bis auf vier oder fünf, denen es gelang, sich an der steilsten Stelle des Felsens mit Stricken hinabzulassen und den Verfolgern zu entrinnen.

Als die Häuptlinge Beder-Chan und Nurullah-Beg im Lande der Tijari nichts mehr zu rauben, zu sengen und zu brennen fanden, kehrten sie in ihre Wohnsitze zurück. Beder-Chan schleppte eine große Zahl von Kindern besonders Mädchen mit sich nach den Buhdanbergen. Die Knaben ließ er beschneiden und machte sie mit Gewalt zu Islamiten. Der Häuptling der Hakkari-Kurden war in diesem Punkte gemäßigter, er hatte es mehr auf andere Beute abgesehen und begnügte sich mit dem geraubten Geld und Gut, mit den fortgetriebenen Ochsen und Schafen der Nestorianer. Die Hakkari-Kurden sind an die Nachbarschaft der Christen mehr gewöhnt und scheinen nicht den gleichen Höhegrad von Fanatismus und religiöser Unduldsamkeit zu haben wie die Buhdanstämme und ihr Häuptling, welchen sie jedoch an Raubsucht und Beutesucht nicht nachstehen.

Zaiual-Beg, ein wilder Buhdan-Kurde, wurde von Beder-Chan als Oberhaupt über das verheerte und entvölkerte Gebiet von Dschulamerk eingesetzt. Er hatte um sich eine kurdische Prätorianerschaar der auserlesensten Räuber und Bösewichter, welche ihm Beder-Chan und Nurullah-Beg zurückgelassen hatten, um die letzten Trümmer des Tijarivolks, welchen die Kurden das Leben gelassen, in Unterwürfigkeit zu halten. Die wenigen wehrhaften Männer, welche dem Blutbad entrannen, sammelten sich später unter türkischem Schutz am Tigris.

Der Pascha von Mossul hat während dieser Vorgänge eine zweideutige Rolle gespielt. Ob er den Raubzug Beder-Chans gutgeheißen, ist nie ermittelt worden. Mit Waffen oder Soldaten hat er den Kurdenhäuptling nicht unterstützt, wie man ihn fälschlich beschuldigt hat. Aber eben so wenig ist von seiner Seite irgend ein Schritt geschehen, das Blutbad zu verhindern. Wahrscheinlich hat der türkische Satrap im Bewußtsein seiner militairischen Schwäche gegen den Bund der mächtigsten Kurdenhäupt-

linge die Sache gehen lassen und sich heimlich der Demüthigung jenes christlichen Alpenstaates, der sich auf seine Unabhängigkeit und kriegerische Furchtbarkeit so viel einbildete, gefreut. Als auf die donnernden Noten Sir Stratford Cannings nach beendigtem Blutbade neue Verhaltungsbefehle von Seite der Pforte nach Mossul abgingen, suchte der Pascha den Vermittler zwischen Beder-Chan und dem Patriarchen zu machen, dessen störrischer Trotz merkwürdigerweise noch immer unerschüttert war. Herr Stevens, britischer Consul in Samsun, wurde von der britischen Gesandtschaft in einer besondern Mission nach Mossul geschickt, um durch seine persönliche Energie den Forderungen der Pforte gehörigen Nachdruck zu geben. Der Pascha mußte, gedrängt durch die Noten des Herrn Stevens, den Buhdanhäuptling auffordern, seinen Stellvertreter aus Dschulamerk zurückzurufen und den Patriarchen wieder einzusetzen, auch die Kinder, welche er in die Sclaverei geschleppt, zurückzugeben. Beder-Chan, welcher trotz seiner Macht kein Interesse hatte, in offener Rebellion gegen die Pforte aufzutreten, gestand die erste Forderung zu, verweigerte aber die Herausgabe der Kinder, welche Moslims geworden.

So standen die Dinge zur Zeit meines Aufenthaltes in Urmia. Wenige Monate nachher wurde dem Patriarchen Mar-Schimon und seinen geflohenen Anhängern wirklich von den Kurdenhäuptlingen gnädig gestattet, in ihr Land zurückzukehren. Von einer Wiederherstellung des alten Zustandes aber konnte nicht die Rede sein. Ein Beutelthier läßt eher die Jungen sich aus dem Leibe reißen, als daß ein Kurde von Buhdan oder Hakkari seinen Raub zurückgebe. Alle Fermane von Stambul und alle britischen Diplomatennoten konnten ein verheertes Land nicht wieder blühend, eine besiegte, verarmte, gebrochene Bevölkerung nicht wieder stark und glücklich machen. Die Re-

storianer werden die Erinnerung ihrer Zaghaftigkeit und ihrer Niederlage, die Kurden das Angedenken ihrer Ueberlegenheit und ihres Triumphes nie verlieren. Wenn auch die Existenz der Nestorianer gerettet ist, und eine fruchtbare Generation die durch den kurdischen Mordstahl geschlagene Lücke wieder ausfüllen wird, so erscheint dies doch nur als ein Werk türkischer Gnade und mit der Freiheit und Unabhängigkeit des christlichen Alpenstaates, dessen langes Bestehen inmitten der wilden Karduchenberge eine so höchst merkwürdige Thatsache war, dürfte es für immer zu Ende sein.

Was den Ausgangsact des blutigen Trauerspiels in Kurdistan betrifft, so müssen wir den Leser auf den Schluß unserer späteren Mittheilungen verweisen. Den grauen Mörderhäuptling von Buhdan, der die Gunst seines Gottes durch jene Bartholomäusnacht in Dschulamerk und durch die Zwangsbekehrung nestorianischer Kinder gewonnen zu haben glaubte, erreichte bald darauf die Nemesis durch die Hand eines tapferen Renegaten, den nur persönlicher Ehrgeiz, kein Glaubensdrang in die Hürde des Islam geführt hatte.

Die Katholiken in der Ebene von Urmia und in den südlichen Zabthälern sprechen das gleiche neusyrische Idiom wie die Nestorianer, mit welchen sie auch die Abstammung, die Sinnesart und die Lebensweise gemein haben. Ihr Abfall von der Lehre des Nestorius hat in verschiedenen Zeiträumen stattgefunden. Der glücklichste Sectenbekehrer unter den römischen Missionairen war der Pater Garzoni im vergangenen Jahrhundert. Die Katholiken von Urmia, welche als die eigentlichen chaldäischen Christen in den römischen Missionsberichten bezeichnet werden, erkennen zwar den Papst an und haben den Gottesdienst nach lateinischem Ritus eingeführt, mischen aber doch in ihre Ceremonien noch Manches ein, was dem orientalischen

Kirchendienste entnommen ist; sie sind im übrigen weder andächtiger noch tugendhafter als ihre der alten Kirche treugebliebenen Stammgenossen. Ihre Priester heirathen gleichwie bei den katholischen Armeniern und den Maroniten. Dieses Zugeständniß mußte der römische Stuhl machen. Das Cölibat wäre im Orient noch ungleich schwerer praktisch durchzuführen wie im Abendlande und nicht der ärmste Hirte oder Taglöhner wäre zu bewegen in den Priesterstand zu treten, der ihm die Familie versagt. Bei den Nestorianern wird nur von den höchsten geistlichen Würdenträgern die Ehelosigkeit verlangt. Die Kinder werden für diese Würden schon in frühester Jugend ausersehen. Gewöhnlich ist es ein Geschwistersohn des Bischofs, der dessen Amt und Namen erbt.

Die Errichtung einer katholischen Mission in Urmia hat zunächst ein Bericht des Herrn Eugen Boré veranlaßt, welcher der Lyoner Gesellschaft für Verbreitung des katholischen Glaubens einen günstigen Bericht über die religiöse Empfänglichkeit der Christen in Westpersien eingeschickt hatte. Die scheinbar glänzenden Resultate der nordamerikanischen Mission, ihr freundliches Verhältniß zu den Nestorianern, ihr weit verbreiteter Schulunterricht hatten den französischen Gelehrten bethört. Er sah nicht ein oder ignorirte geflissentlich, daß das Geheimniß des Einflusses der amerikanischen Mission lediglich in ihren Geldspenden lag, daß vom Tage an, wo die Besoldung oder Bestechung des nestorianischen Klerus aufhörte, auch die Wirksamkeit der Amerikaner ihr Ende erreicht hätte, daß ihre Predigten unbesucht, ihre Schulhäuser leer sein würden vom Augenblicke an, wo die Andächtigen und die Schulkinder nicht mehr ihr Wochenalmosen von der Mission zu erwarten hätten.

Die französischen Lazzaristen, welche im Vergleich mit ihren amerikanischen Rivalen nur sehr geringe Geldmittel beziehen,

besitzen auch nur sehr geringen Einfluß im Lande. Sie konnten ihrer Gemeinde nicht einmal zum Wiederbesitze der Kirche verhelfen, welche ihnen Malek Kassim Mirza zugesprochen und dessen Nachfolger zu Gunsten der Nestorianer wieder abgenommen hatte. Sie selbst gestanden mir, daß mit dem Baarmangel der Mission zugleich der Lebensnerv abgeschnitten sei. Das Geld ist überall ein Zaubermittel, übt aber nirgends ähnliche Wunder wie im Orient. Sogar die religiösen und nationalen Antipathien vermag hier das Geld zu besiegen und der reiche freigebige Fremde, welchem Lande und welcher Kirche er auch angehöre, findet nirgends in der Welt so viele Freunde, Anhänger und Verehrer als im Perserlande. Solches hat uns schon längst einmal der Barbier von Ispahan Hadschi-Baba in seiner Lebensgeschichte erzählt und wenn gleich eine englische Feder dieselbe ausgearbeitet hat, könnte sie doch noch heute als die wahrhaftige Beichte eines ächten Iransohnes gelten.

XIV.

Reiseprojecte. Abenteuerlicher Besuch in einem persischen Hause. Die nordwestlichen Uferlandschaften des Urmiasee's. Geognostische Beobachtungen. Die räthselhaften Ruinen des Felsschlosses Gertschin-Kaleh. Reise über Salmas und Choi nach Bajasid.

Einige Wochen hatte ich in dem idyllischen Landsitze der amerikanischen Missionaire gemüthlich und andächtig verlebt und diese noch mehr frommen und tugendreichen als unterhaltenden und kurzweiligen Männer mehr noch achten als lieben gelernt. Christliche Andacht und presbyterianische Frömmigkeit in Ehren! Aber vier volle Stunden täglich Gebete und fromme Litaneien anhören und sogar mit beten zu müssen, damit schien die amerikanische Hospitalität etwas theuer erkauft. Besonders einem wandernden Naturforscher schien das ein herber Zeitverlust und wie andächtig derselbe auch den frommen Vorlesungen dieser betseligen Theologie beigewohnt hat, glaubte er doch auf den Bergen und in der Wildniß draußen die edle Zeit praktischer verwenden zu können. Das Comfort, die gute Tafel, die langweilige Conversation mit den frommen Predigerfrauen, die nestorianischen Dorfschönen und selbst das liebe Köpfchen der kleinen Judith verlor für ihn die Anziehungskraft und er kehrte nach

der Stadt Urmia zurück, wo seine Leute noch immer im Hause der Nestorianerin weilten, deren Gatte von Tabris nicht zurückgekehrt war.

Ein neuer Reiseplan mußte berathen werden. Durch die Mittheilungen, welche ich sowohl von den Missionairen, als von dem Bischof Mar-Ilia und den geflüchteten Nestorianern aus Dschulamerk erhalten, war es unter den damaligen Umständen unmöglich von persischer Seite über den Kamm des Grenzgebirges nach dem Quelllande des Zab-Ala vorzudringen. Die Hindernisse der Natur wären in dieser Jahreszeit nicht unüberwindlich gewesen. Die Schneemassen, welche noch auf dem Wasserscheider des Gebirges zwischen den Quellen des Nasslu-tschai und des Zab-Ala lagen, sind im Hochsommer nicht so bedeutend, um den Uebergang der Saumthiere und der Fußgänger zu erschweren. Auch hat der Hauptgebirgsrücken an verschiedenen Stellen hinreichende Einsenkungen, um selbst ohne gebahnte Wege den Uebergang trotz der rauhen Felskanten und Zacken ohne große Gefahr ausführen zu können. Die Schwierigkeit des Unternehmens lag diesmal lediglich in der politischen Lage des Landes. Ein reisender Europäer hätte sich mit weniger Gefahr der Großmuth einer Hyäne anvertrauen können, als der gastfreundlichen Aufnahme des Kurdenhäuptlings Zaiual-Beg, der eben in dem Gebiete der oberen Zabthäler das Commando führte. Auch der Weg von Dilman nach Wan war unter den herrschenden Verhältnissen äußerst unsicher. Aus diesen Gründen riethen mir die Missionaire sowohl als die nestorianischen Geistlichen, über Dilman nach der großen Karawanenstraße zurückzukehren und die Reise nach Kurdistan auf türkischem Boden unter dem Geleite eines türkischen Kawassen und einer kurdischen Escorte zu versuchen.

Mirza Ali, der schon in den Kurdenlagern südlich vom

Urmiasee von seinem Respect vor den Kurden wie von seiner persönlichen Feigheit glänzende Proben abgelegt, stimmte eifrig dem Rath der Missionare bei. Er schien des Wanderns durch die Wildnisse bereits herzlich satt, hätte gerne seinen güldenen Lohn in der Tasche gehabt und daheim bei Weib und Kind sich von den Strapazen dieser Kreuz- und Querzüge am Urmiasee erholt. Auch meine andern Dienstleute fingen nachgerade an, der persischen Reise überdrüßig zu werden und hätten wenigstens nicht gerne die bevorstehenden ernsteren Abenteuer im Innern der Karduchenberge mit mir getheilt. In dieser Lage faßte ich den Entschluß, die Reise in nordwestlicher Richtung am Urmiasee fortzusetzen und über Salmas nach Bajasid zurückzukehren, wo ich die südlichen Abfälle der Araratgruppe zu besuchen und dann von Diadin dem Laufe des Murad-tschai folgend nach Musch zu gehen gedachte. Dort hoffte ich weitere Berichte über den Stand der Dinge in Kurdistan einziehen und entweder mit einer kurdischen Reiterescorte oder als Begleiter einer militairischen Expedition des Pascha's die unbekannten Gebirgsgegenden im Süden des Wansee's bereisen zu können.

Am Tage vor meiner Abreise von Urmia begegnete mir ein Abenteuer der seltsamsten Art, wie ich bei einem fünfjährigen Aufenthalte unter mahomedanischen Völkern kein ähnliches erlebt habe. Auch war dasselbe in so auffallendem Widerspruch mit den Erfahrungen anderer Europäer und mit den Gewohnheiten und Sitten der Orientalen, daß ich mich lange vergebens quälte, für dieses höchst abnorme morgenländische Erlebniß einen Erklärungsgrund zu finden, den wohl nur ein genauerer Kenner des Localcharakters der Bevölkerung Urmia's genügend zu geben vermöchte.

Das kleine Haus der Nestorianerin in welchem wir einquar-

tiert waren, hatte einen ummauerten Corridor von mäßigem Umfang, über welchen die ästigen Kronen einiger Platanen freundlichen Schatten warfen. Die Mauer, welche diesen Corridor vom Hofe des Nachbarhauses trennte, war von höchstens 10' Höhe und drüben gleichfalls von breitästigen Bäumen verschiedener Größe überragt. Gleich am ersten Tage meines Aufenthalts hatte ich im Nachbarhofe verschiedene neugierige Weiberköpfe bemerkt, welche von den Stufen einer Leiter, die sie an die Mauer oder an die Bäume angelegt, in unseren Corridor schauten, die fremden Ankömmlinge mit fixen, schwarzen Augen begafften und unser Thun und Treiben den ganzen Tag belauschten. Da diese Frauenköpfe nicht eben zu den reizendsten gehörten, welche ich im Orient gesehen, würdigte ich sie anfangs geringer Aufmerksamkeit. Ich hielt sie für Nestorianerinnen, welche selten Scheu tragen, ihre Gesichter den fremden Christen ohne Hülle zu zeigen. Als ich von unserer Wirthin erfahren, daß es schiitische Perserinnen seien, wunderte ich mich über den geringen Grad ihrer Zurückhaltung, was so auffallend gegen den Landesbrauch verstieß.

Da ich sie immer wieder bald auf die Leiter bald auf die Aeste des Platanenbaumes steigen sah, um die Fremden zu begaffen, fragte ich sie auf türkisch: „ob sie auch mir gestatten würden zu ihnen auf den Baum zu steigen.“ Sie bejahten es lachend, blieben auch ganz ruhig sitzen, als ich wirklich die Leiter anlegte. Im Hofe erblickte ich andere jüngere und hübscher gekleidete Mädchen oder Frauen. Auf meine Frage: ob ich zu ihnen in den Hof kommen dürfe, wurde erwiedert: man wolle vom Garten eine Leiter an die Terrasse meines Hauses legen und da möge ich nur zu ihnen hinabsteigen. Der Pole wie der persische Kawaß und der Armenier Pilosch hatten das Gespräch gehört und wunderten sich gleich mir über die Zutrau-

lichkeit des fremden Weibervolks. Ich folgte der Einladung nicht ohne einige Vorsicht, verbarg meinen Kinschal unter dem Mantel und befahl dem Polen, auf der Terrasse mit ein paar geladenen Pistolen Wache zu halten und mir schnell zu Hülfe zu kommen, wenn das Abenteuer eine böse Wendung nehmen solle.

Die Häuschen in Urmia sind ohne Ausnahme einstockig und haben flache Dächer wie in den meisten südlichen Gegenden. Man hätte von der Terrasse in den Garten springen können, ohne eben einen Beinbruch zu wagen. Doch zog ich vor, ganz sachte die Stufen der angelegten Leiter hinabzusteigen in ein recht hübsches Blumengärtchen, wo ich mich zu meiner äußersten Ueberraschung bald von einem Dutzend weiblicher Gestalten umgeben sah, Alle noch in den besten Jahren, manche noch blutjung und ziemlich hübsch. Die weibliche persische Haustracht ist weniger kleidsam wie die türkische, doch in ihren bunten Farben immer noch angenehmer und dem Auge schmeichelnder als die gespensterhafte weiße Vermummung auf der Straße. Zwei der Frauen hatten kleine Kinder auf dem Arme, die sie mir freundlich darreichten. Sie richteten verschiedene Fragen an mich und wollten vor allem wissen: ob ich ein Geistlicher oder ein Arzt sei. Leider konnte ich nur das Wenigste verstehen und bei meiner äußerst geringen Kenntniß der Landessprache ging die Conversation sehr mangelhaft. „Ist denn kein Mann hier im Hause?" fragte ich in steigender Verwunderung. „Ja doch. Der Herr ist dort im Hofe bei unserer Herrin" — sagten die Mädchen, die, wie ich nun merkte, die Sclavinnen oder Dienerinnen des Hauses waren. Ich folgte der Richtung, welche die Mädchen mir zeigten und trat unter ein offenes Portal, wo ich den Blick nach einem zweiten mit Platanen bepflanzten Hof oder Garten hatte. Ein schöner Perser mit langem schwarzem Schnurrbarte saß hier rau-

chend auf dem Divankissen und ein schönes junges Weib in reichem buntfarbigem Putze mit rothgefärbten Wangen kauerte neben ihm in orientalischer Manier auf dem Polster, halb sitzend, halb liegend. Das schöne Paar schaute recht träumerisch nach den Baumwipfeln oder dem blauen Himmel hinauf, ohne mich zu bemerken oder zu beachten. Aber gleich neben dem Thor an der Mauer lehnte ein anderer Perser, der einen Tschibuk in der Hand und sein schwarzes Auge fest auf mich gerichtet hielt, doch ohne ein Zeichen von Zorn oder Ueberraschung merken zu lassen. Er fragte mich im ruhigsten Tone: „ob es mir hier gefalle.“ Als ich es bejahte, sagte er: „Komm morgen wieder und sehe das Haus. Mirza Mehemed hält seinen Kef und läßt sich da nicht gerne stören!“ Ich begrüßte den Perser und ging begleitet von den Dienerinnen durch den Garten nach meinem Quartier zurück. Die Mädchen erwiederten recht lustig meinen Händedruck wie mein Kußhandwerfen und sagten mir: ich möge morgen wiederkommen. Die Leiter stand unverrückt und der Pole saß Wache haltend mit den gespannten Pistolen unter der Burka aufmerksam lauschend auf der Terrasse. Er war gleich mir nicht wenig verwundert, als er den Verlauf des seltsamen Abenteuers hörte. —

Ich habe wie gesagt nie einen rechten Erklärungsgrund dieses sonderbaren Erlebnisses, welches mit meinen früheren Erfahrungen im Orient in so schroffem Contrast steht, finden können. So sehr selbst die türkischredenden Perser Aserbeidschans, die noch lange nicht so cultivirt sind wie die persischredenden Bewohner in den Centralgegenden Irans, ihre türkischen Nachbarn in Anatolien an zuvorkommender Höflichkeit gegen Europäer übertreffen, so haben sie doch gegen die Christen eine noch tiefere religiöse Antipathie, die sich am deutlichsten durch die Gewohnheit verräth, nie aus einem Gefäße

zu essen oder zu trinken, welches die Lippen eines Christen nach ihrer Meinung verunreinigt haben. Auch sind sie minder gastfrei, gönnen ihren Weibern noch weniger Freiheit und öffnen ihre Häuser nicht gerne dem Fremden. So wurde mir der Charakter der Bewohner Westpersiens im Allgemeinen von Männern geschildert, welche dort viele Jahre gelebt haben. Unter jenen Mahomedanern von der Secte Ali, welche in Städten und Dörfern wohnen, wo auch die christlichen Elemente einen zahlreichen Bestandtheil der Bevölkerung bilden wie an der Westseite des Urmiasee's, scheint der Fanatismus minder groß und der höhere Grad von Freiheit, dessen die nestorianischen Frauen genießen, hat auch hier auf die moslemischen Sitten mildernd eingewirkt und das Loos der Perserinnen erträglicher gemacht. In der Stadt Urmia, deren Bevölkerung besonders cultivirt und gegen Europäer freundlich gesinnt ist, mag diese Erscheinung in noch erfreulicherem Grade vorwalten. Die frommen Missionare Nordamerika's haben das ihrige gethan, durch strengen Tugendwandel, durch viele Almosen, die sie an die Armen spenden, durch Errichtung von Schulen, in welchen auch die kleinen Mahomedaner unentgeltlich Unterricht empfangen können, durch Austheilung von Medicamenten an unbemittelte Kranke u. s. w. den Eingebornen die vortheilhafteste Meinung von dem Charakter wie von dem Wissen der Europäer beizubringen. Jeder Ankömmling in fränkischer Kleidung wird in Urmia für einen geistlichen Missionar oder Arzt gehalten und von der Bevölkerung mit größter Achtung behandelt. Dieser Umstand könnte möglicherweise den Schlüssel zur Lösung jenes Geheimnisses enthalten. Derselbe Perser, der mich im Hofe angeredet, hatte wie man mir später sagte, mit Mirza Ali Bekanntschaft gemacht, ihn über meine Person und Reisezwecke ausgeforscht und von ihm die wundersame Kunde erhalten, „daß

ich im Dorfe Turkman eine todte Frau wieder zum Leben erweckt hätte." Vielleicht war dadurch eine so gute Meinung oder maßloser Respect für den fremden Hekhim entstanden, daß der Nachbar mir die neugierige Zudringlichkeit verzieh. Ueberdieß wußte letzterer, daß ich mit den amerikanischen Missionaren verkehrt hatte, welche er wie alle Bewohner Urmia's ehrte. Immerhin war das erlebte Abenteuer wunderlich genug und das freie Benehmen der dienenden Mädchen, die mich ohne Gesichtshülle mit so freundlicher Unbefangenheit im Garten empfangen hatten, gab mir über die häuslichen Gewohnheiten der Morgenländer, die von europäischen Beobachtern bis auf den heutigen Tag keineswegs erschöpfend geschildert sind, noch manches zu denken.

Am 13. September verließen wir die Stadt Urmia und nahmen mit der kleinen Karawane die Richtung nach dem Seeufer. Der Weg führt in nördlicher Richtung zu einer niedern Bergkette, die jenseits des Flüßchens Nasslu-tschai als ein Ausläufer der westlichen Höhenkette sich bis an das Gestade herabsenkt und die große Ebene von Urmia im Norden scharf abgrenzt. Dieses Querjoch scheidet die Ebene von einer andern Fläche, welche weniger ausgedehnt, auch nicht so fruchtbar und bevölkert ist. Ueber den Nasslu-tschai führt eine sehr schöne neue aus Backsteinen gebaute Brücke mit vier Spitzbögen. Sie verdankt ihre Entstehung dem Baueifer des früheren Statthalters von Urmia Malek Kassim Mirza. Am rechten Flußufer ist Tschunguraleh eine ansehnliche Ortschaft mit vielen Obstgärten. In der Nähe des Dörfchens Asterabad bemerkte ich den größten künstlichen Hügel oder Tepe von allen, die ich in Westpersien gesehen habe. Auch dieser sehr regelmäßige Hügel enthielt nach der Versicherung der Eingebornen menschliche Gebeine, alte Münzen, kupferne und irdene Ge-

schirre, verrostete Fragmente von Waffen und besonders sehr viel Holzasche. Auch hier schreibt die Sage den Ursprung dieser Hügel dem Zoroaster, den Magiern und dem Feuercultus zu.

Der nördliche Abfall der Berge, welche wir umgingen, bestand aus dichtem, dunkelgefärbtem bituminösem Kalk, dem Liaskalk der Krim auffallend ähnlich. Dieses Gestein ist durch Gabbro lagerartig durchsetzt, die Schichten sind gehoben und die petrographische Beschaffenheit des Gesteins ist mannigfach verändert, an einigen Stellen krystallinisch und marmorartig. Bei der geringsten Reibung entwickelt der dunkle Kalk einen starken bituminösen Geruch. Aus diesem Gestein entspringen südlich vom Dorfe Guschtschi zwei Quellen, welche einen auffallenden Gestank verbreiten. Ihre Temperatur ist 18° C. Sie scheinen sehr viel Schwefelwasserstoff und Bittersalz zu enthalten. Nur wenige Tropfen, die ich versuchte, bewirkten fast augenblicklichen Brechreiz. Eine Analyse dieser seltsamen Quellen und eine nähere Untersuchung des Stinkkalkes, aus dem sie entspringen, wäre nicht ohne Interesse.

Das erste Nachtquartier war im Dorfe Guschtschi, acht Stunden von der Stadt Urmia. Der Ort ist nur von Mahomedanern bewohnt, deren gastfreundlichen Sinn wir nicht rühmen könnten. Man empfing uns mürrisch und mißlaunisch, wollte nicht einmal den Ferman lesen und der Kawaß zeigte hier gegen seine ungastlichen Glaubensgenossen durchaus nicht die Energie, mit welcher er im nestorianischen Dorfe Babari dem unfreundlichen Bewohner Respect vor dem Geleitsbrief und den Befehlen seines Herrn und Meisters eingebläut hatte. Mirza Ali verlegte sich hier wie bei den Kurden mehr auf demüthiges Bitten, vielleicht weil diese affscharische Bevölkerung wirklich viel kurdisches Blut hat und in ihrem Wesen ziemlich finster und hochfahrend ist. Vielleicht mag das Bewußtsein, so nahe dem

Grenzgebirge und den freien Kurdenstämmen zu wohnen den Charakter dieser Leute minder geschmeidig machen, als man ihn sonst wohl unter Persern findet. Auch die persischen Großen und Beamten wagen hier so nahe der Grenze gegen ihre Glaubensgenossen nicht den gleichen Druck zu üben wie anderwärts im Innern des Landes.

Am folgenden Tage setzten wir die Reise dem nordwestlichen Seeufer entlang fort. Das Terrain ist ziemlich felsig und das Ufer höher als an der Nord- und Ostseite, gewöhnlich 3 bis 4' über den Wasserspiegel. Zwischen den Dörfern Guschtschi und Baradeli ließ ich meine Leute halt machen, die Pferde abpacken und weiden. Die geognostischen Verhältnisse dieser Gegend gehören zu den interessantesten, welche ich im Laufe dieser persischen Reise beobachtet habe. Die Granitfelsen, die sich bis zur Höhe von einigen hundert Fuß über dem Niveau des See's emporthürmen, scheinen in ziemlich weiter Ausdehnung bis an die westliche Hauptkette fort zu setzen. Sie sind grellroth gefärbt, zuweilen porphyrartig mit vorwaltendem Feldspath. Allenthalben durchsetzen und überlagern diese Granite die dunkle, dichte Kalkformation, die sie gehoben und mit Vernichtung aller regelmäßigen Schichtung als schroffe mauerartige Felsmassen aufgethürmt haben. Der Einfluß des Granits auf den Kalk ist höchst augenfällig. Da wo der Kalk am fernsten vom Granit zu Tag tritt, ist er dunkel und bituminös. Verfolgt man das Gestein in der Richtung zu den Granitbergen, so zeigt es sich immer heller, ausgebleicht, verbrannt, zuletzt eine Annäherung zur krystallinisch-körnigen Structur. Auch Reibungsconglomerate kommen nicht selten vor und bilden eine eigenthümliche Felsart, die ein mechanisches Gemenge von Kalk und Granit ist.

Das Dorf Gertschin-Kaleh hat seinen Namen von den

Ruinen eines alten Felsschlosses in der Nähe, das sich auf einem steilen Vorgebirge dicht über dem See erhebt. Ich erreichte den Ort noch bei ziemlich früher Tagesstunde und bestieg mit einem Führer den Felsen, auf dessen verschiedenen Terrassen die Reste von Bauwerken stehen, über deren Geschichte uns beglaubigte Kunde fehlt. Ker Porter ist der einzige Reisebeschreiber, welcher 26 Jahre vor mir diesen merkwürdigen Ort besucht und beschrieben hat. Spätere Reisende scheinen sich um diese räthselhaften Ueberreste nicht bekümmert zu haben.

Der steile Kalkfels, der sich in phantastischer Form über dem See aufthürmt und ziemlich weit hinein in seine dunkle Fluth ragt, hängt durch eine schmale Landzunge in dieser Jahreszeit mit dem flachen, sandigen Ufer zusammen und bildet eine Halbinsel, welche später in der nassen Jahreszeit, gleich dem gegenüberliegenden Eilande Schahi am östlichen Ufer, zur eigentlichen Insel wird. Am flachen Theile des Seeufers in der Nähe erblickt man ein weites Bassin, in welches die Eingebornen Seewasser leiten und verdunsten lassen. Das durch den Niederschlag gewonnene Salz dient zum Verbrauch in der Nähe. Als Handelsartikel wird das Seesalz selten exportirt, da man das reiche Steinsalzlager aus der Nähe von Tabris in den fernerliegenden salzbedürftigen Gegenden vorzieht.

Ein schmaler Reitweg führt bis an das Thor des Felsschlosses Gertschin-Kaleh. Die steinerne Wölbung aus Kalksteinen und Trachyt gemauert, welche über dem Eingang sich erhebt, ist noch ziemlich gut gehalten, nur die Thorflügel existiren nicht mehr. Bei der ersten Pforte erblickt man zur Rechten der Wölbung einen ausgemeiselten Kalkstein in Viereckform mit einer verschlungenen persischen Inschrift. Diese Inschrift steht verkehrt und der Stein ist offenbar das Fragment eines andern Gebäudes, wahrscheinlich eines alten Grab-

mals und ward hier später als Baustein eingefügt. Der sorgfältig ausgemeiselte steile Felsweg, welcher zu den Grotten und Cisternen auf den höheren Terrassen führt, scheint früher ziemlich breit und bequem gewesen zu sein. Durch Verwitterung des Gesteins, durch herabgestürzte Felsstücke und Bautrümmer ist er an manchen Stellen so geschmälert und schlecht geworden, daß man nicht ohne einige Schwierigkeit vorwärts dringt. An den schwierigsten Stellen ist der Weg durch später unterlegte Baumstämme verbessert. Nach etwa hundert Schritten an der Westseite gelangt man zu drei sehr schönen in den Kalkfelsen gehauenen Grotten. An den Seiten, wo die Steinwand des Felsens sie nicht völlig deckt, ist über dieselben eine solide gemauerte Decke aufgeführt, welche dem Zahne der Zeit und der Elemente noch lange zu trotzen vermag. Nach der Meinung der Eingebornen dienten diese Grotten lediglich zu Wasserbehältern. Noch jetzt erfüllt dieselben frisches, köstliches Trinkwasser. An den Bauwerken, welche diese Grotten umgeben, scheint zu verschiedenen Epochen gearbeitet worden zu sein. Die älteren Mauern und Decken bestehen aus guten Backsteinen mit trefflichem Mörtel sehr fest zusammen gekittet, während man dicht daneben nachlässig gemauerte Wände sieht. Die Kalksteine des Vorgebirgs selbst sind in formlosen Klumpen über einander geschichtet und mit kothigem Mörtel nach modern persischer Art schlecht zusammengefügt.

Außerhalb dieser Grotten am steilen Rande des Felsabhanges, welcher der Seeseite zugekehrt ist, steht eine schöne Gruppe von hohen Feigenbäumen, welche mit fast reifen Früchten behangen war. Die sie umgebenden Felswände schützen sie gegen die rauhen Nordwinde. Außer dieser Stelle habe ich am Urmiasee nirgends Feigenbäume bemerkt, welche an unbeschützten Orten der strengen Winterkälte schwerlich widerstehen würden.

In einer kleineren ausgemauerten Felsgrotte sieht man viele Leuchter von Blech und kleine Spiegel, welche andächtige Wallfahrer hier aufgehangen. Ein Derwisch, welcher im Geruche der Heiligkeit gestorben, soll im vergangenen Jahrhundert in dieser Felsklause sich aufgehalten haben. Die Bewohner der Gegend segnen noch sein frommes Andenken, obwohl selbst die ältesten Greise ihn nicht mehr gesehen zu haben versichern. Nahe dem Felsgipfel entdeckten wir noch eine vierte Grotte, etwa 30′ tief senkrecht ohne Treppe in den Fels gehauen. Noch etwas höher oben befindet sich eine Grotte in Viereckform von etwa 30′ im Umfang mit einer gewölbten Decke, welche theilweise eingestürzt ist. Auf der Gipfelterrasse, welche von Norden nach Osten sich senkt, sieht man die gänzlich zerfallene Trümmer von eilf kleineren Gebäuden, deren Wände aus schlecht behauenen Klumpen von Kalk, Granit und Syenit bestehen.

Die Aussicht von der Gipfelterrasse herab über den ganzen See und den Halbring der Berge ist ungemein schön. Vier sehr kleine Felseilande tauchen im Norden über dem Wasserspiegel empor. Nach der Aussage unsers Führers fällt in besonders trockenen Jahren das Niveau des See's so, daß auch diese Inseln mit dem festen Lande verbunden sind und zu Halbinseln werden.

Einer Sage zufolge, welche Ker Porter mittheilt, soll Gertschin-Kaleh die feste Schatzkammer des mongolischen Eroberers Hulaku-Chan gewesen sein. Die Dorfbewohner, die ich befragte, selbst der Mollah, wußten weder von einer historischen Quelle noch von einer Tradition.

Am 15. September erreichten wir nach zweistündigem Ritt das äußerste nordwestliche Ende des großen Urmiasee. Die Berge, die sich an verschiedenen Stellen nahe dem Seeufer erheben, bestehen aus Gabbro und Granit. Die Flora ist durch

zahlreiche Salzpflanzen charakterisirt. Auch die Fauna hat manches Eigenthümliche. Besonders Erwähnung verdienen die vielen zierlich gezeichneten Schmetterlinge, worunter die Geschlechter Argynnis und Satyrus in zahlreichen, zum Theil unbeschriebenen Arten repräsentirt sind. Im See schwammen zu Tausenden die kleinen höchst eigenthümlich gestalteten Crustaceen. Das Wetter war fortwährend prächtig, die Hitze aber noch sehr empfindlich. Wir zogen durch die fruchtbare Landschaft Salmas, hielten in Alsaret Mittagruhe und übernachteten im Dorfe Hamsa-Köi nahe dem Städtchen Dilman.

Am folgenden Tage erreichten wir die Stadt Choi und nahmen unser Quartier in der Karawanserei. Ein Theil der Bekanntschaften, die wir dort bei unserem ersten Aufenthalte gemacht hatten, stellte sich wieder ein und bat mit der gewöhnlichen bettelhaften persischen Zudringlichkeit um Medicamente. Ich theilte fast den Rest meiner Reiseapotheke aus, in der Hoffnung, dieselbe bei Doctor Buxdorf in Bajasid wieder füllen zu können. Nach dem Preise der Medicamente haben die Perser nicht einmal gefragt. Mirza Ali nahm hier Abschied von uns. Sein täglicher Lohn betrug einen Toman oder persischen Ducaten. Er hatte ein ziemliches Häufchen Goldstücke in meinem Dienste gewonnen, war mit den Strapazen und Gefahren der Reise im Kurdenlande völlig ausgesöhnt und hielt zum Abschied eine lange Rede voll der blumigsten persischen Phrasen und Segenswünsche, vielleicht in der süßen Hoffnung, damit noch einen überzähligen Toman zu gewinnen. Wir beschleunigten unsere Reise von Choi nach der türkischen Grenze und erreichten schon nach dreitägigem Ritt das Dorf Killissa-Kent, wo der persische Grenzcommandant Chul-Chan gegen ein möglichst großes Geschenk sich bereit erkärte, uns sicher über das Gebirge nach Bajasid zu escortiren.

Unter dem Geleite von zwei bewaffneten kurdischen Reitern zogen wir am 17. September über einen der rauhesten Gebirgspfade, die ich je gesehen, nach Bajasid. Eine stärkere Escorte hielt Chul-Chan für unnöthig, ja für bedenklich, weil damit die Aufmerksamkeit und Habsucht der räuberischen Nomadenhorden noch mehr erregt würde. Unsere Führer, welche nicht nur die Gebirgswege sondern auch die nächsten Nomadenstämme auf dem türkischen Gebiet genau kannten, hatten von Chul-Chan geheime Instructionen erhalten, welche nach ihrer spätern Aussage dahin lauteten: daß sie den Kurden unsere schwache Karawane als die Vorläuferin einer größeren europäischen Reisegesellschaft, welche ihr auf dem Fuße folge ankündigen sollten. Die List war auf den Charakter der Kurden gut berechnet. Kleinere Banden sollte die Furcht vor der starken bewaffneten Mannschaft, deren Kommen ihnen angekündigt wurde, abschrecken. Größere Banden sollten damit auf eine bessere Beute vertröstet werden. Unsere wenigen Packpferde waren nicht lockend genug für die Raubsucht der Kurden.

Auf der äußersten Kammhöhe des Gebirges bemerkten wir viele in Trümmer zerfallene Steinhütten, welche nach der Aussage der Führer einst von Armeniern bewohnt gewesen, die sämmtlich auf russisches Gebiet jenseits des Araxes ausgewandert seien. Wir stießen einigemal auf kleine kurdische Lager, deren Heerden noch auf den höchsten Grahten weideten. Die Kurden kamen neugierig aus ihren schwarzen Zelten hervor, riefen unsere Führer an, stellten verschiedene Fragen und ließen uns unangefochten weiter ziehen.

Der große Ararat war auf der Höhe des Gebirges von der Sonne beschienen in der vollen Silberpracht seiner Firne und Gletscher sichtbar. Der gewaltige Berg füllte den ganzen Hintergrund gegen Norden aus. Zu beiden Seiten schlossen die

malerischen Marmorfelsen von Bajasid das Proscenium der wilden Gebirgslandschaft. Bald nach Mittag erreichten wir die Stadt, wo unser Landsmann Doctor Buxdorf uns freundlich bewillkommte.

Mein letzter Aufenthalt in Bajasid und mein Besuch an der unbekannten Südseite des Berges Ararat ist in meinem Werke über das russische Armenien ausführlich geschildert. Ein böses Abenteuer, welches ich bei einer der geognostischen Excursionen in der nächsten Umgebung dieser türkischen Grenzstadt bestand, änderte meinen Reiseplan. Mit knapper Noth entging ich hier dem Mordstahl kurdischer Räuber, indem ich von der anstrengenden Flucht über die steilsten Felsen erschöpft in einer Höhle mich verbarg. Anstrengung und Schrecken hatten mir eine Krankheit zugezogen, welche durch ein falsches Heilverfahren nur gesteigert wurde. In dieser trüben Lage gab ich den Plan auf, durch die Thäler des Murad vorzudringen und von dort aus die unbekannten Gebirgsgegenden im Süden des Wansee's zu bereisen und schlug die Richtung nach Erzerum ein, wo ich in einem so geschwächten Zustande ankam, daß an fernere Wanderungen im Innern Anatoliens bei vorgerückter Jahreszeit nicht zu denken war. Nur langsam erholte ich mich im gastfreundlichen Consulathause Frankreichs von einem hartnäckigen Fieberleiden, welches selbst in der milden Luft des kolchischen Strandes bei Trapezunt mit neuer Stärke mich befiel und noch jahrelang nach meiner Rückkehr in die Heimat aller ärztlichen Kunst spottete.

XV.

Schlußbetrachtungen.

Die neuesten Ereignisse in Persien. Herat, seine Vergangenheit und Gegenwart. Die politische Bedeutung von Khorasan und Herat. Rußlands und Englands Stellung in Centralasien. Ueber die wahrscheinlichen Folgen eines Zusammenstoßes der beiden Großmächte in Asien. Der „russische Ton" — ein Erbstück der Mongolen. Die britische Macht in Indien. Die Zukunft. Die Lage der Dinge im Kaukasus und in Kurdistan.

Seit der Beendigung meiner dreijährigen Reisen im Kaukasus, in Persien und im Kurdenlande haben sich dort Ereignisse zugetragen, welche die politische Lage im Wesentlichen nicht umgestaltet haben, aber auf einzelne Verhältnisse in jenen Ländern nicht ohne bedeutenden Einfluß geblieben sind. Am Schlusse dieser Wanderskizzen werfen wir noch einige Blicke auf die gegenwärtige Lage der Dinge.

Der gichtbrüchige Beherrscher Persiens Mohamed-Schah, der unwürdige Sprößling des hoffnungsreichen Abbas-Mirza, ist auf seinem Throne verfault. Seinem schwächlichen Sohne ist das Scepter in die Hand gefallen, ohne daß die zahlreichen Großoheime, Oheime und Vettern einen ernstlichen Versuch gewagt hätten, ihm diesen Herrscherstab zu entreißen. Die Feigheit der persischen Kronprätendenten ist noch größer als ihre

Ehrlust, wie schon die Ereignisse nach dem Tode Feth-Ali-Schahs gezeigt hatten.

Der junge und neue Schah, welcher im Jahr 1837 als siebenjähriger Kronprinz den Kaiser Nicolaus in Eriwan begrüßt hatte, war von diesem kolossalen Herrscher liebkosend auf dem mächtigen Bein geschaukelt und mit höchst Dero majestätischer Schnurrbartspitze huldreichst gekitzelt worden. Schon im zartesten Alter hatte der persische Thronfolger einen ungeheuern Eindruck von der Moskofmajestät nach seines Vaters Sommerresidenz am Demawent heimgebracht. Auch die Leibhusaren, die Gardekosaken, die eisernen Donnerröhren und der ganze militairische Pomp, der den Zaren bei seinem Besuch in den Ländern jenseits des Kaukasus umgab, sollen dem zarten Iransohn mächtig imponirt und ihn damals schon von ehrlüsternen Plänen in nordwestlicher Richtung für immer curirt haben.

Ehrgeiz und Ruhmsucht sind aber die gewöhnlichen Attribute der Jugend. Selbst auf einen orientalischen Herrscher, den jede Befriedigung der Sinnenlust, frühzeitig geboten, gewöhnlich vorzeitig erschöpft, wirkt die Tradition berühmter Vorgänger verlockend, wenn er im frischen Lebensalter der Zwanziger steht, den Krieg nur auf dem Exercierplatze gesehen, keine Strapatzen gekostet und keine Lorbeeren gepflückt hat. Zudem hat man am persischen Hofe nie vergessen, daß das paradiesische Grenzland am Herirud einstmals zu den kostbarsten Perlen der persischen Krone gehörte. Man haßt das Andenken Nadir-Schahs, weil sein Geschlecht nicht vom Stamme der Kadscharen entsprossen, möchte aber gerne in den Fußstapfen dieses großen Eroberers wandeln, der im verflossenen Jahrhundert Afghanistan erobert und Delhi geplündert hat.

Der Großvezir Hadschi-Mirza-Agassi, der alte wahnwitzige Kanonengießer und Tomansammler, fiel als das erste

Opfer des Thronwechsels. Er dankt es der milder gewordenen Zeit und vielleicht der russischen Fürsprache, daß er durch das Opfer seiner Schätze den grauen schuldbeladenen Kopf gerettet hat. Das freundschaftliche Verhältniß zu Rußland scheint mit dem Falle des Vezirs, welcher im russischen Interesse das Reich so viele Jahre regiert und geplündert hatte, nicht gestört zu sein. Aber auch das arme Volk hat nichts gewonnen. Denn nach glaubwürdigen Mittheilungen aus Tabris dauern Druck und Raub in unvermindertem Grade fort. Die Statthalterschaften, die Beamtenstellen, der Besitz der Dörfer mit Grund und Habe der armen Bevölkerung werden nach wie vor an die Meistbietenden verkauft. In der Provinz Aserbeidschan namentlich scheinen Erpressung und Schinderei der unglücklichen Bewohner auf eine Weise zugenommen zu haben, welche selbst morgenländische Volksgeduld erschöpfen könnte.

Der Tod des Beherrschers von Herat Jar-Mohamed-Chan, welcher dem blödsinnigen Kamran-Schah noch bei dessen Lebzeiten die Krone vom Haupt gerissen, erneuerte die alten Ansprüche, welche die persischen Dynasten auf jenes Anhängsel von Khorasan zu allen Zeiten erhoben. Ein persisches Heer, dessen Kern jene regulairen Truppen bildeten, welche Oberst D'Arsy, Major Lindsay und Oberst Drouville im Jahre 1819 gebildet hatten, überschritt die Grenze des persischen Khorasan. Wie vielfach auch die Veränderungen, Reformen oder Verschlechterungen sein mögen, welche durch die später angestellten britischen Offiziere und Rathgeber Abbas-Mirza's und in neuester Zeit durch die französischen Exerciermeister Damas, Seminot, Delacroix, Pigeon in diese regulaire Mannschaft gebracht worden, ihre Cadres blieben auch nach der Verabschiedung der Franzosen nothdürftig beisammen. Trotz aller Mangelhaftigkeit der Organisation sind diese

persischen Truppen gegen die noch schlechter geordneten und undisciplinirten Heerhaufen der afghanischen Fürsten in offener Feldschlacht des Sieges sicher.

Finanzverfall, Staatszerrüttung und Lähmung aller Thatkraft scheinen in Kabul und Kandahar noch trostloser zu sein, als in Iran und so wäre der leichte Triumph der Perser erklärlich. Herat, welches gegen die persische Expedition im Jahr 1838 sich lange hartnäckig und siegreich vertheidigt hatte, scheint nach den neuesten Berichten dießmal der kleinen Expeditionsarmee, welche in Mesched sich gesammelt hatte, fast ohne Widerstand die Thore geöffnet zu haben.

Verwirrung und Rathlosigkeit nach dem Tode des klugen und kräftigen Jar-Mohamed mögen zu diesem Resultat mitgewirkt haben. Nach Conolly's des jüngsten Beobachters Beschreibung ist die Stadt Herat ziemlich gut befestigt. Eine Erdumwallung, die in einem Umkreise von dreiviertel englischen Quadratmeilen um die Häusermasse läuft, ist mit einem Graben umgeben, welcher durch eigene Wasserzuflüsse gefüllt wird. Jedes der fünf Stadtthore ist durch ein Fort vertheidigt; an der Nordseite der Stadt liegt eine starke Citadelle mit einem tiefen Wassergraben umgeben. Nach der Beschreibung zu urtheilen, welche uns der sachverständige Delacroix von dem erbärmlichen Zustand der persischen Artillerie trotz der zahllosen Kanonen, die der alte Hadschi in Teheran gießen und bohren ließ, machte, ist nicht anzunehmen, daß bei einem halbwegs kräftigen Widerstand die in der neuen Belagerungskunst völlig unerfahrnen Perser dießmal glücklicher gewesen wären als im Jahre 1838. Bei der großen politischen Wichtigkeit Herats als eines der kleinen Zwischenstaaten welche dem Zusammenstoß der beiden größten Weltmächte der Gegenwart im Wege liegen, glauben wir dem Leser einen Dienst zu erweisen, wenn wir einige Einzelheiten zusam-

menstellen, welche uns die Reisebeschreiber dieses Jahrhunderts von Christie bis Conolly über Herat mitgetheilt haben.

Herat ist die Hauptstadt des Staates von gleichem Namen am Ostrande des Iranplateau, schon von Alters her als die „Königsstadt von Khorasan" (Artacoana) oder „der Segensort" berühmt. Alle orientalischen Autoren mit Ausnahme von Abulfeda und Ebn Batuta, zu deren Zeit sie aus dem Aschenhaufen, in welchen sie der Zerstörer Dschengis-Chan verwandelt hatte, noch nicht erstanden war, wetteifern im Ruhme ihrer Pracht und Herrlichkeit. „Khorasan ist die Muschel der Welt und Herat die Perle" sagt ein persisches Sprichwort, welches freilich nach den Begriffen, die wir Europäer von schönen Städten haben, eine arge Uebertreibung enthält. Wie die meisten orientalischen Städte zeigt das Innere ein Labyrinth von engen, schmutzigen, finsteren Gassen und Gäßchen, die oft überbaut nur dunkle Gänge bilden, kleine enge Häuser, die nur ein Morgenländer hübsch und wohnlich finden kann, vier große gedeckte Bazare mit 1200 Buden, in deren Hallen alles Volksleben concentrirt ist.

Auch die gewöhnlichen Accidentien morgenländischer Großstädte, z. B. Misthaufen, stehende Sümpfe, faulende Aeser u. s. w. in den Straßen fehlen nicht in dieser „Perle der Welt," ja nach Conolly's Beschreibung ist Herat noch schmutziger als selbst die schmutzigsten Stadttheile von Konstantinopel, Cairo und Tunis und im Ueberfluß des fünften Elements vielleicht nicht einmal von den polnischen Dörfern, allenfalls nur von den Kosakenstädten Neu-Tscherkask und Jekaderinodar übertroffen.

Aber wie bei den meisten großen Städten des Orients, welche weder einem absonderlichen Zufall noch politischen Gründen noch der Laune baulustiger Herrscher ihre Existenz und Lage

verdanken, wie Rom, Berlin oder Petersburg, sondern der Fruchtbarkeit der sie umgebenden Erde, der Frische des Oasenlandes, deren Mittelpunkte sie in den trockenen Plateaulandschaften einnehmen, so besteht die gepriesene Schönheit Herats gleich wie bei Damaskus, Brussa und Samarkand in der fruchtgesegneten Landschaft, die mit dem üppigsten Kranze einer überreichen, künstlichen Vegetation die große Schmutzstadt umschlingt. Von dieser blühenden Umgebung hat Herat bei den Persern auch den Namen der „Stadt mit hunderttausend Gärten“ erhalten.

Das weite Thal, vom Fluß Heriruds durchströmt, der sich im Sande der Turkomanenwüste verliert, ohne daß ein Tropfen von ihm das Meer erreicht, ist mit den herrlichsten Frucht- und Blumengärten, Weinbergen, Kornfeldern und Dorfschaften, einer grünen Erde voll von Buchen, Quellen und sprudelnden Fontainen bedeckt, deren Wasser nach der Meinung der Morgenländer an Frische, Kühle und stärkender Labung alle Wasser Asiens, mit Ausnahme der Quellen von Kaschmir übertrifft. Das Klima ist frühlingsartig; nur die Obstarten der kühleren Zonen kommen hier vor. Die Fruchtbäume der wärmeren Himmelsstriche: Orange, Citrone, Zuckerrohr, Palme, fehlen. Conolly erzählt von einem seltsamen Brauche der Bewohner, Obst zu genießen. Statt die Früchte auf dem Markt zu kaufen, werden sie frisch von den Bäumen gegessen. Zu diesem Zweck wird jeder Besucher eines Gartens beim Ein- und Austritt gewogen und muß die Differenz des Gewichts bezahlen.

Die herrlichen Bauwerke, welche nach der Beschreibung der alten orientalischen Schriftsteller einstmals die Königsstadt Herat schmückten, sind theils vom Erdboden verschwunden, theils in Ruinen zerfallen. Die historischen Katastrophen, die grausigen Verheerungen unter mongolischen und persischen Eroberern haben

die Stadt zu verschiedenen Zeiten in einen Trümmerhaufen verwandelt, aus welchem sie am Ende immer wieder phönixartig erstanden ist, weil der nie versiegende Segen, welchen die Natur in die fruchtstrotzende Erde senkte, neue Bewohner, Pflanzer und Ackerleute und die Lage an dem großen Wege der Passage zwischen Persien und Indien Handelsleute herbeizog. Der Königsgarten von Herat — Bagh-Schahi wie ihn Hammer nennt — galt einst im Morgenlande als ein Wunder der Welt. Heute liegt er mit seinen Palästen in Ruinen, wie die neueren Reisenden Kinneir, Conolly und Fraser übereinstimmend berichten. Höchst großartig selbst in ihrem äußersten Verfall sind bei Herat die Ruinen von Mussalah „des Ortes der Andacht" von einem der Timuriden erbaut, zur Aufnahme der Reliquien des Iman Reza, deren Bau aber nicht vollendet wurde, weil in Folge von Disputationen und Streitigkeiten die Gebeine dieses Heiligen nach Mesched gebracht wurden. Conolly fand den Baustyl in Herat grandioser als in Mesched. Er schildert große Colonnaden mit Mosaiken in weißen Quarztafeln und bunten gebrannten Ziegeln ausgeführt, die beim Eintritt ein hohes Domgewölbe zieren, mit Resten von einer Menge von Bögen, Säulen und von zwanzig Minarets umgeben. Das höchste von diesen mit 140 Stufen bestieg er und genoß von dessen Höhe eines herrlichen Blicks über das weitumher liegende Garten- und Culturland, welches ihn an die blühendsten Gegenden Italiens erinnerte.

Von den Producten seines Bodens versendet Herat hauptsächlich Saffran, Asafoetida, Pistaziennüsse, Mastix, Manna, einen eigenthümlichen gelben Farbestoff Ispiruk und einen Gummi Birzund genannt, besonders viel getrocknetes Obst und Pferde nach Indien. Seide wird in der Nachbarschaft viel gewonnen doch nicht hinreichend zur Ausfuhr. Die Eisen- und

Bleigruben könnten reichlicher Ausbeute liefern, sind aber schlecht bewirthschaftet, wie Kamran-Schah dem Dr. Gérard selbst gestand. Nach Fraser sollen hier vortreffliche Schwertklingen gearbeitet werden. Timur hatte eine Colonie von Waffenschmieden aus Damaskus nach Herat versetzt. Conolly rühmt unter den Fabrikaten Herats die seidenen und wollenen Teppiche, welche zu den verschiedensten Preisen von 10 bis 1000 Rupien das Stück in allen Größen und mit den prachtvollsten Farben gefertigt werden. Die kostbarsten werden nur selten bestellt, da der Landtransport noch immer zu unsicher für solche Waaren ist.

Herat gilt für die eigentliche Capitale des hohen Tafellandes Khorasan, obwohl es eigentlich an der Vorderstufe dieser großen Bergfeste des „Schwertes von Persien" gelegen ist. Bestimmte politische Grenzen hat Khorasan nie gehabt. Durch seine Configuration und Weltstellung aber hat es seit alten Zeiten einen eigenthümlichen Einfluß auf die Geschichte Vorderasiens geübt.

Lange vor Dschengis-Chan hat der mongolische Fabelheld Oghus-Chan auf diese „Nordburg von Iran" (wie unser Carl Ritter dieses Land bezeichnend nennt) seine ersten Streiche gerichtet und sich der Hauptstadt bemächtigt. Später gab der fürchterliche Weltverwüster Dschengis-Chan seinen Söhnen als Probestück die Eroberung und Behauptung von Khorasan auf, ehe seine Reiterheere sich wie Heuschreckenheerden gefräßig und verwüstend auf das unglückliche Iran stürzten, dessen schwache Herrscher dem Andrang der begeisterten mongolischen Wüstensöhne nicht zu widerstehen vermochten. Solche geschichtliche Trauerspiele, die mit Schutthaufen und Schädelpyramiden endigten, haben sich in späteren Jahrhunderten wiederholt, am schauerlichsten unter Hulaku-Chan und Timur. Die Timuriden nannten Khorasan die „Brust von Iran," gegen die zuerst anzustürmen war.

Im letzten Jahrhundert ging Nadir-Schah, der größte persische Eroberer seit den Tagen des Cyrus und Xerxes aus Khorasan hervor, das seine eigentliche Heimat war, obwohl der affscharische Stamm, dem er entsprossen, am zahlreichsten die westpersische Provinz Aserbeidschan bewohnt. Mit den Kriegern Khorasans vornehmlich hat dieser „Sohn des Schwertes“ — wie er sich selber nannte, Türken, Afghanen und Indier geschlagen, gegen die streitbaren Stämme des östlichen Kaukasus einen blutigen Würgekrieg geführt, die Throne am Indus und Ganges gestürzt und den Großmogul in dessen eigener Residenz aufgesucht. Am Ende erreichte auch diesen ehrsüchtigen Herrscher das tragische Ende so vieler persischer Könige vor ihm.

Feth-Ali-Schah hat das wichtige Grenzland durch wiederholte Expeditionen der Kadscharendynastie zu unterwerfen und gegen Afghanen, Usbeken und Turkomanen zu behaupten versucht, deren Raubzügen die Tafelländer südwestlich vom Paropamisus unablässig ausgesetzt sind. Als der kühne britische Reisende Alexander Burnes im Jahr 1832 von Bochara her durch Khorasan zog, fand er den persischen Kronprinzen Abbas-Mirza in Mesched als Statthalter dieser Provinz, die er mit Hülfe seiner auf europäischem Fuße organisirten und disciplinirten Truppen wieder erobert hatte und gegen die Ueberfälle seiner Nachbarn zu schützen suchte. Bis nach Herat hatte er sich nicht gewagt, vielleicht aus Furcht vor der Afghanenmacht in Kabul und Kandahar, die damals in Centralasien mehr gefürchtet war als der schwache Herrscher von Teheran. Zwei Jahrhunderte hatten die Perser Herat in unbestrittenem Besitz (von 1508 bis 1715). Mit dem Entstehen des neuen Afghanenreiches fiel es an dasselbe zurück. Die Besetzung Herats durch Nadir-Schah war von kurzer Dauer. Nach der Zerstückelung des Afghanenreiches bemächtigte sich Kamran,

einer der Kronprätendenten vom Duranistamm, der Stadt und ihres Gebietes. Gegen ihn wurde im Jahr 1838 von persischer Seite jene bekannte Expedition unternommen, welche England mißrathen und Rußland gebilligt zu haben scheint. Der russische Gesandte hatte damals das persische Heer bis unter die Mauern von Herat begleitet, während der Gesandte Englands und die britischen Heeresinstructoren Persien verließen.

Herat ist eine der wichtigsten Stationen der Etappenstraße zwischen Iran und Hindostan, wo eine friedlich wandernde Handelskarawane wie eine erobernde Armee in einer fruchtgesegneten Landschaft Proviant und Ruhe findet. Als ein Hauptglied jener Kette von Oasenstädten und Wüstenmärkten welche den Verkehr zwischen Vorder- und Hinterasien vermitteln zog die Stadt und Landschaft am Herirud seit einer Reihe von Jahrhunderten die gierigen Griffe mongolischer, persischer und afghanischer Eroberer an. Der directe Weg von Herat nach Kabul durch die Paropamisuspässe und das Land der wilden Eimak- und Hezarehstämme ist nur für kleinere Abtheilungen zugänglich und der als Heerführer wie als Schriftsteller bekannte Sultan-Baber, der diesen Weg einmal zurückgelegt, hat uns eine schauerliche Beschreibung von den überstandenen Mühen und Gefahren hinterlassen. Die große sogenannte Königsstraße von Persien über Herat, Kandahar, Ghasna nach Kabul in einer Längenausdehnung von 85 geographischen Meilen, bietet einer Armee nirgends Schwierigkeiten dar. Eine Karawane legt in gewöhnlichem Marsche die Reise von Herat nach Kabul in 30 bis 40 Tagen, eine Reitertruppe in eilftägigen Eilmärschen zurück.

Stationen und Wasserstellen finden sich hier überall; menschliche Wohnungen sind selten und jene großen Städte, die Residenzen kleiner Fürsten oder Statthalter, liegen in weiten Intervallen auseinander und gleichen mit dem blühenden Anbau ihrer

Umgebungen den Oasen der Sahara. Aller Handel, aller Verkehr haben sich hier von jeher concentrirt und wenn derselbe auch nicht mehr die Blüthe hat wie vor der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung und selbst noch zur Zeit Abbas des Großen, so ist er doch für den zahlreichen Stand der wandernden Handelsleute und Karawanenführer noch gewinnbringend genug, um allen Gefahren, denen man dort durch die Nachbarschaft der Raubhorden der verschiedensten Stämme ausgesetzt ist, zu trotzen.

Vor der Entdeckung der Wasserwege und der Weltschifffahrt galten Kabul und Kandahar bei den Orientalen als die Thore Indiens und die Königsstraße als der einzige Thorweg, in deren Besitz sich jeder Eroberer setzen mußte bevor er an den Weiterzug nach den productenreichen Ländern am Indus und Ganges denken konnte. Bei allen Wechseln der Monarchien ist doch der Karawanenhandel dieser Länder derselben Passage seit undenklichen Zeiten treu geblieben und so war die Königsstraße von jeher auch der Sammelplatz aller Raubvölker und ihrer Führer. Als hervorragender Häuptling unter denselben wurde in neuester Zeit der Beludschenfürst Schehan-Chan genannt, welcher der Schrecken des Landes wie der Karawanen war.

Wenn die Machtverhältnisse noch dieselben wie vor einem Jahrhundert wären, hätte Herats Schicksal für Europa geringe Wichtigkeit und selbst unseren Politikern von Profession dürfte es ganz gleichgültig sein, ob sich dieser Etappenstaat in der Planetenbahn von Teheran oder Kabul dreht, ob sein Fürst selbstständig oder nur ein Satrap des mächtigern Nachbarkönigs ist. Die politische Weltströmung im alten Continent, welche von den Heereszügen des Xerxes an bis auf die des Paskewitsch-Eriwanski die überfluthende Gewalt öfters in entgegengesetzter Richtung wechselte, ist jetzt an den beiden äußersten

Enden des asiatischen Continents durch die Riesendämme zweier Weltmächte aufgestaut. Die fluthende Kraft im Innern ist verloren gegangen und ihre verkürzten Wellenschläge kämpfen heute ohnmächtig gegen die Stagnation des Elements.

Wie kleinlich und wie langweilig sind gegenwärtig die kriegerischen Unternehmungen der asiatischen Fürsten, denen ohne Ausnahme das Brandmal der politischen Impotenz auf die Stirne gezeichnet ist. Dem Amir von Bochara ist heute ein Feldzug gegen den armen Chan von Khokant ein schwierigeres Unternehmen als seinem Vorfahren Tamerlan die Eroberung der halben Erde. Die Nachfolger der großen Weltstürmer aus der hohen Tartarei sind heute zu recht winzigen Proportionen zusammengeschrumpft und jene Kriegsorcane, die von den Tagen der hunnischen Gottesgeißel bis auf den eisernen Timur von der „Heimat der braunen Hirtenstämme" herab den Erdball erschütterten, sie haben vielleicht aus dem allerletzten Loch gepfiffen oder müssen sich gedulden bis es einem Aeolus an der Newa vielleicht gefallen wird die mongolischen Schläuche wieder einmal gegen die europäische Civilisation zu öffnen.

Tamerlans Prachtresidenz ist heute ein verfallener Ort und die mongolischen Stammerben eines Dschengis und Hulaku sind auf das elende Metier von Weglagerern und Roßdieben reducirt. Der ephemere Machtglanz des Afghanenreichs aus dem vergangenen Jahrhundert ist wie ein Mährchen zerstoben und das stolze Kabul kennt die Stärke und das Rachegericht der indisch-britischen Macht. Das morsche Persien krümmt demüthig den Nacken unter den Flügelschlägen seines Nachbarn am Araxes, der ihm auf dem Fleische sitzt wie der Riesenvampyr auf der verblutenden Antilope. Diese ergibt sich in ihr Schicksal im Bewußtsein ihrer Ohnmacht und wehrt sich nicht einmal gegen den un-

heimlichen Nachtvogel, der ihr so gemächlich das Blut aus der offenen Wunde saugt.

England hat seit der fatalen Erfahrung in Afghanistan auf den Versuch verzichtet, seine indische Herrschaft über die natürliche Doppelgrenze des Indus und der Solimankette auszudehnen. Mit dem Rückzug der Engländer von Kabul ist die mögliche Ausdehnung des britisch-indischen Reiches in der nordwestlichen Richtung bestimmt gezeichnet. Es war der größte Fehler der asiatischen Politik Englands, daß es jemals mit seinen Heeren die Keiberpässe überschritt. Die Unterwerfung der streitbaren mahomedanischen Völker Centralasiens bedürfte eines ganz anderen Machtaufwandes als die der sanften, friedlichen und träumerischen Brahmanenvölker am Ganges, welche das Joch der fremden Eroberer wie eine Schicksalsbürde tragen, während jene nie eine günstige Gelegenheit vorübergehen lassen würden, das Joch abzuschütteln. Die Vortheile einer Gebietsausdehnung bis jenseits des Hindu-Kusch oder der Solimankette konnten nimmer die schweren Opfer einer Behauptung jener Länder aufwiegen. Je weiter sich die Engländer in Indien von der Meeresküste entfernen, desto mehr schwindet nothwendig ihre Kraft. In der Capcolonie macht England in der neuesten Zeit die gleiche Erfahrung. Ein abenteuerliches Vordringen in die moslemischen Hochländer Innerasiens durfte am wenigsten ein Staat wagen, dessen Machtschwerpunkt nicht auf dem festen Lande ruht. England hat nicht Heere von Hunderttausenden halbwilder Gebirgs- und Steppenkrieger aufzubieten wie Rußland. Als die königlichen Rothröcke und die braunen Sipahis sich in den Solimanbergen unter harten Kämpfen zu todt schwitzten, hätten sie ein Hülfscorps von schlanken Abchasen und schnellfüßigen Suannten mehr gesegnet als Albions gesammte schwimmende Holzburgen, welche ihnen in jener Situation so

wenig nützen konnten als sämmtliche Haifische des Oceans dem Hunde in seinem Kampfe mit dem Steinbock.

Wer die Verhältnisse und die Hülfsquellen der beiden rivalisirenden Großmächte, die Stellung ihrer Reiche in Asien und die Lage der kleineren Staaten zwischen beiden richtig erkennt, dem kann es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß bei einem Zusammenstoß, der früher oder später unvermeidlich ist, die Chancen des Sieges entschieden mehr auf Seite Rußlands sich neigen. England ist in Indien durch die Natur der Dinge auf die Behauptung seines Besitzes, auf die Defensive angewiesen. Es hat in den Ländern von den Mündungen des Ganges bis zu den Thälern von Kaschmir den schönsten Theil des asiatischen Continents in seiner Gewalt. Was es jenseits der Solimanberge bei einer turbulenten und fanatischen Bevölkerung in gebirgigen productenarmen Ländern findet, kann seine Vergrößerungssucht nicht reizen. Ein Herrscher von Indien, welcher jenseits der Keiberpässe Eroberungen nachjagt, kann durch politische Gründe zur Deckung seiner Reichsgrenze dazu vermocht werden, nimmer aber wird ihn die Aussicht des Gewinnes und der Beute verlocken. Alle großen Eroberer vom macedonischen Alexander bis auf den persischen Nadir-Schah sind in südlicher Richtung gezogen.

Rußland hat mit ungeheueren Opfern, mit gewaltiger Anspannung seiner Kriegskraft und merkwürdiger Ausdauer den gebirgigen Isthmus, welcher das schwarze Meer vom Caspiasee trennt, zu erobern und zu behaupten versucht. Es hat in einer dreifachen Linie militairischer Posten seine Verbindung mit den Provinzen am Rion, Kur und Araxes gesichert, in beiden Binnenmeeren Werften und Kriegshäfen gebaut und seine Flagge zur alleinherrschenden gemacht. Für diesen Aufwand von Opfern, welchen der dauernde Kriegszustand im Innern des Kaukasus

auf einer unnatürlichen Höhe erhält, sind die bis jetzt dem russischen Scepter unterworfenen transkaukasischen Länder kein hinreichendes Aequivalent. Um die Vortheile des Besitzthumes mit der zur Behauptung desselben nothwendigen Anstrengung in ein richtiges Gleichgewicht zu bringen, ist Rußland durch den Drang des staatlichen Bedürfnisses auf neuen Länderzuwachs in Asien, auf die Eroberung besser rentirender Provinzen und reicher Colonien, welche ihre Südproducte gegen seine nordischen Erzeugnisse austauschen, angewiesen. Es hat sich mit empfindlichen Kosten in den Besitz der Durchgangspforten zwischen Europa und Asia gesetzt. Das ganze Unternehmen wäre sinnlos und für die Finanzen Rußlands verderblich, wenn es diese Opfer nur gebracht hätte, um an dem Eingange von Centralasien stille zu stehen, wenn es sich hier mit der bloßen Perspective der reichen und gesegneten Länder im Süden begnügen würde, zu welchen es sich seit einem halben Jahrhundert mit unermeßlichem Aufwand seiner Kräfte den Weg gebahnt.

Die schwache zerrüttete Persermacht kann zur Abtretung von Gilan, Masenderan und Aserbeidschan gezwungen werden, sobald es einem ehrgeizigen russischen Herrscher gelüstet, sein Reich bis an den Kizil-Ozen und bis an die Alburskette nordwärts von Teheran auszudehnen. Peter der Große hatte einen Theil dieser Länder bereits besessen. Der russische und grusinische Adel in Tiflis schmollt noch heute dem Kaiser Nicolaus wegen der unzeitigen Mäßigung, die er bei seinem Friedensschluß mit dem Hofe von Teheran gezeigt. Man konnte in Tiflis, wo ein Generalstatthalter mit unbeschränkter Gewalt die Person des Kaisers vertrat, die Räumung von Tabris und der fruchtbaren Gegenden am Urmiasee, welche Paskewitschs siegreicher Degen erobert hatte, die Zurückgabe einer Provinz, welche dem Handel und der Industrie Rußlands den

gewinnreichsten Markt öffnete, das Preisgeben der Interessen Transkaukasiens, das Zurückstoßen der flehenden Hände jener Christenvölker am Urmiasee, die Verzichtleistung auf den schönen Küstenstrich im Süden des kaspischen Meeres, dessen Besitz der russischen Schifffahrt vom höchsten Nutzen wäre — man konnte diese höchst uneigennützige Politik, welche nach einem so glücklich geführten Krieg mit geringem Länderzuwachs und sehr mäßiger Geldentschädigung sich begnügte, nicht begreifen. Jene Politiker, welche in allen Handlungen der Petersburger Cabinetspolitik stets das Resultat der weisesten Entschlüsse, der feinsten Berechnung und des schärfsten Zukunftsblickes bewundern zu müssen glauben, wollten diese auffallende uneigennützige Mäßigung nicht durch den Mangel an Ehrgeiz und Ruhmesdurst auf dem Newathrone, nicht durch eine dort vorwaltende bornirte Ansicht von der russischen Weltmachtstellung und der nothwendig activen Rolle Rußlands in Asien, sondern durch die tiefsten staatsmännischen Motive erklären.

Rußland hat zur Ausbreitung seiner Herrschaft in Asien die Wahl zweier Wege. Es kann die südlichen Grenzländer erobern, sie seinem ungeheueren Gebietskörper direct einverleiben, die neuen Provinzen in russische Formen zwängen, die Völker in russischer Manier beherrschen, discipliniren, an regelmäßige Steuern und Recrutirung gewöhnen und nach jedem Jahrzehent die Süd- und Ostgrenzmarken bis zum nächsten Flußgebiet oder Gebirgssystem vorwärts rücken. Auf diese Weise kann es die Tartaren, Kurden, Iranbewohner, Afghanen und alle seßhaften oder nomadisirenden Mischlingsvölker zu beiden Seiten der großen Karawanenstraße zwischen Tabris und Kabul zu unterwürfigen, stabilwohnenden und steuerzahlenden Ackerleuten verwandeln oder sie in besoldete und dienstthuende Kriegerhorden einregimentriren, sie in mahomedanische Kosa-

ken verwandeln, welche zur Bändigung und Disciplinirung ihrer Nachbarstämme die Rolle der zahmen Elephanten gegen die wilden spielen würden.

In dieser Art und mit solchen Mitteln hat Rußland die einst so gefürchteten Kosaken der Ukraine, des Don und des Ural sich dienstbar gemacht, auch auf die Nogaier, Baskiren, Kalmücken, Kirgisen und die meisten ehedem wandernden Steppenvölker Sibiriens seine militairische Dressur ausgedehnt, sie ihrer vagabundirenden Lebensweise gewaltsam entwöhnt. Es gibt jetzt nicht weniger als 32 orenburgsche und sibirische Kosakenregimenter, welche großentheils aus Völkern zusammengesetzt sind, die von der russischen Sprache nur die militairischen Commandowörter verstehen. Mit Inbegriff seiner Militaircolonien kann Rußland eine Cavalleriemasse von 435,000 Reitern aufbieten, welche ziemlich gut disciplinirt und dressirt, auch in hohem Grade mobil sind und jeden Augenblick bereit wären, auf den Commandoruf des Herrschers an der Newa sich in jede Weltrichtung kämpfend und erobernd zu stürzen. In einer geordneten Feldschlacht Europa's würden diese Reitermassen sicherlich nicht die Thaten König Joachims des „schönen Einhauers" wiederholen, aber in den Steppenländern Hochasiens wären sie trefflich geeignet über die wilden nicht unterworfenen Völker die Schlinge zu werfen, sie zusammenzutreiben und zu bändigen wie der Tabunschick seine wilden Pferde. Von der Lena bis zum Araxes starren heute die Phalangen dieser lanzenbewaffneten Centauren, deren Stärke die militairische Disciplin verzehnfacht hat und die unter einem Führer welcher ihren Geist erkennt, die mongolischen Wundergeschichten aus dem Mittelalter wenigstens in Asien jeden Augenblick erneuern könnten.

Bei einem System der mähligen Ausdehnung gegen Centralasien würde ein Jahrhundert und bei einem entschiedenen Er-

oberungssysteme, bei einer Anspannung aller gewaltigen militairischen und finanziellen Ressourcen, welche Rußland heute mehr für westliche Pläne vergeudet, ein halbes Jahrhundert genügen, die Grenzmarken des großen Reiches bis an die Thore des Pendschab vorzuschieben und die russische Adlerfahne auf die Höhen des Hindu-Kusch zu pflanzen. Jenes System mag einem Herrscher besser gefallen, welcher mehr für die Machtvergrößerung seiner Thronfolger als für seine eigene baut, den in den Nebellüften des Ladogasee's, in den Granitsälen seines Winterpalastes nicht der Hauch südlicher Lüfte reizt, der seinen aufmerksamen Blick und seine Herrschersorgen mehr dem Westen zukehrt, dem mehr daran zu liegen scheint, die Freiheitsideen des Abendlandes von seinen Grenzen zu verjagen und die Demokraten am Rhein niederzuwerfen, als den Helden und Herrn im Morgenlande zu spielen, als das Erbe des großen Mogul in Besitz zu nehmen und als Revanche für Lord Palmerstons verwegene Propagandapolitik die Rothröcke in das indische Meer zu schleudern.

Aber die Herrscher, ihre Neigungen und Gedankenrichtungen sind vorübergehend und vergänglich wie alle guten und schlimmen Erscheinungen dieser Welt. Ein Nachfolger des Kaisers Nicolaus kann Rußlands providentielle Rolle in Europa und Asia anders auffassen, kann die westlichen Ideen jenseits seiner Grenzen gähren und schäumen lassen, so viel sie vermögen, ohne sich weiter um sie zu kümmern, kann seine kriegerischen Gelüste lieber dem Indus und Ganges, als dem Rhein und der Seine zukehren. Hat doch Rußland außer jenem Systeme der successiven Unterwerfung und Einverleibung der morschen Staaten zwischen dem Araxes und Indus noch die Wahl eines andern Weges, welcher auf die Phantasie eines jugendlichen, feurigen, ruhmdürstenden Herrschers sirenenartig wirken könnte.

Dienstbare Zwischen- und Kleinstaaten und gehorsame Vasallen an der asiatischen Königsstraße zu dulden oder zu schaffen, wäre vielleicht dem Staatsinteresse Rußlands und seinen fernsichtigen gigantischen Planen ersprießlicher als unmittelbare Unterwerfung und Einverleibung. Jeder neue Feldzug in südlicher Richtung unternommen, würde den Dynasten Persiens und Afghanistans die Waffenüberlegenheit Rußlands offenbaren und sie zwingen, um die Protection und Freundschaft einer Macht zu buhlen, von deren Großmuth ihre Existenz abhängt. Rußlands starkes Schutz- und Trutzschwert in den Händen eines begabten Führers wie Jermoloff oder Zizianoff im Bunde mit jener slavischen Diplomatenlist und Feinheit und unterstützt von dem klingenden Zaubermittel, welches die russischen Agenten von Schaffiroff bis auf Titoff so meisterhaft zu verwenden wußten — diese im Orient allgewaltigen Mächte würden den Russen noch ungleich schneller den Weg nach der Grenze Indiens bahnen als der Versuch einer Eroberung und directen Beherrschung der Zwischenländer. Der schwache Schah würde, um seinen Thron zu retten, vielleicht auch in der Hoffnung, aus dem Bunde mit dem starken Protector selbstsüchtigen Gewinn zu ziehen, einer russischen Armee den Marsch nach Indien durch persisches Gebiet nicht verwehren, ja selbst ein eigenes Hülfscorps bei diesem Unternehmen betheiligen, wenn der Zar ihm diese Forderung mit dem Schwerte in der Hand stellte. In ähnlicher Lage sind auch die afghanischen Fürsten in Kandahar und Kabul. Zu schwach, dem russischen Koloß den Weg zu verrennen, würden sie zweifelsohne lieber an seiner Seite gehen wollen, als von ihm niedergetreten werden. Im Falle ihres Widerstrebens aber würde die erste Demüthigung durch russische Waffenübermacht hinreichen, sie in eben so gehorsame Vasallen zu verwandeln wie die Fürsten Transkaukasiens, wie Michael Bey

von Abchasien und den David Dadian von Mingrelien. Bei den gegenwärtigen Machtverhältnissen in Asien wären die vorbereitenden Kriegsunternehmungen weniger Jahre genügend, einer russischen Invasion den Weg nach Indien zu bahnen, wo dann das Kriegsglück zwischen den beiden Weltmächten entscheiden würde.

Alle Kenner der russischen Verhältnisse stimmen darin überein, daß in die Hände des Kaisers Nicolaus, welchem Rußland die Festigung und Ausdehnung seiner militairischen Organisation verdankt, eine Gewalt gelegt ist, wie sie vor ihm kein Souverain irgend eines Staates, irgend einer Zeit besessen. Die Geschichte liefert kein zweites Beispiel eines Reiches von solcher Ausdehnung, wo alle Hülfsquellen der Wissenschaft und der mechanischen Künste Europa's in furchtbarem Bunde mit dem mongolischen Geiste der unbeschränktesten Völkerhingebung und der Vergötterung des Herrschers einem einzigen Willen blindlings folgen, wo alle Federn der Riesenmaschine dem Drucke einer einzigen Hand gehorchen und alle Räder auf dem ungeheueren Raume in der Richtung sich schwingen, die ihnen diese Hand vorschreibt. Der englische Verfasser der „Enthüllungen über Rußland,“ welcher tiefere Blicke in die Zustände dieses Reiches geworfen als irgend ein anderer Beobachter vor ihm, bemerkt: daß die Machtelemente eines Sesostris und Xerxes, eines Attila und Timur lange nicht jenen gleichkommen, über welche heute der Kaiser Nicolaus verfügt. Der Marquis Custine meint, daß der Padischa in Stambul, der Kaiser in Peking und der Kubo in Japan lange nicht die gleiche unbeschränkte Gewalt über Leben und Eigenthum ihrer Unterthanen haben als der russische Zar. Fünfzig Millionen seiner Unterthanen verehren ihn als den „Stellvertreter Gottes auf Erden,“ wie ihn das russische Gebet nennt. Keine Schranke steht seiner

Gewalt im Wege, nicht einmal die öffentliche Meinung in einem Lande, wo solche nicht existiren kann, auch nicht der russische Adel, dessen Macht längst gebrochen ist. Der Leibeigene betet den Kaiser mit demselben Grade von Ehrfurcht und Liebe an als er seinen Gutsherrn in der Regel haßt. Ein Adelsaufstand in Rußland würde auch ohne militairische Intervention dasselbe Ende finden wie die polnische Adelsbewegung in Galizien im J. 1846. Wenn daher morgen einem ehrgeizigen Herrscher auf dem Newathrone in den Sinn käme, von seinem Volke die äußersten Opfer zu fordern, um das glänzende Erbe von Byzanz in Besitz zu nehmen oder die lockenden Wunderländer am Ganges zu erobern, würde der Adel aus Furcht und Wohldienerei, der Bauer aus begeisterter Hingebung für seinen Kaiser und alle Stände aus gemeinschaftlichem Patriotismus, den die Slaven als jugendlichere Völker in ganz anderer Wärme besitzen als Deutsche und Romanen, bereit sein, der Ausführung der großartigen Plane ihres Kaisers den letzten Rubel und den letzten Blutstropfen zum Opfer zu bringen.

„L'empire du monde est dévolu désormais non pas aux peuples turbulents, mais aux peuples patients." Ein geistreicher Legitimist Frankreichs, der die Mehrzahl der Völker Europa's auf ihren verschiedenen Culturstufen kennen lernte, hat diese Weissagung in Moskau ausgesprochen, inmitten des Grauens, das ihm der Anblick einer grenzenlosen Herrschergewalt und eines von Sclavensinn trunkenen Volkes einflößte (d'un peuple ivre d'esclavage). Den strengen Monarchisten, den Mann von vielen Ahnen entsetzten dort die äußersten Consequenzen des absolut-monarchischen Princips, die Stimmung der Gemüther wie die schauerliche Schicksalsbestimmung eines Volkes, dem eine nebelumflorte Nordsonne Licht und Freude versagt und dessen Gefühle im Entstehen hinsinken wie der fahle Glanz ihres

matten Sternenhimmels. Nur zu Invasionen, nur zur Vollziehung der Strafgerichte Gottes, meinte dieser Legitimist, seien jene Völker berufen, um in gewissen Zeiträumen die Geißel des Weltrichters zu schwingen und mit ihrer unverwitterten Barbarenkraft die durch Sonne und Leidenschaften versengten und durch eine weichliche Cultur entarteten südlichen Racen wieder aufzufrischen.

Aehnliche Ansichten über diese Weltbestimmung des Nordens und Nordostens hat der Panslavist Mickiewicz laut werden lassen und im Hinblick auf die ungeheueren Kräfte, die in jener Weltrichtung schlummern, das civilisirte Abendland gewarnt: daß es noch nicht Zeit sei, den Degen zur Pflugschar umzuschmieden und die Casernen in Arbeitshäuser und fromme Stiftungen zu verwandeln. Das Geheimmittel, das nach seiner Ansicht in Rußland den staatlichen Koloß und alle militairischen und administrativen Wunder hervorbrachte, war der sogenannte „russische Ton," d. h. der Schrecken, den die Dynastie Romanzoff einführte und der das harte finnische (großrussische) Element zermalmte und mit dem kleinrussischen vermengte, den Moskowiter mit dem Kosaken verschmolz, die wilden Steppenvölker bändigte, Tartaren und Mongolen, deren Häuptlingen einst die Großfürsten in Moskau die Hand geküßt, zu stummen und getreuen Unterthanen machte und jenes unermeßliche Reich in Asien, welches der Kosakenhetman Jermak dem moskowitischen Großfürstenthum eroberte, in eine höchst nützliche Staatsanstalt halb Caserne halb Gefängniß verwandelte. Die Weihe dieses Schreckensystems gab Peter der Große seinem nach deutschem Muster organisirten und nach seiner eigenen Erfindung disciplinirten Heere, aber die Geheimlehre desselben hatte sich auf ihn von seinen Vorgängern vererbt und diese sollen sie, nach der Meinung slavischer Geschichtschreiber, den Mongolen und ihren fürchterlichen Herrschern abgelauscht haben.

Als Dschengis-Chan – schreibt der slavische Historiker, dessen Anschauungen wir hier folgen — nach vielen Tagen und Nächten, welche er in Fasten und Gebet und in der Berathung mit Geistern zugebracht, von den Steppen Hochasiens herabstieg, um seine Mission zu erfüllen, erklärte er sich zur Rache des Himmels bestimmt und ließ das gräßliche tartarische „Halla" ertönen, vor welchem zwei Welttheile zitterten. Man weiß aus der Geschichte seiner Invasionen, welch Grausen dazumal alle Gemüther befiel. Man kann sagen, daß der mongolische Ton eine unerklärliche Wirkung hatte, die den Gegnern alle Fassung und Kraft benahm, sie in eine gewisse Erstarrung versetzte. Die Waffen entsanken den Händen der Krieger, die Fürsten flüchteten weit weg, um nicht das tartarische Kampfgeheul zu hören. Die moskowitischen Großfürsten, lange unter das Mongolenjoch gebeugt, lernten ihnen zuletzt diesen Ton ab und als sie dann selber: „Halla" riefen, da erbebten zuerst das Fürstenthum und das Volk von Moskwa, dann die Nachbarlande. Das ist, was die slavischen Schriftsteller den „russischen Ton" nennen und in den das Mysterium der russischen Macht gebannt liegen soll.

Iwan Wassiljewitsch der Schreckliche berühmten und in Rußland gesegneten Angedenkens verstand es bereits diesen Ton in einer früher nur von den Mongolenfürsten gekannten Virtuosität zu spielen. Daher glückte ihm auch alles, daher war er auch einer der Schöpfer der russischen Größe und konnte Thaten vollführen, welche ein Batu-Chan, ein Tamerlan, ein Murad nicht wagten und ein Claudius und Nero nicht träumten. Iwan hatte in seinem sogenannten „Kloster" mit den Unholden, die ihn umgaben, sein halbes Leben zugebracht, alle erdenklichen Qualen für seine treuen Unterthanen zu erfinden, Adelige wie Plebejer zu Tausenden und Hunderttausenden auf die raffinirteste Weise zu todt zu martern, mit einem eigenthümlichen Hu-

mor alle höllischen Torturen zu erfinden und zu vollführen. Und dabei war Iwan Wassiljewitsch populär und geliebt von allen Ständen wie selten ein Fürst. Als er starb, beweinte ihn das ganze Volk. Bei der Kunde seines Todes lief die Bevölkerung Moskau's in den Straßen herum, wehklagend und Thränen vergießend, heulend vor Verzweiflung. Selbst die Familien der hingemordeten Opfer waren untröstlich vor Jammer und legten Trauerkleider an. Der russische Geschichtschreiber Karamsin, der in ihren Einzelheiten die Geschichte Iwans erzählt und mit historischen Beweisen belegt, läßt hier seine Feder vor Verwunderung sinken. Er weiß selbst nicht, wie er diese Popularität, diese Anhänglichkeit und Treue des russischen Volks für einen solchen Fürsten deuten soll. Adam Mickiewicz tritt für ihn mit der Erklärung ein: die instinctmäßige thierische Zuneigung ganz ohne Zusammenhang mit irgend einem von den Europäern gekannten Gefühl sei auf die Moskowiter von den Mongolen übergegangen, die sich um ihren Führer thierisch schaaren wie eine Tabune wilder Steppenrosse um den „Führerhengst." Bekanntlich folgt diesem Patriarchen blindlings die ganze Heerde und wenn er fällt, weiß sie nicht wie und wohin sie sich wenden soll und zerstreut sich bewußtlos.

Einen gleichen Meister im Spielen des „russischen Tones" haben die späteren Jahrhunderte nicht mehr hervorgebracht, aber alle Nachfolger Iwans haben etwas von seiner Virtuosität geerbt, am meisten Peter der Große, der aber dazu einige veränderte Noten componirte und die Strelitzen, welche jener eingeführt, niederschmetterte. Das was früher die Slaven aufrüttelte: der Schall des lithauischen Horns, die mongolischen Hallas sind seitdem durch das Befehlswort Ukas vertreten. Dieses Wort übt auf die Slaven des Nordens dieselbe Wirkung aus. Es macht sie vor Schrecken erstarren oder treibt sie vor-

wärts, es erlaubt den Russen nicht sich in den geographischen Grenzen ihres Staates einzuschließen; sie müssen sich auf die Tartaren oder Tscherkessen werfen, sich nach der Donau oder nach dem Oxus bewegen, sie müssen gegen Teheran oder Konstantinopel marschiren. Der Geist des Herrschers regiert, der Geist des Herrschers ist der Hebel jeder That, ist ihr einziges Ziel. Alles was lebt, muß dienen. Der „Dienst" ist die Tagesordnung geworden. Wer seinem Herrscher durch mehrere Generationen hindurch nicht dient, wer keinen „Tschin" oder Dienstrang hat, geht in Rußland bekanntlich seines Adels verlustig und wird dem Sclaven gleich betrachtet. Auch die ächten Dichter Rußlands wie seine ächten Helden und Heerführer haben diesen eigenthümlichen, kraftvollen und schauerlichen Ton anzustimmen gewußt: Derzawin wie Puschkin, Zizianoff wie Suwarof und niemand kann läugnen, daß sie damit gewaltigen Erfolg hatten. Selbst die einsichtsvollen Anhänger des Constitutionalismus und der Demokratie müssen dem Absolutismus eine gewisse Kraft zuerkennen, welche Freiheit und Enthusiasmus nicht ganz zu ersetzen vermögen. Der unumschränkte Despot kann, wenn es sich um Realisirung großartiger Tendenzen und um Vollführung ehrgeiziger Entwürfe handelt, von seinen Völkern Opfer erzwingen, welche selbst in einem verhältnißmäßig so armen Staate wie Rußland der Regierung mehr Ressourcen in die Hände liefern als die freiwilligen Opfer des Patriotismus in freien Ländern wie England und Nordamerika. Der Patriotismus hört überhaupt auf und wird bei den meisten durch den natürlichsten Egoismus verdrängt, sobald es sich um die Hingabe des letzten Sparpfennigs und des letzten Blutstropfens auf dem Altar des Vaterlandes handelt. Diese Selbstsucht der Mehrzahl, welche in gealterten Staaten viel tiefer wurzelt und allgemeiner verbreitet ist als in jugendlichen kann viel-

leicht nur durch jenen „russischen Schreckenston" bezwungen werden, welchen wir nach Mickiewicz so nennen, gleichviel ob derselbe aus der Kehle eines Iwan Wassiljewitsch oder Maximilian Robespierre dringt.

Das mächtige England ist bei all' seiner Größe und Blüthe nicht in der Lage, den erzwungenen äußersten Anstrengungen Rußlands zum Angriff freiwillig die gleichen Mittel des Widerstandes entgegenstellen zu können. Seine europäischen Truppen in Indien betragen gegenwärtig kaum 45,000 Mann, also nicht über ein Sechstheil der drei Armeen von Bombay, Madras und Bengalen, welche mit Inbegriff der Heeresabtheilungen in Heyderabad und im Pendschab zusammen eine Stärke von 264,000 Mann haben. In diesen drei Armeen kommen eigentlich nur sechs europäische auf 252 eingeborne Regimenter, die sogenannten Sipahis oder Sepoys. Die königlichen Truppen bilden 30,000 Mann stark ein besonderes Armeecorps. Sämmtliche bewaffnete Nationalbriten, welche zur Verfügung des Generalstatthalters von Calcutta stehen, betragen kaum den dritten Theil der Heeresmassen von Nationalrussen, welche Kaiser Nicolaus blos in und um den Kaukasus, also nahe der persischen Grenze stabil beisammen hält. Nur solange der Kern jener national-britischen Truppen besteht, können sich die britischen Generale auch auf die Treue, Ergebenheit und Tapferkeit der Sepoys verlassen. In allen Kämpfen und Beschwerden müssen erstere voran gehen, in den größten Gefahren müssen sie, die Eingebornen ermuthigend, an der Spitze stehen. Nur durch die europäischen Truppen ist Englands gewaltige Macht in Indien gegründet worden, nur durch sie wird sie auch erhalten, wie alle Kenner ziemlich übereinstimmend versichern. Das britische Offiziercorps der indischen Armee ist vortrefflich. Ein unparteiischer, sachverständiger Beobachter und Kenner der meisten

Armeen Europa's, Leopold von Orlich, der ein schätzbares Reisewerk über Indien geschrieben, versichert, daß dieses zahlreiche Offiziercorps (820 Stabs- und 5500 Subalternoffiziere) in Beziehung auf militairischen Geist und Tüchtigkeit seines Gleichen in der Welt nicht habe, daß er so viel gegenseitige Aufopferung wie bei den Offizieren und Soldaten des britisch-indischen Heeres in keiner Armee gefunden habe. Lebensfrische, Thatendurst, Unabhängigkeitstrieb, Selbstvertrauen und ein praktischer Sinn charakterisiren recht eigentlich die englischen Offiziere.

Aber bei all' der Tüchtigkeit des Offiziercorps wie der militairischen Einrichtungen in Indien ist das numerische Mißverhältniß zwischen den europäischen und den eingebornen Truppen zu groß, um der britischen Herrschaft eine hinreichende Garantie ihrer Festigkeit und Dauer zu gewähren. Nur 45,000 Europäer herrschen dort über hundert Millionen Asiaten. Bis jetzt ist England aus allen Kriegen gegen die eingebornen Fürsten siegreich hervorgegangen, nur gegen die Afghanen hat es den Kampf aufgegeben. Aber die eigentliche Prüfung und die größte Gefahr werden kommen, wenn es einmal gilt, statt den Sikhs oder Mahratten einem ebenbürtigen Koloß, einem mächtigen Eroberer auf indischem Boden die Spitze zu bieten. Wenn einmal zu den Seuchen, welche nach Orlichs Mittheilungen fast alljährlich die Reihen der Europäer in Indien furchtbar lichten, sich einmal die russischen Kugeln und die Lanzenspitzen überlegener Reiterschwärme gesellen, da ist es höchst zweifelhaft, ob die Hingebung der Sepoys lange Stich halten wird. Die Mahomedaner, welche einen beträchtlichen Theil der indischen Armee ausmachen, sind überdieß viel weniger verläßlich als die Hindus und werden von ihren andersgläubigen Chefs und Cameraden mit mißtrauischen Augen bewacht. In diesem gefährlichsten

Element der indisch-britischen Herrschaft liegt vielleicht auch bei der nächsten großen politischen Krise der erste Keim ihres Verderbens.

„Die Mahomedaner Indiens, schreibt Orlich, sowohl in der Armee als in Städten und Dörfern unter britischer Hoheit, so wie der fremden Staaten, sind überall dieselben. Sie gehören zu einer großen Familie, vereinigt durch gleiche Religion und gleiche Interessen, und werden stets bereit sein, mit ihren Diensten und ihrem Gelde ihre Nationalsache zu vertheidigen. Religion und Regierung des Mahomedaners sind niemals getrennt von einander und er wird es nimmer vergessen, daß seine Obergewalt in Indien von den Briten über den Haufen gestürzt worden ist. Die Augen der ganzen mahomedanischen Bevölkerung Indiens werden nach dem gerichtet sein, welcher einen Kreuzzug gegen die Ungläubigen predigt, und in dem entferntesten Dorfe des Deccan wird man mit eben so ängstlicher Spannung und Theilnahme den Ausgang verfolgen und unterstützen als in Calcutta oder Delhi. Zeichen einer solchen Stimmung sind mehrfach vorgekommen, selbst in der Armee haben sich Gesinnungen der Art sichtbar gemacht.“ Orlich fügt diesen Mittheilungen freilich bei, daß die treffliche Disciplin in der indischen Armee einen Abfall der mahomedanischen Truppen sehr erschweren würde, daß auch, solange keine Macht vorhanden sei, an die sie sich anschließen könnten, eine gemeinsame Erhebung der Mahomedaner im Lande nicht zu fürchten wäre. Aber schon das Dasein dieser unversöhnlichen Stimmung der Mahomedaner gegen die Sieger und Herren des Landes erscheint der aggressiven Stellung Rußlands in Asien gegenüber als ein bedenkliches Symtom der indisch-britischen Herrschaft.

Daß nur durch eine anhaltende und mächtige Unterstützung von Seite des Mutterlandes die indisch-britische Herrschaft halt-

bar sei, ist eine Thatsache, welche noch kein Kenner der dortigen Verhältnisse zu verneinen wagte. Schon der letzte Krieg am Sutlesch war für die britischen Generale eine herbe Prüfung. Rundschit-Singhs Soldateska, obwohl seit dem Tode dieses staatsklugen und energischen Fürsten und seit der Entfernung seiner europäischen Exerciermeister ziemlich desorganisirt und der Disciplin entwöhnt, setzte der sieggewohnten britischen Armee doch einen Widerstand entgegen, wie ihn dieselbe seit den Tagen Tippo Saibs auf indischer Erde nie erfahren hat. Erst nach den blutigsten Anstrengungen wandte sich der schwankende Sieg auf Seite der Briten. Wenn zu einer Erschütterung, welche die englische Herrschaft mehr als einmal auf indischem Boden selber getroffen, noch der feindliche Stoß eines an Stärke ebenbürtigen Kolosses von jenseits der Grenzen kommen würde, so dürfte dort eine Katastrophe kaum mit Anspannung aller Kräfte zu vermeiden sein. Gegen eine Macht, welche an Reiterschaaren allein die doppelte Zahl der Krieger als sämmtliche Waffengattungen der indisch-britischen Heere betragen auf den Kampfplatz schleppen kann, wäre der Sieg ungleich schwerer zu erfechten als gegen Mahratten und Sikhs. Auch könnte Rußland den Untergang von mehr als einer Armee verschmerzen und doch immer wieder neue Schaaren auf den Kampfplatz hetzen. Seine Militaircolonien, seine Steppenländer sind unversiegbare Werkstätten zur Hervorbringung gedrillter Soldaten. Von der Ukraine bis zu den Kirgisensteppen könnte der Commandoruf von der Newa, der russische Ton immer neue Heeresmassen aus der Erde stampfen, welche in stummem Gehorsam zur Muskete greifen oder auf den Sattel sich schwingen würden. Jenes russisch-mongolische Hurrah und Halla würde dem Bam-Bam-Magadu der Sepoys in den blühenden Indusgauen antworten und es ist zweifelhaft, ob das melodische Kriegsgeschrei der

besoldeten Söhne dieses milden Südvolks gegen das wilde Schlachtgeheul jener nordischen Barbaren die rechte Kraftprobe aushielte.

Das indisch-britische Heer kann einen starken Verlust der europäischen Truppen nicht ertragen ohne auseinander zu gehen. Mit der Vernichtung der 30,000 königlichen Rothröcke wären dem britischen Riesen dort die Sehnen durchschnitten. Die europäischen Regimenter sind die Grundpfeiler jenes fabelhaften Staatsgebäudes unter dessen gewaltigem Dach hundert Millionen Menschen wohnen. Der Sepoy ist nur ein Miethling, welchem jeder Christ gleichviel ob Engländer oder Moskowite in gleichem Grade unrein erscheint, der unter keiner Bedingung mit ihm aus derselben Schüssel essen würde, gleichwohl aber für Geld und Rationen ihm so lange treu dient als er der Stärkere ist und als Herrscher des Landes Indiens Religion und Kastenwesen unangetastet läßt. Für monatlich neun Rupien würde der Sepoy seinen Leib eben so gerne auch dem Selbstherrscher aller Reußen verschreiben und für ihn gewiß sich so tapfer schlagen als für die Königin von Großbritannien, die er so wenig kennt als jenen. Politik und Geschichte ignorirt der Sepoy; er kennt nur seinen Brahma, seine Kaste und seine Familie. Ob der fernwohnende Souverain und der in seinem Namen gebietende Generalstatthalter englisch oder russisch spricht, ob jener in London oder St. Petersburg haust, ob Willkür und Laune oder Parlament und Gesetze seine Befehle dictiren ist dem indischen Sepoy völlig unbekannt und gleichgültig.

Wir fassen den Stand der Dinge in Centralasien mit wenigen Worten zusammen. Rußland ist auf asiatischem Boden in seinem eigentlichen Element wie England auf dem Ocean unverwundbar, ja fast unantastbar. Seine Achillesferse steht auf dem Boden Europa's nahe der Weichsel, doch umhüllt von sie-

benfachem Eisenpanzer. Einen Angriffskrieg von britischer Seite hat Rußland in Asien nie zu fürchten. Rauhe Gebirgsvesten, unwirthbare Wildnisse und Steppen schützen hier seine Grenzen eben so sicher als der kriegerische Geist der Grenzbevölkerung und der zahllosen Reiterschaaren. Rußland hätte bei einem Zuge nach Indien heute geringere Hindernisse zu beseitigen als alle früheren Eroberer, welche diese Richtung genommen. Alexander, Timur und Nadir-Schah mußten auf dem Wege schon einen weit stärkeren Widerstand bewältigen als ihn heute russische Invasionsheere in den geschwächten, zerrütteten und militairisch ohnmächtigen Zwischenstaaten finden würden. Der Beistand der Könige von Persien und Afghanistan zu einem russischen Zuge gegen Britisch-Indien ist um so wahrscheinlicher, als diese Fürsten ihre Schwäche gegen Rußland kennen und fühlen und nur die Wahl hätten, dem Eroberer sich anzuschließen oder von ihm zermalmt zu werden. Die Hindernisse der Natur auf einem solchen Heereszuge sind für Rußland unbedeutend, ein Bund mit den Zwischenstaaten würde die Hindernisse der räumlichen Ausdehnung mindern.

Ein Kaiser von Rußland, welcher über Eigenthum und Leben von sechzig Millionen an sclavischen Gehorsam gewöhnte Unterthanen verfügt, könnte Heeresmassen über den Indus führen, die an Zahl den vereinigten indisch-britischen Streitkräften von Bombay, Madras und Bengalen nicht nachstehen würden und vor ihnen den unermeßlichen Vortheil voraus hätten, daß der größere Theil von ihnen aus Nationalrussen besteht, während in Indien nur ein sehr kleiner Armeekern ächt englisch ist. Die moslemischen Elemente eines russischen Invasionsheeres wären von unberechenbarem Gewicht bei Verwendung in Ländern, deren mahomedanische Bevölkerung den Verlust der

Herrschaft noch heute nicht verschmerzt hat und gegen den britischen Landesherrn nur Rache brütet.

Aber die eigentliche Ueberlegenheit sichert den Russen die Spannkraft, die Opferfähigkeit, die Geduld und Ausdauer eines militairisch organisirten Reiches unter dem unbeschränktesten aller Weltmachtsouveraine. Der Brite führt seine Kriege nur solange es sein Vortheil erheischt, der Russe kämpft solange es ihm sein Kaiser befiehlt. England hat den Kampf in Nordamerika aufgegeben und die Unabhängigkeit seiner ehemaligen Colonie anerkannt, als es einsah, daß selbst bei einer möglichen Wiedereroberung die Vortheile in keinem Verhältniß zu den Opfern eines erschöpfenden Krieges wären. Alle oratorischen Anstrengungen der Hochtories im Parlament konnten die Unabhängigkeitsanerkennung nicht hindern. Auch Afghanistan wurde von den Engländern geräumt, als sie einsahen, daß in diesem Lande keine hinreichende Entschädigung für die zu seiner Behauptung nothwendigen Opfer an Geld und Menschenleben zu finden sei. Rußland setzt seit sechzig Jahren seine Kriege mit den Bergvölkern des Kaukasus beharrlich fort, nicht weil es das Staatsinteresse fordert, sondern weil sein Kaiser so will, dem kein verantwortliches Ministerium Einsprache thut, kein Parlament die Plane durchkreuzt, dessen ehrgeizige Gelüste keine Gegengewalt im Staate mindert. Englands Macht ist stark wie die Mannheit und vergänglich wie das Leben; Rußlands Macht ist nach den Worten eines französischen Redners groß wie der Raum und geduldig wie die Zeit.

Im Kaukasus hat sich die Lage der Dinge seit den letzten sechs Jahren wenig geändert. Jeden Sommer rücken die russischen Heeresmassen nach einem in der Militairkanzlei von Tiflis entworfenen Plane in das Innere des nicht unterworfenen Berglandes ein, erstürmen und zerstören die Auls der widerspensti-

gen Stämme in der Tschetschina, in Daghestan und Lesghistan, lichten die Urwälder durch Axt und Feuer, suchen den Eingebornen Heerden und Eigenthum wegzunehmen, erobern auch hie und da eine der Bergvesten und Zufluchtsstätten Schamyls wie Akulcho und Dargo. Aber die Operationszeit ist in diesem rauhen Gebirge von kurzer Dauer. Der Mangel an Lebensmitteln, der frühe Schneefall zwingt die Russen nach einer gegebenen Zeit immer wieder zum Rückzuge. Die tapferen Bergbewohner, angeführt von dem Murschiden Schamyl oder von einem seiner Naibs folgen den rückziehenden Colonnen der Russen, umschwärmen oder drängen ihre Reihen, wenden alle Kraft ihres Angriffs gegen den Convoi, metzeln die ermüdeten Nachzügler nieder und rächen sich für den russischen Verheerungszug durch ähnliche Verheerungen auf russischem Boden jenseits der Sumdscha und des Terek.

Im westlichen Kaukasus wurde der Krieg nie mit der gleichen Erbitterung und Ausdauer geführt. Die Waffenruhe bei den eigentlichen tscherkessischen Völkern, welche drei verschiedene Sprachen reden und in eine Menge von kleinen Stämmen zerfallen sind, dauerte öfters mehrere Jahre mit geringer Unterbrechung. Es war mehr eine gewisse Indolenz bei diesen Völkern, so wie eine Folge der starken Stammeszersplitterung, der inneren Fehden und des Mangels an einem einheitlichen Oberhaupt, dem alle gehorchen, als eine versöhnende Stimmung gegen Rußland, welche die Schaschka des Tscherkessen in den letzten Jahren beinahe rostig werden ließ. Doch haben die Feindseligkeiten auch am Fuße des tscherkessischen Gebirgslandes nie ganz aufgehört, die Einfälle im Lande der Tschernomorzen und die Angriffe gegen die russischen Kreposten am schwarzen Meer, fingen nach jahrelanger Unterbrechung doch wieder an, wenn aus unbekannten Ursachen der kriegerische Rausch, eine Art teu-

tonischer Berserkerwuth sich plötzlich dieser streitbaren Völker bemächtigte, wenn die hervorragendsten Usden aller Tokmus (Stämme) sich unter den heiligen Eichen versammelten und hier die Schwerter dem Schlachtengotte Seoseris weihten, der trotz der Einführung des Islam hier noch wie andere alte Götter sein altes Ansehen behauptet und eine größere Rolle spielt als Allah und sein Prophet. Alle klugen Versuche des Fürsten Woronzow, die westlichen Bergvölker durch materielle Vortheile, durch gewinnbringenden Handel und die Gewohnheit des Marktverkehrs zu ködern und für die russische Politik zu gewinnen, sind an dem eingefleischten Fremdenhasse, an der unerschütterlichen Freiheitsliebe und dem Unabhängigkeitssinn dieser Bergvölker gescheitert. Auch bei einer längeren Ruhe können die Russen hier keinen Boden gewinnen. Solange die Eingebornen ihre Waffen behalten, ist an einen friedlich gesicherten Besitz des Kaukasus nicht zu denken, selbst wenn in allen Thälern des inneren Gebirgslandes Festungen erbaut und Waffenplätze angelegt würden. Nur ein völliger Ausrottungskrieg mit den ungeheuersten Anstrengungen noch viele Jahrzehnte fortgeführt, könnte vielleicht Tscherkessien und Daghestan am Ende ganz in die Gewalt der Russen bringen. Niedermetzelung oder Entwaffnung der ganzen männlichen Bevölkerung müßte der Occupation der Berge vorausgehen. Die Franzosen befinden sich den Kabylenstämmen des Atlas gegenüber in gleicher Lage.

Wenn man den Berichten glauben darf, welche im Laufe des vergangenen Sommers aus dem westlichen Kaukasus nach Konstantinopel gelangt sind, so wurde der Krieg dort in letzter Zeit blutiger als je geführt. Schamyls begeisterte Vorkämpfer, die Muriden, jene fanatische Secte, welche der berühmte Khasi Mollah stiftete und Schamyl vermehrte und ausbildete, hatten einen großen Theil der tschetschenzischen und lesghinischen Völker-

schaften zu einer allgemeinen Erhebung fortgerissen und den eindringenden russischen Heeressäulen jeden Fuß breit streitig gemacht. Auch mit den westlichen Stämmen soll Schamyl in neuester Zeit ein Bündniß gegen die Russen zu Stande gebracht haben und jener geheimnißvolle Amin Effendi, dessen die Erzählungen einzelner Tscherkessen in Trapezunt und die Correspondenzen aus Konstantinopel erwähnten, nennt sich einen Naïb des Murschiden Schamyl. Dieses Verständniß zwischen den Führern und Völkern in Osten und Westen jenes gewaltigen Gebirges, welche durch ziemlich beträchtliche Entfernung getrennt und durch Verschiedenheit der Sprachen und des Charakters entfremdet, bisher wenig von einander wußten und noch weniger um gegenseitige Interessen, Plane und Wünsche sich kümmerten, wäre immerhin ein Ereigniß von Bedeutung für die dortigen Kriegszustände, die indessen nur einen sehr localen Charakter haben und auf die Geschicke des Orients, auf die Stellung Rußlands als erobernde Weltmacht in Asien sehr geringen Einfluß üben.

Der Kaukasus, ein productenarmes Gebirge, hat als Besitzthum an sich geringen Werth. Nur seine Lage als Durchgangspforte zwischen zwei Welttheilen gibt ihm eine bedeutende Wichtigkeit. Viele erobernde Völker, welche aus Nord- und Mittelasien in jenen ältesten Zeiten, aus denen nur spärliche Funken das Dunkel der Geschichte erhellen, nach dem östlichen Europa gedrungen sind, haben durch den Kaukasus ihren Weg genommen. Von den meisten dieser Wandervölker scheinen sich kleine Bruchtheile auf dem Marsche abgelöst zu haben und die heutigen Bewohner des kaukasischen Isthmus, Völker von sehr abweichendem Ursprung und verschiedenartiger Zunge gelten als die Nachkommen jener zersprengten Wandervölker. Als Rußland sich in den Besitz von Georgien setzte, legte es zum Schutze der beiden einzigen practicablen Naturstraßen, welche die hohe kaukasische Ge-

birgsmauer durchbrechen, eine Reihe befestigter Punkte an. Wladi-Kawkas ist der Schlüssel des berühmten Engpasses Dariel, der am Fuße des hohen Kasbeck vorüber nach Kobi und über den Wasserscheider des Kreuzberges nach Tiflis führt. Eine andere Heerstraße läuft ziemlich parallel mit der Küstenrichtung des kaspischen Meeres über Kislar, Tarki, Derbent, Kuba und trifft westlich von Baku mit der kachetischen Straße zusammen, welche den Isthmus auf der Südseite der Kaukasuskette quer durchschneidet.

Aus dem Besitze der festen Plätze, welche diese beiden Heerstraßen schützen und bewachen, haben die tapfersten und berühmtesten Anführer der Bergvölker Chasi Mollah, Hamsad-Beg und Imam Schamyl die Russen nie zu vertreiben vermocht. Beide Passagen dürfen gegenwärtig als vollkommen gesichert für die Russen betrachtet werden. Selbst wenn Schamyls Macht noch eines bedeutenden Wachsthums fähig wäre, würde er mit all' der Begeisterung, all' dem Heldenmuthe seine Schaaren gegen die Mauern und Wälle dieser Festungen nichts ausrichten können. Außer einigen leichten Bergkanonen, die er den Russen abgenommen und fast nicht gebrauchen kann, hat der Murschide keine Artillerie. Nie haben die Bergvölker selbst bei der größten Tollkühnheit ihrer Ueberfälle einen der gut befestigten Waffenplätze erstürmt. Jene Krepostien, welche von den Russen genommen wurden, hatten nur elende Erdschanzen, keine festen Mauern zur Vertheidigung. Die Ohnmacht der Bergvölker gegen die festen russischen Plätze, die Unmöglichkeit die russischen Communicationen diesseits und jenseits des Kaukasus abzuschneiden, benimmt dem kaukasischen Krieg, der sonst eine so interessante Episode in der Geschichte Rußlands und der Neuzeit bildet, alle politische Wichtigkeit. Die Gegner Rußlands mögen mit Vergnügen sehen, daß es innerhalb der Grenzen des großen Ruf-

senreiches noch ein kleines Heldenvolk gibt, welches bis jetzt der „russische Ton" weder erschüttern noch verlocken konnte und das mit dem Schwerte in der Faust seit einem halben Jahrhundert gegen den Zar und seine Ukase protestirt. Auf den Gang der Ereignisse im Orient jedoch wird diese hartnäckig dauernde Kriegsepisode sehr geringen Einfluß haben. Schamyl wird mit seinen Lesghiern und Tschetschenzen weder im Stande sein, die Russen aus dem nördlichen Steppenlande zu vertreiben noch den Durchgang ihrer Colonnen durch die Pässe zu hindern. Selbst wenn alle westlichen Völker mit ihnen in Bund treten würden, könnte er den Krieg nicht anders führen als gegenwärtig, nemlich durch beständige kleine Angriffe, Ueberfallversuche und Neckereien in Awarien, an den Linien des Sundscha und des Terek, welche seine Naïbs mit ihren berittenen Banden zuweilen überschreiten, aber eben so bald wieder umkehren nach den schützenden Burgen ihrer Felsen. Jeder Kampf in offenen Gegenden, wo das Terrain sie nicht gegen die geregelte Kriegskunst der Russen begünstigt, würde mit ihrer Niederlage enden. Rußland hat mit der Behauptung seiner Verbindungswege nach den transkaukasischen Provinzen seine politischen und strategischen Zwecke vollkommen erreicht. Ueber seine riesigen Anstrengungen zur Fortführung des Krieges gegen die Bergvölker im Innern des Kaukasus könnte man sich billig verwundern und wir haben in Tiflis scharfsinnige und patriotische Russen gekannt, welche die ungeheueren Opfer, die der russische Staat für diesen endlosen Krieg vergeudet als sehr überflüssig betrachteten. Ein Drittheil der dortigen Heeresmacht würde zur Bewachung der Pässe hinreichen. Die Kosaken am Kuban und Terek würden wie bisher ihr Land und ihre Habe gegen die Tscherkessen vertheidigen. Legt der Beherrscher Rußlands einen so hohen Werth auf die Bezwingung eines tapferen Volks, um aus dessen Hel-

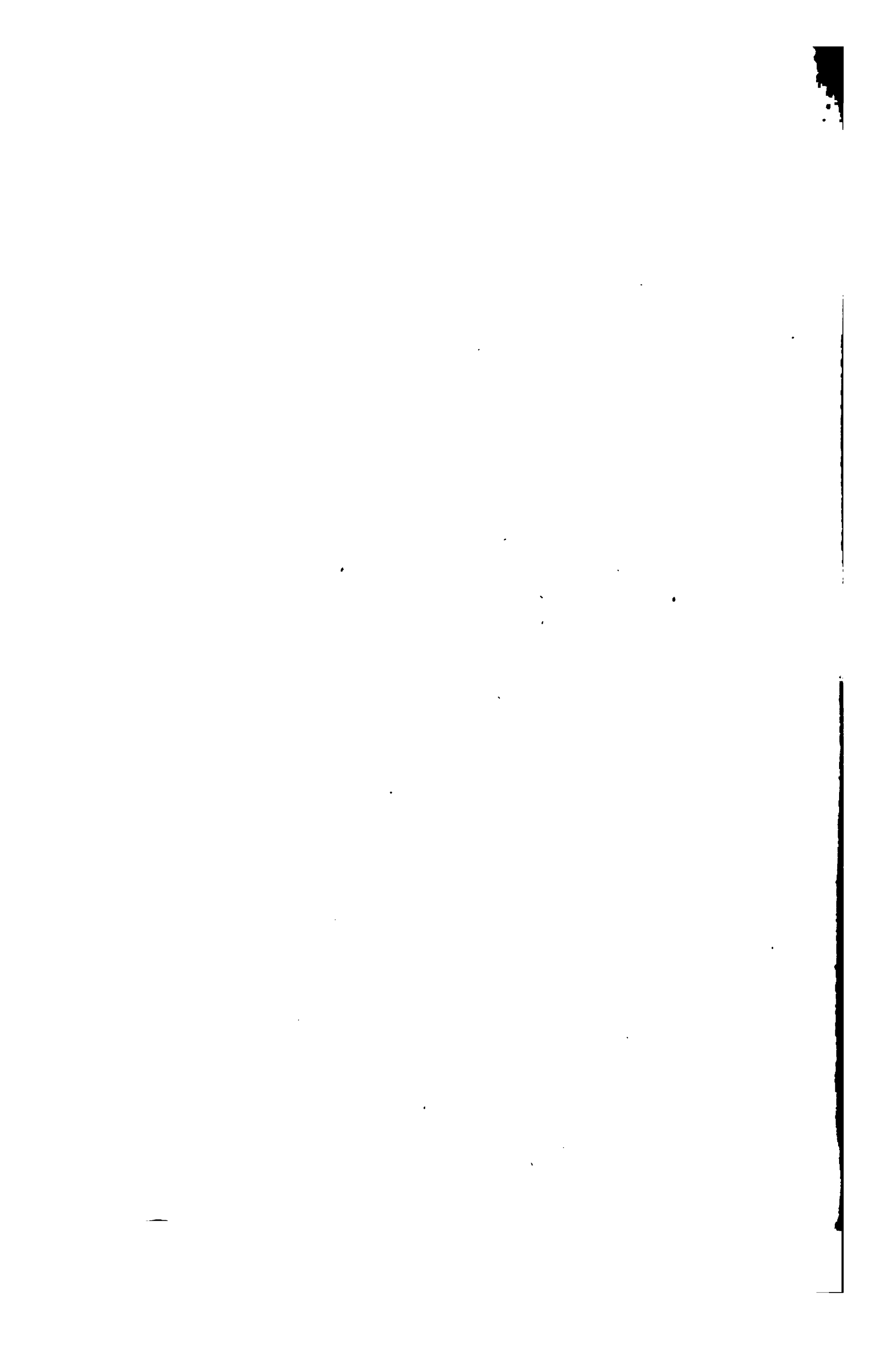
denreihen einmal tüchtige Soldaten für die russische Armee zu rekrutiren? Oder betrachtet man in St. Petersburg den Kaukasus als einen dauernden Uebungsplatz für die russischen Heere, zur Gewöhnung an Entbehrung und Gefahr? Oder findet Kaiser Nicolaus den Gedanken unerträglich, daß es innerhalb der Grenzen seines kolossalen Reiches noch Völker gibt, die seinem Throne die Kniebeugung versagen, vor seinen Ukasen nicht zittern, die Männer mit Tschin und Orden in ihren Thälern nicht dulden und deren Häuptling es wagt als Sultan Schamyl Münze schlagen zu lassen? . . . .

In Kurdistan hat seit der Beendigung meiner Reisen ein siegreicher Kriegszug der Türken statt gefunden. Der Renegat Omer Pascha war die Seele im türkischen Lager und seiner klugen Taktik gelang es, jenen mächtigen Beder-Chan, den Häuptling der Buhdan-Kurden, den Eroberer und Verwüster des nestorianischen Hakkarilandes aus seinen Bergen zu schlagen und am Ende selbst gefangen zu nehmen. Die Kurdenmacht im Süden des Wansee's wurde damit stark erschüttert. Selbst die wilden Hakkari-Kurden flehten demüthig die Gnade des Siegers an. Die Erinnerung der Strafe, welche sie getroffen, wird einige Jahre nachwirken. Die Stämme werden eine zeitlang ruhig bleiben und ihre Häuptlinge keine offene Auflehnung gegen die Autorität der Pforte versuchen. Aber das Volk wird bleiben wie es war, nomadisirend, raublustig, sich in seinen Gebirgen als freien Herrn betrachtend und die Autorität der türkischen Statthalter verspottend. Bei der zunehmenden Entvölkerung und Verarmung der Städte, bei dem fortschreitenden Siechthum des türkischen Reiches in Asien, wird das Vorhandensein eines zahlreichen, streitbaren und trotzigen Gebirgsvolks für die Pforte eine dauernde Verlegenheit und Gefahr bleiben. Anatolien wird keine andere Zukunft haben als entweder in völlige Auflösung

und Anarchie verfallend eine Beute selbstständiger Barbarenhäuptlinge oder ein Anhängsel des nordischen Kolosses zu werden, dessen Fußtritt der feige Armenier, der entartete Stadttürke geduldig ertragen wird, während Kurdistan vielleicht die Rolle Tscherkessiens mit weniger Heldenmuth, aber mit derselben zähen Beharrlichkeit nachspielend nur noch mehr durch mahomedanischen Fanatismus und Christenhaß entflammt das Trauerspiel des Kaukasus noch über den Schluß dieses Jahrhunderts hinaus verlängern wird.

Die Zukunft des Orients spottet freilich schon deshalb allen berechnenden Weissagern, weil der unvorgesehene Zufall wie die mögliche Erscheinung großer Männer, welche mit mächtigen Händen in die Geschichte eingreifen, dort nicht zu den Anhaltspunkten unsers heutigen Gesichtskreises gehören. Auch ruht die Basis der beiden größten Mächte Asiens auf europäischer Erde. Staaten, deren Schwerpunkte im Bereiche des Erschütterungskreises occidentalischer Erdbeben stehen, werden den Naturgesetzen sich nicht entziehen können, werden die Gewalt ihrer Wellenschwingungen auch in den fernsten Extremitäten spüren. Ein Blitzstrahl, welcher morgen zündend von den Seineufern ausströmt, kann seine nachhallenden Donner bis nach dem Bosporus und dem Indus so gut wie an die Themse und die Newa senden. Ob aber auf dem alten Continent die Sonne, wenn alle Wetterwolken zerstoben sind, eine erfrischte und gestärkte Erde und verjüngte Phönixstaaten oder nur Ruinen und Moder bescheinen wird, das ist die bange Frage, welche die gespannte Gegenwart an alle Hellseher vom Morgen- und vom Abendlande richtet.

Anhang.



I.

Beiträge zur Ethnographie des Orients.

1.

Die Kurden — ihre Herkunft, Sprache, geographische Verbreitung, Einrichtungen, Lebensweise, Sitten und Charakterzüge.

In den nördlichen Araratlandschaften am rechten Ufer des Araxes, wo erst seit dem russisch-persischen Friedensvertrage vom 10. Februar 1828 der moskowitische Doppeladler auf den Felshalden des Noahberges seinen Grenzhorst aufgeschlagen, bin ich zum erstenmal mit Kurden zusammengetroffen. Es waren Trümmer von früheren Wanderstämmen, welche auf dem Boden des russischen Armenien sich niedergelassen, arme Hirten, deren Schafe und Rinder das magere Grün am Fuße der beiden Ararattegel abweideten. Unter persischer Oberhoheit vor 1828 waren die Kurdenstämme in diesen Gegenden zahlreicher und wohlhabender, genossen als zur irregulairen Reiterei des Schah zählend gewisser Vorrechte, führten auch bei geduldeter und anerkannter Nomadenfreiheit, welche der persische Sardar mehr respectirte als der russische Natschalnik ein glücklicheres Leben als heute, wo sie von Seiten der russischen Grenzbeamten und Kosakenoffiziere vielen Beschränkungen und Bedrückungen ausgesetzt sind. Unter ihnen fand ich einige ehedem mächtige, jetzt

gänzlich verarmte und machtlose Häuptlinge, welche theils von den Gnadengeschenken leben, die ihnen der Generalstatthalter von Tiflis bei ihren dortigen Besuchen gewährte, theils von den freiwilligen Gaben, welche ihnen aus kurdischen und armenischen Dörfern noch zuweilen aus alter Gewohnheit gebracht werden. Wie jene verarmten Feudalseigneurs im nordwestlichen Frankreich haben diese Kurdenhäuptlinge die Würde, den Anstand und den edelmännischen Stolz bewahrt, putzen ihren schlechtgenährten Leib sorgfältig heraus mit den Resten ihrer bunten Lumpen, schwatzen gerne von den guten alten Zeiten, wo es hier noch keine so strenge Polizei, desto mehr aber Dörfer zu brandschatzen und Reisende zu plündern gab und seufzen dann über die Vergänglichkeit alles Guten und Schönen etwa wie ein verganteter deutscher Baron beim Anblick der Raubburgruine, die sein Anherr gebaut und bewohnt hatte.

Mehr und öfter als auf russischem Gebiet hatte ich Gelegenheit, das Volk der Kurden im türkischen Asien und in Persien zu beobachten. In jenen wilden und schauerlichen von unabsehbaren Schilfwäldern durchschnittenen Landschaften südlich vom großen Urmiasee zwischen den Flüssen Dschagatu und Buranduß sah ich fast ausschließlich nur kurdische Dörfer und Nomadenlager, zum Theil von recht malerisch wilden Räubergestalten im Geschmack des Salvator Rosa bevölkert, die lange Bambuslanze statt des kurzen italienischen Banditendolches und hohe gelbe Filzmützen oder bauschige Turbans statt der spitzen Lammfellkalpaks und der zahmen persischen Gesichter, die ich am rechten Ufer des Dschagatu verließ. Ueberall wurde ich bei diesen Stämmen ziemlich gastfrei aufgenommen trotz des räuberischen Sinnes, den man ihnen nicht mit Unrecht zuschreibt und von dem ich später in den Umgebungen der Kurdenstadt Bajasid ein fatales Beispiel persönlich erleben sollte.

Einige Jahre nach meiner Rückkehr aus Vorderasien erhielt ich durch die Güte meines Freundes Abowian,*) Directors der Kreisschule von Eriwan, der ein guter Beobachter und Kenner der Völker des Orients, auch in vielen asiatischen Sprachen gründlich bewandert ist, eine sehr interessante ethnographische Arbeit über einige Völkerschaften Westasiens, namentlich über die Kurden, die er sowohl im russischen Armenien als auch in Persien und im Paschalik Bajasid durch viele Jahre hindurch kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Das Manuscript des Herrn Abowian, welches über Sitten, Charakterzüge und Lebensweise der Kurden und der mit ihnen in vielen Gegenden vermischt wohnenden Jesiden ausführliche Notizen enthält, wurde mir von demselben zur freien Benutzung überlassen und liegt gegenwärtigen Beiträgen wesentlich zu Grunde.

Die zuverlässigsten Nachrichten, welche wir über dieses weitverbreitete und merkwürdige Kurdenvolk besitzen, das dort, wo es zu einer stabilen Ansiedelung gezwungen worden gleich den Zigeunern der Krim und Ungarns gegen die seinem vagabundirenden Trieb angelegte Zwangsjacke nach Kräften sich sträubt, verdanken wir vorzüglich dem kühnen Eifer und dem Fleiße britischer Reisender wie Rich, Ainsworth, Fraser, die aber nicht mit so umfassenden Sprachkenntnissen ausgerüstet waren wie unser Freund Abowian. Mehr als irgend einer der englischen Reisebeschreiber scheint der Basler Missionair Hörnle, welcher vorzüglich die auf dem persischen Gebiete Aserbeidschans wohnenden und wandernden Kurden zu beobachten Gelegenheit

*) Abowian ist Armenier von Geburt, war Zögling des Priesterseminars von Etschmiadzin und verdankte es der Verwendung des Professors Parrot, den er nach dem Ararat begleitete, daß er in Dorpat studiren und mit deutscher Wissenschaft sich vertraut machen konnte.

hatte, in das Studium der kurdischen Sprache eingedrungen zu sein. Ihm verdankt die Ethnographie Vorderasiens recht interessante Aufschlüsse, obwohl durch locale Beschränktheit des Beobachtungskreises seine Mittheilungen an Einseitigkeit leiden und öfters irrig sind. Hörnle's Beschreibung des Körpertypus und der physischen Eigenschaften der Kurden entspricht keineswegs dem Gesammtbilde, welches man vom Kurdenvolke erhält, wenn man deren Clans und Wanderstämme in den verschiedenen Gebirgsgegenden, in ihren ausgedehnten Wohnsitzen auf türkischem, persischem und russischem Gebiet beobachtet hat. Den großen Mund und die kleinen Augen, welche Hörnle als ein bestimmtes Merkmal ihrer Physionomien beschreibt, kann man wohl bei vielen einzelnen Individuen unter den Stämmen des Grenzgebirges am Urmiasee, doch auch dort nicht als herrschenden Charakter und noch weniger bei der Masse der kurdischen Völkerschaften in anderen Gegenden beobachten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die heutigen Kurden im östlichen Taurus ein Mischlingsvolk gleich den Kabylen des Atlasgebirges, bei welchen sich eben so wenig ein bestimmter Typus des Körpers und der Gesichtsbildung, übereinstimmende vorherrschende Racenmerkmale angeben lassen. Ich habe die verschiedenartigsten Gesichter und Gestalten unter den Kurden gefunden, im persischen Kurdistan mitunter eben so hohe und wohlgeformte Gestalten wie die Perser Aserbeidschans und die Beduinen Nordafrika's, zuweilen eben so schöne, schlanke und edle Körperformen wie bei den Tscherkessen am Kuban mit wunderschönem echt morgenländischem Gesichtsprofil z. B. den Häuptling Kamir-Aga am Dschagatu, aber auch plumpe, mißgestaltete, groteske Individuen mit grobgeschnitzten Gesichtern, großen Köpfen und großen Nasen z. B. den Häuptling Ali-Beg am Ararat und den alten Schadir-Aga im Süden des Urmiasee's. Im türkisch-ar-

menischen Hochlande sah ich wandernde und seßhafte Kurden, deren Gestalten und Gesichtsschnitt bald dem Türkischen bald dem Armenischen sich näherten, so wie umgekehrt auch die türkische und armenische Bevölkerung in Gauen und Städten, wo die kurdischen Bestandtheile überwiegen, dem Charakter der letzteren in Physionomie, Tracht und Lebensweise sehr nahe kommen. In der Masse der Kurdenstämme mag das Blut jenes Barbarenvolkes der medischen Bergbewohner, welche die griechischen Historiker Karduchen nannten und Xenophon bei dem Rückzug der Zehntausend in kriegerischer Begegnung kennen lernte, vorwalten. Die *Κάρδουχοι*, die *Κυρτίοι*, die *Γορδυαῖοι* bewohnten dasselbe Bergland in den Zagroskeiten zwischen den Seen von Wan und Urmia und zwischen den steilen Felshalden der oberen Zabthäler, wo sie damals den Zehntausend unter Cheirisophos und Xenophon so heiß zugesetzt. Sie waren das alte Stammvolk der modernen Kurden, die primitiven Bewohner Kurdistans, mit welchen sich eben so wie im Kaukasus und Atlas die besiegten, zersprengten und flüchtigen Völkertheile der Nachbarschaft, die im Gebirge eine Zufluchtstätte gegen Eroberer und Verheerer suchten, von Zeit zu Zeit mischten. Das Studium der kurdischen Sprache ist dieser Annahme entschieden günstig, denn sie zeigt eine starke Mischung verschiedener Völkeridiome. Ihre grammatische Structur ist am nächsten der persischen verwandt, ihre Wörter sind namentlich bei den westlichen Kurdendialekten zum größeren Theil dem Türkischen und Arabischen entlehnt. Auch die syrisch-chaldäische Sprache der Nestorianer ist im Hakkarigebiet nicht ohne Einfluß auf das kurdische Idiom geblieben. Außerdem enthält die kurdische Sprache noch manches Eigenthümliche und ist in eine so große Menge von Dialekten zerspalten, wie wenige andere Sprachen. Abowian

versichert, daß er selbst griechische und slavische Wörter in der Kurdensprache gefunden habe.

Die von Pater Garzoni, Missionair Hörnle, Klaproth und Rich mitgetheilten Sprachproben wurden von den gelehrten Orientalisten Rödiger und Pott gründlich untersucht. Nach ihrem Ausspruch ist das Kurdische am nächsten dem Neupersischen verwandt, aber mehr als dieses verderbt und nicht wie dieses als Schriftsprache fortgeschritten und entwickelt. Das Kurdische als Volksidiom ist ganz der ungebundenen Willkür und Bequemlichkeit des gemeinen Verkehrs hingegeben und daher zu einem tieferen Grade der Verderbtheit herabgesunken. Bis zu einem gewissen Punkte, nemlich bis dahin, wo das Parsi als Schriftsprache auftrat, scheint es diesem, obwohl schon damals dialektisch verschieden, etwas näher gestanden, dann aber schnellen Schritts seinen eignen Weg genommen zu haben. Vom Zend sind Kurd und Parsi gleich weit entfernte Verwandte; unter sich stehen sie nicht sowohl in schwesterlichem als in geschwisterlichem Verhältnisse. Als ungefähre Analogie, meint Carl Ritter, kann man sagen, das Kurdische verhalte sich zur neupersischen Schriftsprache wie etwa der mailändische Volksdialekt zur gebildeten toscanischen Schriftsprache.

Seit dem Eindringen des Islam in Vorderasien sind Kurd und Parsi mit einer Menge von Nomadenwörtern bereichert worden, wozu späterhin besonders in den nordwestlichen Theilen ein Zuwachs von türkischen Wörtern kam. Aber weder das Arabische noch das Türkische hat auf den inneren grammatischen Bau wesentlichen Einfluß geübt. Nach Rödigers Vermuthung sind aramäische und griechische Wörter erst durch Vermittelung der Araber und Türken in die Kurdensprache gekommen. Nach Abowian redet ein nicht unbeträchtlicher Theil der südlichen Kurdenstämme arabisch oder versteht dasselbe wenigstens so gut

wie seine eigene Muttersprache. Im türkischen Armenien auch in Westpersien eben so unter den Ararat-Kurden wird das Türkisch-Tartarische, welches als Vermittler zu gegenseitiger Verständigung unter vielen Völkern Vorderasiens herrscht, allgemein verstanden und selbst gesprochen. Die Kurden bei Arguri hingegen hatten zur Zeit meines Besuches an der Nordseite des Ararat selbst viele russische Wörter zur Verständigung mit den Kosaken erlernt. Der Häuptling Ali-Beg warf sogar sehr freigebig mit seinen schlecht erlernten russischen Phrasen um sich und belustigte damit meine russischen Reisegefährten nicht wenig.

Neben dem kurdischen Hauptdialekt, welcher im östlichen Kurdistan vorherrscht und südlich bis über Suleimanieh sich erstreckt, herrscht im Buhdangebirge und in den Gegenden von Musch und Bitlis ein anderer, Sasa genannt, welcher von dem ersten so verschieden ist, daß ein Bewohner der östlichen Kurdengaue ihn nicht verstehen würde. Dagegen verstehen die Buhdan-Kurden neben ihrem besondern Dialekt auch das allgemeine Idiom.*) Im Allgemeinen hat die Sprache einen

*) Außer diesen Hauptdialekten, welche uns Herr Director Abowian für jene Kurdengaue bezeichnet, über die er specielle Erkundigungen eingezogen, gibt es natürlich noch viele andere, wie es bei einer blos mündlichen Sprache, welche nie geschrieben worden, bei der weiten Zerstreuung und der größtentheils nomadischen Lebensweise dieses Volks natürlich ist. Niebuhr hat bei den südlichen Kurden von dreierlei Mundart gehört, in Ewlia's Reisebeschreibung, welche Hammer übersetzte, sind fünfzehn Dialekte aufgeführt. Der Missionair Hörnle sagt, daß die vier Dialekte, welche er hauptsächlich im östlichen Kurdistan kennen gelernt, den Hakkari-, Mukri-, Schakak-Stämmen und den Jesiden eigenthümlich seien. Der Schakak-Dialekt diene gewöhnlich zur allgemeinen Verständigung. Der Guran-Dialekt herrscht in Senna, der Bebbeh-Dialekt in Suleimanieh, wo übrigens die Bevölkerung auch das Türkische versteht. Die Sprache der Mafi-Kurden in Khorasan ist

überaus rauhen Klang, besonders bei den Kurden des Hakkarigebiets und der Araratgegenden. Wie aus einer leeren Tonne knallen die Worte hervor. Dagegen hat sie nicht so viele Zischlaute wie andere asiatische Sprachen, auch keine so barbarischen Kehltöne wie das Lesghinische und Tschetschenzische. In der Menge der Vocale steht sie dem Türkischen keinenfalls nach. Sehr viele Wörter endigen auf a und e, die Eigennamen gewöhnlich auf o, auch wenn sie fremden Sprachen entnommen sind. So z. B. sagen die Kurden statt Hassan, Hasso, statt Allahwerdi, Allo u. s. w.

Abowian, welcher die geographischen und historischen Werke und Manuscripte der Klosterbibliotheken von Etschmiadzin und Eriwan untersuchte, fand daß auch die vorherrschende Meinung der armenischen Schriftsteller die Kurden als ein Mischlingsvolk aus den Nachfolgern der alten Meder (von den Armeniern Mark genannt) und eines vor dem Sturze der Khalifenherrschaft eingedrungenen Volkes bezeichne. Letzteres sei von der Gegend des kaspischen Meeres her gekommen, also wahrscheinlich die Mongolen und Tartaren des Hulaku-Chan, obwohl armenische Handschriften das Volk als Scythen bezeichnen. Diese Ansicht wird besonders von dem armenischen Historiker Tschamtschean ausgesprochen, welcher meint, daß die Meder, die wohl einerlei Abkunft mit den Karduchen des Xenophon waren, den größeren, die Mongolen oder Scythen den kleineren Bestandtheil bildeten.*) Viele Turkomanen hätten sich nach der

nach Rich nur wenig von dem Bebbeh-Dialekt verschieden. Die wenigen Mollahs, welche kurdische Volkslieder aufgeschrieben, bedienen sich dazu der persisch-arabischen Schrift, da das Kurdische keine eigenen Schriftzeichen hat.

*) Wahrscheinlich stammt die kurdische Bauernkaste, welche einen von der Kriegerkaste verschiedenen Typus hat, von den unterjochten

mongolischen Invasion mit ihnen gemischt. Dem ganzen Volk sei die Benennung „Kurd“ zu Theil geworden, welches im Persischen so viel als „kräftig, mächtig“ bedeutet, während die Tartaren das Wort von Gurd d. h. Wolf ableiten, um damit den räuberischen Charakter des Volks zu bezeichnen. Zur Zeit des armenischen Königreichs hieß das gegenwärtige Kurdistan Kord oder Kordik. Die nordöstlichen Kurden nennen sich gewöhnlich selbst Kurmandscheh, eine Name, der wohl von der Landschaft Kirmanschah im südwestlichen Persien herrührt. Die Mullah und Fakky, nemlich die geistlichen und weltlichen Oberhäupter, welche mehr Bildung besitzen als der gemeine Mann, sagen gewöhnlich, daß ihr Stamm von den Hagaren d. h. Arabern komme. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein Theil der kurdischen Häuptlings- und Fürstengeschlechter aus den Reihen der erobernden Araber hervorgegangen ist. Arabischer Ursprung gilt in einem großen Theil des Orients als ein besonders edler.

Die Kurden sind über einen sehr großen Theil von Westasien verbreitet. Das von ihnen bewohnte Areal schätzt Ritter auf wenigstens 2000 Quadratmeilen. Vorherrschend ist die Sprache und der Stamm der Kurden im eigentlichen Kurdistan vom Wansee bis südlich von Suleimanieh, auch in einem großen Theile des südlichen und östlichen Aserbeidschan, im Süden von Chusistan und in einem Theile des Ejalet Bagdad, wo es in vielen Gegenden das Arabische zurückgedrängt hat, in dem größten Theile der Gebirgslandschaften westlich und östlich vom Tigris. Einzelne kurdische Stämme und Familien wohnen in größerer Entfernung vom eigentlichen Kurdistan, besonders in

medischen Urbewohnern, während die Kriegerkaste aus verschiedenen erobernden Völkern hervorgegangen, die später ihrerseits besiegt in die Gebirge flohen.

Loristan und bis zum persischen Golf. Andere sind bis Khorasan und in die Paschaliks von Damaskus und Aleppo verbreitet. Kleine kurdische Nomadenlager sah ich sogar auf meiner Rückreise zwischen Erzerum und Baiburt Im russischen Armenien findet man zerstreute russische Wanderstämme nicht nur in der Hochebene des Araxes, sondern auch im Süden und Osten der Alpenlandschaften des Goktschaisee's zum Theil gemischt mit jesidischen Nomaden.

Die Kurden, welche nominell oder wirklich unter osmanischer Hoheit stehen, bewohnen in überwiegender Masse die Ejalets von Suleimanieh, Schehezur, Bagdad, Mossul und Wan, also einen großen Theil vom Gebiete des alten assyrischen Reiches zwischen der Zagroskette und dem Tigris. Die Kurden auf der Westseite des Zagros bewohnen einen Theil des alten Medien unter persischer Oberhoheit. Zwischen beiden sind die sogenannten freien und unabhängigen Kurden, großentheils im Hakkarigebiet. Doch hat sich die Zahl der wahrhaft unabhängigen Stämme seit den Feldzügen von Reschid und Omer Pascha beträchtlich vermindert. Bei der geringen Kenntniß, welche wir bis heute von der Statistik im Innern Kurdistans haben, bei der Zerstreuung und Zerstückelung vieler Wanderstämme über ein ungeheueres Territorium ist eine numerische Schätzung des Kurdenvolks sehr gewagt. Ritter nimmt zwei bis drei Millionen an. Hörnle schlägt die Gesammtpopulation des Kurdenvolks nur auf etwa eine Million an, was aber gewiß viel zu niedrig ist.

Ueber die angesiedelten und wandernden Clans oder Stämme im südöstlichen Kurdistan verdanken wir die ausführlichsten Mittheilungen dem britischen Reisenden Rich, der sie aus directer Quelle d. h. aus dem Munde der angesehensten und gebildetsten kurdischen Großen geschöpft hat. Als besonders mächtige Clans

bezeichnet er die Sekkir und die Nureddini, welche beide an 200 Dörfer bewohnen und über 1000 mit Flinten bewaffnete Krieger stellen. Unter den wandernden Stämmen in Feldlagern nennt er die Jaf-Tribus als die zahlreichsten und mächtigsten. Die wildesten Kurdenstämme bewohnen nach Rich die nördlichen und nordwestlichen Zagrosketten. Darunter zeichnen sich die Jaf, Khosnaf, Bulbassi und Rewandoz durch Barbarei und kriegerische Furchtbarkeit aus.

Die Khosnaf-Tribus und die Rewandoz hörte J. Rich in Suleimanieh als sehr wild, stupid und fanatisch schildern; sie morden ohne Scrupel den ersten besten Menschen, würden aber nie ein Gebet zur bestimmten Stunde aussetzen; doch habe man sie schon in den Moscheen die Schwerter ziehen sehen: denn kein Streit über die geringste Kleinigkeit, wie über einen Hund oder dergleichen ende ohne Blut und Mord. Die dumme Wuth eines Khosnaf zu bezeichnen erzählt man, es sei einer ihrer Chefs über eine Fliege, die sich ihm immer wieder auf die Nase gesetzt, so in Wuth gerathen, daß er sich selbst mit dem Dolch die Nase zerfetzt und das Auge ausgestoßen habe. Zu den Khosnaf werden drei Tribus gerechnet: die Mir-Mahhmalli, die Mir-Yusufi und Pizhderri. Von diesen letzteren stammen die Bebbeh. Die beiden ersteren sollen in alter beständiger gegenseitiger Fehde leben, und nur durch die Spaltung allein soll es den Bebbeh gelungen sein, ihren Einfluß über sie zu erhalten und zu behaupten. Nur ein kleiner Strom bildet die Grenzscheide zwischen den Mahhmalli und den Yusufi; sie besitzen gemeinschaftlich nur eine Moschee, in der sie sich zwar jeden Freitag versammeln, nach dem Gebet aber sich in ihre Grenze zurückziehen, wobei sie auf einander zu feuern pflegen. In der Moschee selbst sind zuweilen schon 20 bis 30 von ihnen getödtet worden. In ihrer Tracht gleichen sie den Kurden von Amadia; aber ihre Sprache hat

Antheil an den beiden Dialekten der Bebbeh und Bahdinan. Dasselbe soll von den Rewandoz-Kurden gelten, deren besondere Tribusnamen der britische Reisende in Suleimanieh nicht erfahren konnte, da man mit ihnen wenig in Verkehr steht. Doch glaubt Rich so viel versichern zu können, daß es keine Bauernkaste, keine Guran, weder bei den Khosnaf-Stämmen noch bei den Rewandoz, gebe, daß sie also insgesammt zu der Kriegerkaste oder zu den reinen edlen Kurdengeschlechtern gehören.

Die Rewandoz, Rawandús bei Niebuhr, haben ihre Sitze weiter im West, im Süden des Wansee's und im obern Stromgebiete des großen Zab. Zwischen ihnen und den Khosnaf sitzen aber die alten Feinde der Bebbeh, die wildesten Raubstämme der Bilbassi, Bulbassi, Bulbas oder Bilbos, von denen auch Ker Porter auf seinen Gebirgswegen mehrmals bedroht ward. Niebuhr nannte sie Belbas und unterscheidet den großen Flecken Belbas, auf einem hohen Berge 4 bis 5 Tagereisen von Mossul von den Wandertribus dieses Namens, den er jedoch nicht näher kennen lernte.

Diese Bulbas bestehen nach J. Richs Erkundigung aus 4 Tribus: Rummock, Manzar, Piran und Ramash; oder nach einer anderen Aussage aus 6 Abtheilungen, indem man zu jenen noch zwei, die Sinn und Taafah, hinzurechnet, welche jedoch zusammen gehören. Die Häupter der Tribus heißen Muzzin; jeder von diesen hat eine Anzahl ihm zugehöriger Diebe, die das Raubhandwerk für ihn treiben. Er erhält sonst nur freiwillige Abgaben von seinen zugehörigen Tribus. Jeder Mann unter ihnen, auch der geringste, hat eine Stimme bei den öffentlichen Angelegenheiten; bei jedem gefaßten Beschluß hat der gemeinste Bulbas das Veto, und das ganze Geschäft ist vereitelt. Ihr Oberhaupt wird Kako-Hassan d. i. Bruder Hassan, genannt, als solcher kam er bei dem Friedensschlusse mit Abdurrahman

Pascha vor. Der Blutpreis für einen erschlagenen Menschen beträgt bei den Bulbas 22 Ochsen, doch kann er auch in andern Gegenständen gezahlt werden. Nur Ehebruch und Verführung werden bei ihnen mit dem Tode bestraft, alles andere pflegt sonst abgebüßt zu werden, nach Herkommen: denn eigne Gesetze haben sie nicht. Die Chefs stehen bei Händeln gewöhnlich den Aeltesten bei. Eine seltsame Art ihre Wunden zu curiren wird bei den Bulbas angegeben; sie nähen den verwundeten Körper in eine frisch abgestreifte Ochsenhaut ein, und lassen nur den Kopf frei; die Haut muß dem Patienten auf dem Leibe verfaulen. Selbst die gefährlichsten Speerwunden und Säbelhiebe sollen auf diese Weise stets geheilt werden. Unter diesen Bulbas gibt es, wie im größeren Theile des übrigen Kurdistan, eine Bauernkaste, die aber, wie jene früher genannten, verachtet ist, keinem Tribus angehört, natürlich auch keinen Antheil an den öffentlichen Verhandlungen hat und auch hier in die Classe der Hörigen, einstigen Urbewohner, zu gehören scheint, wie die in Sherezur, welche, als ältere Bewohner, zu Knechten der siegreich eindringenden Kurden-Tribus herabgedrückt erscheinen. Von den Bulbas werden sie mit einem persischen Worte Kelowspi d. h. „Weißmützen" genannt.

Die Bulbas geben nie ihre Töchter dem Manne eines andern Tribus zur Ehe, aber die Geliebten werden nicht selten von ihren Liebhabern gewaltsam entführt. Stirbt ein Muzzin, so folgt ihm unter den nächsten Familiengliedern der Tapferste, der von den andern als solcher anerkannt wird. Ist der Sohn zur Nachfolge unfähig, so folgen zunächst die Brüder. Kein Häuptling kann seiner Würde wieder entsetzt werden. In ihren Gebirgsgauen erkennen die Bulbas keinen Perser oder Türken als ihren Oberherrn an. Steigen sie jedoch mit ihren Heerden herab in die Gebiete von Kartascholan, was indeß seit Jahren

nicht geschehen war, so zahlen sie einen Tribut an Schafen an den Beg. Auch sind sie leidenschaftliche Liebhaber von Waffen.

Der Tribus der Soran-Kurden von Pizhder, dessen schon oben bei den Bebbeh Erwähnung geschah, wohnt südlicher als die Bulbas. Vielleicht meinte Rich, es sei nur der Name eines Geschlechts, einer Familie, aber einer der mächtigsten in Kurdistan gewesen; als ihre Residenz ward Harir genannt, wo noch viele Denkmale in besserem Baustyl als sonst irgendwo in Kurdistan sich befinden sollen. Dieses Harir ist wohl derselbe Ort, der nach Niebuhr im Gebiet von Koi Sandschak liegen soll, 6 Stunden von Erbil, wovon wir jedoch keine neuere Nachricht besitzen als die unvollständigen Erkundigungen, die Rich über dessen Lage von Omar Aga einzog. Hienach sind Neu-Harir und Alt-Harir, welche öfter mit einander verwechselt werden, wohl zu unterscheiden. Diese Soran starben aus und an ihrer Stelle traten jene Bebbeh hervor, welche Feudalchefs unter den Soran gewesen waren. Zu diesen gehört auch Keuy Sanjiak im mittleren Stromlaufe des Zab Asfal, wo noch ein Banner der Soran aufgepflanzt war, das aber seit kurzem durch die siegenden Bebbeh geschlagen und verdrängt sein soll. Zu Niebuhrs Zeit war Koi Sandschak noch ein eigenes, dem Pascha von Bagdad tributaires Paschalik.

Die seßhaften Kurdenstämme haben ihren Namen in der Regel von der Provinz oder dem District (Balluk) den sie bewohnen, während die nomadisirenden Stämme sich gewöhnlich nach ihren Stammfürsten, ihren Chans, Begs und Agas nennen, deren es eine sehr große Zahl gibt so auf dem russisch-türkischen Grenzgebiete in den Araxesgegenden die Silanli, Bandjinli, Badiki, Scharchi, Sibki, Mandekli, Manikli. Die Sibki und Silanli, welche größtentheils unter russischer Oberhoheit leben sind von Häuptlingen geführt, welche den Befehlen des Gene-

ralstatthalters von Transkaukasien gehorchen. Ibrahim-Aga ist Oberhaupt des ersten, Hussein-Aga des zweiten Stammes. Von den wandernden Clans — Manikli und Mandekli — sagt man, daß sie größtentheils armenischer Abkunft seien. Volksmischungen zwischen Armeniern und Kurden betrachtet Abowian besonders in den Araratgegenden als unbestreitbare Thatsache. Druck und Verfolgung bewogen in früheren Zeiten viele Armenier zur herrschenden Islamreligion überzugehen. Sie vermengten sich besonders im türkischen Armenien mit den Kurden, deren Sprache und Tracht auch viele christliche Armenier angenommen haben. Auch die Djalal-Stämme*) die berüchtigtsten Räuber dieses Grenzgebirgs, welche unaufhörlich ihre Wohnsitze wechseln und bald auf russischem bald auf türkischem oder persischem Boden ihre Unthaten verüben, sollen viel armenisches Blut haben. Ihr

*) Die Plünderung einer großen Karawane bei Bajasid im J. 1840 wurde dem Djalal-Stamme zugeschrieben. Diese Räuber, schreibt Abowian, haben allenthalben ihre Kundschafter und Helfershelfer und finden in vielen Dörfern mehr aus Furcht als aus Sympathie der Bewohner Obdach und Unterstützung. Wenn ein auf türkischem Gebiet streifender Djalal in den Araxeslandschaften Beute machen will, so kommt er als Gast zu einem seiner Freunde auf russisches Gebiet herüber, erlauert die gewünschte Gelegenheit, theilt nach vollbrachter That die Beute mit seinem Helfershelfer und verkauft die andere Hälfte in den Dörfern, wo ihn Niemand zu verrathen wagt, aus Furcht vor der Blutrache seines Stammes. Im Jahr 1840 machten die Perser auf Befehl des Kriegsministers Mirza-Amir-Nisam eine Razzia gegen die Djalalen, welche ihnen theilweise gelang. Der ganze Stamm bat um Gnade, begann aber später sein Räuberhandwerk von neuem. Da sie von einem Gebiet auf das andere fliehen, so ist in letzter Zeit zwischen Rußland, Persien und der Türkei die Uebereinkunft getroffen worden, keinem Djalal-Kurden die Uebersiedelung in das Nachbargebiet zu gestatten. Bei der mangelhaften Grenzbewachung hält es schwer diesem Vertrage Kraft zu geben.

Name soll von einem mächtigen und kriegerischen armenischen Fürsten, Namens Djalal kommen, welcher vor einigen Jahrhunderten in diesen Gegenden hauste und viele Kurden in seinen Diensten hatte. Die Djalalen bringen den Winter gewöhnlich in den Steinklüften des Ararat zu und leben nicht nur mit Tartaren und Armeniern, sondern auch mit ihren kurdischen Stammgenossen in ewiger Fehde. Seitdem das russische Gebiet bis an den nördlichen Abhang des großen Ararat reicht, wird ihnen das Räuberhandwerk sehr erschwert. Die Grenzkosaken, die Reiter des Pascha von Bajasid und des Beg von Maku setzen ihnen von allen Seiten zu, haben aber bis jetzt die Djalal-Stämme weder auszurotten noch sie von ihren räuberischen Gewohnheiten abzuschrecken vermocht. Von den Sliwan-Kurden im Paschalik Bajasid ist ein großer Theil ansässig. Im türkischen Armenien und in den Araratgegenden scheint das numerische Verhältniß der angesiedelten Stämme zu den Wander-Tribus ziemlich das gleiche wie im Paschalik Suleimanieh, wo nach Richs Beobachtung sich jene zu diesen wie 1 zu 3 verhalten. *)

In das Dunkel der Kurdengeschichte werfen einige in neue-

*) Nach Ainsworth sind die 4 großen Stämme im nördlichen Kurdistan die Bahdinan, Buhtan, Hakkari und Rowandiz. Die Bahdinan umfassen die kleineren Stämme: 1. der Sindi oder Sindiyah; 2. Sleïvani; 3. Goli; 4. Goyi; 5. Artuschi; 6. Derran; 7. Kaïdi; 8. Scheikh An (Yezidis); 9. Navkur; 10. Bowat; 11. Rajukur; 12. Kal'ati; 13. Kal'ah Deïr; 14. Seruji; 15. Schirwan; 16. Barados; 17. Gerdi; 18. Misuri; 19. Berrawi; 20. Doski; 21. Kerki; 22. Rekani; 23. Nerwi; 24. Barrawi Jur; 25. Govi; 26. Teli; 27. Zitk; 28. Scherm; 29. Zobar.

Die Hakkari umfassen 1. die Tiyari; 2. Tobi; 3. Jellawi; 4. Pinyaniski; 5. Al Toshi; 6. Artoshi Bashi; 7. Bazi; 8. Sati; 9. Oramavi; 10. Julamergi; 11. Jellu; 12. Dez; 13. Siliyahi; 14. Berrawi.

ster Zeit von britischen Agenten aufgefundene Documente recht interessante Lichtblicke. Omar Aga entdeckte bei einem der Kurden eine lange Papierrolle mit einem Lederbande, darauf in persischer Sprache die Geschichte seiner Familie und die Reihe der regierenden Fürsten von Baba Suliman an bis in die neueste Zeit verzeichnet war. In einem andern Manuscripte waren religiöse Poesien, Erzählungen, Recepte, chronologische und genealogische Daten eingezeichnet. Von beiden hat Rich Auszüge der historischen Hauptfacten mitgetheilt. Er erfuhr, daß es eine berühmte Kurdenhistorie, eine Landeschronik, „Tarik al Akrad" genannt, gebe, die aber eine große Seltenheit war. Sie wurde ihm vom Wali zugesichert; er erhielt sie auch; sie befindet sich mit Richs nachgelassener zahlreicher orientalischer Bibliothek im britischen Museum in London. Sie soll von Sherefeddin verfaßt sein. Da der berühmte Sultan Saladin von Geburt nach Abulfeda ein Kurde war, so sind auch in seinen Biographien der Orientalen Daten der Kurdenhistorie verwebt.

Die Kurden sind in zwei Stände oder Kasten getheilt: in den Kriegerstand, welcher nur Heerden besitzt und gewöhnlich auch Räuberei treibt und in den Bauernstand, Guran genannt, welcher im südlichen Kurdistan vier- oder fünfmal zahlreicher als ersterer sein soll. Nach Rich unterscheiden sich dort die Guran durch ihre Physionomie wie durch ihren kurdischen Dialekt von der Kriegerkaste. Ihre Gesichtsbildung sei viel sanfter, habe weit regelmäßigere Züge und sei öfter ganz griechisch. Die ächten Kurden der Kriegerkaste seien ein sehr stämmiges, robustes, gesundes Volk, unter denen viele Männer und Frauen von hohem Alter sich gut erhielten. Aber ihre Physionomie habe sehr grobe Züge, dicken Vorderkopf, eckige Winkel, tiefliegende, starre Augen, meist blau oder von grauer Farbe. Ihr Tritt sei fest und hart, in ihren freien Manieren spreche sich der Gebieter im Lande

augenblicklich ganz unterscheidend von der Haltung des Bauern aus. Die Kurdenkinder sind von reiner Haut, rosenwangig, ungemein gewandt, gut gebaut, hart gewöhnt, was Rich besonders auffiel, da er an die verzogenen Kinder in Bagdad gewöhnt war, mit ungesundem Aussehen, schwellenden Bäuchen u. s. w.

Die kurdische Kriegerkaste nennt sich Assireta, ein Name, der nach Rödiger arabischen Ursprungs sein soll. Die Assireta bebauen selten oder nie das Land, während die Guran nie Krieger werden. Im südlichen Kurdistan, besonders in den Gegenden des Paschalik Suleimanieh nennen sich die kurdischen Krieger Sipah oder Soldaten, die Bauern Rajahs. Die Krieger glauben, die Bauern seien nur zu ihrem Nutzen geschaffen. Die Lage der letzteren ist elend und wie Rich bemerkt, dem Schicksal der Negersclaven in Westindien ziemlich ähnlich Nie schämen sich die Kriegerhäuptlinge der gegen die Bauern verübten Grausamkeiten. Letzteren ist es nicht möglich sich für Kurden der edleren Kaste auszugeben, da der Bauer durch Gesicht und Aussprache von dem Krieger verschieden, sogleich erkannt würde.

Bei den Nomadenstämmen im nördlichen Armenien existirt nicht diese strenge Kastenscheidung. Unter den Kurden im Paschalik Bajasid sind nur wenige Spuren davon übrig geblieben, im russischen Armenien hat sie gänzlich aufgehört. Dort genossen zur Zeit der persischen Herrschaft die kurdischen Nomaden desselben Privilegiums, das sie noch heute in den südlichen Gegenden am Wansee unter Mahmud-Chan besitzen. Sie quartierten sich während der Wintermonate in den armenischen Dörfern ein und erhielten von ihren Quartiergebern Heizung und Futter für ihr Vieh. Armenier und Nestorianer hatten durch diese gezwungene Einquartierung arg zu leiden, da alles was sie im Hause hatten dem einquartierten Gast zu Gebote stand, ganz ähnlich

wie noch in jüngster Zeit bei den schwer gedrückten Rajahs in Bosnien. Auch nach der Besitznahme der nördlichen Araratlandschaften durch die Russen wollten die Kurden ihr altes Vorrecht geltend machen, schickten eine Deputation ihrer Stammesältesten nach Tiflis und erklärten dem russischen Generalstatthalter, daß sie dagegen wie früher bereit seien, im Falle eines Feldzuges als irregulaire Cavallerie Dienste zu leisten. Das Gesuch wurde natürlich abgeschlagen. Aber so groß ist die Macht der Gewohnheit in diesen Ländern, daß von gewissen armenischen Dörfern am Ararat freiwillige Leistungen an Gerste und Heu für die Kurden, ihre ehemaligen Schutzherren, während der Wintermonate noch jetzt geliefert werden.

Die große Masse des Kurdenvolks bekennt sich zu einer Nebensecte der Sunniten, Schufi genannt und ist geschworner Feind der Schiiten, welche sie noch weit mehr meidet und verachtet als die Christen. Der Name Adschani, welchen die Kurden den schiitischen Persern und Tartaren, ihren Nachbarn geben, ist nach ihren Begriffen ein brandmarkender Schimpfname. Die tartarischen Anhänger der Secte Ali's vergelten ihnen reichlich diesen Haß. Den Glaubensunterschied beider Secten setzen wir bei dem Leser als bekannt voraus. An den kirchlichen Ceremonien sollen die kurdischen Anhänger der Secte Omar weit strenger halten als ihre Nachbarn und Gegner die schiitischen Tartaren in Aserbeidschan und am Araxes. Die Sunniten beten täglich fünfmal, die Schiiten nur dreimal. Letztere dürfen auch während des Gebetes den Tschibuk oder Kaljan rauchen und erlauben dem weiblichen Geschlechte den Zutritt in die Moscheen, der ihnen bei den Sunniten so strenge untersagt ist, daß ein Andächtiger sich wohl zehnmal von neuem wäscht, wenn er im Augenblick, wo er das Gebet verrichtete, ein Weib erblickt. Auch bei den Kurden besteht der Gottesdienst in einem

Herplappern arabischer Stellen aus dem Koran, die selbst wenige ihrer Mullahs verstehen, in oft wiederholtem Niederbeugen der Stirne bis zur Erde, in Aufstehen und Niederknien mit dem Haupte gegen Mekka gekehrt. Jeder Kurdenstamm auch in den Jailaks oder Nomadenlagern hat einen Mullah, der das Arabische lesen aber nicht gerade verstehen muß. Die Unwissenheit dieser Priester ist noch ärger als bei den Marabuts der Beduinen. So z. B. wissen sie wenig oder nichts von der Existenz des alten Volks von Israel und glauben, daß Abraham, Moses und die Propheten Araber, nicht Juden gewesen.

Raub und Diebstahl gelten bekanntlich bei allen wilden Völkern nicht als entehrende Verbrechen, sondern sind nach ihren Begriffen des Mannes, des Tapfern vollkommen würdig. Aber so tief in Charakter, Lebensweise und Gewohnheiten eingedrungen wie bei den Kurden ist die Raublust bei keinem der barbarischen Völker, welche ich während fünfjähriger Reisen in Afrika und Asien zu beobachten Gelegenheit hatte, nicht bei den Tartaren und Tscherkessen am Kuban, nicht einmal bei den Beduinen und Kabylen der Berberei. Nach den Ansichten der Kurden gehört gewaltsamer Raub zu den ächten Heldenthaten und jeder berühmte Häuptling, den ihre Lieder feiern hat nicht nur gegen die türkischen Paschas und gegen die ungläubigen Russen gekämpft, sondern auch Karawanen geplündert und die Dörfer der ketzerischen Adschani überfallen. Indessen gilt im Orient die Ansicht, daß der Kurde bei seinen räuberischen Unternehmungen sich doch honetter und menschlicher benehme als der Tartar, Turkomane oder der Beduine. Wenn nicht die Pflicht der Blutrache es ihm gebietet, mordet er nie den Beraubten, enthält sich sogar jeder Mißhandlung, wenn letzterer sich nicht zur Wehre setzt. In der Provinz Eriwan ist es öfters vorgekommen, daß Kurden in den überfallenen Dörfern den Leuten alles Gute und Brauch-

bare, selbst das Hemd vom Leibe weggenommen, ihnen dafür aber ihre eigenen schlechteren Kleider als Geschenk zurückgelassen haben. Auch geben sie nicht selten den Aermsten in den geplünderten Dörfern einige Lebensmittel zurück, um sie vor dem Hungertod zu bewahren. Auf Dankbarkeit ist bei ihnen freilich nicht zu rechnen. Auch ihre Freunde und Wohlthäter, bei denen sie früher das Gastrecht genossen, plündern sie gewöhnlich ohne Gewissensscrupel aus und sagen dann zur Beschönigung ihrer That: „wenn sie nicht Hab und Gut ihres Gastfreundes genommen, so wäre nach ihnen wohl ein Anderer gekommen, der sich dessen bemächtigt hätte" Als Gäste beobachten sie den seltsamen Brauch, daß sie das dargereichte Brod aus der Mitte, nicht vom Rande brechen. Haben ihre Lippen aber zufällig den Rand des Brodes berührt, so sind sie nach ihren Begriffen dem Gastfreunde zur Dankbarkeit verpflichtet und dürfen sich auch später nicht mehr an seinem Eigenthum vergreifen. In der Kühnheit des Stehlens werden die Kurden vielleicht nur von den Sious und Huronen Amerika's übertroffen. Die Geschicklichkeit, mit der sie unserer Karawane im Augenblicke des Lagerns auf dem Khasti-Göl mehrere bepackte Pferde entführt hatten und die Schnelligkeit, mit der sie dann noch den verfolgenden Armeniern Pferde, Turban, Hemd und Hosen abgenommen, war unvergleichlich. Dagegen wollen sich die Kurden durchaus nicht mit der Contrebande befassen, welche an der russischen Grenze gegen Persien und die Türkei so schwunghaft betrieben wird und für gewandte Schmuggler so einträglich ist. Da Niemand besser als der Kurde die Gebirgswege kennt, Niemand es ihm im Steigen und Schleichen zuvorthut, so wäre ihm ein leichter und sicherer Erwerb durch den Schmuggel geboten. Aber diese Art von Gaunerei und List ist ihm zu modern. Selbst gegen gute Bezahlung will er von den armenischen Händlern sich nicht für die Contrebande gewin-

nen lassen, da sie nicht zu den alten Gewohnheiten seines Stammes gehört.

Die Tracht der Kurden ist nach den Gegenden welche sie bewohnen, fast eben so abweichend wie ihre Physionomie. Die hohe gelbe Filzmütze ist nicht überall ihr Kopfschmuck. Im türkischen und russischen Armenien tragen sie häufig Turbane. Lebhafte, bunte, schreiende Farben lieben sie alle, Männer wie Frauen. In den südlichen Gauen des eigentlichen Kurdistan trägt der gemeine Mann einen weiten Kaftan, Antari genannt, gewöhnlich braun und weiß, darunter ein engeres Gewand im türkischen Schnitt mit einem ledernen Gürtel, welchen Metallplatten zieren. In den nordwestlichen Gegenden nähert sich die Tracht der tartarischen, in den Gebirgslandschaften am untern Tigris der arabischen. Sehr verschieden ist auch die Bewaffnung. Die Feuergewehre, die ich bei den Kurden in Persien und in der Türkei gesehen, sind überaus schlecht, meist Luntenflinten. Selbst bei den mächtigen und wohlhabenden Stämmen kommt selten mehr als Ein Feuergewehr auf 10 Mann. Dagegen trägt im türkischen Armenien und im persischen Kurdistan der kurdische Reiter eine sehr lange Bambuslanze, gewöhnlich mit einem Büschel von schwarzen Roßhaaren oder Wolle oben geziert. Viele tragen auch krumme Säbel und lange breite zweischneidige Dolche Kandschar genannt. Der Häuptling besitzt gewöhnlich auch Pistolen. Andere Waffen habe ich bei den Kurden nie gesehen, auch nicht Panzer und Stahlhemde, wie deren Ker Porter im persischen Kurdistan noch vor 30 Jahren gefunden hat. Rich spricht von den Holzkeulen mit Eisennägeln beschlagen, welche er bei den Jaf-Stämmen als gewöhnliche Waffe gesehen und die nach seiner Schilderung furchtbare Waffen sind. Außerdem tragen dort die kurdischen Fußgänger Säbel und leichte Schilde. Das Schießpulver wird von den Kurden Der-

man genannt, was so viel als „wirksame Medicin“ bedeutet.

Die Pferde sind im südlichen Kurdistan nicht allgemein im Gebrauch. Nach Rich sind die Kurden im Paschalik Suleimanieh kühne aber schlechte Reiter, welche im Gegensatze zu den Arabern die Pferdezucht wenig verstehen und die von Natur gute Race durch wildes Jagen über Stock und Stein verderben. Man reite, sagt er, ein Pferd gerne nach einem Araber, allenfalls auch nach einem Türken, aber gewiß nie gerne nach einem Kurden. Die gemischte arabisch-kurdische Pferderace, sagt derselbe Reisende verliere bald ihre guten Eigenschaften. Dagegen lobt Oberst Shiel die Reitkunst der Kurden. Ich habe im Süden des Urmiasee's unter den Mukri-Kurden nur gewandte treffliche Reiter gesehen, welche in der Dressur der Pferde den Arabern der Berberei nicht nachstehen.

Abowian, welcher durch viele Jahre die Kurden in der Nähe beobachtet und über ihre Thaten, Sinnesart und Lebensweise sehr viele Züge durch seine mit den Kurden beständig verkehrenden Landsleute in Erfahrung gebracht hat, entwirft von ihrem Charakter im Ganzen kein ungünstiges Bild. Die Kurden theilen mit anderen wilden und barbarischen Gebirgsbewohnern des Orients, besonders mit den Kaukasiern, fast alle guten und die meisten schlechten Eigenschaften. Sie sind wie die Tscherkessen und die alten Germanen kraftvoll, tapfer, freiheitliebend, gastfrei, ziemlich keusch, auch bis zu einem gewissen Grade worttreu; lieben wie diese Krieg, Raub, Jagd und Müßiggang, huldigen in fast gleichem Grade wie die Bewohner des kolchischen Hochlandes der gräßlichen Sitte der Blutrache, leben wie sie in wilder Stammesanarchie, fechten auch für Sold. Stolz und ritterliche Züge sind ihnen, besonders ihren Häuptlingen nicht fremd. Sie unterscheiden sich von den Tscherkessen durch mehr

religiösen Sinn und durch Liebe für ihre Familie. Der Kinderverkauf, welcher im Kaukasus so allgemein herrscht, ist in Kurdistan unbekannt. Wie die tscherkessischen Usden wohnen auch die kurdischen Häuptlinge in alten Vesten, welche wie die deutschen Ritterburgen auf den steilsten Felshalden, in den unzugänglichsten Schluchten wie Geierhorste thronen. Von hier aus behaupteten sie ihre Herrschaft, machten sie ihre Razzia gegen die friedlichen Armenier, plünderten sie die Karawanen und Reisenden. Indessen waren selbst in den schlimmsten Zeiten nicht alle Kurdenstämme wirkliche Räuberbanden, obwohl keiner den Raub bei guter Gelegenheit verschmähte. In den Araratgegenden wurden bereits seit Jahrzehnten fast alle Raubthaten ausschließlich den Djalalen zugeschrieben.

Die Stammesältesten sind bei den Kurden immer in großem Ansehen, auch wenn sie nicht aus fürstlichem Geblüt stammen. Im Hause oder Zelte des Häuptlings oder Stammesältesten versammeln sich jeden Tag die angesehensten Männer, sitzen im Halbkreise auf den Teppichen und dampfen die lange Pfeife. Die jüngeren Kurden, selbst die Söhne des Häuptlings sind dabei anwesend, dürfen sich aber nicht in Gegenwart der Alten setzen, sondern müssen dieselben stehend bedienen und ihnen Kaffe und Pfeife reichen. Tritt ein junger Mann in das Zelt, so küßt er gewöhnlich sämmtlichen Alten der Reihe nach die Hand und wird von diesen auf die Stirne geküßt. Ist der Eintretende ein älterer Mann, so ergreift er nur die Hand des Häuptlings und jeder berührt sich mit der Hand die Stirne zum Zeichen der Achtung. Bei dem Eintritt des Häuptlings erheben sich alle Anwesenden bis er sich niedergelassen hat. In den großen Kurden-Clans ist es Brauch, daß der Häuptling beständig offene Tafel hält. Alle Geschenke an Vieh und Feldfrüchten, welche die verschiedenen Stammesglieder ihrem Chan oder Beg

bringen, kommen ihnen bei dieser Gelegenheit wieder zu gut. Ueberhaupt wirken Sitten und Einrichtungen im Orient dem Anhäufen von Reichthümern entgegen. Ein persischer, kurdischer oder türkischer Großer ist durch die Sitte gezwungen sehr viele Diener zu haben und offene Tafel zu halten, überhaupt bedeutenden Aufwand zu machen. Alle von ihm empfangenen Geschenke oder die erpreßten Gelder gehen auf diesem Wege wieder unter das Volk zurück. In Persien und in der Türkei sorgten Schah und Sultan durch die Confiscation des Vermögens reichgewordener Günstlinge, daß nicht große Schätze in den Händen Einzelner sich anhäufen konnten. Abowian versichert, daß mancher kurdische Stammesfürst, um dem Gastrecht Genüge zu leisten, genöthigt sei, täglich 30 bis 40 Schafe zu schlachten, 4 bis 5 Pud Reis als Pilav zu bereiten und einige Pfund Kaffe und Tabak an seine Gäste zu vertheilen.

Die gewöhnlichen Speisen im Hause eines vornehmen Kurden sind Kufda und Pilav, nemlich zerhacktes und in Klumpen gerolltes Fleisch mit Zwiebeln, Milch und Pfeffer in einer Schüssel von gekochtem Reis, Lammsbraten, Käse und sauere Milch. Gewöhnlich werden alle diese Speisen in einer großen kupfernen Schüssel zu gleicher Zeit aufgetragen und in die Mitte der Tischgäste gestellt. An jeder Schüssel essen 4 bis 5 Personen. Nachdem man sich die Hände gewaschen, greift jeder mit den Fingern in die Schüssel und holt sich jene Bissen heraus, die er am liebsten hat. Sind die Aelteren und Vornehmeren mit dem Essen fertig, so ziehen sie sich zurück und räumen den Gästen zweiten Ranges den Platz vor den Schüsseln. Nachdem auch diese gesättigt sind, kommen die Diener und Armen daran, die mit den Brocken vorlieb nehmen müssen, welche jene übrig gelassen haben. Nach dem Essen wäscht man sich wieder die Hände und schlürft sein Täßchen Kaffe. Ein fremder Gast, be-

sonders ein Europäer verläßt selten einen kurdischen Clan ohne von dem Häuptling ein Pferd, ein Schaf oder ein Stück buntes Zeug zu erhalten. Doch ist dies bei den Kurden mehr ein Zeichen der Habsucht und Speculation als der Freigebigkeit. Denn er hofft in der Regel, daß der Gast das Geschenk gar nicht annehmen, ihm aber ein viel werthvolleres Gegengeschenk machen werde. Die demüthigen Höflichkeitsphrasen, deren sich Perser und Tartaren bei der Bewillkommnung oder Verabschiedung vornehmer Gäste bedienen z. B.: „ich bin der Staub zu deinen Füßen" u. dergl. verschmähen die Kurden, bedienen sich dagegen sehr oft der freundlichen Redensarten: „du bist unser Bruder, unser Auge . . . . . . möchte unsere Freundschaft von Dauer sein!"

Alle europäischen Reisenden, welche mehr oder minder lange unter Kurden sich aufgehalten und deren Gewohnheiten und Sitten zu studiren Gelegenheit hatten, stimmen in ihrem Urtheil überein, daß die kurdischen Frauen freier, geachteter und in den wohlhabenden Häusern auch glücklicher sind als Türkinnen und Perserinnen. Nur die vornehmen Frauen gehen verschleiert, die Weiber der gemeinen Krieger und Bauern sind immer unverhüllt. Jene werden Khanun, letztere Jaja genannt. Die Kurdinnen sind nicht auf die Wohnung im Harem beschränkt, sondern gehen in und außer dem Hause frei herum, sprechen und verkehren auch ohne Scheu mit anderen Männern. Die Schilderung, welche mir die deutsche Colonistenfrau Eichele in Katharinenfeld, die mehrere Jahre bei einer kurdischen Khanun, der Frau des berüchtigten Hussein-Chan, als Sclavin diente, von dem häuslichen Leben der Kurden machte, ist diesem nicht ungünstig. Eheliche Liebe und Treue ist bei den Kurden keine Seltenheit und ihre Kinder lieben sie zärtlich, selbst wenn sie krüppelhaft oder schwächlich sind. Der barbarische Brauch der Indianer Amerika's,

der Spartaner und der alten Germanen, schwächliche Kinder zu tödten oder zum Verhungern auszusetzen, existirt nicht bei diesen Bergbewohnern des Orients. Die Mädchen heirathen in der Regel zwischen dem 10. und 12. Jahre, nachdem die Bedingungen zuvor zwischen den Eltern der Braut und des Bräutigams festgesetzt worden. Wie es im ganzen Morgenlande üblich ist, muß auch hier der Bräutigam für die Braut bezahlen. Ist man beiderseits einig, so wird der Mollah gerufen und der Ehevertrag, Kjubin genannt, abgeschlossen. Nur reiche und vornehme Kurden heirathen mehrere Frauen; die gemeinen Krieger und die Guran sind froh, wenn sie Eine Frau erkaufen und ernähren können.

Die Frauen der Häuptlinge und Großen führen ein so üppiges Leben, als es in ihren düsteren verfallenen Burgen oder in den luftigen Wanderzelten ihrer beweglichen Jailaks, wo von Comfort nach europäischen Begriffen keine Rede sein kann, möglich ist. Stets schmücken sich diese vornehmen Kurdinnen mit reichen Stoffen, hüllen sich in buntfarbige persische Shwals und behängen sich mit Gold- und Silbermünzen, mit Perlen und Edelsteinen. Sie sticken und weben nur zum Zeitvertreib und bringen den Tag meist mit Tanz und Putz, mit Baden und mit Einschmieren wohlriechender Essenzen und Salben zu. Diese Art von orientalischem Luxus ist bei den kurdischen Fürstinnen mehr im Gebrauche als man nach der Rohheit und Aermlichkeit der Lebensweise des Volks im Allgemeinen denken sollte. Immer steht eine große Zahl von Sclavinnen und Dienern bereit, jeden Wink der Herrin zu erfüllen. Oft freien die kurdischen Häuptlinge um die Töchter türkischer und persischer Großen in den Städten. Ihnen wird von Seite des Gatten, da sie in der Regel schön und an die üppige Lebensweise des elterlichen Harems gewöhnt sind, die zärtlichste Aufmerksamkeit zu Theil,

natürlich nur so lange sie jung sind und durch ihre Reize den Gatten beherrschen. Nicht immer aber versöhnen die seidenen Kleider, der Goldtand, das Juwelengeschmeide und das duftende Rosenöl sammt all' den kurdischen Herrlichkeiten jene stolzen Pascha- und Sardartöchter mit ihrem Loose. Der bekannte Hussein-Chan hatte eine Tochter des Pascha von Kars geheirathet, ein wunderschönes Weib von sanfter Gemüthsart. Frau Eichele aus Katharinenfeld, welche bei derselben als Sclavin diente, erzählte mir wie oft die Khanun geseufzt und geklagt habe unter einem barbarischen Volke leben zu müssen und einem Barbaren als Gattin anzugehören.

So üppig das Leben einer Khanun so hart ist das Loos der Weiber gemeiner Krieger oder Bauern. Alle häuslichen Arbeiten müssen sie verrichten, müssen nicht blos weben, stricken, nähen sondern auch Wasser tragen, Holz hacken, die Lastthiere bepacken, das Zelt in den Jailaks aufschlagen und wieder zusammenlegen, das Vieh melken, Käse und Butter bereiten und dazu die Kinder säugen, nähren und kleiden. Der Mann treibt nur das Vieh auf die Weide, der Bauer bestellt nur den Acker, der Krieger zieht nur zu Kampf und Raub aus. Jede Arbeit im Hause hält er unter seiner Würde, sitzt da gewöhnlich müßig mit gekreuzten Beinen auf der Filzdecke, welche ihm das Weib bereitete und raucht die Pfeife in träger Ruhe. Das Weib verrichtet die schwersten Arbeiten ohne Murren ohne Klage. Sie hat keinen anderen Gedanken als daß sie nur des Mannes wegen auf der Welt sei, daß sie ihm dienen, sich für ihn plagen müsse. Schönheit, wo sie vorhanden war, und Jugendfrische gehen bei so harter Lebensweise natürlich schnell verloren. Fast alle Kurdenfrauen die ich gesehen, waren früh verwelkt und gealtert, mit kupfriger Gesichtsfarbe, die meisten unbeschreiblich häßlich, mit ihren dürren harten Zügen, ihren stieren schwarzen

Augen, ihrem struppigen Haar in ihrem seltsamen phantastischen Aufzuge und mit überflüssigem Schmutz ein Bild leibhaftiger Hexen. Dagegen bemerkte ich unter den jungen Mädchen manche liebliche Gestalt, hübschen Teint und kluge schwarze Augen, welche den fremden „Franghi-Hekhim“ neugierig musterten. Die meisten Kurdinnen tragen ein einfaches Tuch von weißer oder rother Farbe nachlässig um den Kopf gewunden, ein Kleid von grobem Stoffe mit einem Gürtel über die Knie herabreichend und weite Beinkleider. Das Haar der gemeinen Kurdinnen hängt fliegend und unordentlich über den Rücken herab, die vornehmen Frauen lassen sich ihr gewöhnlich sehr langes und reiches Haar gleich den Georgierinnen in viele zierliche Zöpfe flechten. In den Kurdenlagern und in den einsamen Jailaks, die ich besuchte, zeigten die Kurdinnen nicht nur keine Scheu gegen den fremden Gast, sondern benahmen sich äußerst zudringlich, bettelten um Geschenke, um Arzneien, Zucker und selbst um Stecknadeln. Bei all' ihrer Zudringlichkeit hätte man nicht wagen dürfen, sich irgend eine Freiheit, wie eine flüchtige Liebkosung, die selbst die züchtigste deutsche Bauerdirne nicht sonderlich übel zu nehmen pflegt, zu erlauben. Abowian erzählte mir, daß er bei seinem Aufenthalte unter den Kurden, als er viele zudringliche Weiber durch Geschenke abgefertigt, einmal scherzend mit der Hand einem Mädchen die Wange berührt habe. Sogleich entstand furchtbares Geschrei und Tumult. Wie Furien stürzten sich die Kurdenweiber auf ihn und hätten ihn zerrissen, wären ihm nicht einige seiner Kosacken und kurdische Männer seiner Escorte mit ihren Roßpeitschen zu Hülfe geeilt.

Die Frauen aus der Gurankaste haben, wie gesagt, im Allgemeinen ein hartes Loos und für die freiere Bewegung, welche ihnen der Mann gönnt, haben sie auch ein mühsameres Leben, müssen sich unter den Zelten in der Wildniß draußen

ungleich mehr plagen als die Sclavinnen der Harems in den türkischen und persischen Städten. Ein ähnliches Schicksal, dieselbe harte Mühsal, die gleiche Freiheit und die gleichen Rechte hat das weibliche Geschlecht auch bei andern Bergbewohnern Vorderasiens, bei den Tscherkessen, Lasen und Tschetschenzen, wo die Mädchen dem rauhen Vaterland und den rohen Eltern gewöhnlich gerne den Rücken kehren, um mit dem Sclavenhändler unter tausend Gefahren nach dem Bosporus zu segeln. Wenn man dem Weibe oder der Tochter eines kurdischen Guran die Wahl zwischen dem rauhen Elend in ihrer Heimat oder der üppigsten Haremssclaverei in Stambul stellte, so wäre es zweifelhaft ob sie sich für jenes entscheiden würde. Die Gewohnheit mag freilich auch mit den härtesten Entbehrungen sogar mit dem kurdischen Elend versöhnen. So wenig ersprießlich ihre Lebensweise der Erhaltung ihrer Schönheit ist, so sehr stärkt und stählt sie ihren Körper. Die Kurdinnen kommen oft bei harter Arbeit mitten auf freiem Felde ohne Beistand nieder und tragen gleich darauf das neugeborene Kind mit dem Wasserkruge und dem Holzbündel nach Hause. Der Kurde muß immerhin viel auf den Besitz einer guten Hausfrau halten, da er nach seinem Sprachgebrauche ihren Werth dem seines edelsten Rosses gleich stellt — was im Munde eines Kurden viel sagen will. Ein ahnungsreiches prophetisches Wesen verehrt der Kurde nicht im Weibe wie der alte Germane und eine weissagende Veleda, welche zu Schlachten begeisterte und deren Stimme als ein Spruch der Gottheit galt, scheint in der Kurdenhistorie nie vorgekommen zu sein. Doch gibt es einzelne Heroinen unter den Kurdinnen wie schon Rich erzählt hat und deren auch Abowian in den Araratgegenden kennen lernte, tapfere Weiber, die mit der Lanze und dem Kandschar das Roß bestiegen und an der Spitze der Männer reitend sich in das wildeste Kampfgedränge stürzten, wenn

es galt einen Todfeind zu vernichten und die Blutrache zu kühlen. So gering auch im Allgemeinen die kurdische Galanterie gegen das schöne Geschlecht ist, so hat man doch auch nicht selten von Beispielen gehört, daß der geschwungene Stahl den Händen des Rächers entsank, wenn ein Weib sich zwischen ihn und sein Opfer mit ausgebreiteten Armen stellte und um Erbarmen flehte. Wie heilig auch das Gesetz der Blutrache gilt, würde doch die öffentliche Stimme eines Stammes den Mann verdammen, der das Flehen des Weibes unbeachtend den Racheact vollzöge. Gewöhnlich erfolgt in solchen Fällen durch die Dazwischenkunft Anderer vollständige Versöhnung und der Rächer begnügt sich mit einigen Geschenken, dem sogenannten Blutpreis. Nur in äußerst seltenen Fällen sollen Mißhandlung und Schändung der Frauen in Kurdistan vorkommen, auch dann nur gegen Christinnen oder schiitische Ketzerinnen. Wer einem Weibe Gewalt anthut selbst im Lager des Feindes ist in der Meinung seiner Landsleute gebrandmarkt und eine große Gewalt übt diese öffentliche Meinung selbst bei Kurden.

Die Blutrache herrscht, wie bemerkt, bei den Kurden fast in derselben Stärke wie bei den Bergvölkern des Kaukasus. Die blutigsten Fehden und Ausrottung ganzer Stämme sind oft die Folge eines einzigen Verbrechens. Doch gibt es bei den Kurden neben der Erlegung des Blutpreises und der Dazwischenkunft eines Weibes noch einige Mittel der Versöhnung und der Rettung für den dem Untergang geweihten Missethäter. Stürzt sich der Schuldige mit dem Säbel in der Scheide über den Rücken hängend und mit einem baumwollenen Zeuge in der Hand, welches das Todtenhemd genannt wird und als Zeichen völliger Unterwerfung gilt, in die Hütte seines Feindes, des Häuptlings oder eines Mollah und gibt dadurch zu erkennen, daß er ohne Widerstand sein Leben der Großmuth seines Ge-

ners anheimgebe, so gebietet zwar kein Gesetz aber Brauch und Sitte die Vergebung. Schimpf und Schande würde dem zu Theil, welcher das Odschag d. i. das Hausrecht entehrend dem wehrlos reuigen Feind ein Leid zufügen würde. Durch die Nacht der Barbarei dieser Gebirgsbewohner zuckt also doch auch mancher versöhnende Lichtstrahl. Nicht nur der Charakter der Einzelnen zeigt solche Funken von Edelsinn und Großmuth, nein in der allgemeinen Sitte selbst wohnt mancher zarte Zug und man merkt immerhin, daß man es bei diesen Wilden mit Söhnen des Morgenlandes zu thun hat, aus dem das erste Morgenroth der Cultur und der mildern Sitte für jene westlichen Länder schimmerte, in welchen erst Jahrtausende später dasselbe Princip zu einem mächtigen Leuchtthurm für den Erdball werden sollte.

2.

Die Yesidis oder Teufelanbeter — ihre Herkunft, Sprache, Poesie, Religion, Sitten, Gebräuche und Charakterzüge.

Zu den räthselhaftesten Völkern des Morgenlandes gehören die Yesidis oder Teufelanbeter in Kurdistan, Armenien und Kleinasien, welche gleich ihren Nachbarn den eben so räthselhaften Ali Illahi in den babylonisch-assyrischen Landschaften die Forschbegierde der Ethnographen von jeher reizten. Das geheimnißvolle Dasein und die völlig unbekannte Vergangenheit dieser Völker spotteten jedoch bis heute aller Gelehrsamkeit, allem Scharfsinn, aller Wißbegierde. Woher die Yesiden kamen und von welchem größeren Stamm sie sich als Bruchtheil abgelöst, ist eben so wenig enthüllt als wo und wie ihr seltsamer Glaube entstanden, an welchem sie ohne geschriebenes religiöses Gesetzbuch mit gleichem Fanatismus, mit derselben Zähigkeit trotz aller Verfolgungen festhielten wie die Islamiten und wie die Kinder Israels an dem ihrigen.

Die verschiedensten Hypothesen sind von Ethnographen und Geschichtschreibern über das Herkommen der Yesiden aufgestellt worden. Es war selbst für die erfahrensten und kühnsten Agenten der großen Weltmacht Britannia keine leichte Aufgabe, einem

Volke sich zu nähern, welches als „Kinder des Schaitan" von Türken, Persern, Arabern und Kurden gehaßt, angefeindet, bekriegt, geplündert und gehetzt, von einer Wüste, von einer Berghalde zur andern floh, in den unzugänglichsten Wildnissen der Karduchenberge und des Sindschar eine Zufluchtstätte suchend und von hier den Verzweiflungskampf gegen ihre Quäler und Dränger kämpfend Haß mit Haß, Blut mit Blut vergalt. Kein Wunder wenn bei solchem Schicksal Argwohn, Wildheit, Fanatismus und Rachelust Grundcharakterzüge dieses Volkes wurden, wie sie in ähnlicher Lage sich dem Charakter des von Natur harmlosesten Volkes, gleichviel ob es den Baba Yadgar, den ketzerischen Bischof Nestorius oder den Teufel verehrt, eingeprägt haben würden. Dennoch wagten einige kühne und beharrliche Engländer die Reise zu den Yesiden. Rich und Ainsworth haben die Bruchtheile dieses Volks in Kurdistan, Forbes hat sie in ihrer Bergveste am Sindschar aufgesucht, wo sie seit der fürchterlichen Razzia, welche Hafis Pascha im Jahre 1838 gegen sie ausgeführt, zwar recht zerknirscht, zahm und demüthig geworden sind, aber noch immer unbekehrt ihrem geflügelten Melek Tauß opfern.

Die britischen Reisenden haben es nicht an Schauen und Fragen fehlen lassen, aber aus dem mißtrauischen, zurückhaltenden, geheimnißvollen Volk nicht eben erhebliche, die Wißbegierde des Ethnographen befriedigende Resultate herauszulocken vermocht. Die Yesidenlehre vom großen und vom kleinen Gott, ihre Vorstellung und ihr Verhältniß zum Teufel, ihr Melek Tauß und der Begriff den sie von diesem Hahnsymbol haben, ihr geheimnißvoller Gottesdienst, die Ceremonien und Priestergebete, welche nur in mündlicher Tradition, nicht als geschriebene und geregelte Liturgie bestehen, sind uns so wenig als die Abkunft dieses seltsamen Volks von den britischen Reisenden

enthüllt worden und die Leser mußten mit den magern Resultaten ihrer äußerlichen Beobachtungen und mit vagen Hypothesen vorlieb nehmen. Auch mein verehrter Landsmann, der berühmte Judenbekehrer und Bocharawanderer Dr. Joseph Wolff, welcher mit zerstreuten Bruchtheilen dieses Volks am Euphrat zusammengetroffen, wußte mir nur das Neue von den Yesiden zu erzählen, daß er Wallfahrer dieser Secte auf den Ruinen von Babylon gesehen, wo sie beim Mondlicht seltsamen, grauenhaften Gottesdienst begingen und wunderliche Tänze mit eigenthümlichen Geberden und Tönen an einsamer Stätte tanzten. Darin aber wollte der fromme Missionar nur die buchstäbliche Erfüllung einer Weissagung des Jesaia erkennen, worin dieser jüdische Seher mit gewaltiger Prophetenzunge dem stolzen Babel seine Zukunft und den gespenstigen Besuch der heulenden Mondscheinwaller voraus verkündet habe (Jes. 13, 21. 23).

Fast jeder der orientalischen Forscher hat eine andere Ansicht über die Yesiden aufgestellt. Ainsworth hält sie wie Hammer nach der persischen Sage für Reste der alten Feueranbeter, welche in Ahriman das böse Princip oder den Teufel verehrten und der Tyrannei Zohaks entfliehend nach Kurdistan auswanderten. Forbes hält sie für eine verdorbene mahomedanische Secte; Rawlinson vermuthet in ihnen jüdischen Ursprung und der amerikanische Missionar Dr. Grant betrachtet sie wie die Nestorianer als Trümmer der verloren gegangenen zehn Stämme Israels.

Von unsern Geographen ist übersehen worden, daß die Yesidis, wie sehr auch ihre Zahl durch grausame Verfolgung und namenloses Elend zusammengeschmolzen, doch über ein weit größeres Ländergebiet, theils in festen Wohnsitzen, theils in wandernden Jailaks zerstreut sind, als man gewöhnlich angenommen. Auch im russischen Armenien und im persischen Kur-

distan habe ich zerstreute Fragmente dieses Nomadenvolks gefunden. Seine Anwesenheit auf russischem Gebiet, wo ein nicht unbeträchtlicher Theil seit den grausen Verheerungszügen Reschid Pascha's gegen sie, ein wenn nicht glückliches doch ruhiges Asyl gefunden, hat selbst Ritter nicht erwähnt, der übrigens im 9. Band seiner Erdkunde mit seiner gewöhnlichen umfassenden Gründlichkeit alles zusammengestellt, was über dieses räthselhafte Volk zu seiner Kunde gekommen. Ich habe besonders auf den hohen Gebirgsweiden an den östlichen Ufern des großen Goktschaisee's ziemlich viele yesidische Nomaden gefunden und wurde von diesen Satanverehrern unter ihren ärmlichen Filzzelten mit einer Gastfreundschaft aufgenommen, welche ich nicht immer in den Ländern der Christenheit zu rühmen hatte. Im Winter quartieren sich diese armen Nomaden in armenischen Dörfern ein. Man duldet sie dort und läßt ihnen auch ihren seltsamen Cultus und ihre wandernde Lebensweise, da sich der russische Statthalter überzeugt hat, daß diese Teufelanbeter keinenfalls schlechter, ja wenn man sie in Ruhe läßt, beinahe harmloser, friedlicher und moralischer sind als die meisten Völker christlichen, mahomedanischen und heidnischen Glaubens, welche unter der Herrschaft und Fürsorge Sr. Majestät des Zaren aller Reußen zu stehen das Glück haben.

Das ist ein alter, löblicher und großartiger Zug im russischen Regierungsprincip, den wir nicht rühmend genug hervorheben können: daß man dort all' die Hunderte von Völkern und Stämmen, jeden in seiner Formel zu dem unbekannten Wesen reden läßt, jedem wie der alte Fritz sich ausdrückte „nach seiner Façon" selig zu werden vergönnt. Die Mennoniten, welche aus Preußen wanderten, um nicht gegen ihr Gewissen Kriegsdienste leisten zu müssen, die Separatisten, welche Würtemberg verließen, weil sie sich religiös genirt glaubten, fanden in Rußland gute Auf-

nahme und ihre religiöse Freiheit, ihre Privilegien, welche ihnen der Kaiser Paul und Alexander bewilligten, sind nicht angetastet worden. Den russischen Secten der Malokaner und Duchoborzen gewährte die große Katharina Duldung und die schönen fruchtbaren Wohnplätze am Milchflusse, welche sie erst in neuester Zeit mit der Provinz Achalziche jenseits des Kaukasus vertauschen mußten. Kurden, Nogaier und Tartaren dürfen sich unter Omars oder Ali's religiöses Banner schaaren, und von der Minarethöhe durch ihre Muezzins so oft und so laut sie wollen in alle Windrichtungen hinausschreien, daß es außer Allah keinen Gott gebe und daß Mohamed der wahre Prophet sei — wenn sie nur ihre Steuern pünktlich zahlen. Kalmücken, Kirgisen und Baskiren läßt man in Rußland ganze oder halbe Heiden bleiben, wenn sie nur sonst den Befehlen der weltlichen Obrigkeit sich fügen und die vorgeschriebene Zahl irregulairer Reiter stellen. Kabarden und Osseten können ungestört neben Allah und der christlichen Dreieinigkeit auch dem Seosserus und andern alten Göttern und Götzenbildern unter den kaukasischen Eichen stillen Cultus widmen, solange sie nur dem Natschalnik und dem Attman nicht offenen Trotz entgegenstellen. Gueber und Hindus dürfen nach Baku zu den ewigen Feuern wallen, die Yesiden ihrem geflügelten Melek Tauß opfern — ob die Völker dem Ormusd oder dem Ahriman, dem Licht oder der Nacht mehr Ehre gönnen, das kümmert den russischen Statthalter nicht im geringsten, wenn sie nur sonst nichts Ukaswidriges begehen und dem Kaiser geben, was des Kaisers ist. Nie hat man von diesen Secten geschriebene Dogmen oder kirchliche Statuten gefordert. Nie ist man im autokratischen Rußland gegen Heiden, Islamiten oder Teufelanbeter durch Religionsverbote eingeschritten, nie hat man ihnen das Recht ge-

meinschaftlicher Andacht verwehrt wie den Deutschkatholiken im constitutionellen Deutschland!

Der gegenwärtige Häuptling der auf russischem Gebiet wohnenden Yesidis Thamar-Aga hatte vor nicht langer Zeit die Ehre mit andern kurdischen und tartarischen Stammeshäuptlingen Sr. Durchlaucht dem Fürsten Woronzow, Generalstatthalter der transkaukasischen Provinzen aufzuwarten. Dieser menschenfreundliche Staatsmann, welcher die außerordentliche Gewalt die ihm der Kaiser übertragen, eben so milde als weise ausübt, empfing sie mit jener liebenswürdigen Huld, die ihm die Herzen Aller, welche sich ihm nahen, auch die yesidischen gewinnt. Der Chef der Teufelanbeter wurde sogar zur fürstlichen Tafel geladen und ein feuerfarbiger Turban figurirte dort neben den Schwarzmützen hochwürdiger armenischer Prälaten und neben den weißen Turbans tartarischer Mollahs. Er wurde mit Geschenken gnädig entlassen; Schutz und Gerechtigkeit wurden ihm und seiner Gemeinde zugesagt. Wenn diese armen Nomaden mitunter dennoch gehudelt, gepreßt und geschunden werden so fällt die Schuld lediglich auf russische Unterbeamte, welche den humanen Grundsätzen der obersten Behörden zuwiderhandeln.

Als ich das russische Armenien verließ, bat ich meinen Freund A b o w i a n, Director der Kreisschule von Eriwan, welcher bei großen orientalischen Sprachkenntnissen in der Nähe des Araxes wohnend in günstigerer Lage ist als jene britischen Reisenden, welche die Yesidis in Kurdistan und in Sindschar nur im Fluge besucht, mir über die Religion, Sitten, Gebräuche dieses Volks und seine Traditionen möglichst viele Thatsachen zu sammeln und mitzutheilen. Erst fünf Jahre nach meiner Rückkehr konnte mein Wunsch erfüllt werden. Ein gelehrter armenischer Priester G a s p a r - T e r - G e w a n d j a n, vormals

Mönch im Kloster Etschmiadzin, welcher als Lehrer an der Kreisschule in Eriwan angestellt wurde, hatte Mesopotamien, Kurdistan und Kleinasien nicht nur viele Jahre bereist, sondern auch unter Kurden und Yesiden selbst gelebt und die Idiome beider Völker gründlich erlernt. Er war lange der Freund und der Hausgast des Yesidenhäuptlings Mirsa-Aga in Radowan und hatte dessen Kinder im Türkischen und Armenischen unterrichtet. Nicht nur über Lebensweise, Sitten und Gebräuche, sondern auch über die Poesie der Yesiden, welche sich nur mündlich fortpflanzte, hat er ein recht schätzbares Material gesammelt. Durch die freundliche Güte des Herrn Abowian wurden mir nicht nur die ethnographischen Forschungen dieses Priesters, sondern auch Proben der kurdischen und yesidischen Dichtkunst in wortgetreuer Uebersetzung mitgetheilt. Die meisten sind epischen (erzählenden) Inhalts. Neben den Kriegs- und Schlachtgesängen auch einige Liebeslieder. Die Form scheint nach der Uebersetzung etwas rauh; der Inhalt einfach und natürlich, mitunter fast so liebliche Stellen wie in den Kosackenliedern der Ukraina, im Ganzen minder fremdartig als man von dem wilden Volke denken sollte.*) Seltsam! Auch diese Teufelverehrer haben dieselben

*) Es sind viele kurdische und yesidische Lieder in Vorderasien auch in türkischer Uebersetzung verbreitet. Die wilden und tapferen Völker des Sindschar und der Karduchenberge, die wie die Kaukasusstämme mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit zu behaupten suchen, liefern fast allein noch die inspirirten Barden des Orients. Bei den verkommenen Völkern der Türken, Armenier, Georgier u. s. w. ist die epische Poesie längst im Sumpfe ihrer politischen Zustände versunken. Unterjochte Völker verlieren die Gabe der Dichtkunst, wie man am deutlichsten bei den Kosacken, den alten herrlichen Steppensängern der Ukraina sieht. Unter den mir mitgetheilten Uebersetzungen von kurdischen und yesidischen Liedern sind viele Bruchstücke von größeren Gedichten, aus welchen wir leider keinen Zusammenhang herauszufinden vermögen.

Gefühle wie andere Menschenkinder. Zärtlichkeit und Sehnsucht, Wehmuth und Trauer erfüllen manchmal ein ganzes Gedicht. Auch wird es aus dem Inhalt dieser Poesie klar, daß die Yesiden

---

Die vollständigsten darunter sind die epischen Gesänge des Sieges der Yesiden bei Radowan unter der Anführung ihres Häuptlings Keschisch-Polo und des Sieges von Suleiman-Aga über die kurdischen Djalal-stämme am Ararat. Unter den elegischen Gedichten findet sich die Klage eines Mädchens, dessen Geliebter von den Türken unter den Nizam gesteckt wurde und die Klage einer yesidischen Kriegerfrau nach dem grausen Verherungszuge Reschid Pascha's. Wir theilen aus letzterem das folgende Bruchstück mit und bemerken zum Verständniß des Lesers, daß die Yesiden sich häufig kurdische oder arabische Namen und Titel beilegen und daß sie in dem geflügelten Symbole den Melek Tauß, den Teufel, verehren:

„Der Löwe, ein Held in der Thiere Reich,
Nie streitet er wie der Meuchler feig'
Er brüllet sobald den Feind er sieht
Er schonet den Schwachen, der vor ihm flieht.

Der Chub-Kan ein solcher Löwe war
Er suchte den Kampf, er suchte Gefahr.
Dem Feinde er offen ins Auge schaut
Noch eh' er den Kandschar ins Herz ihm haut.

Der Türke schleicht wie der Uhu der Nacht
Zum schlafenden Feinde so leise und sacht'
Er schont nicht das Alter, er schont nicht das Weib
Er würget das Kind in der Mutter Leib'.

Die Taube dort in der Vögel Reich
Mit gurrendem Ton, mit den Federn weich
Die Taube gar treu ihren Tauber liebt
Ihr Schnabel den Jungen das Futter giebt.

Die Khanun ein solches Täubchen war
Sie schmückte das üppigste Lockenhaar
Jetzt ist sie geworden der Türken Beut'
Der Khan ist gefallen im blutigen Streit.

neben dem Teufel auch jenem Cultus der Schönheit und der Liebe huldigen, ganz ähnlich, wie die heidnischfrommen Hellenen des Alterthums und die christlichfrommen Troubadours

---

Der Schakal scharret die Leichen sich aus
Er hält auf den Gräbern nächtlichen Schmaus
Doch das frische Blut, die Jugend er schont
Nie kommt er, wo Leben und Liebe wohnt.

Der Türken-Pascha, der wilde Barbar
Er trinket nur Blut, wie der grausame Aar
Kind! — Schau deines Vaters blutendes Haupt
Dir Jüngling, hat er das Liebchen geraubt.

Fluch dem, der zwei liebende Herzen trennt!
Fluch dem Mächt'gen, der kein Erbarmen kennt!
Das Grab gibt nimmer die Todten heraus
Nur den Fluch erhöret der Melek Tauß." —

Unter den mir mitgetheilten Liebesliedern im kurdisch-yesidischen Idiom sind folgende fast wörtlich übersetzt:

Mein Liebster bei uns zu Gaste war
Ich knüpft' ihm mein Armband ins Lockenhaar
Er saß auf dem Teppich von Khorassan
Ich schaut' ihn mit liebenden Augen an.
Für eine Locke aus seinem Haar
Ich gäb' ihm Hände und Augen gar
Sollt er damit nicht zufrieden sein
Ich gäb' ihm auch noch das Herze mein.

Mein Liebster kam in Vaters Zelt
Er ist der schönste Yesiden-Held
Mein Auge schickt ihm liebenden Gruß
Er aber wollte gar einen Kuß.
Warum hab ich nicht den Kuß gegeben?
Ist doch so kurz das irdische Leben!

---

im Mittelalter. Das hat uns wirklich überrascht und Wunder genommen von solchen Pechvögeln, von einem so armen, gehetzten und gequälten Volk, das die Tortur des Elends kennt wie wenig andere. Aber nichts desto weniger haben diese wilden zerlumpten Barbaren inmitten ihrer Leiden sich den Sinn für schwarze Augen und üppige Locken empfänglich erhalten und wissen z. B. die Poesie eines Kusses zu würdigen wie irgend ein girrender Täuberich unsers modernen lyrischen Taubenschlages, der daheim in Ueberfluß und Freuden schwelgt. Dabei sind die Yesiden nicht nur in Grundsätzen sondern auch in der saueren Lebenspraxis, namentlich was eheliche Treue und kindliche Liebe betrifft, so moralisch wie bei uns nicht jeder gläubige Mucker oder ungläubige Philosoph.

Abowian hatte bei seinen Forschungen über den Ursprung der Yesiden die armenischen Geschichtswerke und Handschriften der Klosterbibliotheken von Eriwan und Etschmiadzin zu seiner

---

Aus Stambul ein böser Firman kam
Schwer drückt uns die Hand des Islam
Der Pascha mir den Geliebten nahm
Und brachte ihn unter den Nisam
Er war noch so jung, er schied so schwer
Brich, Auge — du siehst ihn nimmermehr!

Mein süßes Liebchen dort an dem Brunnen steht
Von ihrem Busen der Duft der Nelke weht.
Auf ihre Lippen möcht' einen Kuß ich drücken
Sollt' auch der Kreis-Chef mich nach Sibirien schicken.

Im kurdisch-yesidischen Text lautet dieses Liedchen:

Ghawra-mn ave thè
Bina michak, darts-chin br-pschthè
Dave mn chala surath-ta kjatté
Natschalnik as bjerdza-ma, bschanda-ma Russettè.

Verfügung. Es ergibt sich aus seinen Studien ein ganz anderes Resultat als aus den Untersuchungen von Hammer, Niebuhr, Rich, Rawlinson und anderen Orientalisten. Nicht von den persischen Feueranbetern noch von den mahomedanischen Arabern, auch nicht von den Juden sollen nach der Ansicht der armenischen Historiker das Volk und die Religion der Yesidis stammen. Die ersten Bekenner dieser Lehre, welche man nach Tschamtschean Polichäer oder Thondrakier nannte, werden als Abtrünnige der armenischen Kirche bezeichnet.*) Ihre Entstehung fällt in die Mitte des 9. Jahrhunderts; ihr erster Gründer war Simbath vom Dorfe Sarchawan im District Lagkotan (im heutigen Paschalik Wan). Mit ihm verband sich ein persischer Arzt und Astrolog Namens Mtschuschik, welchem die Armenier einen Theil der ursprünglichen Irrlehren der Secte zuschreiben. Simbath predigte und verbreitete seine Lehre, die er anfangs eine christliche nannte, im District Thondrak (im heutigen Paschalik Bajasid) und daher nannte man ihre ersten Anhänger gewöhnlich Thondrakier. Lehren und Ceremonien hüllten diese Sectirer in tiefes Geheimniß. Der Katholikos Dannes, welcher damals den armenischen Patriarchenstuhl inne hatte, schleuderte den Kirchenbann gegen die Ketzer.

Nach der Versicherung armenischer Zeitgenossen, deren Urtheil bei so viel Intoleranz und religiösem Haß gegen die neue Lehre verdächtig ist, leugnete Simbath die Unsterblichkeit der Seele, die göttliche Vorsehung, die Eingebungen des heiligen Geistes, die christlichen Sacramente, überhaupt alle wesentlichen Glaubenssätze der christlichen Kirche. Er leugnete auch die Erb-

*) Auch dieser Hypothese fehlen leider genügende historische Beweise. So wahrscheinlich es ist, daß christliche Elemente zur Entstehung der Yesidensecte mitgewirkt, so dunkel ist die Geschichte ihrer Mischung mit Islamiten und Feueranbetern.

sünde und das jüngste Gericht. Was aber den armenischen Klerus gegen den Sectenprediger am stärksten in Harnisch brachte, war, daß er, der Laie, sich die Bischofwürde anmaßte. Indessen weihte er keine Priester, weil er dies als unnütz erklärte. Den heftigsten Krieg gegen die neue Lehre mit Feder und Schwert führte später der armenische Fürst und Schriftsteller Grigor-Magistros, welcher den Simbath mit allen möglichen Schimpfnamen als: „eingefleischter Teufel, verfluchter Hund, Verführer in den Abgrund" u. s. w. beehrt.

Da die Anhänger Simbaths bei der Aufnahme in die neue Secte das Gelübde der tiefsten Verschwiegenheit ablegen mußten, ward es ihren Zeitgenossen und Gegnern von der orthodoxen Kirche nicht leicht in das Geheimniß der neuen Lehre einzudringen und manche Umstände machen es wahrscheinlich, daß sie das Wesen derselben gar nicht kannten, daß sie nur die Declamationen und Verleumdungen des armenischen Klerus wiederholten. Nach Grigor-Magistros sollen die Thondrakier die verschiedensten Mittel gebraucht haben, um ihren Anhang zu vermehren. Bald hätten sie das Dasein von zwei Urwesen in der Schöpfung, eines guten und eines bösen gepredigt, bald hätten sie das Walten und Dasein der Gottheit überhaupt geleugnet. Auf diese Weise seien die Glaubensbedürftigen wie die Gottlosen und Wollüstigen in die Netze dieser Sectirer gerathen. Derselbe Schriftsteller kann aber nicht leugnen, daß sie auch sittliche Grundsätze, vor allem die Mildthätigkeit gegen Arme gepredigt. Ein armenischer Geschichtschreiber des neunten Jahrhunderts nennt die Orte, wo die Polichäer ihren Gottesdienst feierten Schna-Wank d. h. Hundeklöster. Derselbe behauptet, daß sie daselbst statt der Andachtsübungen nur Unthaten begingen. Der Name Thondrak bedeutet nach Grigor-Magistros so viel als Ort des Brunnens, was so viel sagen wolle als ein „Tunnir" (Brunnen), aus

welchem Feuer hervorströmt. Tunnir aber heißt bei den Orientalen gewöhnlich das „unterirdische Loch." Denselben Namen geben die Armenier einem erloschenen Vulcan unweit Bajasid, welcher bei den Kurden Tandürlü heißt und der nach einer allgemeinen Volkssage wie die Umgegend von Baku Feuer aus Erdhöhlen ausstoße. Diese erklärende Bedeutung des Ortsnamens, von welchem die Secte des Simbath ihren Ursprung genommen, läßt in Verbindung mit jener Angabe der Chronik, daß ein persischer Astrolog bei der Begründung der neuen Lehre betheiligt war, auf einen Einfluß jener altpersischen Religion der Feueranbeter nicht ohne Wahrscheinlichkeit schließen. Von Thondrak verbreitete sich die Secte zuerst nach den Nachbarbezirken Thulleil und Chnun, daher sie auch Thulleiler und Chnunner genannt wurden.

Als den Nachfolger des Simbath bezeichnet die armenische Chronik einen gewissen Thodros oder Thoros. Als spätere Oberhäupter der Polichäer werden Ananeh, Arka, Sarkis, Kjureg, Joseph, Gaspar und Jesu oder Jesid genannt. Der spätere Name der Secte Yesidis könnte nach Abowians Vermuthung auch von dem letztgenannten Oberhaupt kommen; denn auch die Yesiden behaupten, daß einer ihrer berühmtesten Schechs Yesid geheißen. Nach der Ansicht anderer Orientalisten kommt dieser Sectenname von dem grausamen und gottlosen Khalifen Jesid, des Sohnes und Nachfolgers Moawihas, des zweiten Regenten in der Reihe der Ommiahden, welcher als Mörder des Gegenkhalifen Hosein, Ali's Sohn und Enkel Mohameds von allen Schiiten verabscheut ist. Jesid starb im Jahr 683 n. Chr. G. Mit seinem Namen werden von den Schiiten alle Gottlosen überhaupt, insbesondere aber diese Secte belegt, welche nach der Meinung der Orientalen an keinen Gott glaubt.

Die armenischen Patriarchen Oannes und Owa begnügten sich nicht blos den geistlichen Bann gegen die Secte der Thondrakier zu schleudern, sondern hetzten gegen dieselbe auch den bewaffneten Arm der weltlichen Macht. Die Chronik berichtet von Verfolgungen und Qualen aller Art, welche über die Sectirer noch zu Lebzeiten Simbaths und später verhängt wurden. Viele wurden gegeißelt, geblendet und mit einem Stempel gebrandmarkt, welcher eine Fuchsfigur darstellte. Andere wurden erdrosselt oder lebendig verbrannt.

Etwa hundert Jahre nach der Entstehung der Secte trat als eifriger Gegner derselben der Mönch Anania, ein in der armenischen Kirche gefeierter Schriftsteller auf, welcher in beredten Worten die Irrthümer der Lehre des Simbath darzulegen und die Rechtgläubigen vor Ansteckung zu bewahren suchte. Die Schrift brachte wenigstens auf die Anhänger der Secte selbst keine Wirkung hervor. Sechzig Jahre später zur Zeit des Katholikos Sarkis, nahm dieselbe unter den Armeniern mehr und mehr überhand und verbreitete sich nach Mesopotamien. Auch der berühmte armenische Bischof Jakob aus der Provinz Harka (im Paschalik Bajasid) soll vom Gifte dieser Neuerer angesteckt worden sein. Derselbe Priester lehrte im Jahr 1002 in einem Sinne, der keineswegs einen gottlosen, vielmehr aufgeklärten und frommen Mann, einen wahren Reformator verräth. Er führte einen reinen Lebenswandel, trug grobe, wollene Kleider, ging barfuß und fastete streng. Seine geistlichen Jünger gingen wie er in groben Kitteln und man sah sie fortwährend in Andacht und Gebet versunken. Zu seinen eifrigsten Verehrern zählten nach der Angabe Lastiwerzis selbst viele armenische Große und sogar Fürsten. Er predigte unter anderm: daß weder Messen noch Stiftungen die Vergebung der Sünden bewirken könnten, sondern einzig nur wahre Reue und Besserung. Gegen das

Schlachten der Opferthiere, wie es bei den Armeniern noch heute gebräuchlich ist, eiferten er und seine Jünger und erklärten: daß nur der Mensch gesündigt habe und daß nicht das unglückliche Vieh für ihn dem Tode geweiht werden dürfe. Auch gegen die heiligen Sacramente sprachen sich später die Jünger und Anhänger des Bischofs Jakob aus. Zu jener Zeit stand das Sectenwesen unter den Armeniern in höchster Blüte. Erst aus der Vereinigung verschiedener Secten, welche durch Verfolgung zur Flucht gezwungen wurden, scheinen die Yesiden, deren wir noch heute ziemlich viele in der Nähe dieser Gegenden wiederfinden, entstanden zu sein oder wenigstens Zuwachs erhalten zu haben. Der Schriftsteller Maljan spricht mit Bestimmtheit aus, daß die Yesiden Abkömmlinge jener armenischen Sectirer seien.

Die Lehre des Bischofs Jakob veranlaßte verschiedene Kirchenversammlungen, welche aber gegen die Sectirer keinen entscheidenden Schlag zu führen wagten, eben weil so viele armenische Große sich offen oder heimlich zu ihr bekannten. In der Mitte des eilften Jahrhunderts wurden die Abtrünnigen durch den Fürsten Grigor-Magistros mit Feuer und Schwert verfolgt. Auch Thondrak, der Ort, von welchem die Lehre des Simbath ausgegangen, wurde von ihm zerstört und daselbst eine armenische Kirche erbaut. All' diese Verfolgungen und Gewaltmittel dienten nur dazu, den Anhang der Secte zu vermehren, statt sie in den Schoß der Mutterkirche zurückzuführen. So lautet der wesentliche Inhalt der armenischen Geschichtsquellen, deren Angaben im Allgemeinen auch von byzantinischen Autoren, namentlich von Peter dem Cilicier und von Alexander Natalis bestätigt werden. Ersterer nennt Sarkis als Stifter jener Secte und behauptet, daß er das Wesentliche seiner Lehre von einer persischen Zauberin erlernt habe.

In diesen Mittheilungen armenischer Quellen ist vieles

dunkel und zur Erklärung der Entstehung des Yesidismus ungenügend. Aus welchen Nationalitäten die ursprünglichen Bekenner und Anhänger der Lehre Simbaths bestanden, ob es blos Armenier oder ob auch Kurden und Perser unter ihnen waren, ob dem persischen Astrologen Mtschuschik, welcher mit Simbath die Secte der Thondrakier stiftete, auch Anhänger aus seinem Vaterlande folgten, ist nicht bestimmt gesagt. Ob die Thondrakier wirklich den ursprünglichen Stamm der Yesiden bildeten oder ob die Religion der letzteren, wie es wahrscheinlicher ist, auch aus älteren und gleichzeitigen Secten von anderen Gegenden Vorderasiens hervorgegangen, darüber geben die armenischen Geschichtsquellen keine bestimmten Aufschlüsse. Oefter scheinen die Nestorianer und Jakobiten in Kurdistan und Mesopotamien mit den alten Thondrakiern und den späteren Yesiden verwechselt zu sein. Zu den seltsamen Angaben mag auch die Behauptung des Geographen Indschidschean gehören: daß der oberste Schech der Yesiden einmal im Jahre den chaldäischen Patriarchen in El-Kosch besuche. Der nestorianische Bischof Mar Ilia in Urmia, welchen ich deßhalb befragte, leugnete jede Verbindung zwischen dem chaldäischen und dem yesidischen Klerus. Die Mittheilungen des armenischen Priesters Gaspar Ter-Gewandjan über die religiösen Ceremonien der Yesidenstämme am Tigris und Euphrat unterstützen die Hypothese eines Ursprungs derselben aus armenischen Sectirern oder mindestens ihre spätere Vermischung mit Thondrakiern, Chnunern, Jakobiten u. s. w. Dieser höchst glaubwürdige Priester versichert, daß die Yesiden sehr viele religiöse Gebräuche mit den Armeniern gemein haben, daß sie eben so strenge und an den gleichen Tagen fasten, daß sie mehrere gleiche Festtage begehen, daß sie auch das Andenken derselben Heiligen feiern, denen diese Festtage gewidmet sind. In besonderer Verehrung stehen bei den Yesiden die Heiligen Georg und Sarkis, welch' letztern sie den

tartarischen Namen Chbir-Nabi geben und, wie die Armenier, vorzugsweise bei schweren Gewittern, Stürmen, Schneegestöbern und auf der Reise anrufen. Der seltsame Brauch der Armenier, am Festtage des heiligen Sarkis eine Schüssel mit gekochtem Weizenbrei des Nachts vor dem Zelte auf einem freien Platz aufzustellen, damit der Heilige in demselben die Hufeindrücke seines Pferdes zurücklasse, was eine glückliche Vorbedeutung sein soll, existirt auch bei den Yesiden.*) Ob derselbe Glaube und dieselben Gebräuche auch im Sindschar und bei den südlicher wohnenden Yesiden vorkommen, ist uns unbekannt. Dort scheinen nach den Aussagen englischer Reisebeschreiber mehr die islamitischen Glaubenssätze und Ceremonien Einfluß gewonnen zu haben. Dagegen sind die Mysterien ihrer Religion, namentlich das Symbol des geflügelten Melek Tauß all' den zerstreuten yesidischen Stammesgliedern gemein.

Wie die Drusen des Libanon, wie die Ali-Illahi in den südlichen Euphratgegenden, wie die Osseten im Kaukasus, so hüllen auch die Yesiden den eigentlichen Kern ihres Glaubens in das tiefste Geheimniß, entlehnen aber gerne von dem herrschenden Cultus ihrer mächtigeren Nachbarn gewisse äußerliche Gebräuche, neigen sich im christlichen Staate mehr zu den christlichen, unter den Mahomedanern mehr zu den islamitischen Cere-

*) Man sagt, daß besonders Liebende auf den Teig mit dem Hufeiseneindrucke besondern Werth legen. Spaßvogel oder Verliebte spielen oft die Rolle des heiligen Sarkis und machen in der Dunkelheit selbst den Hufeiseneindruck in den Weizenbrei. Man genießt diesen dann mit Zuckerwasser vermengt und heirathsfähige Mädchen bewahren davon Stücke auf, die sie auf die Wiese an gewisse Stellen legen, um dann zu beobachten, in welcher Richtung die Vögel dieses Brod tragen. Gewöhnlich leisten ihnen die Raben den gewünschten Dienst und zeigen ihnen die Gegend an, von wo der Bewerber herkommen soll.

monien und Dogmen. Aus dem Vergleich all' der verschiedenen Mittheilungen, welche wir über den wahrscheinlichen Ursprung, die Religion, Gebräuche und Sitten der Teufelanbeter in Vorderasien erhielten, geht für uns die Ueberzeugung hervor, daß die Yesiden als Volk wie als Secte stark gemischten Ursprungs sind, daß sie aus den Trümmern verfolgter altpersischer, christlicher und islamitischer Secten und flüchtiger Stämme armenischen, persischen und arabischen Blutes, welche vor der Wuth und dem Fanatismus mächtigerer Unterdrücker fliehend sich in die Berge und Wüsteneien warfen, entstanden sind.*) Hier vereinigte sie die gemeinschaftliche Gefahr und das Bedürfniß eines Bündnisses zum Widerstand gegen die Unterdrücker, zu einem Gemeinwesen als Volk und Kirche, welches durch die späteren Angriffe mächtigerer Nachbarn und die blutigen Verheerungszüge der Türken und Kurden wieder gesprengt wurde. Die Flucht vor den Verfolgern und die nomadische Lebensweise trieb sie in verschiedenen Richtungen auseinander bis in die Landestheile, in welchen wir sie jetzt theils seßhaft, theils wie die wandernden Zigeunerhorden in engeren und weiteren Kreisen umherziehend finden.

Ueber den Charakter und den sittlichen Werth der Yesiden lauten die Urtheile der Beobachter höchst verschieden. In den schmähenden Ton der alten armenischen Schriftsteller, welche an der ketzerischen Secte des Simbath kein gutes Haar ließen, stimmte noch in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der berühmte römische Missionar Pater Garzoni ein, welcher wohl ebenso aus religiöser Abneigung die Yesiden ein Barbarenvolk

*) Für eine starke Mischung der Yesiden mit vertriebenen persischen Feueranbetern spricht die außerordentliche Verehrung, die sie dem Lichte widmen. Als Licht beten sie die Gottheit an und als Symbol desselben tragen ihre wandernden Priester von Lalesch den Dreifußleuchter mit der Figur des Melek Tauß herum.

ohne Gesetze, ohne Sitte, ohne Fasten und Gebete nennt. Die jüngeren Beobachter von Niebuhr bis auf Ainsworth lassen dem viel verschrieenen und verleumdeten Volk Gerechtigkeit widerfahren. Je länger und genauer sie der vorurtheilsfreie Reisende kennen lernte, desto vortheilhafter lautet in der Regel sein Bericht. Mir selbst kamen die berüchtigten Satanverehrer bei freilich ziemlich flüchtiger Bekanntschaft in Armenien und Kurdistan als recht harmlose, gutmüthige und gastfreie Menschen vor, welche trotz ihrer Armuth unter ihren Zelten gerne mit mir theilten was sie hatten und mit jedem freiwilligen Geschenk zufrieden waren und sich dankbar zeigten. Auch das Urtheil meiner armenischen Freunde in Eriwan, welche unter den Jesiden gelebt und jahrelang mit ihnen verkehrt haben, lautet denselben entschieden günstig. Ueberall wo man diese armen verfolgten Sectirer in Ruhe läßt und sie menschlicher tractirt als es die Türken und Kurden thun, hat man es nicht mit wilden, blutschnaubenden Barbaren und Räubern, sondern mit friedlichen, frommen, keusch und sittlich lebenden Hirten*) zu thun, welche

*) Einer der auffallendsten Charakterzüge der Jesiden ist ihre Sittenreinheit und Schamhaftigkeit. Abowian schreibt, daß ihre Achtung vor dem weiblichen Geschlecht fremder Völker alle Begriffe übersteige. Sie halten es für eine große Sünde, eine unverschleierte Armenierin oder Georgierin auch nur zu betrachten. Ein armenischer Dorfältester erzählte meinem Freunde, daß er einen jungen Jesiden gekannt habe, der an Enthaltsamkeit dem keuschen Joseph der Bibel nicht nachgestanden. Die schöne Tochter eines kurdischen Häuptlings, bei welchem der Jeside als Knecht diente, verliebte sich in ihn und bot alle Mittel auf, ihn an sich zu ziehen. Der keusche Jüngling floh ihre Nähe und als ihre Nachstellungen fortdauerten, ließ er Herrn und Dienst im Stich und floh aus dem Dorfe. Nie geht ein Jeside an einer öffentlichen Badstube vorüber. Auch die Ehrlichkeit der Jesiden wird von den Armeniern, die mit ihnen im Handel und Wandel am häufigsten verkehren, gerühmt. Auf ihre

in religiösen Dingen sehr tolerant sind, neben ihrem Scheich-Hadi die Stifter des Christenthums und des Islamismus verehren, dabei aber freilich auch mit dem Teufel in Friede und gutem Vernehmen zu leben suchen, und sogar große Sympathie ihm schenken, da sie ihn für ein früher mächtiges, jetzt unglückliches Wesen halten. Bei den Jesiden geht es also nicht wie von jeher im Abendlande, wo nicht nur der große Haufe der sündhaften Sterblichen, sondern die Götter selber von einer gefallenen Größe, von einem Besiegten sich abwanden. Catonische Charaktere, die der besiegten Sache treu bleiben, werden in Europa immer rarer. Man muß sie bereits unter den „Scheitan-Perest" den Teufeljüngern im Orient suchen.

Ihren großen höchsten Gott bezeichnen auch die Jesiden mit dem arabischen Wort Allah. Als den Heiland beten sie die Sonne und das Licht oder den Odem Gottes an, welchen die Jesiden am Araxes mit Jesu identificiren. Das Licht habe, sagen sie, aus der Brust der Jungfrau Maria hervortretend menschliche Gestalt angenommen; habe sich zum Beweise der Reinheit und Aechtheit der himmlischen Lehre kreuzigen lassen und sei dann, ohne begraben zu werden, wieder zu Gott zurückgekehrt. Nicht nur die Stämme am Araxes, sondern auch die Jesiden im Paschalik Mossul haben für den Christus von Nazareth eine außerordentliche Verehrung; sie nennen ihn Be-Isai-Nurani d. h. Jesus das Licht. Diesen Namen oder den des Kreuzes, das sie

---

Worttreue, besonders in Handelsgeschäften, darf man sich sicher verlassen. Güter, die man ihnen zum Aufbewahren anvertraut, erhält man sicher wieder. Zwar erwiedern sie die Raubthaten ihrer Feinde, der Kurden und Türken, aber in der Regel nur mit offener Gewalt. Heimlicher Diebstahl kommt seltener vor und besonders das Eigenthum ihrer christlichen Nachbarn, die nicht zu ihren Feinden zählen, wird von ihnen heilig geachtet.

Chatsch nennen, sprechen sie nie anders als bei feierlichem Anlasse, beim Gebet u. s. w. aus. Andere Yesidenstämme nennen Christus den Isa-Peugambar d. h. Jesus den Propheten oder Verkünder. Wer bei seinem oder Allahs Namen einen Fluch ausspricht, muß sich einer vierzigtägigen Buße unterwerfen. Während dieser Bußezeit darf der Sünder sein Haus oder Zelt nicht verlassen und niemand soll mit ihm verkehren.

Der wöchentliche Feiertag der Yesiden ist der Donnerstag, an welchem sie die Arbeit einstellen, Bußübungen und Gebete verrichten. Der wohlhabendere Mann übt an diesem Tage seine Mildthätigkeit und schickt dem Aermsten seiner Bekannten eine Schüssel mit Pilav oder gekochtem Reis. Das Gebet verrichten sie des Morgens gleich bei Sonnenaufgang, das Antlitz nach Osten gewendet. Sie bedecken zuerst das Gesicht mit beiden Händen, küssen diese, beugen sich zur Erde nieder, berühren den Boden mit der Hand und drücken dann die Fingerspitzen auf die Stirne. Ihre Gebete sind kurz und einfach. Oft sagten sie zu meinem Freund Abowian: „Allah sehe nur dem Gläubigen ins Herz und höre nicht auf den Schall leerer Worte.“ —

In der Nacht des Charfreitags begehen die Yesiden eine geheimnißvolle Feier, von welcher sie nicht gerne erzählten. Doch versichert ein armenischer Augenzeuge, daß dabei durchaus kein unzüchtiger Act vorgehe, wie ihre moslemischen Feinde ihnen verleumderischer Weise nachgeredet. Sie singen und beten vielmehr mit großer Andacht, trinken Wein und genießen ungesäuertes Brod aus einer gemeinschaftlichen Schüssel und diese Ceremonie scheint dem christlichen Abendmahl gleichzukommen. Die Gebete und Lieder theilen sie Fremden durchaus nicht mit. Drei Tage im Jahr halten sie strengste Fasten, essen wie die Mahomedaner nur bei Nacht und reichen während derselben auch den Thieren der Heerde kein Futter.

Das geistliche Oberhaupt aller Yesiden ist der Scheik-Chan, ihr Papst, welcher in Baadli wohnt, nördlich von Mossul auf dem Wege nach Amadia. Der Reisende Rich sah diesen Ort, als er von Mossul nach El-Kosh, dem chaldäischen Patriarchensitz reiste, in der Ferne unter einer steilen Felswand liegen. Die Würde dieses Scheik-Chan bekleidete damals der Häuptling und Priester Saleh-Bey. Yesiden wie Drusen eignen sich, sagt Rich gerne die mahomedanischen Namen an. Die Familie dieses Yesidenpapstes zu Baadli soll sehr alt und er selbst von allen Zweigen der Yesiden als ihr Emir-Hadji d. i. ihr Fürst anerkannt sein, von denen die einen, jene schon von Niebuhr genannten, Dassini genannt werden, andere aber auch Muvessins oder Dinnadis heißen. Jener Familie ihres Oberhauptes legen sie die Namen Pesmer, oder Beg-Zadeh bei. Sie soll von dem Hause der Ommiahden abstammen, deren erster Khalif, Moavia, der Vater Yesids war.

Der große Wallfahrtsort, das Mekka der Yesiden liegt einige Stunden seitwärts von Baadli, heißt Lalesch und soll der Wohnsitz des Scheik-Hadi, des größten Yesidenpropheten gewesen sein. Zu welcher Zeit derselbe gelebt, ist historisch nicht ermittelt. Auch scheint kein europäischer Reisender diesen Wallfahrtsort selbst besucht zu haben. Rich erzählt nach der Mittheilung eines chaldäischen Priesters, dieses Ziyaret d. h. dieser Wallfahrtsort sei vorher eine dem Sanct Thaddäus geweihte christliche Kirche gewesen; das Sanctuarium sei noch ganz deutlich zu erkennen; eine dortige Quelle diene den Yesiden als Taufquelle, in welche sie ihre Kinder dreimal untertauchen, doch ohne Gebet. Diese Kirche mit Kloster soll dem Klosterbau zu Jerusalem gleichen, und jeder der verschiedenen Yesiden-Tribus darin seine gesonderte Station haben. Dort lese ihr Pir oder Shnikh wirklich Gebete mit Zwischenpausen vor, in denen die Zuhörer ihr Amen aus-

rufen, in etwas weiterem bestehe die Andacht aber nicht. Dies bestätigt die schon früher von Hadji-Khalfa gegebene Aussage. Auch bezeugen sie ihre Verehrung gegen den Melek Tauß d. i. die Figur eines Vogels, der auf einen Leuchter gestellt wird. Sowie die Sonne über den Horizont hervortritt, begrüßen sie dieselbe durch drei Prosternationen.

Nach der Beschreibung, welche die Jesiden am Araxes meinem Freund Abowian von ihrem heiligen Ort Lalesch machten, steht dort ein großes viereckiges Gebäude, welches so viele Zimmer enthält als Tage im Jahre. In diesen Zimmern brennen ewige Lampen. Das Sanctissimum befindet sich in der Mitte des Gebäudes. Hier soll der große Prophet Scheik-Hadi sich zum erstenmal seinen Gläubigen geoffenbart haben. Das heiligste Symbol des Melek Tauß wird hier zur Verehrung ausgestellt. Wer jener Scheik-Hadi eigentlich gewesen, wann er gelebt und was er gelehrt, darüber lauten die Aussagen der Jesiden selbst sehr widersprechend. Diese armen Sectirer, die ihres Teufelsglaubens wegen von allen anderen Religionsbekennern verfolgt und verabscheut wurden, nehmen wie aus dem Vergleich der Mittheilungen, die sie ihren verschiedenen Bekannten machen, hervorgeht, gar oft zur Erfindung und Lüge ihre Zuflucht nur, um ihre religiösen Gegner zu beschwichtigen und die wahren Mysterien ihres Glaubens zu verhüllen. Unsere armenischen Freunde in Eriwan wollten die Jesiden glauben machen, daß in der Person des Scheik-Hadi auch Christus verehrt werde; denn es sei ein und dieselbe Gottheit, welche in verschiedenen Zeiten und Gestalten und unter verschiedenen Namen sich der Welt geoffenbart habe. Unter moslemischer Herrschaft sagen sie hingegen den Islamiten, daß mit jenem Scheik-Hadi der Prophet Mohamed gemeint sei. Schon der Pater Garzoni hatte von den Jesiden erzählt, daß sie auch alle Propheten und Heiligen der Christen,

Moslemen und Juden verehren, in welchen allen der Schaitan mehr oder weniger seinen Sitz gehabt habe. In Moses, Christus und Mohamed habe sich derselbe am meisten geoffenbart, denn Allah gebe nur die Gesetze, der Schaitan sei im Himmel die executive Gewalt. Der Scheik-Hadi wird zu Lalesch in der Gestalt einer Puppe verehrt, welche sie mit dem türkisch-tartarischen Wort „Thatsch" d. h. Koran benennen.

Alle Jahre erscheinen wandernde Geistliche aus Lalesch, wo der eigentliche Sitz der hohen Geistlichkeit, des heiligen Collegiums der Yesiden ist, bei allen, auch bei den fernsten Gemeinden dieses Volks, um für den Wallfahrtsort und den hohen Klerus fromme Gaben zu sammeln. Auf diesem Wege wird der Verkehr und die Verbindung aller in fernen Gegenden zerstreut wohnenden und wandernden Yesidenstämme unterhalten. Dieses religiöse Band allein hält die Einigung dieses Volks unter den verschiedensten äußeren Verhältnissen in drei verschiedenen Reichen fest. Lalesch ist für die Teufelanbeter dasselbe, was Rom für die Katholiken, Konstantinopel für die Griechen, Etschmiadzin für die schismatischen Armenier, Kotsch-Hanes für die Nestorianer ist. Die wandernden Missionare oder Priester von Lalesch führen außer dem erwähnten „Thatsch" auch jene seltsame und geheimnißvolle Vogelfigur mit dem Hahnenkopf, den Melek Tauß mit sich, außerdem einen dreifüßigen metallnen Leuchter, einen Knäuel aus groben Ziegenhaaren gewebt, eine kleine Trommel und Schalmei. Damit wandern sie von einer Gemeinde, von einem Dorfe zum andern. Ueberall wo sie erscheinen, ist große Freude unter den Yesiden. Alt und Jung eilt ihnen zum Empfang entgegen, auch Frauen und Kinder bewillkommnen die Missionare und den Melek Tauß mit ihrem Jubelrufe. Man sollte nach dem Jubel meinen, es werde ihnen die freundlichste Gabe, etwa wie unsern Kindern der heilige Christ

bescheert, während die Pfaffen vielmehr kommen um von dem armen Volke Geld zu holen und ihm nichts dagegen geben als ihre armseligen ziegenhärenen Reliquien. Der Melek Tauß und der Thatsch werden inmitten der Versammlung feierlich aufgestellt, die Lichter angezündet, die Trommel gerührt und die Pfeife geblasen. Andächtig nähert sich das Volk auf den Knieen kriechend dem heiligen Symbol und küßt den Priestern die Hände, die ihre mysteriösen Gebete sprechen. Nach vollbrachter Andacht empfangen die Priester die Geschenke der Gläubigen und reichen je nach dem Werth derselben den Gebern größere oder kleinere Stücke ihrer mitgebrachten Reliquien d. h. die Fetzen des ziegenhärnen Knäuels, welche der Empfänger mit Zeichen der größten Devotion und Freude annimmt und unter dem Kleide auf dem bloßen Leibe trägt. Wer kein Geld zu geben hat, schenkt den Priestern ein Schaf, einen Ochsen, ein Pferd. Auch die yesidische Kirche scheint einen guten Magen zu haben und alles, wenn nicht Länder und Provinzen, doch ganze Hämmel und Ochsen mit Haut und Hörnern verdauen zu können. Mit ihren empfangenen Gaben ziehen die Priester dann weiter und verkaufen das Vieh in der nächsten Stadt der Ungläubigen. Wehe dem, der es wagen sollte, die Missionare von Lalesch einer solchen Gabe zu berauben. Das Verbrechen würde von den Yesiden in dem Blute des Thäters gesühnt werden.

Die Geistlichkeit der Yesiden theilt sich in zwei Classen: in die höhere der Scheikhs oder Schechs und die niedere der Pirs. Diese Priester leben unter ihren Gemeinden zerstreut und üben bei ihnen in der Regel auch die weltliche Autorität. Jeder derselben hat eine gewisse Anzahl von Familien unter seiner Führung und Aufsicht, welche nie zu einem andern Priester übergehen. Die Kleidung dieser Geistlichen ist einfach: ein grobwollenes Hemd, wie die alten armenischen Einsiedler und darüber

ein weites Kleid von schwarzer Wolle, auf dem Kopf einen schwarzen Turban. Der hohe Klerus in Baadli und Lalesch soll weiße Turbans tragen. Ihr Bart wird nie vom Scheermesser berührt. Alle yesidischen Priester sind verheirathet, die Polygamie ist ihnen gestattet, während der gemeine Mann gleich den Kurden in der Regel nur Eine Frau hat. Das Ansehen und der Einfluß der Priester auf ihre Gemeinden ist unbeschränkt. Mit mongolischer Resignation unterwirft sich das Volk dem Ausspruche des yesidischen Seelsorgers, auch wenn derselbe für sich, für den Melek Tauß und das heilige Collegium von Lalesch von seiner gläubigen Gemeinde die letzte Kuh und das letzte Hemd fordern würde. Die fanatische Anhänglichkeit des Volks an seine Geistlichen spricht sich auch bei deren äußerer Erscheinung aus. Ueberall wo der Priester erscheint, bückt sich das Volk tief vor ihm und küßt ihm demüthigst die Hand. Das gemeine Volk schwört nicht nur bei dem Namen und selbst bei den Kleidern seiner Priester wie es auch die morgenländischen Christen bei dem Namen und dem Rock ihres Heiligen zu thun pflegen, sondern sie schreiben alles Glück oder Unglück, das ihnen auf Erden widerfährt, dem Einfluß dieses oder jenes Schechs oder Pirs zu. Wenn daher den yesidischen Hirten irgend ein Leid drückt, wenn sein Weib, sein Kind oder seine Kuh krank geworden, so denkt er statt an Doctor und Apotheker gleich an seinen Priester und beeilt sich ihm irgend eine Gabe zu bringen in der festen Hoffnung des besten Erfolgs.

Die Priesterweihe hat bei den Yesiden mit der gregorianisch-armenischen eigenthümliche Aehnlichkeit. Sobald ein geistliches Amt erledigt ist wird der Candidat in das Haus des Oberpriesters geführt, nachdem er zuvor in frischem Wasser gehörig gebadet und gewaschen worden. Hier läßt er sich in Gegenwart der versammelten Geistlichkeit und der Gemeinde auf die Kniee

nieder. Es wird ein gemeinschaftlicher Gesang angestimmt, welcher alle Regeln und Pflichten des geistlichen Amtes enthält. Nach Beendigung desselben bringt man die priesterliche Kleidung, welche durch die Versammlung von Hand zu Hand gereicht und von jedem der Anwesenden angespuckt wird — nach orientalischem Glauben nicht ein Zeichen des Abscheus, sondern ein probates Mittel, alles Uebel und Unglück von einem geliebten Gegenstande fern zu halten. Nachdem der Priester eingekleidet worden, nähert sich die Gemeinde dem Geweihten zum Handkusse und die feierliche Handlung endigt noch mit einem kräftigen Schmause, natürlich nicht auf Kosten des Priesters, sondern der Gemeinde.

Die yesidischen Geistlichen verrichten die Beschneidung, welche jedoch nicht bei allen Stämmen dieses Volks gebräuchlich ist. Von einer Taufe, deren Rich erwähnt, wissen die Yesiden in Armenien nichts. Bei dem Gottesdienst, den der Priester abhält, bedient er sich keines geschriebenen Formulars oder Buches, das überhaupt bei dieser Secte nicht existirt, doch trägt er bei jeder kirchlichen Handlung einen weißen Ueberwurf, eine Art von Chorhemd wie die katholischen Priester. Ehecontracte und die Ceremonien des Begräbnisses finden immer nur unter dem Beisein und Vortritt des Geistlichen statt, dem vor allem auch die Pflicht obliegt, das Volk zur strengen Beobachtung der alten väterlichen Sitten und Gebräuche anzuhalten.

Die Todtenfeier ist bei den Teufelanbetern von ganz eigenthümlicher Art und ihre Mysterien hat noch kein fremder Beobachter enthüllt. Auch der hochwürdige Gaspar-Ter-Gewandjan, unser Freund, konnte nicht in dieses Geheimniß eindringen, obwohl er viele Jahre unter den Yesiden gelebt und als Freund des Mirsa-Aga von Radowan die Lebensweise und die religiösen Ceremonien genau beobachten konnte. Die Lieder, welche die

Jesidenpriester vor den offenen Gräbern mit eigenthümlichem Tone und seltsamen Gebärden singen, theilen sie niemanden mit und zu den Ceremonien des Begräbnisses lassen sie den andersgläubigen Fremden, wenn er auch ihr Freund und Gast ist, nicht gerne zu. Vergebens hat Abowian den Thamar-Aga, das Oberhaupt der Jesiden im russischen Armenien der sein guter Freund ist, ihm wenigstens einige Worte von dem Liede mitzutheilen, das sie am Grabe singen. Thamar verweigerte jede Mittheilung und fand sich beleidigt, daß man in dieses Geheimniß eindringen wolle.

Sicher ist, daß die Jesiden an die Unsterblichkeit der Seele, auch an das Paradies und die Hölle jenseits glauben. Das Geld übt bekanntlich im Orient eine noch viel wunderbarere Macht als im Abendlande, wie jeder dortige Reisende in hundert Fällen erfährt. Aber neu und überraschend war mir doch die Bemerkung meines armenischen Freundes, daß sowohl Armenier als Jesiden durch Geldgeschenke an die Priester die bestimmte Zusicherung ewiger Seligkeit zu erkaufen pflegen. Wenn ihnen der Geistliche dieses süße Versprechen gegeben, sterben sie sehr ruhig. Der Arme, der in der ganzen Welt, auch bei den Teufelanbetern übel daran ist, muß wenn er die Habsucht des Priesters nicht befriedigen kann, ohne die angenehme Verheißung sterben, daß er mindestens jenseits das Paradies mit dem Reichen theilen werde. Um ihrer Sache ganz sicher zu sein, wird dem yesidischen Todten auch Geld in das Grab gegeben, mit dem er sich nach ihrem Begriffe den Eintritt in das Paradies erkaufen kann, falls der Priester ihn doch belogen und betrogen hätte. Die Leiche wird mit dem Antlitze nach Osten in das Grab gesenkt; um den Kopf wird ein freier Raum mit Steinen ummauert und der übrige Theil des Körpers mit Erde bedeckt. Dem Todten legt man außer den Geldmünzen auch Brod, ein

Stück Seife und einen Stock ins Grab. Bevor man ihn in die Grube senkt, flüstern ihm der Priester und die Angehörigen geheimnißvolle Worte ins Ohr. Dann wird mit dumpfer Stimme jenes seltsame Lied gesungen und das Grab mit Erde bedeckt. Was sie sich bei jenen Gaben denken, die den Todten begleiten, welchen Rath und welche Bitte sie ihm zu dieser letzten Wanderung in das starre Ohr flüstern, darüber bewahren die Yesiden gleichfalls tiefes Schweigen. Die Armenier, welche mit den Yesiden am Araxes leben, sagen, dieses letzte Geflüster enthalte den Rath: der Verstorbene möge den Pförtner des Paradieses zuerst mit dem Brode, dann mit der Münze zu gewinnen suchen. Die Grabmünze hätte somit bei den Yesiden eine wichtigere Bedeutung als der Obolos bei den alten Griechen, welcher nur für den finstern Charon zur Fahrgeldzahlung über den Acheron bestimmt war, während in den Hades selbst für alle Schatten freie Entrée war. Für den Fall daß auch das Geld nichts nützen sollte, rathen die Yesiden ihren Todten die Fußsohlen mit Seife zu beschmieren, sodann mit kräftig geschwungenem Stock den Paradiesportier vom Thor wegzuprügeln und mit glatten Füßen in den Wohnsitz der ewigen Seligkeit hineinzurutschen. Diese Sage wurde unserm armenischen Freunde von mehreren seiner Landsleute, unter andern auch von einem Archimandriten mitgetheilt, welcher mit yesidischen Priestern viel verkehrte. Die Yesiden selbst aber, welche Abowian befragte, leugneten diese Auslegung ihrer Begräbnißceremonien.

Zu den sonderbaren Zügen, welche man von diesem Volk erzählt, gehört auch ihr Glaube an den festen Bann des Zauberkreises. Zieht man um einen schlafenden Yesiden mit einem Stabe einen Kreis in die Erde und weckt ihn auf, so wagt er sich nicht zu bewegen, jammert und bittet die Vorübergehenden, den Kreis zu zerstören. Thut ihm Keiner diesen Gefallen, so

bleibt er unter lauten Weheklagen tagelang darin sitzen. Die Armenier sollen sich oft mit schlafenden Yesiden solchen Scherz erlauben.

Ueber die Ceremonien, welche die Teufelanbeter zu Lalesch, dem yesidischen Mekka und am Grabe ihres Scheik-Hadi feiern, herrscht das tiefste Dunkel. Was Pater Garzoni und Andere darüber mittheilen, ist den Aussagen der Mahomedaner von Mossul entnommen, welche diese Sectirer auf das bitterste hassen. Das größte religiöse Fest soll dort am 10. August gefeiert werden. Aus allen Gegenden kommen dann yesidische Wallfahrer gezogen, aus den umgebenden Dörfern sollen sich viele verheirathete Weiber bei der Versammlung einfinden. Nachdem tüchtig geschmaust und gezecht worden, werden, sagt man, die Lichter gelöscht und es findet eine schweigsame Vermischung zwischen beiden Geschlechtern statt wie bei den orientalischen Secten der Ali-Illahi und der Tscherag-Sonderans in Mesopotamien, Persien und Kurdistan. Dieser in Mossul und bei allen Mahomedanern herrschenden Sage wird von unparteiischen Beobachtern auf das entschiedenste widersprochen. Ainsworth, einer der zuverlässigsten Reisebeschreiber, der wenigstens in der Nähe von Lalesch gewesen, bezeichnet diese Sage mit aller Bestimmtheit als eine Verleumdung und schildert den Oberpriester im Tempel des Grabes von Scheik-Hadi als einen ehrwürdigen Priester, welcher ganz das Ansehen eines an friedliche Meditation und frommes Leben gewöhnten Mannes habe und nimmermehr der Anführer lasterhafter Orgien sein könne. Auch unsere armenischen Freunde in Eriwan halten die Erzählung der Moslims für eine böswillige Erdichtung.

Vom Teufel reden die Yesiden nicht gerne. Unter keiner Bedingung sprechen sie seinen Namen, das Wort „Schaitan“ aus, höchstens reden sie von ihm in umschreibenden Worten und

nennen ihn wie sein Symbol Melek Tauß d. h. schwarzer Engel oder Scheikh Mazem d. h. großes Haupt. Allenfalls geben sie auch zu, daß der Teufel ihr oberster Scheik oder Pir sei. Die Kinder des Mirsa-Aga, welche der mehrerwähnte Priester von Eriwan im Lesen und Schreiben unterrichtete, entdeckten einst zufällig in einem seiner Bücher das Wort „Satan." Sogleich liefen sie aus der Schule und konnten mit allem Zureden nicht bewogen werden, den Unterricht fortzusetzen. Auf das Aussprechen des Wortes „Schaitan" soll sogar bei diesem Volke die Todesstrafe gesetzt sein. Niebuhr erzählt, daß wenn auf dem Markt von Mossul zwischen Yesiden, welche dorthin ihre Waaren bringen, und den moslemischen Käufern Streit wegen der Bezahlung entstehe, die Moslims dann gewöhnlich das Wort „Schaitan" rufen, worauf die entsetzten Yesiden Geld und Waare im Stiche ließen. In den yesidischen Ortschaften bei Mossul aber wage auch kein Mahomedaner dieses Wort auszusprechen, weil er sonst in großer Gefahr sei, von dem ergrimmten Sectirer mißhandelt oder todtgeschlagen zu werden. Abowian, dem es gelang, einige yesidische Scheiks zur Mittheilung ihrer Ansicht über den Teufel zu bewegen, erhielt von ihnen eine ähnliche Erklärung wie Niebuhr.

Der Melek Tauß oder schwarze Engel, sagten sie, sei einstmals einer der vornehmsten und beliebtesten Diener oder Engel Gottes gewesen. Später sei er bei Gott in Ungade gefallen und verdammt worden, jedoch nicht auf ewig. Nach vollbrachter Buße und Strafzeit werde auch der Melek Tauß wieder Vergebung und Gnade finden und bei Gott zu Ehren kommen. Allah sei dem schwarzen Engel im Grunde nie gram gewesen, sondern habe nur geglaubt, einen Act der Gerechtigkeit gegen ihn erfüllen zu müssen. Von den Menschen sei es dumm und schändlich, die Erbsünde und alles Uebel auf der Erde dem Einfluß

des Teufels zuzuschreiben, da ihnen doch Gott die volle Freiheit ihres Wollens und Handelns gegeben. Keinenfalls dürfe man einem in Ungnade gefallenen Engel, der wieder zu Macht und Ansehen gelangen werde, fluchen. Wer das thue, der werde es später zu bereuen haben. Ueber die Ursache der Bestrafung des Melek Tauß sagen sie: er habe den Adam im Paradiese, als dieser bei Anbruch der ersten Nacht über das Verschwinden des Lichts erschrocken war, das Wiederaufgehen der Sonne für den folgenden Tag versprochen unter der Bedingung, daß Adam sich und sein Geschlecht dem Melek Tauß verschreibe. Adam, der nicht wußte, daß ohnehin nach dem Gesetze Gottes die Sonne am folgenden Tage wieder erscheinen werde, unterschrieb den Contract, welcher auf einen Stein geschrieben in den Fluß Jordan geworfen wurde. Dem Schelmenstreich des schwarzen Engels sei dann die göttliche Strafe gefolgt.

Diese Ansicht vom Melek Tauß hat etwas so kindlich Liebenswürdiges, daß mancher milddenkende Christ oder Muselmann sich mit dem Yesidismus versöhnen könnte. Betet doch dieses Volk zu seinem Gott so innerlich andächtig wie irgend ein orthodoxer Armenier. Wenn es diesem Gott eine humane und versöhnliche Gesinnung gegen den yesidischen Mephisto zutraut, so nähert sich diese Vorstellung der unsers großen deutschen Dichters, der ja auch den Herrn der Schöpfung so menschlich mit dem Teufel selber reden läßt. „Von allen Geistern, die verneinen, ist ihm der Schalk am wenigsten verhaßt." Die Yesiden sehen in ihrem Schaitan nicht das christliche Scheusal, mit Hörnern, Schweif und Pferdefuß, das unsere deutschen Künstler noch heute auf ihre Bilder malen. Dieser Schaitan ähnelt mehr dem Heine'schen Satanportrait:

„Er ist nicht häßlich und ist nicht lahm,
Er ist ein lieber, charmanter Mann."

Aus den Mittheilungen unserer armenischen Freunde über den Charakter der Jesiden geht ein Beitrag zu der wichtigen Lehre hervor: daß nicht das Dogma allein den sittlichen Werth der Völker bestimmt. Diese Teufelverehrer werden überall wo sie frei und sich selbst überlassen sind oder so human behandelt werden wie unter der Statthalterschaft des edlen Fürsten Woronzow von wahrheitliebenden Beobachtern als fromm, tolerant, ehrlich, gastfrei, höflich, mitleidig, treu, mäßig, keusch und tapfer geschildert. Das sind fast mehr gute Eigenschaften als alle übrigen Völker des Orients christlichen, jüdischen und mahomedanischen Glaubens zusammengenommen besitzen. Auf der Scala des moralischen Werthmessers unter den Völkern des Orients stehen die yesidischen Teufelanbeter höher als die türkischen Mahomedaner und diese höher als die griechischen und armenischen Christen. Man wäre somit beinahe zu denken geneigt, daß Freiheit, Schicksal, Humanität und innere Kraft mehr noch als überlieferte Offenbarungen, mehr noch als der Schall von Formeln und Namen den menschlichen Charakter bessern und veredeln, Völker wie Individuen gut und tüchtig machen können.

II.

Beiträge zur Naturgeschichte Vorderasiens.

Physische Geographie. Klimatologie. Geologische Resultate. Bemerkungen über den Charakter der Flora und der Fauna im türkischen Armenien, Kurdistan und westlichen Persien. Verzeichniß der vorkommenden Thiere und Beschreibung neuer Arten.

Carl Ritter, der gelehrte und geniale Geograph, der uns das physische Gemälde des großen Continents Asien mit Meisterhand gezeichnet hat, nennt jene hohe Massenerhebung, welche als ein Glied des nordwestlichen Taurussystems zugleich den äußersten Rand des hohen Tafellandes von West-Iran bildet und seine Wasser in den verschiedensten Richtungen nach drei Meeren aussendend das Quellgebiet der größten Stromgebiete Vorderasiens ist „das Land der Contraste in Bezug auf Natur und Völkerleben."

Das Land verdient diese charakteristische Bezeichnung. Auffallender als hier begegnen sich in der alten Welt kaum irgendwo die geographischen und ethnographischen Gegensätze in solcher Nähe, ja manchmal in unmittelbarer Berührung. Von den einförmigen, salzgeschwängerten, trockenen, vegetationsarmen Plateaulandschaften Central-Irans zu dem pflanzenreichen Wunder-

land Masenderan, das schon der persische Dichter Firdusi als ein Paradies mit ewigem Frühling besungen, von den warmen Thälern und Flächen des mittlern Euphrat- und Tigrislaufes, wo Palme, Granatbaum und Orange gedeihen bis zu den waldlosen kalten Alpenplateaus von Armenien, welche acht Monate des Jahres unter starrer Winterdecke begraben liegen und der vermittelnden Jahreszeiten des Frühlings und des Herbstes entbehren, von den baum- und blumenreichen Prachtthälern Lasistans, welche das immergrüne Kleid üppigster Lianenvegetation und majestätischer Urwälder von amerikanischer Großartigkeit umhüllen bis zu den kahlen ausgedorrten Steinhalden am Ararat und Tamturek, wo nur stellenweise der dürftige Wuchs einiger Gramineen, Kryptogamen und Strohblumen die trostlose Nacktheit der verbrannten Lavawildniß unterbrechen — von der demüthigen, gedrückten, sclavisch gehaltenen und sclavisch gesinnten Landbevölkerung West-Persiens und von dem regen Handelsgewühle des großen Emporium Tabris bis zu den freien, rohen und wilden Nomadenstämmen in den oberen Zabthälern, im Gebiete des alten Medien, welchen Bewegung, Raub und Krieg Lebensbedürfnisse sind — das sind in der Natur wie im Völkerleben so viele Bilder des Wechsels und der Mannigfaltigkeit, welche diesen Erdstrich des Namens wohl würdig machen, den ihm der große deutsche Länderforscher gegeben.

Das so reichgegliederte alpine Plateauland des armenisch-persischen Taurussystems, dessen eigenthümlich hohe Lage die Vegetation der Gräser und den vorherrschenden Nomadencharakter des Volks bedingt, mit den einsenkenden Pässen und den vielfachen Gebirgspassagen in allen Richtungen, welche die Züge der Karawanen wie der Kriegsheere, die friedlichen Unternehmungen phönizischer oder genuesischer Handelsvölker wie die kriegerischen Pläne ehrgeiziger Weltstürmer vom Orient und Occi-

dent seit den Tagen des Sesostris bis auf Paskewitsch-Eriwanski begünstigten — diese schroffen Höhenzüge, die bald als mauerartige Gebirgsketten, bald als isolirte Gruppen riesenhafter Steinkegel emporstreben, ein Werk vulcanischer Mächte, welche hier ewige Naturvesten, Weltburgen und Zufluchtsstätten für verfolgte Religionssecten und streitbare, freiheitliebende Völker gebaut — dieses merkwürdige Land mit all' den Eigenthümlichkeiten in den Erscheinungen der Natur und Menschengeschichte zu schildern, wäre eines Autors würdig, der mit dem scharfen Auge des Forschers die sichere Hand eines großen Naturzeichners wie Leopold von Buch oder Ritter Humboldt oder Beaumont vereinigte. Wir im Bewußtsein unserer schwachen Kräfte wagen nur wenige Pinselstriche zu dem Gemälde anderer Forscher als ergänzende Beiträge hinzuzufügen.

Das Hochland Iran wird im Norden von den breiten Höhenzügen des Paropamisus, im Nordwesten von der Alburskette, die als eine Fortsetzung der großen Erdspalte des mit ihr in gleicher Richtung streichenden Hindukusch und Himalayagebirges betrachtet wird und dem weiter westlich das Taurussystem sich anschließt, begrenzt und dadurch von dem großen Tieflande Mittelasiens in den kaspischen, arabischen und Gihonebenen getrennt. An seinen Westrand lehnen sich die Alpenketten von Armenien, Kurdistan und Aserbeidschan. Hier beginnt zwischen den innersten Winkeln des persischen Golfs und des kaspischen See's die größte horizontale Verengung Vorderasiens und die völlige Umgestaltung seiner von Osten her ebenen Oberfläche zu höher aufsteigenden, dem Plateau aufgelagerten Gebirgszügen, die hier auch schon theilweise wieder von Tiefthälern wie die des Tigris und des Araxes und von Bassineinsenkungen wie die der Alpenseen von Wán und Urmia unterbrochen werden. Hier beginnt mit dem Gebirgslande der Karduchen, dem Medien der alten und

Kurdistan der neuen Zeit statt der einförmigen Gleichheit des mittlern und östlichen Iran eine reichere verticale Gliederung der Oberfläche in Thäler und Höhen, welche sich bis zu wahren Alpenlandschaften erheben. Die vorherrschende Plateaubildung Irans geht theilweise auch auf Armenien und Anatolien über, verliert aber ihren Charakter der Ausdehnung, der Monotonie und der Trockenheit, wird durch das häufige Vorkommen hoher Ketten zu kleineren Räumen eingeschränkt und verwandelt sich auf den südwestlichen Abfällen gegen Mesopotamien in Tiefthäler und Stufenlandschaften. Iran wird damit der wahre Uebergang von Ost-Asien zum europäischen Boden und Klein-Asien hat Ritter so treffend die peninsulare Brücke genannt, welche sich als äußerstes Glied des Hochlandes nach Europa hinüberstreckend beide Welttheile auf eine sehr freie Weise für Völkerverhältnisse verbindet. Hier ist das Maximum der Annäherung der drei Welttheile mit der Begünstigung der fünf Durchbrüche großer Meeresstrecken. West-Asien gliedert sich eben da wo es sich Europa und Afrika am meisten nähert, auch am meisten in wagerechter und verticaler Hinsicht, in den kaukasischen Isthmus, in das Plateau Armeniens, in die mit Tafelland gefüllte Halbinsel Klein-Asien, in den syrischen Küstengebirgszug und in das arabische Nedscheb. In die Lücken, welche diese Gliederungen, Einsenkungen und mannigfachen Spaltungen darbieten, drängen sich zwischen die drei Erdtheile fünf Meerestheile aus allen Winden kommend, wie sonst nirgends auf der Erde, zu der gemeinsamen Mitte des eben darum cultivirtesten Asiens und seiner Nachbarländer, weil sie selbst zugleich die maritimen Bahnen des hin- und herwogenden Völkerverkehrs werden mußten, an denen überall verdoppelte und vervielfachte physikalisch bedingte Anregungen der Cultur hervortraten. Es sind die maritimen Eingänge des persischen Golfs von der indischen Welt her in das

babylonisch-assyrische Völkergebiet, des arabischen Golfs von dem alten Ophir her bis zu den Phöniziern, Hebräern, Aegyptern die bekanntlich berühmtesten Straßen des größten Weltverkehrs im hohen Alterthum. Es sind ferner der syrisch-cilicische Meereswinkel und das ägäische Meer, welche jenes West-Asien zunächst mit den Gebieten der Aegypter, Carthager, Iberen, Italier, Griechen in directen maritimen Verkehr brachten, und der Einschnitt des Pontus, der des unüberstiegenen Kaukasus ungeachtet schon die frühzeitig schiffenden Kimmerer und indischen Colchier hinüberführte zu den Mündungen des Ister und den europäischen Osten zuerst zugänglich machte, der von da aus dann wieder von den Argonauten an bis auf die Zeiten des Perikles, Pompejus, Hadrian und die byzantinischen Kaiser hieher zurückwirkte. Endlich ist es der merkwürdige Einschnitt des kaspischen See's, des größten Landsee's der Erde, der für das centrale und vordere Asien durch Wechselwirkung seines physikalischen Einflusses so bedeutend ist, daß man sich ihn nur wegzudenken braucht, um die Verarmung jenes Steppenbodens sogleich zu empfinden. Wenn er in den letzten Jahrhunderten seine Function als physiologisch wirkendes Organ der Erde nicht mehr so wie ehedem auf das Völkerleben ausgeübt hat, so liegt dies nicht in der Form, sondern in dem verwelkten oder neu sich erzeugenden Völkerleben, das gegenwärtig seine Gestade umgibt. —

Eine vergleichende Uebersicht der Höhenverhältnisse erklärt viele Eigenthümlichkeiten des Klima's und des Bodens. Iran zeichnet sich besonders im Gegensatze zu den nördlichen Tiefländern durch die bedeutende Erhebung seiner Hochebenen über dem Meeresspiegel aus. Es ist begreiflich, wenn Schiras und Persepolis troß ihrer südlichen Lage kalte Winter haben und drei bis vier Monate mit Schnee überdeckt bleiben, da dieses eine Meereshöhe von 4800', jenes von 2484' hat. Auch Ispahan

im Thale des Zehenderud, die alte einst so glanzvolle, jetzt so gesunkene Capitale des Perserreiches liegt noch auf einer Höhe von 4140′ nach Frasers Messung. Als tiefste Einsenkung des Central-Iranplateaus hat dieser britische Reisende Kum bezeichnet, das nur 2046′ hoch liegt, während in Teheran, der gegenwärtigen Residenz der persischen Könige am südlichen Fuße des Vulcans Demavent die Meereshöhe wieder 3786 Pariser Fuß erreicht. Die den Plateaus von Central-Iran aufgelagerten Höhenzüge gleichen auf so hoher Basis mehr Hügelreihen als wirklichen Bergketten. Gegen den westlichen Rand von Iran treten jedoch wieder höhere Ketten und Gruppen von Bergen auf, obwohl die horizontale Ausdehnung der Massen, die Tafellandbildung auch hier noch vorherrschend ist und außer der Sewillangruppe bei Ardebil, deren höchster Gipfel sich 12,197′ erhebt, die übrigen Gebirgszüge östlich vom großen Urmiasee noch kaum die eigentliche Alpenhöhe erreichen. Die Plateaus selbst aber erheben sich von hier stufenweise in der langen Reihe von der ausgedehnten Hochebene von Tabris, deren Meereshöhe nahebei 4500′ beträgt, bis zum hohen Plateau von Erzerum, welches sich 6100′ über dem Spiegel des Pontus erhebt. An den südlichen Abfällen der kurdischen Zagrosketten, wo der wilde Zabfluß sich gegen den Tigris mündet, beginnt die bedeutende Senkung und mit ihr der plötzliche Uebergang in ein heißes Klima. Die Stadt Mardin auf der Höhe der südlichen Tauruskette gegen das obere Mesopotamien hat noch eine Meereshöhe von 2815′, welche nordwestlich von Mossul bei der Stadt Nisibis auf 1220′, bei Mossul am Tigrisbette selbst auf 328′ herabsinkt.

Die Gleichförmigkeit der Höhenverhältnisse im eigentlichen Iran und der rasche Wechsel derselben auf den sich anlehnenden nördlichen und westlichen Stufenlandschaften des Taurussystems

auf einen hier ziemlich beschränkten Raum bedingen zum großen Theil die eigenthümlichen klimatischen Erscheinungen, die wunderlichen Wechsel und Sprünge von dem gleichmäßig milden frühlingsartigen Klima der lasischen Tiefthäler bis zur rauhen Winternatur Armeniens, von den klimatischen Contrasten Central-Irans, der versengenden Glutatmosphäre Mesopotamiens.

Da es sich hier nur um die flüchtigen Linien zu einem Grundriß des physischen Gemäldes dieser Erdgegenden handelt, unterlassen wir die Veröffentlichung von Einzelheiten der in Persien uns mitgetheilten metereologischen und klimatologischen Beobachtungen. Folgende Resultate bezeichnen die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der östlichen Stufenländer des Taurus und eines Theils von Central-Iran: Lange Dauer und im Verhältniß zu den Breitegraden auffallend tiefe Temperatur der Winter (Winterkälte von 7 bis 8 Monaten in den hohen Plateaus von Armenien, von 5 bis 6 Monaten in den 11,500' tiefer liegenden ausgedehnten Hochebenen Westpersiens), kurze Dauer, Trockenheit und verhältnißmäßig sehr hohe Temperatur der Sommer, rascher Wechsel und Uebergang der Jahreszeiten, der Temperatur, der Niederschläge und der Trockenheit, Mangel oder äußerst kurze Dauer des Frühlings und Herbstes, welche in Aserbeidschan und Kurdistan nur durch die Stärke und anhaltende Dauer der Niederschläge angedeutet werden, häufiger Wechsel der Winde und Stärke der Orkane. Die Südwinde sind hier nicht die Plage des Landes wie in Aegypten und Syrien, sondern die Ostwinde, Scherki genannt, welche im Winter durchdringend kühl, im Sommer heiß und abspannend sind, heftige Staubwolken erregen und dadurch den Augen gefährlich werden.

Späte Aussaat und frühe Ernte des Getreides ist eine natürliche Folge der langen Winterdauer und des raschen Uebergangs der kalten Temperatur zur drückenden Sommerhitze. Als charakteristische Eigenthümlichkeit sowohl von Iran als von seinen westlichen Stufenlandschaften, von Aserbeidschan und Armenien verdient hervorgehoben zu werden, daß hier ohne künstliche Bewässerung fast keinerlei Art von Cultur, weder Feld- noch Gartenfrüchte gedeihen. Die anhaltende Hitze und Trockenheit des Sommers würde ohne die fleißige Nachhülfe durch Menschenhände, die alles Wasser, welches die Natur nicht überall reichlich spendet, aufzufangen bemüht sind, Cerealien wie Gräser in den Ebenen frühzeitig versengen und weder die Cultur der Obstbäume noch der Rebe zulassen, welche dort einer starken Befeuchtung bedarf. Daher die Stärke des Schneefalls im Winter selbst auf Höhenzügen von weniger als 7000′ ein großer Segen für das Land, eine unumgängliche Bedingung seiner Bewohnbarkeit und seines Wohlstandes ist; daher überall Unfruchtbarkeit, Verödung und Armuth, wo entweder die Schneeberge, die Flüsse und Bäche fehlen oder wo die Niveauverhältnisse des Bodens die Ableitung der Flußrinnsale durch künstliche Canäle, das Abzapfen des überflüssigen Wassers für den fernerliegenden trockenen Boden unmöglich oder allzu beschwerlich machen. Eine weitere Folge der Temperaturcontraste ist das üppige Gedeihen solcher Culturgewächse, welche eine beträchtliche Winterkälte ertragen und einer bedeutenden Sommerhitze zur raschen Entwickelung und Reife der Früchte bedürfen. Baumwolle, Reis, Sesam gedeihen in der Hochebene am Urmiasee vortrefflich, der Feigenbaum dagegen bedarf geschützter Stellen, der Oelbaum widersteht nicht dem Winterfrost, die Orange kommt erst am persischen Golf und in den unteren Euphratgegenden vor. Die Rebe dagegen gedeiht selbst auf den hohen

Ufern am Wansee bis nahebei 5500′ und in den fast noch höher gelegenen Zabthälern des Hakkarilandes vortrefflich, während sie bekanntlich in dem viel mildern und gleichmäßigern Klima von Großbritannien keine reifen Trauben hervorbringt. Dagegen würden Magnolien und Camellia japonica in Kurdistan und Aserbeidschan nicht wie in England den Winterfrost im Freien ertragen.

Die wichtigsten geognostischen Verhältnisse der von uns beobachteten Gebirgsgegenden Vorder-Asiens wurden im Laufe der Reisebeschreibung angedeutet. Die geologischen Hauptresultate in Aserbeidschan mit Ausnahme weniger Modificationen stimmen mit denen des Hochlandes Armeniens und Kurdistans im Wesentlichen zusammen. Die Kettenzüge dieser drei Länder sind Glieder desselben Gebirgssystems; sie haben dieselbe Richtung des Streichens und namentlich in den höheren Ketten auch denselben petrographischen Charakter mit einander gemein, ihre Entstehung ist höchst wahrscheinlich eine gleichzeitige gewesen. Plutonische Kräfte haben in West-Persien und Kurdistan wie in Armenien den weit überwiegendsten Antheil an der Höhenbildung genommen. Doch nehmen in den Bergen, welche den Urmiasee umgeben und die Hochebenen von Choi und Tabris trennen, die neptunischen Formationen einen verhältnißmäßig größern Raum ein als im armenischen Hochlande. Dasselbe Kalkgebilde der jurassischen Formationenreihe, welches in den oberen Thälern des Murad und in den Umgebungen von Bajasid beginnt und hier durch die starke Einwirkung vulcanischer Hebungen und Durchbrüche die auffallendsten Störungen des Schichtenbaues und Veränderungen des petrographischen Charakters zeigt, setzt auch nach Persien fort und kommt im Westen des Urmiasee's in ziemlich beträchtlicher Ausdehnung vor. Das-

selbe Gebilde ist dort reich an Versteinerungen und schließt besonders viele Arten von Belemnites, Pecten und Terebratula ein, nähert sich wahrscheinlich dem Coral-Rag Englands. Solche versteinerungsreiche Schichten erheben sich dicht am Ufer des großen Salzsee's und setzen unter dessen Wasserfläche fort. Das Wasserbecken jener frühern Periode, welches die Stelle des heutigen Urmiasee's eingenommen, war also für höhere thierische Organismen nicht so verderblich wie heute das salz- und jodreiche Wasser dieses großen Alpensee's.

Aeltere plutonische Bildungen, Massengesteine wie Granit, Syenit, Gabbro, Diorit kommen in Aserbeidschan häufiger vor als im eigentlichen Hochlande Armenien, wo ich sie hauptsächlich nur an dem Nordrande fand. Von ihnen sind auch hier offenbar die ersten Kettenbauten, die frühesten Hebungen, Zerrüttungen und Umgestaltungen der horizontalen Schichten des Grund- und Uebergangsgebirges ausgegangen. Die Bildung der höheren Ketten, welche die wahre Alpenregion erreichen, war hier wie in ganz Vorder-Asien eine Folge der Durchbrüche der Porphyre und Trachyte. Die Gipfel des Sewillan wie des Sahant bestehen aus Trachyten und Porphyren, welche den kaukasischen und armenischen ganz analog sind. Hier wie dort geht dieser Porphyr durch Abnahme des Feldspaths und Zunahme des Augits öfters in wahren Melaphyr über. Im Gegensatze zur kaukasischen Kette, wo der trachytische Porphyr in eine geringere Breite eingeengt und aus einer schmälern Spalte emporgestiegen, in einer senkrechten Richtung sich erhob und ausdehnte und eine schroffere und höhere Gebirgsmauer ohne Hochebenen, ohne ausgedehnte Längenthäler, ohne tiefere Einsenkungen der Kammhöhen bildete, breiteten sich in West-Persien noch mehr als in Transkaukasien und Armenien die plutonischen Gesteinmassen in

einer mehr horizontalen Richtung aus, welche die vorherrschende Bildung breiter Thäler und ausgedehnter Plateaus begünstigte. Wie an den Rändern der höchsten Alpenketten in Armenien bildeten sich auch in Aserbeidschan einzelne Gruppen von vulcanischen Erhebungskratern, und öffneten sich wahre Eruptionskrater, welche eine permanente Wechselwirkung zwischen den tiefen vulcanischen Glutherden und der Atmosphäre vermittelten. Die vulcanische Thätigkeit scheint auch hier besonders in der Umgegend von Tabris wie bei den Vulcangruppen der Eriwanschen Hochebene von langer Dauer gewesen zu sein, sich nicht so früh erschöpft zu haben wie in den Vulcanen bei Erzerum. Am Sewillan sind deutliche Lavaströme wie am Ararat und Allahges nachgewiesen. Ob auch in Aserbeidschan die basaltischen und doleritischen Laven wie am Allahges selbst die jüngsten Sedimentbildungen überdecken, ist mir unbekannt. Die vulcanischen Kräfte ruhen gegenwärtig in Persien wie in Armenien, scheinen aber noch keineswegs gänzlich aufgehört zu haben, wie die periodisch sich erneuernden sehr starken Erderschütterungen beweisen. Tabris ist fast in jedem Jahrhundert einigemal durch Erdbeben furchtbar verheert worden. Die letzte Eruption der Vulcane nordöstlich von Tabris reicht wahrscheinlich in die Anfänge der historischen Zeit. Sagen von Feuererscheinungen aus dem Erdinnern, welche mit dem Feuercultus der alten Perser in Verbindung gebracht werden, haben sich im Volke erhalten. Bestimmte Aufschlüsse darüber fehlen in den uns bekannten Geschichtsquellen.

Die Formen der Pflanzen- und Thierwelt haben selbst in den südlichen Gegenden der persischen Provinz Aserbeidschan zwischen dem 36. und 39.° N. B. einen vorherrschenden mitteleuropäischen Charakter, besonders in den höheren Gebirgsregionen zwischen 5000 bis 8000′. Die Geschlechter sind hier im

Ganzen dieselben wie in den Alpen der Schweiz und Tirols, nur die Arten sind zum Theil verschieden. Das verhältnißmäßig rauhere Winterklima West-Irans, der Einfluß der mit ewigem Schnee bedeckten hohen Tauruskettten geben auch in West-Persien der Thier- und Pflanzenwelt im Allgemeinen eine weit nördlichere Physionomie als man unter diesen Breitegraden vermuthen sollte. Ein allmähliger Uebergang in südlichere oder eigentlich orientalische Formen, ein Hereinragen des asiatischen Charakters der Flora und Fauna ist übrigens bei so manchen Arten, besonders in den Ebenen am Urmiasee unverkennbar. Von der armenischen Flora unterscheidet sich die westpersische durch ihre ziemlich große Mannigfaltigkeit an Salzpflanzen, welche in den Hochebenen Central-Irans durch noch zahlreichere Arten repräsentirt zu sein scheinen als in den Ebenen am Urmiasee. Dagegen fehlen hier die meisten Waldpflanzen. Massenhafte Ansammlungen hochstämmiger Bäume, eigentliche Waldungen nach unseren Begriffen fehlen auf den Plateaus von Iran beinahe gänzlich. Die Buche, welche noch in der Waldregion der kolchisch-armenischen Gebirgsabfälle gegen das schwarze Meer bis zur Höhe von 4500′ den häufigsten Waldbaum bildet, hat in den Kurthälern seine äußerste Ostgrenze erreicht und scheint in Gilan und Masenderan, den einzigen persischen Provinzen, welche noch dichten Waldwuchs besitzen, nicht mehr vorzukommen. Eichen, Erlen, Zitterpappeln, Weiden, Eschen, Kastanien, Ahornbäume sind dort mit südlicheren Formen: Kirschlorbeer, immergrünem Bux, Maulbeer, Kastanie, Myrthe, Lorbeer, Pschadbäumen und wilden Obstarten gemischt; die wilde Waldrebe gedeiht in Masenderan eben so üppig und kräftig und spielt bis in die höchsten Waldbaumwipfel sich schlingend eine eben so prächtig königliche Figur als in Kolchis und an den Ufern des Phasis. Der höchste Waldbaum in Armenien wie auf dem Alburs ist eine strauchartige Birke.

Schon wegen der beträchtlichen Erhebung der Plateaus im persischen Aserbeidschan und Kurdistan kann dort von einer großen Mannigfaltigkeit der Flora keine Rede sein. Reich an Formen ist die Vegetation nur in Ländern, welche aus tiefer Ebene oder vom Seegestade aufsteigen, sich allmählig über der Meeresfläche terrassenartig erheben, deren verschiedene Regionen dann verschiedene Klimate und einen verschiedenartigen Charakter der Pflanzen- und Thierwelt zeigen. Die eigentlichen Hochebenen West-Persiens sind wegen vorherrschender Trockenheit pflanzenarm und auf den Abhängen und Terrassen der Gebirge, welche diesen Plateaus aufgelagert sind, ist der sub-alpine Charakter der Organismen bereits überwiegend ausgeprägt, in den obersten Regionen zwischen 7 und 9000′ kommen bereits viele ächte Alpenpflanzen vor, an Individuen zahlreicher als an Arten. Im Allgemeinen habe ich auf den Höhen des Sahant und der kurdisch-persischen Alpen im Westen und Süden des Urmiasee's die Flora weit ärmer gefunden als auf den Terrassen des Allahges im russischen Armenien. Von einer so wunderbaren Pracht üppig wuchernder Alpenkräuter und prächtig gefärbter Blumen von jener Größe und reinen Färbung, wie man sie in manchen Alpengegenden der Schweiz z. B. in Oberengadin bei Samaden und St. Moritz findet, bekommt man auf den Alpen Vorder-Asiens nichts zu sehen. Auch mit der Vegetation in der Centralkette des Kaukasus bei Kobi und Keschaur, wo ich ein Jahr zuvor in den gleichen Sommermonaten botanisirte, kann sich die alpine Flora West-Persiens an Mannigfaltigkeit der Arten und bunter Pracht der Individuen nicht messen. Mit der kaukasischen und mitteleuropäischen Alpenvegetation hat übrigens auch die Flora auf den Höhen des Sahant die geringe Zahl der einjährigen Pflanzen, die bedeutende Größe der Blumen im Verhältniß zur ganzen Pflanze, die Seltenheit giftiger Vegetabilien und

die große Zahl der medicinischen bitteren Pflanzen, endlich auch die Reinheit der Blumenfarben gemein.

Die westpersische Fauna unterscheidet sich von der transkaukasischen und armenischen ebenso wie die Pflanzenwelt durch das Vorkommen ziemlich vieler niedern Thierarten, welche nur in trockenen Ebenen, auf salzgeschwängertem Boden und in der Nähe von sandigen Meeresküsten oder Salzseeufern gefunden werden. An den Ufern des Urmiasee's fand ich (leider meist schon in Cadavern) sehr viele Melasomen, welche in Georgien und Armenien nicht vorkommen. Was ich in dem Anhang meines Werkes „Reise nach Kolchis" über den Charakter der Gebirgsfauna Transkaukasiens und die geographische Verbreitung der Thiere sagte, gilt im Wesentlichen auch von der Fauna Aserbeidschans. Die vorherrschende Tendenz der Plateaubildung begünstigt hier wie in Armenien die Verbreitung der Arten im Gegensatz zum Kaukasus, dessen hohe Gebirgsmauer ohne einsenkende Pässe und ohne Stromdurchbrüche der Verbreitung vieler Thierarten, welche eine geringe Bewegungsfähigkeit besitzen, besonders aus den Classen der Reptilien, Arachniden, Koleopteren, Land- und Süßwassermollusken eine bestimmte Grenze setzt. Zwischen dem nördlichen und dem südlichen Abfalle des Kaukasus ist die Verschiedenheit der Thierarten innerhalb des Raumes von 1 bis 1½ Breitegraden größer als in Armenien, Georgien und West-Persien auf einem Flächenraum von 3 bis 4 Breitegraden. In den Gebirgsgegenden zwischen dem 36. und 38. Breitegrad bemerkte ich in Persien bereits eine Abnahme der Repräsentanten der für die Gebirge Mittel-Europa's, des kaukasischen Isthmus und Sibiriens so charakteristischen Laufkäferfamilie. Die Gattungen Procerus und Procrustes sind verschwunden, das höchst eigenthümliche und für die höchsten Alpenregionen Armeniens durchaus charakteristische Genus Callisthenes habe ich auf den

Höhen des Sahant und der Zagrosketten nicht wiedergefunden. Auf den sub-alpinen Höhen des Sahant kommen nur wenige eigentliche Caraben vor, welche durch ihre geringe Größe, nicht durch ihre plattgedrückte Form wie in den Hochgebirgen Ossetiens charakterisirt sind. Der auffallenden Armuth Persiens an Land- und Süßwassermollusken hat bereits der berühmte französische Reisende Olivier Erwähnung gethan. Die Seltenheit der Kalkformationen in Central-Iran mag ebenso wie die Lufttrockenheit und der Regenmangel im Sommer Schuld an dieser eigenthümlichen Erscheinung sein. Am Urmiasee tödtet die Sommerhitze im Juli schon die meisten kriechenden Insecten. Ein Entomolog würde dort nur im Monate Mai reiche und interessante Ausbeute machen. Die schönen Satyrus-Arten, welche ich bei Daschgesan erbeutete, waren größtentheils neu und durch eine ganz eigenthümliche Färbung und Zeichnung auffallend. Die von Herrich-Schäffer beschriebenen schönen Arten Satyrus Bischoffii und Satyrus Wagneri bezeichnen dort recht deutlich den Uebergang der europäischen Lepitopteren-Fauna zu den Formen des Orients.

Ich gebe hier ein Verzeichniß der Säugethiere, Vögel, Amphibien und Koleopteren aus den von mir bereisten Gegenden Vorder-Asiens. Was ich nicht selbst beobachtete und sammelte, verdanke ich der Mittheilung eines Mitglieds vom britischen Consulat in Erzerum. Die Bestimmung und Beschreibung der von mir in Armenien, Georgien, West-Persien und Kurdistan gesammelten Koleopteren verdanke ich der Güte des Herrn Dr. Hampe in Wien.

Verzeichniß der Säugethiere in Trans-Kaukasien, Armenien und Aserbeidschan.

Erinaceus Europaeus.
—— auritus.
—— concolor.
Talpa Europaea.
Meles vulgaris.
—— taxus.
Mustela vulgaris.
—— foina.
—— Putorius.
—— lutreola.
—— zorila (bei Erzerum).
Lutra vulgaris.
(Eine hiervon verschiedene Fischotter soll sich an den kolchischen und lasischen Flüssen finden.)
Canis aureus.
—— vulpes.
—— melanotus.
—— lupus.
—— corsac.
Hyaena striata.
Felis Tigris. *)
—— Catusferus.
—— Cervaria.
—— panthera.
—— chaus.
Calocephalus vitulinus?
Sciurus vulgaris.
Spermophilus musicus.
Dipus jaculus.
Spalax typhlus. Var. Xanthodon
—— Pallasii?
Hypudaeus amphibius.
—— socialis.
Cricetus nigricans.
—— accedula.
—— frumentarius.
Mus sylvaticus.
—— Messorius.
—— latipes.
—— Abbotii.
Myoxus Dryas.
—— glis.
—— avellanarius.
Lepus timidus.
Camelus bactrianus.
—— Dromedarius.
Cervus elaphus.
Capreolus vulgaris.
Antilope subgutturosa.
—— Saïga.
—— rupicapra.
Capra aegagrus.
—— hircus.
—— caucasica.
Ovis Gmellini.
—— aries.
Bos urus. } in Georgien u.
—— bubalus. } Kolchis.

Verzeichniß der Vögel.

Cathartes percnopterus.
Vultur fulvus.
Gypaetos barbatus.
Falco imperialis.

---

*) Der Tiger ist in Iran nicht heimisch, verirrt sich aber öfters nach Persien auf seinen großartigen Jagdzügen.

Falco fulvus.
—— albicilla.
—— hypoleucus.
—— cenchris.
—— tinnunculus.
—— tinnunculoïdes.
—— aesalon.
—— subbuteo.
—— rufipes.
—— peregrinus.
—— naevius.
—— pennatus.
—— buteo.
—— apivorus.
—— milvus.
—— rufus.
—— cyaneus.
—— lagopus.
—— palumbarius.
—— nisus.
—— laniarius.
Strix otus.
—— flammea.
—— Indica.*)
—— passerina.
—— acadica.
—— bubo.
Lanius minor.
—— collurio.
—— excubitor.
—— meridionalis.
Muscicapa grisola.
—— albicollis.
—— luctuosa
Turdus merula.
—— torquatus.
—— iliacus.
Turdus viscivorus.
—— pilaris.
—— musicus.
Cinclus aquaticus.
Sturnus vulgaris.
Pastor roseus. **)
Oriolus galbula.
Saxicola Aenanthe.
—— stapazina.
—— saltator.
—— rubetra.
—— rubicola.
Sylvia turdoïdes.
—— familiaris.
—— phragmitis.
—— Cetti.
—— luscinia.
—— philomela?
—— atricapilla.
—— cinerea.
—— curruca.
—— icterops. } ***)
—— mystacea. }
—— rubecula.
—— tithys.
—— phoenicurus.
—— trochilus.
—— sibilatrix.
Troglodytes Europaeus.
Motacilla alba.
Budytes flava.
—— melanocephala.
Anthus arboreus.
—— rupestris.
—— praticus.
—— rufescens.
Alauda calandra.

---

*) Strix Indica soll selbst in Armenien vorkommen.

**) Ueber die Lebensweise dieses höchst zierlichen Vogels und die Sagen, welche über ihn unter den Armeniern verbreitet sind lese man Näheres in meiner „Reise nach dem Ararat."

***) Diese beiden Arten wurden von Herrn Menetries bei Talysch und Lenkoran entdeckt und in seinem „Catalogue raisonné" aufgeführt.

Alauda bimaculata. *)
—— cristata.
—— alpestris.
—— arvensis.
—— arborea.
—— pispoletta.
—— brachydactyla.
Parus major.
—— ater.
—— coeruleus.
—— palustris.
Emberiza melanocephala.
—— citrinella.
—— miliaria.
—— hortulana.
—— cia.
—— granativora.
—— Caspia.
Coccothraustes chloris.
—— vulgaris.
Fringilla coelebs.
—— cannabina.
—— spinus.
—— linaria.
—— carduelis.
—— sanguinea. **)
—— montifringilla.
Pyrrhula vulgaris.
—— erythrina.
Sitta Europaea.
Corvus corax.
—— frugilegus.
Corvus corone.
—— pica.
—— glandarius.
—— monedula.
—— cornix.
Pyrrhocorax graculus.
Cypselus alpinus.
—— murarius.
Hirundo rustica.
—— urbica.
—— rupestris.
—— riparia.
Caprimulgus Europaeus.
Upupa Epops.
Merops apiaster.
—— Persica. ***)
Alcedo Ispida.
Picus canus.
—— viridis.
Iynx torquilla.
Cuculus canorus.
Columba palumbus.
—— oenas.
—— livia.
—— turtur.
Phasianus colchicus.
Perdix †) coturnix.
—— saxatilis.
—— cinerea.
Pterocles Caspius.
Otis tarda.
—— tetrax.

---

*) Diese schöne Lerche beobachtete ich nur auf dem höchsten Plateau von Armenien. Menetries hat sie auf den Gebirgen von Talysch in einer Region von 6000′ erbeutet.

**) Diese Art scheint dem Plateau von Erzerum eigenthümlich zu sein.

***) Der persische Bienenfresser wurde von Pallas am kaspischen Meer entdeckt, hat ähnliche Lebensweise aber eine weit geringere geographische Verbreitung als Merops apiaster.

†) Ein noch unbeschriebenes sehr kleines Rebhuhn kommt bei Teheran vor. Consul Bonham in Tabris hatte auch ein lebendes Exemplar des riesenhaften Rebhuhn vom Himalaya, welches sich zuweilen auf den Plateaus von Iran sehen läßt, aber sehr selten ist.

Grus Virgo. *)
—— cinereus.
—— leucogeranus.
Ardea cinerea.
—— purpurea.
—— egretta.
—— nycticorax.
—— stellaris.
—— minuta.
—— garzetta.
Phoenicopterus ruber.
Platalea leucorodia.
Ciconia nigra.
—— alba.
Ibis Falcinellus.
—— religiosa? **)
Numenius Phaeopus.
Tringa variabilis.
—— minuta.
Totanus callidris.
—— glottis.
—— ochropus.
—— hypoleucus.
Limosa rufa.
—— melanura.
Tringa ***) pugnax.
Tringa variabilis.
—— minuta.
—— subarquata.
Scolopax major.
—— gallinula.
—— rusticola.
Pelidna cinclus.
Lobipes hyperboreus.
Glareola torquata.
—— limbata.
Rallus aquaticus.
Gallinula chloropus.
Fulica atra.
Haematopus Ostralegus.
Callidris arenaria.
Cursorius isabelinus.
Vanellus cristatus.
Charadrius pluvialis.
—— cantianus.
—— intermedius.
Oedicnemus crepitans.
Himantopus melanopterus. †)
Podiceps cristatus.
—— Caspicus.
—— rubricollis.
—— auritus.

---

*) Ueber das Vorkommen und die Lebensweise dieses höchst graziösen Vogels s. den Anhang zu meiner „Reise nach Kolchis.“

**) Das Vorkommen des heiligen Ibis, der in Aegypten fast verschwunden, in Vorderasien ist zweifelhaft. Nordmann führt ihn im Catalog seiner pontischen Fauna als an der südlichen Küste des schwarzen Meeres lebend auf. In den Sumpfwässern südlich vom Urmiasee, wo eine wahre Republik von Wad- und Schwimmvögeln, sah ich den braunen Ibis falcinellus in großer Zahl, konnte aber nirgends den heiligen Ibis erbeuten. Unter dem Vögelverzeichniß von Erzerum ist eine unbekannte Ibisart aufgeführt.

***) Diese vier Tringaarten kommen auf dem Plateau von Erzerum vor. Menetries hat in Trans-Kaukasien nur die einzige Art Tringa pugnax erbeutet.

†) Der hochbeinige Strandreiter hat eine auffallend weite Verbreitung. Ich fand ihn am afrikanischen See Fezzara bei Bona, am Ararat und am persischen Urmiasee noch häufiger als an den Ufern der Donau und des Bodensee's.

Pelecanus onocrotalus.
—— crispus.
Carbo cormoranus.
Sterna Caspia.
—— hirundo.
—— nigra.
—— leucoptera.
—— minuta.
—— cantiaca.
Larus canus.
—— tridactylus.
—— ichthyaetus.
—— argentatus.
—— ridibundus.
Cygnus Ferus.
Anser albifrons.
Anser ruficollis.
Anas *) rutila.
—— boschas.
—— acuta.
—— clypaeata.
—— Grecca.
—— rufina.
—— ferina.
—— glangula.
—— fuligula.
—— hyemalis.
—— angustirostris.
—— tadorna.
—— moschata.
—— querquedula.

Verzeichniß der in Vorder-Asien vorkommenden Amphibien.

Emys Caspia.
—— Europaea. **)
Testudo ibera.
Lacerta agilis.
—— viridis.
—— quinquevittata.
—— stirpium.
—— Laurentii.
Podarcis velox.
—— variabilis.
—— irritans.
Ophisops elegans.
Phrynocephalus helioscopus.
Scincus bivittatus.
Trapelus sanguinolutus.
Stellio vulgaris.
—— caucasicus.
Pseudopus Pallasii.
—— Fischeri.
Anguis fragilis.
Typhlops vermicularis.
Coluber bicolor.
—— natrix.
—— Persa.
—— collaris.
—— Dione?
—— Alpèstris.
—— Caucasicus.
—— scutatus.
—— Ponticus.
—— hydrus.
—— Ravergieri.
—— fascicularis.
—— reticulatus.

*) Die Ufer des kaspischen Meeres sind reich an Schwimm-vögeln, besonders Entenarten. Die meisten der hier angeführten Species wurden von Herrn Menetries auf seiner wissenschaftlichen Reise in Trans-Kaukasien erbeutet.

**) Eine von Emys europaea verschiedene Sumpfschildkröte fand ich in Persien zwischen Kilissa-kent und Choi.

Coluber vermiculatus.
—— nebulosus.
—— Aesculapii.
—— sauromates.
—— leopardinus.
Pelias chersea.
Vipera aspis. *)

Trigonocephalus Halys.
Triton ophryticus. **)
Rana variabilis?
—— vespertina.
—— esculenta.
Bufo Caucasicus.
Hyla arborea.

Verzeichniß der von mir im Kaukasus, in Trans-Kaukasien, Armenien, Kurdistan und West-Persien gesammelten und von Dr. Hampe bestimmten Koleopteren.

Cicindela {concolor, *Dej.* / Tartarica?, *Mannh.*}
—— campestris, *F. var.*
—— desertorum, *Boeb.*
—— monticola, *Menet.*
—— soluta, *Mgl.*
—— littoralis, *F.*
—— strigata, *Dej.*
—— sylvatica, *F.*
—— Fischeri, *Adams.*
—— Alasanica, *Motsch.*
—— Dahurica, *Mannh.*
Cymindis patruelis, *Strm.*
—— lineata, *Schh.*
—— miliaris, *F.*
—— axillaris, *Dft.*
Lebia crux-minor, *F.*
Aptinus mutilatus, *Illg.*
Scarites Volgensis, *Stev.*
Ditomus Calydonius, *F.*
—— obscurus, *Stev.*

Cychrus {aeneus, *Stev.* / signatus, *Fald.*}
Procerus Tauricus} ***) *Pall.*
—— Caucasicus} *Adms.*
Procrustes Wiedemann, *Crist.*
—— Cerisii, *Dej.*
Carabus {maurus, *Adms.* / paphius, *Redtb.*}
—— Kruberi, *Fisch.*
—— reticulatus, *Hampe.*
—— {saphyrinus, *Crist.* / Wagneri, *Er.*}
—— {Bohemanii, *Mannh.* / hyacinthinus, *Kindrm.*}
—— {Bischoffii, *Chaud.* / chrysitis, *Wagner.*}
—— Kindermannii, *Hampe.*
—— Victor, *Fridv.*
—— Schamylii, *Hampe.*
—— cancellatus, *Illg.*
—— granulatus, *L.*

---

*) Diese Giftschlange fand ich nur im Kaukasus in Regionen von bedeutender Höhe zwischen 6—7000′.

**) Eine neue Tritonart von Berthold im Anhang meiner Reise nach Kolchis beschrieben.

***) Beide wahrscheinlich ein und dieselbe Art, welche in den Uferlandschaften des Pontus nicht selten ist, aber das kaukasische und kolchisch-armenische Gebirge nicht überschreitet. Die oberste Höhengränze dieses Prachtkäfers mag c. 4000′ sein.

Carabus septem-carinatus, *Motsch.*
—— exaratus, *Stev.*
—— Staehlinii, *Adms.*
—— Dejeanii, *Stev.*
—— {inconspicuus, *Chaud.* / Persicus, *Wagner.*}
—— {cribratus, *Boeb.* / N.-punctatus, *Wagner.*}
—— mingens, *Stev.*
—— bosphoranus, *Stev.*
—— Besseri, *Zgl.*
—— pectinatus, *Hampe.*
—— pumilio, *Er.*
—— {gracilis, *Motsch.* / Armeniacus, *Wagner.*}
—— Bonplandi, *Menet.*
—— productus, *Hampe.*
—— Nordmannii, *Chaud.*
—— luxorius, *Motsch.*
——*) {Puschkinii, *Adms.* / mirabilis; *Wagner.*}
—— Osseticus, *Adms.*
—— nothus, *Adms.*
—— Boeberi, *Adms.*
Calosoma sycophanta, *F.*
—— rapax, *Fridv.*
—— inquisitor, *F.*
—— indagator, *F.*
Callisthenes {breviusculus, *Mannh.* / Araraticus, *Wagner.*}
—— orbiculatus, *Motsch.*
Nebria Marschallii, *Stev.*
—— Caucasica, *Menet.*

Panageus crux-minor, *F.*
Chlaenius festivus, *F.*
Dinodes rufipes, *Bon.*
Licinus cassideus, *F.*
—— depressus, *Payk.*
Pogonus iridipennis, *Nicol.*
Pristonychus {amoenus, *Fald.* / elegans? *Dej.*}
—— Cimmereus, *Stev.*
Calathus melanocephalus, *F.*
Sphodrus longicollis, *Stev.*
Anchomenus uliginosus, *Er.*
Agonum Austriacum, *F.*
Omaseus Creticus, *Fridv.*
—— gracilis. *Strm.*
Pterostichus subcordatus, *Chaud.*
Cephalotes nobilis. *Dej.*
Eutroctus {moestus, *Wagner.* / heros, *Mannh.*}
Zabrus Trinii, *Fisch.*
—— aurichalceus, *Adms.*
—— spectabilis, *Hampe.*
Amara vulgaris, *F.*
Acinopus megacephalus, *Illg.*
—— ammophilus, *Stev.*
Ophonus azureus, *Illg.*
—— meridionalis, *Dej.*
—— puncticollis, *Payk.*
—— mendax, *Rossi.*
Harpalus aeneus, *F.*
Stenolophus vaporariorum, *F.*
Peryphus rufipes, *Gyl.*
Dytiscus Roeselii, *F.*
Gyrinus Caspius, *Menet.*

---

*) Hr. von Chaudoir erklärt den Carabus mirabilis des Wagner für den C. Osseticus. Hr. Kolenati hat dieses Thier in seinem Werke: Insecta Caucasica . . . unter dem Namen C. Puschkinii, *Adms.* abgebildet, auch dem kais. Cabinet unter demselben Namen geschickt; ja auch Hr. Motschulsky erklärte dasselbe für den C. Puschkinii. Da mir die Beschreibung weder des einen, noch des anderen zugängig ist, so muß ich diese Sache vor der Hand auf sich beruhen lassen. Vielleicht gefällt es dem Hr. von Chaudoir seinen Ausspruch genauer zu motiviren.

Staphylinus caesareus, *Cedh.*
—— lutarius, *Grv.*
—— stercorarius, *Olv.*
—— calcocephalus, *F.*
Ocypus olens, *Müller.*
Tachynus subterraneus, *L.*
Pedaerus longipennis, *Dhl.*
Sulodis Andreae, *F.*
—— costata, *Redtb.*
—— globithorax, *Stev.*
—— Faldermannii, *Dej.*
Capnodis miliaris, *Klg.*
—— cariosa, *F.*
—— { carbonaria, *Klg.* / tristis, *Fridv.* }
—— albosignata, *Bischoff.*
—— porosa, *Klg.*
—— tenebricosa, *F.*
Ancylocheira rustica, *F.*
—— flavomaculata, *F.*
—— strigosa, *Gebl.*
Perotis lugubris, *F.*
—— cuprea, *Kindrm.*
Chrysobotris affinis, *F.*
Lampra rutilans, *F.*
Anthaxia sitta, *Stev.*
—— candens, *F.*
—— salicis, *F.*
—— signaticollis, *Dej.*
—— cichorii, *Olv.*
—— 4-punctata, *F.*
Sphaenoptera arnacanthae, *Godet.*
—— coracina, *Stev.*
—— dianthi, *Stev.*
Acmaeodera bivittis, *Fridv.*
—— hyacinthina, *Fridv.*
Agrilus rubi, *F.*
—— linearis, *F.*
Agrypnus atomarius, *F.*
Athous Armeniacus, *Kolenati.*
—— vittatus, *F.*
Agriotes sputator, *F.*
Cardiophorus nigerrimus, *Er.*
Ampedus sanguineus, *F.*
—— pomorum, *Hbst.*

Ampedus crocatus, *Zgl.*
—— sinuatus, *Zgl.*
—— nigritarsis, *Tauscher.*
Diacanthus latus, *F.*
Lygistopterus sanguineus, *F.*
Lampyris Zenkeri, *Grm.*
Cantharis pupillata, *Fridv.*
—— Tsmenia, *Fridv.*
—— livida, *F.*
—— melanura, *F.*
—— cyanipennis, *Payk.*
—— thoracica, *Olv.*
Malachius aeneus, *F.*
—— Armeniacus, *Mannh.*
Dasytes ater, *F.*
—— nobilis, *Illg.*
Tillus elongatus, *F.*
Trichodes crabroniformis, *F.*
—— apiarius, *F.*
—— favarius, *Illg.*
—— Visnagae, *Fridv.*
—— flavocinctus, *Kindrm.*
—— nobilis, *Klg.*
Necrophorus mortuorum, *F.*
—— vespillo, *F.*
Silpha laevigata, *F.*
—— atrata, *F.*
—— orientalis, *Dej.*
—— 4-punctata, *F.*
Byrrhus pilula, *F.*
—— arietinus, *Grm.*
Thymalus limbatus, *F.*
Hydrophilus aterrimus, *Echlz.*
—— flavipes, *Stev.*
Gymnopleurus serratus, *Fisch.*
Sisyphus Schaefferi, *F.*
Copris paniscus, *F.*
—— emarginatus, *F.*
Ateuchus { Armeniacus, *Fald.* / nitidus, *Kindrm.* }
Onthophagus fissicornis, *Stev.*
—— taurus, *F.*
—— Schreberi, *L.*
Onitis Amyntas, *Stev.*
—— Moeris, *Pall.*
—— Menalcas, *F.*

Oniticellus festivus, *Stev.*
—— pallipes, *F.*
Aphodius conjugatus, *Pzr.*
—— scrutator, *F.*
—— gagatinus, *Mannh.*
—— lugens, *Dft.*
—— sus, *F.*
Lethrus.
Geotrupes stercorarius, *F.*
—— politus, *Malfsky.*
Oryctes nasicornis, *F.*
—— Silenus, *F.*
Scarabaeus monodon, *F*
Anomala vitis, *F.*
—— errans, *F.*
Anisoplia austriaca, *Hbst.*
—— Caucasica, *Stev.*
—— leucaspis, *Stev.*
—— arvicola, *F.*
—— agricola, *F.*
—— lineolata, *Dej.*
Anoxia matutinalis, *Dhe.*
—— pauper, *Hampe.*
—— nivea, *Hampe.*
Polyphulla hololeuca, *Pall.*
—— grisca, *Fald.* (?)
Melolontha hippocastani, *F.*
—— aceris, *Er.*
Tanyproctus Persicus, *Fald.*
Rhisotrogus aequinoctialis, *F.*
—— tropicus, *Mgl.*
—— ater, *F.*
—— aprilinus, *Dft.*
Amphicoma vulpes, *F.*
—— psilotrichius, *Pareyss.*
—— Lasserrei, *Pareyss.*
—— cyanipennis, *Fridv.*
—— chrysopyga, *Stev.*
—— apicalis, *Brullé.*
—— bombyliformis, *F.*
Valgus hemipterus, *F.*
Cetonia obscura, *And.*
—— aurata, *F.*
—— viridis, *F.*
—— Armeniaca, *Mannh.*
—— exclamationis, *Fald.*

Cetonia Asiatica, *Fald.*
—— albella, *Pall.*
—— hirta, *F.*
Sinodendron cylindricum, *F.*
Lucanus Barbarossa, *F.*
Erodius Europaeus, *Dej.*
—— gibbus, *F.*
Zophosis dilatata. *Er.*
Pimelia Schönherri, *Dej.*
—— punctata, *Dej.*
—— capito, *Fald.* (?)
—— pauxilla, *Hampe.*
Melanostola punctata.
Pachyscelis granulosa, *Dej.*
—— mammulata, *Fald.*
Trachyderma setosa, *Fald.*
Akis aurita, *Pall.*
Scaurus tristis, *Olv.*
Cephalostenus elegans, *Dej.*
Laena villosula, *Mgl.*
Tentyria nomas, *Pall.*
—— rugulosa, *Mgl.*
—— breviuscula, *Fald.*
Adesmia Karelinii, *Fisch.*
—— Panderi, *Fisch.*
Gnaptor spinimanus, *Pall.*
Blaps cuspidata, *Brullé.*
—— confluens, *Fisch.*
Pedinus femoralis, *L.*
Pandarus cribratus, *Klg.*
Dichroma foraminosa, *Fridv.*
Platyscelis gages, *Fisch.*
Opatrum laticolle, *Dhl.*
—— {triste, *Stev.* / politum, *Pareyss.*}
Endophloeus exsculptus, *Par.*
Platydema violacea, *F.*
Neomida bicolor, *F.*
—— cophosioïdes.
Uloma culinaris, *F.*
Hypophloeus castaneus, *F.*
Tenebrio obscurus, *F.*
Anthracias 2-cornis, *Stev.*
Helops coeruleus, *F.*
—— Stevenii, *Karelin.*
—— gloriosus, *Fald.*

Helops dermestoïdes, *Illg.*
Omophlus pilicollis, *Fald.*
Cistela nigritula, *Fridv.*
—— {arquata, *Gblr.*
{alpina, *Kindrm.*
Meloe proscarabeus, *L.*
—— cyaneus, *F.*
—— tuccius, *Rossi.*
—— scabriusculus, *Boeb.*
—— scabrosus, *Illg.*
—— brevicollis, *F.*
Cerocoma Schreberi, *F.*
Mordella fasciata, *F.*
Lagria pubescens, *L.*
Monocerus major, *Dej.*
Mylabris contigua, *Helf.*
—— 2 - maculata, *Klg.*
—— mutabilis, *Dej.*
—— cohaerens, *Fisch.*
—— Adamsii, *Stev.*
—— Sibirica, *Gebs.*
Lydus Algiricus, *L.*
—— Wilhelmii, *Fald.*
Lytta collaris, *F.*
—— phalerata, *Fridv.*
—— vesicatoria, *L.*
Epicauta erythrocephala, *Pall.*
—— Sibirica, *Pall.*
Zonitis fuscipennis, *Fridv.*
—— mutica, *F.*
Oedemera podagrariae, *F.*
—— flavescens, *L.*
—— clavipes, *F.*
—— lurida, *Gyl.*
Anoncodes ustulata, *F.*
Platyrhinus latirostris, *F.*
Anthribus albinus, *L.*
Attelabus curculionoïdes, *L.*
Rhynchites Hungaricus, *F.*
Amorphocephalus coronatus, *Grm.*
Brachycerus undatus, *F.*
—— foveicollis, *Schh.*
Eusomus ovulum, *Illg.*
Tanymecus Niloticus, *Hellwg.*
Sitones candescens, *Hampe.*
Sitones 8 - punctatus, *Grm.*
Chlorophanus micans, *Stev.*
—— splendens, *Hochh.*
Cleonus strabus, *Schh.*
—— hebraeus, *Fld.* (?)
—— nigrovittatus, *Pall.*
—— 4 - carinatus, *F.*
—— marmoratus, *F.*
—— sysimbrii, *Dhl.*
—— candisatus, *Fisch.*
—— obliquus, *F.*
—— frontatus, *Fisch.*
—— lugens, *Dhl.*
Hylobius abietis, *L.*
—— maculatus, *Kindrm.*
Molytes glabratus, *F.*
—— vittatus, *Fald.*
Meleus illotus, *Fald.*
—— fallax, *Fald.*
Phytonomus crinitus, *Dej.*
Phyllobius pictus. *Stev.*
Otiorhynchus ligustici, *F.*
—— asphaltinus, *Grm.*
—— lugens, *Grm.*
—— giraffa, *Grm.*
—— cristatus, *Zgl.*
Nastus Goryi, *Tchh.*
Lixus bardanae, *F.*
—— ascanii, *F.*
—— varicolor, *Dhl.*
Larinus cirsi, *Stev.*
—— sturnus, *Hbst.*
—— atomarius, *Kindrm.*
Rhinocyllus latirostris, *Schh.*
Thamnophilus atramentarius, *Schh.*
Baris nitens, *F.*
Ceutorhynchus Echii, *F.*
Acentrus histrio, *Schh.*
Paussus — jedoch ganz zerbrochen.
Apate luctuosa, *Olv.*
Aegosoma scabricorne, *F.*
Prionus coriarius, *L.*
Hamaticherus velutinus, *Dej.*
Purpuricenus Koechleri, *F.*
—— Budensis, *Goetze.*

Stromatium strepens, *F.*
Hesperophanes holosericeus, *Rossi.*
Criocephalum rusticum, *F.*
Callidium sanguineum, *L.*
Clytus comptus, *Zglr.*
—— Orientalis, *Fridv.*
—— ornatus, *F.*
—— verbasci, *F.*
—— floralis, *F.*
—— Massiliensis, *F.*
—— Sibiricus, *Dej.*
—— {6-maculatus, *Fald.*
{Caucasicus, *Motsch.*
Stenopterus rufus, *F.*
—— femoratus, *Stev.*
Monochamus sutor, *F.*
Morimus lugubris, *F.*
Dorcadion cruciatum, *F.*
—— holosericeum, *Mgl.*
—— striatum, *Schh.*
—— nobile, *Hampe.*
—— serotinum, *Kindrm.*
—— Bizantinum, *Fridv.*
—— ferruginipes, *Stev.*
—— sericatum, *Stev.*
—— catenatum, *Klg.*
—— crux, *Schh.*
—— scabricolle, *Stev.*
—— Wagneri, *Er.* u. *Kstr.*
—— nitidum, *Er.*
—— dimidiatum, *Motsch.*
—— haemorrhoidale, *Hampe.*
—— sodale, *Hampe.*
Saperda Scovitzii, *Fald.*
Phytoecia Kotschyi, *Hampe.*
—— albolineata, *Hampe.*
—— puncticollis, *Fald.*
—— praetextata, *Steven.*
—— lineola, *F.*
—— Balkanica, *Fridv.*
—— virescens, *F.*
—— annulata, *Hampe.*
—— molybdaena, *Grm.*
—— flavipes, *Stev.*

Agapanthia Zawatzkii, *Fridv.*
—— lateralis, *Kindrm.*
—— languida, *Fridv.*
—— suturalis, *F.*
—— marginella, *F.*
—— smaragdina, *Dej.*
Rhagium rufipes, *Fald.*
Toxotus Persicus, *Fald.*
—— mirabilis, *Motsch.*
—— insitivus, *Boeb.*
Pachyta 6-maculata, *F.*
Strangalia attenuata, *F.*
—— calcarata, *F.*
Stenura cruciata, *Olv.*
Leptura Dejeanii, *Fald.*
—— scutellata, *F.*
—— 1-punctata, *F.*
—— livida, *F.*
Cassida viridis, *F.*
—— furruginea, *F.*
—— nebulosa, *L.*
Adimonia spectabilis, *Fald.*
—— nigrolineata, *Gebl.*
—— rufa, *Mgl.*
Timarcha subcyanea, *Fald.*
—— tenebricosa, *F.*
—— Hummelii, *Fald.*
Chrysomela hottentota, F.
—— sanguinolenta, *F.*
—— limbata, *F.*
—— marcasitica, *Grm.*
—— armeniaca, *Fld.*
—— staphyleae, *L.*
—— lurida. *F.*
—— gloriosa, *F.*
Entomoscelis Adonidis, *F.*
Lina populi, *F.*
Clythra laeviuscula, *Ltzb.*
Macrolenes salicariae, *Menet.*
Coptocephala scopolina. *Dej.*
Pachybrachis histrio, *F.*
Cryptocephalus interruptus, *Mgl.*
—— 2-punctatus, *F.*
—— sericeus, *F.*

Cryptocephalus hypochaeridis, *L.*
Coccinella 13-punctata, *L.*
Coccinella microcephala, *Evrsm.*
—— 14-guttata, *F.*
—— desertorum, *Fald.*

Hier folgt nun die Beschreibung der neuen Arten, deren Zahl nicht groß ist. Durch den außerordentlichen Eifer der Entomologen Rußlands ist die Insectenfauna Trans-Kaukasiens und Armeniens bekannter geworden als die mancher europäischen Länder z. B. von Italien und der Türkei.

1. Carabus reticulatus: oblongus, niger, elytris punctato-striatis, interstitiis leviter elevatis, alternis eorum punctis foveolatiformibus interruptis. Long. 70 lin., lat. 4 lin. Von der Gestalt des C. maurus, von ihm jedoch durch die tief ausgeprägte Sculptur der Flügeldecken hinlänglich unterschieden. —

Kopf und Halsschild zart gerunzelt, letzteres sehr schwach gewölbt, mit einer feinen vertieften Mittellinie, breiter als lang, nach hinten etwas verengt, die Hinterwinkel nur wenig nach rückwärts vorspringend, der Seitenrand mäßig erhaben, der Vorderrand schwach ausgeschnitten, seine abgerundeten Ecken nur wenig nach unten gedrückt; die Flügeldecken schwach gewölbt, fast nur um 1/4 länger als zusammen breit, punktirt-gestreift, die Punkte der Streifen fein und sparsam, die Zwischenräume schwach erhaben, glatt, die abwechselnden derselben durch große, grübchenartige Punkte unterbrochen, der Seitenrand runzlig, mit feinen, theilweise gereihten Körnchen; die Beine verhältnißmäßig kurz und nicht dick.

2. Carabus Kindermanni: oblongus, subtus niger, supra viridi-aeneus, elytris convexis, subtiliter punctato-striatis, interstitiis laevibus, aureis, punctis impressis triplici serie. Long. 9 1/2 lin., lat. 3 3/4 lin.

Der Kopf länglich, grün, metallisch-glänzend, Mundtheile und Fühler schwarz; das Halsschild nur wenig kürzer als breit, hinten leicht eingezogen und jederseits der Länge nach eingedrückt, die Hinterecken bedeutend nach rückwärts vorspringend, die Vorderecken tief hinabgebogen, die Oberfläche grün, metallisch-glänzend, mit nadelrissigen Querrunzeln und einer vertieften Mittellinie; das Schildchen schwarz, breit-dreieckig, hinten längsrunzlig; die Flügeldecken länglich-eiförmig, convex, goldgrün, metallisch-glänzend, fein punktirt-gestreift, die glatten, wenig erhabenen Zwischenräume schön röthlich-golden, die tief eingepreßten Punkte auf dem 4, 8 und 12 Zwischenraume, die Streifen und der Seitenrand licht-grün; die Unterseite schwarz; die Beine schwarz und zart. —

3. Carabus Schamylii: elongatus, depressus, niger, elytrorum viridium thoracisque margine violaceo, elytris costis tuberculorumque oblongorum seriebus ternis alternis, apice subsinuatis. Long. 12 lin., lat. 5 lin.

Der Kopf langgestreckt, gerunzelt; das Halsschild flach, breiter als lang, vor der Mitte am breitesten, rückwärts leicht eingezogen, die Hinterecken mäßig vorspringend, abgerundet, der Vorderarm ziemlich tief ausgeschnitten, seine Winkel ziemlich rechteckig und nach abwärts gedrückt, die Oberfläche nadelrissig-gerunzelt, an den Seiten fein runzelig-punktirt, mit einer feinen, vertieften Mittellinie, die Mitte schwarz-, die Seiten veilchen-blau; die Flügeldecken flach gedrückt, an der Basis verschmälert, mit leicht zugerundeten Schultern, hinter der Mitte am breitesten, an der Spitze breiter als an den Schultern, der Spitzenrand sehr schwach ausgebuchtet, den Unterleib nur unvollkommen bedeckend, der Seitenrand seiner ganzen Länge nach aufgebogen, jede Flügeldecke mit drei Reihen kettenförmiger, mehr oder weniger langen und regelmäßigen Erhabenheiten, und abwechselnd mit drei ziemlich hohen Längsrippen, die Kettenglieder beiderseits von unregelmäßig langen, runzligen, licht-grünen Erhabenheiten eingefaßt, die Nath, die Ketten und Rippen schwarz-blau, der Seitenrand und die Grübchen zwischen den Ketten an dem vordern Theile der Flügeldecken veilchen-blau, die übrige Oberfläche licht- oder bläulich-grün. Die Unterseite schwarz; die Beine schwarz, lang und schlank.

4. Carabus rhinopterus: oblongiusculus, niger, supra cyaneus, elytris subconvexis, confertissime crenato-striatis. Long. 8 1/2 lin., lat. 3 1/2 lin.

Der Kopf schmal, langgestreckt, schwarz, glänzend, hinten dichter, vorne sehr sparsam punktirt, die Punkte hie und da zu Runzeln zusammen fließend; das Halsschild flach gedrückt, etwas breiter als lang, nach rückwärts verengt, die Hinterecken bedeutend nach hinten verlängert, der Seitenrand wenig erhaben, der Vorderrand kaum ausgeschnitten, die hinabgebogenen Vorderecken gehen sanft zugerundet in den schmal eingefaßten Vorderrand über, die Oberfläche ziemlich dicht, in den Hinterecken gröber runzlig-punktirt; das Schildchen längs-runzelig; die Flügeldecken länglich-eiförmig, mäßig gewölbt, äußerst dicht und sehr fein erhaben gestreift, die Streifen feilenartig unterbrochen, die drei Reihen eingedrückter Punkte nur schwach angedeutet, die Beine zart.

5. Carabus productus: elongatus, angustus, modice convexus, infra niger, supra viridi-cupreus, splendens, elytris ellypticis, laevibus, lateribus granulosis, apice punc-

tis sparsis leviter impressis, margine apicali integro. Long. 15 1/2 lin., lat. 5 1/2 lin., longitudo elytrorum 9 3/4 lin.

Der Kopf schwarz, der Scheitel in der Mitte kupferroth, an den Seiten grün, zwischen den Fühlern befinden sich zwei längliche Grübchen; die Mandibeln sehr lang; die Fühler reichen beinahe bis zur Hälfte der Flügeldecken; das Halsschild um 1/4 breiter als lang, wenig gewölbt, rückwärts leicht eingezogen, die Hinterecken etwas nach rückwärts verlängert und hinabgebogen, der Vorderrand ziemlich tief ausgeschnitten, breit gerandet, die Ecken tief hinabgedrückt, die Oberfläche mit äußerst zarten Querrunzeln und einer gekerbten Mittellinie, an den Hinterecken grubenartig eingedrückt, in der Mitte kupferroth, an den Seiten zum Hinterrande grün; das Schildchen breit, schwarz und glatt; die Flügeldecken doppelt so lang als zusammen breit, in der Mitte schwach erweitert, ellyptisch, der Spitzenrand nicht ausgebuchtet, mäßig gewölbt, die Oberfläche spiegelblank, nur mit äußerst schwachen Andeutungen von wellenförmigen Runzeln, grün-kupferroth, am Seitenrand grün, mit einer unregelmäßigen Doppelreihe feiner Körnchen besetzt, an der Spitze mit 12—15 zerstreuten, schwach eingedrückten Punkten; die Unterseite schwarz; die Beine schwarz, lang und kräftig, mit stark verdickten Schenkeln.

Obwohl der hier beschriebene Carabus, ebenso wie C. Nordmanni und luxorius nur eine Abart des C. Bonplandi sein mag, indem Größe, Granulation, ja selbst die Gestalt sich allmählig ändert, je nachdem dasselbe Thier in der Ebene oder an den Bergen hinauf vorkommt; so hat doch dieser Käfer wegen seiner langgestreckten, schmalen, fast parallelen Gestalt, den glatten Flügeldecken 2c. dieselben Ansprüche eine eigene Art wie die oben genannten zu bilden.

6. Zabrus spectabilis: oblongo-ovatus, convexus, niger, elytris viridi-aeneis, striato-punctatis, interstitiis parum convexis. Long. 6 lin., lat. 3 lin.

Der Kopf rückwärts breit, nach vorne rasch zugespitzt, schwarz, glatt, glänzend, zwischen den Augen einige undeutliche Querrunzeln; die Fühler dünn, nicht über das Halsschild reichend; das Halsschild doppelt so breit als lang, nach vorwärts bedeutend verengert, der Hinterrand beinahe gerade, die Hinterecken rechtwinklig, der Vorderrand leicht ausgeschnitten, die Vorderecken zugerundet und hinabgebogen; die Oberfläche schwarz, glänzend, convex, die Mitte glatt, am Vorderrand sehr fein, am Hinterrand gröber, gegen die Seiten hin runzlig-punktirt, mit einer feinen, vertieften Mittellinie; das Schildchen sehr breit, schwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken an der Wurzel so breit als das Halsschild, in der Mitte kaum erweitert, hinten rasch zugespitzt, mäßig gewölbt, dunkel-grün, metallisch-glänzend, ziemlich tief gestreift-punktirt, die Punkte nicht ganz regelmäßig, oft 2—3 zusammen fließend, die Zwischenräume wenig erhaben, glatt, fein, nadelrissig; die Unterseite pechschwarz, glatt, glänzend.

7. Perotis cuprea: cuprea, punctata, thorace ante scutellum foveola profunda didyma, thoracis elytrorumque basi excavata. Long. 9—12 lin., lat. $3\frac{1}{2}$—5 lin.

Der Kopf hinabgezogen, die Stirne sehr dicht und grob, zuweilen grob-runzlig-punktirt; die ersten zwei Fühlerglieder kupfrig, die übrigen schwarz, metallisch-glänzend; das Halsschild quer, nach vorne bedeutend verengt, wenig gewölbt, sehr dicht und tief, besonders an den Seiten, punktirt, mit zwei glatten Stellen vor der Mitte, die Mittellinie nur nach vorne angezeigt, vor dem Schildchen befinden sich in einer länglichen Aushöhlung zwei tiefe, durch eine Scheidewand getrennte, rückwärts aber durch ein glattes Leistchen verbundene Grübchen, der Hinterrand zweimal gebuchtet, der Vorderrand sehr wenig ausgeschnitten; das rundliche Schildchen ist in einer tiefen Grube versteckt; die Flügeldecken an ihrer Basis nur sehr wenig breiter als das Halsschild, allmählig nach rückwärts verschmälert und an der Spitze einzeln abgerundet, ziemlich flach, die hintersten Schildchen der Länge nach ausgehöhlt, und vom Ende der Aushöhlung an schwach kielförmig erhaben, die ganze Oberfläche sehr dicht und tief, an den Seiten hin und her runzlig-punktirt, bei größeren Exemplaren bemerkt man mit dem freien Auge mehrere feine Längslinien; die Unterseite viel gröber als die Oberseite narbig-punktirt.

8. Anoxia nivea: oblonga, nigra, infra densius, supra parcius albido squamulosa, elytris fornicatis. Long. $11\frac{1}{2}$ lin., lat. $5\frac{1}{3}$ lin.

Der Kopf fast vollkommen 4-eckig, der Vorderrand hoch auf- und zurückgebogen, seine Ecken nur wenig abgerundet, der Seitenrand doppelt gebuchtet, die Oberfläche mit kurzen, niederliegenden, weißen, steifen, schuppenartigen Härchen dicht besetzt, von denen die auf der Stirne nach vorne, jene auf dem Scheitel oben nach rückwärts gerichtet sind; Fühler bei dem Männchen 6-blätterig und wie die Mundtheile rostbraun; das Halsschild hoch-gewölbt, eben so schuppenartig behaart wie der Kopf, mit einem schwarzen, glatten Punkte an jeder Seite, und auf der hintern Hälfte mit einer schwarzen, glatten Mittellinie, der Hinterrand seicht doppelt-gebuchtet, der Seitenrand in einen schwach-eckigen Vorsprung erweitert, der Vorderrand halbkreisförmig ausgeschnitten; das Schildchen ebenso wie das Halsschild, nur dichter behaart, eine Mittellinie und die abgerundete Spitze schwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken dachartig gewölbt, jede einzelne etwas flach gedrückt, nach rückwärts merklich verschmälert, mit drei schwach-erhabenen Längslinien, und ebenso wie das Halsschild, jedoch weniger dicht behaart; die Brust mit nicht sehr langen, weichen, etwas niederliegenden Zotten bedeckt; der Hinterleib durchaus gleichmäßig schneeweiß und besonders dicht schuppenartig behaart.

9. Anoxia pauper: oblonga, subcylindrica, rubrotestacea, albido-pubescens, punctata, pectore villoso. Long. 9—10 lin., lat. 5—5 1/2 lin.

Die Stirn zum Theil, die Ränder des Kopfschildes und die Augen schwarz, das Kopfschild vorne leicht ausgerundet, stark aufgebogen, die Ecken abgerundet, mit weißen, kurzen, steifen, niederliegenden Härchen ziemlich dicht bekleidet; das Halsschild hoch-gewölbt, an den Seiten gerundet-erweitert, dicht und grob punktirt, ebenso wie das Kopfschild behaart, an jeder Seite ein nackter Fleck, eine erhabene Mittelinie nur schwach angedeutet, der Vorderrand leicht ausgeschnitten, der Hinterrand doppelt seicht-gebuchtet, in der Mitte schwach in eine stumpfe Ecke aufgebogen; das Schildchen an der Spitze abgerundet, sehr dicht behaart, durch eine glatte Mittellinie in zwei Theile getheilt; die Flügeldecken hoch-gewölbt, fast cylindrisch, mit 3 schwach erhabenen Längslinien, die Schulterbeule deutlich ausgedrückt, die Oberfläche ebenso wie das Halsschild behaart, fein runzlig-punktirt; der Unterleib sehr dicht und so kurz wie die Flügeldecken, die Brust zottig-behaart.

10. Pimelia pauxilla: nigra, breviter-ovalis, subglobosa, thorace brevissimo, densissime granuloso, lateribus pilis setiformibus sparsis tuberculisque majoribus interjectis; elytris tuberculis majoribus, rotundatis, laevigatis, interstitiis subtiliter granulosis, pilis setiformibus haud numerosis vestitis. Long. 5 1/4 lin., lat. 3 3/4 lin.

Der Kopf breit, rasch nach vorne verschmälert, mit spitzigen, nicht sehr gedrängt stehenden Tuberkeln besä't so, daß man die Zwischenräume mit ihren sehr feinen Granulositäten leicht unterscheiden kann, von einem Fühler zum andern eine schwache, bogenartige Schwiele, und hinter derselben eine gleichgestaltete seichte Vertiefung; die Fühlerglieder zwischen dem 3ten und 9ten deutlich länger als breit, das 9te kurz und breit; das Halsschild sehr kurz, bogenförmig gekrümmt, alle Ränder schmal, der Vorderrand nicht merklich, der Hinterrand nur unbedeutend ausgeschnitten, die Oberfläche mit sehr dichten, feinen Granulositäten bedeckt, aus welchen an den Seiten größere Tuberkel und lange, schwarze, borstenartige Haare hervorstehen, eine erhabene Mittellinie nur schwach angedeutet; der Rücken der Flügeldecken nicht vollkommen rund gewölbt, an der Spitze rasch abfallend, die Schulterwinkel abgerundet und wenig vorstehend, der Seitenrand nur durch spitzige, gereihte Tuberkel angezeigt, die Oberfläche mit ziemlich großen, rundlichen, glatten Tuberkeln nicht sehr dicht, die Seiten jedoch gedrängter, die Zwischenräume mit kleinen, spitzigen Granulositäten ziemlich dicht besetzt, die beide auf dem Abhange an der Spitze und dem umgeschlagenen Seitenrande sparsamer werden, an den Seiten und der abschüssigen Spitze stehen lange, steife

Haare; die Unterseite mit feinen, die Beine mit gröberen Granulositäten dicht und mit wenigen, kürzeren Haaren besetzt, die hintern Tarsen mehr dreiseitig.

11. Dorcadion haemorrhoidale: breve, atrum, nitidum, antennis, pedibus, elytrorum apice margineque laterali rufis, margine suturali albido. Long. 4 3/4 lin., lat. 1 3/4 lin.

Der Kopf schwarz, glänzend, grob und ziemlich sparsam, an den Seiten grob-runzelig-punktirt, mit einer deutlichen, vertieften Mittellinie; die Fühler roth, über die Mitte des Körpers ragend; das Halsschild schwarz, glänzend, in der Mitte glatt, gegen die Ränder zu anfangs mit einzelnen, an den Seiten jedoch mit dichten, grübchenartigen Punkten besetzt, die Mittelfurche tief, besonders rückwärts, an der Seite ein kleines, spitziges Höckerchen; die Flügeldecken 2½ mal so lang als das Halsschild, glatt, an den Schultern gerunzelt, glänzend, schwarz, an dem Seitenrand schmal, an der Spitze breit roth-gefärbt, der Rothrand weiß behaart; Brust und Hinterleib schwarz, die hintern Ränder aller Segmente, das letzte ganz roth, mit einer weißen, sehr zarten, seidenartigen Pubescenz; die Beine roth und ebenso behaart.

12. Dorcadion sodale: breve, atrum, albido-pubescens, antennis, pedibus, elytrorum margine laterali apiceque rufo brunneis, thorace grosse rugoso-punctato, elytris striato-punctatis, interstitiis septem albis. Long. 5 1/4 lin., lat. 2 1/5 lin.

Der Kopf schwarz, glänzend, auf dem Scheitel grob-runzelig-, auf den übrigen Theilen feiner punktirt, mit einer mehr oder weniger deutlichen Mittellinie; die Fühler rothbraun, etwas über die Mitte des Körpers reichend; das Halsschild schwarz, glänzend, grob-runzlig-, fast grübchenartig-punktirt, ohne Mittellinie, mit einem sehr kleinen, spitzigen Höckerchen an der Seite; die Flügeldecken schwarz, glänzend, der Seitenrand und die breite Spitze bräunlich-roth, jede Flügeldecke mit feinen, unregelmäßigen Punktreihen, während die Zwischenräume 7 schmale, weißbehaarte Linien darstellen; der Unterleib schwarz, ziemlich dicht und weißbehaart, der hintere Theil der Hinterleibs-Segmente, so wie die Beine roth-braun.

13. Dorcadion nobile: oblongum, nigrum, ore, antennarum articulo primo pedibusque rufis, elytris nigro-holosericis, margine suturali lateralique albido-pubescentibus. Long. 6 1/2 lin., lat. 2 1/2 lin.

Der Kopf schwarz, Scheitel und Stirne seicht und sparsam, die Seiten gröber und dichter punktirt, die Zwischenräume glatt und glänzend,

die Mittellinie fein und vertieft; die Taster und das erste Fühlerglied roth, die übrigen schwarz; das Halsschild schwarz, seine Oberfläche glatt und glänzend, gegen die Seiten zu sparsamer und feiner, an den Seiten selbst dicht und grob punktirt, letztere mit einem spitzigen Höckerchen versehen; das Schildchen schwarz, glatt und glänzend; die Flügeldecken länglich-oval, allmählig nach hinten verschmälert, mit einem schwarzen, sammetartigen Ueberzuge bekleidet, während die Nath und der feine Seitenrand weiß behaart sind; die Unterseite schwarz, glänzend, sehr fein und dicht punktirt; die Beine roth mit den klaren Tarsen, die Schenkel kräftig.

14. Phytoecia Kotschyi: nigra, nitida, nigro-brunneo-pilosa, elytris grosse punctatis, albo-griseo-maculatis. Long. 9 ½—12 lin., lat. 2 ½—3 ½ lin.

Der Kopf schwarz, Scheitel und Seiten so wie das Halsschild mit langen bräunlichen Haaren besetzt, die Stirne mittelmäßig frei und dicht, der Scheitel grobrunzlig-punktirt, mit einer Mittelfurche; die Fühler fast von der Länge des Körpers, ziemlich stark; das Halsschild fast so breit als lang, nach rückwärts etwas verengt, an den Seiten sanft abgerundet, schwarz, grob runzelig-punktirt; das Schildchen dreieckig, dicht filzig-behaart; die Flügeldecken schwarz, glänzend, zerstreut, manchmal gruppen-, manchmal ringförmig, grübchenartig-punktirt, die weißgrau-behaarten, seidenartig glänzenden Flecke sind von verschiedener Größe und Gestalt, ziemlich dicht, jedoch unregelmäßig vertheilt, nur am Seitenrande und an der Nath ziemlich gereiht gestellt; Unterseite und Beine schwarz, glänzend, ziemlich lang, schwarz-braun behaart.

Von dieser Art brachte zuerst Herr Kotschy ein Stück aus Turkistan für das kaiserliche Cabinet.

15. Phytoecia albo-lineata: nigra, albido-tomentosa, elytris crebre et profunde punctatis, sutura, lineis tribus margineque laterali albido-pubescentibus. Long. 7 lin., lat. 2 ¼ lin.

Der Kopf schwarz, seicht punktirt, mit einer feinen Längsfurche und so wie das Halsschild und das Schildchen gelblich-weiß filzig behaart; die Fühler schwarz-braun; die Flügeldecken schwarz, glänzend, an dem Grunde dicht, ziemlich grob und tief, gegen die Spitze zu sparsamer, feiner und seichter punktirt, ungleichmäßig mit gelblich-weißen Flecken oder einer feinen Pubescenz so bedeckt, daß dadurch schwärzliche Streifen entstehen, während die Nath, die 3 abwechselnden Zwischenräume und der Seitenrand sehr dicht gelblich-weiß behaart sind, und auf diese Art ebenso viele weißliche Längsstreifen darstellen; die ganze Unterseite, so wie auch die Beine mit einer dichten, gelblich-weißen, glänzenden Behaarung bekleidet.

16. Phytoecia annulata: nigra, opaca, capite thoraceque linea media albido-tomentosa, elytris dense albido-fuscoque variegatis, antennis albido-tomentosis fusco-annulatis. Long. 5 1/2 lin., lat. 1 3/4 lin.

Kopf und Halsschild schwarz, sehr dicht runzelig-punktirt, ersterer bräunlich pubescent, beide mit einer, am Kopfe bräunlichen, am Halsschild graulich-weiß behaarten Mittellinie; die Fühler graulich-weiß, vom dritten an fast die Hälfte der Spitze rehbraun behaart, was ihnen ein geringeltes Ansehen gibt; das Schildchen graulich-weiß und dicht behaart; Flügeldecken schwarz, glänzend, ziemlich dicht und tief punktirt, seine Oberfläche mit einem ziemlich dichten, vorne rehbraunen, nach rückwärts weißlichen Filze bedeckt, der häufig durch glatte Stellen unterbrochen ist und auf der vordern Hälfte drei, schwach angedeutete weißliche Streifen bildet; Unterseite und Beine schwarz, glänzend, graulich-weiß-, an der Vorderbrust mehr rehbraun-behaart, mit schwarzen, nackten, durchleuchtenden Punkten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.